Richard Graf Du Moulin-Eckart

Geschichte der Deutschen Universitäten

Geschichte der deutschen Universitäten

Geschichte der deutschen Universitäten

VON

RICHARD GRAF DU MOULIN ECKART

Mit 79 Abbildungen auf 42 Tafeln



1 · 9 · 2 · 9
VERLAG VON FERDINAND ENKE IN STUTTGART


WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY

Vorwort.

Eine zusammenfassende Geschichte der deutschen Universitäten, die, ohne den wissenschaftlichen Charakter zu verleugnen, doch populär gehalten ist, hat bisher trotz des unendlichen Reichtums von Arbeiten auf diesem Gebiete so gut wie vollständig gefehlt. Es mag sein, daß erst durch die von Max Lenz in seiner einzigartigen Darstellung der Geschichte der Universität Berlin ein neuer Zug in die Behandlung dieser Materie gekommen ist. Denn eine ganze Reihe von Einzeldarstellungen geben davon Zeugnis und haben trotz mancher sehr wertvoller früherer Erscheinungen tiefer geschürft, nicht bloß in die Archive der einzelnen Universitäten, sondern vor allem in die Zusammenhänge zwischen Universität, Fürstentum und Volkstum hinein. Es war nun bei dem vorliegenden reichen Material für den Verfasser die Hauptaufgabe, sich dieses nicht über den Kopf wachsen zu lassen und vor allem nicht in die Darstellung eine gewisse Monotonie zu bringen, die bei der vielfachen Gleichartigkeit der Entwicklung schwer zu vermeiden ist. Auch mußte ja immer die Wage zwischen den allgemeinen Dingen und den biographischen Details gehalten werden. Es muß sich nun bewähren, ob mir dies auf den ersten Hieb gelungen ist. Wenn ich sage ersten Hieb, so meine ich nicht, daß ich mich erst jetzt dieser Materie zugewendet habe. Habe ich doch schon in meiner Heidelberger Zeit, in der zweiten Hälfte der Neunziger-Jahre, Universitätsgeschichte gelesen und 1903 die Geschichte meines Münchner Corps geschrieben.

So bin ich dem Wunsch des Verlegers um so lieber nachgekommen, als er ja das Buch in geradezu glänzender Weise mit Bildern ausgestattet hat, die mit Recht als eine Art von Ergänzung, ja sogar Erweiterung und gewissermaßen Fortsetzung der Darstellung gelten mögen. Dazu aber hat mein hochverehrter Herr Kollege, Professor Dr. L. Vanino durch seine reichen Kenntnisse in der liebevollsten und sorgsamsten Weise beigetragen, wofür ich ihm an dieser Stelle meinen ganz besonderen Dank zu sagen habe, wie er mir überhaupt bei der ganzen Arbeit mit Rat und Tat zur Seite gestanden ist.

Das Register ist unter hilfreicher Mitarbeit meines Sohnes Dr. jur. Carl Léon Graf Du Moulin Eckart entstanden. Besonderer Dank gebührt der Münchner Staatsbibliothek, die mir bei der Beschaffung des fast unübersehbaren Materials hilfreich entgegengekommen ist.

München, den 6. Mai 1929.

Richard Graf Du Moulin Eckart.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	1
Universität Prag	13
Universität Wien	31
Universität Heidelberg	53
Universität Köln	69
Universität Erfurt	77
Universität Leipzig	85
Universität Rostock	99
Universität Greifswald	109
Universität Freiburg i. B.	115
Universität Basel	123
Universität München	129
Universität Tübingen	149
Universität Wittenberg	159
Universität Frankfurt a. O.	167
Universität Marburg	171
Universität Königsberg	185
Universität Dillingen	205
Universität Jena	215
Universität Helmstedt	225
Universität Altdorf	235
Universität Würzburg	243
Universität Graz	265
Universität Gießen	269
Universität Innsbruck	293

Seite

Universität Halle 299
Universität Göttingen 323
Universität Erlangen 331
Universität Berlin 351
Universität Breslau 383
Universität Bonn 399
Universität Zürich 427
Universität Bern 435
Universität Straßburg 441
Schlußwort 451
Register 455



Einleitung.

Eine hohe Persönlichkeit hat einmal die Meinung kundgetan, daß man die Geschichte von der Gegenwart in die Vergangenheit zurückführen müßte, um so von den gegenwärtigen Errungenschaften auf klarem und sicherem Pfade zu dem Ursprunge zu gelangen. Das würde gerade für die Geschichte der deutschen Universitäten einen besonderen Reiz haben, aber man würde selbstverständlich bald von der begonnenen Arbeit ablassen müssen. Man kann wohl in Gedanken den Weg wie einen Strom von seiner Mündung bis zu seiner Quelle verfolgen, aber eine historisch gerechte Darstellung ist doch nur möglich, wenn man von den gefundenen Anfängen an fortschreitet bis in unsere Tage hinein. Und dann stehen gerade die deutschen Universitäten mit der Entwicklung des deutschen Lebens überhaupt in so engem und tiefem Zusammenhang, und sind im Verlaufe derselben aus diesem selbst entsprungen, daß nur eine genaue Kenntnis der Entwicklung unseres Volkes uns die Möglichkeit bietet, den Augenblick zu erfassen, wo, gewiß unter fremdem Einfluß, oder unter dem Einfluß außerdeutscher Vorbilder, die hohen Schulen aus dem Leben der Nation entsprungen sind.

Die Geschichte der deutschen Universitäten ist von gewissen Vorurteilen und Voraussetzungen bis auf den heutigen Tag beeinflußt und wird es auch fürderhin bleiben. Das kommt ganz zweifellos von dem Wechselspiel der Kräfte, die sich in Europa und in der ganzen Welt immer geregt haben, und mit dem auch das Werden des Germanentums und ganz besonders unseres deutschen Volkes auf das allerengste und untrennbar verknüpft ist. Man hat wohl die Frage aufgestellt, was Deutschland geworden wäre ohne fremden Einfluß. Sie ist überflüssig, weil diese fremden Einflüsse naturnotwendig waren und im gewissen Sinne die Weltgeschichte bilden. Man kann in der Geschichtsschreibung zweifellos Konstruktion treiben und hat es auch immer getan. Aber die Geschichte selbst konstruiert nicht. Je tiefer wir in ihr Wesen eindringen, um so klarer ersehen wir, wie sie eben nichts anderes vermag, als Reflex zu sein der zahllosen Kräfte, die auf der Erde Rücken sich regen und die im Spiel

und Widerspiel ihr Wesen und ihr Unwesen treiben mit innerer Notwendigkeit, aber auch mit voller, freier Entfaltung aller dieser Kräfte.

Wir dürfen in der deutschen Geschichte die Bedeutung der Universitäten nicht überschätzen. Sie sind mehr geschaffen als schöpferisch gewesen und mit einer Geschichte der Wissenschaften nicht identisch, sondern nur ein kleiner Teil von dieser. Aber was sie uns so wertvoll macht, das ist, daß sie von dem Blute der Nation durchdrungen sind und dadurch mit dieser verknüpft als ein lebendiger Organismus, dessen Entfernung und Auflösung auf das Leben der Nation selbst ebenso verhängnisvoll zurückwirken müßte wie auf den menschlichen Körper die Amputation eines Gliedes. Nur in diesem Sinne engster Verbundenheit mit der Entwicklung des Volkes und des Volkstums, haben überhaupt die Universitäten nationale Bedeutung. Sonst wären sie eine Erscheinung mehr oder minder ephemärer Art, die die eine Zeit hervorgerufen und welche eine andere beseitigt, wie der Herbststurm das welke Laub von den Bäumen reißt.

Aber wenn wir zurückblicken auf das ganze Werden unseres Volkes, so sehen wir, wie ein Jahrtausend und noch mehr dazu gehört hat, bis das Volk für die Universitäten reif ward, oder sagen wir besser, bis die hohen Schulen notwendig wurden. Denn sie sind erst dann geschaffen worden, als das innere Bedürfnis sich geltend machte. Sie sind nicht eine Form, in die man eine Glocke gießt, damit sie dann vom hohen Turm herab durch ihren Klang die Menschen wecke und erfreue, sondern sie sind wie ein fremdes Kraut in den deutschen Boden eingepflanzt worden, als man ihrer bedurfte.

Das deutsche Wesen hat zwei tiefe Eigenschaften, die in den einzelnen Menschen, wie in der Gesamtheit immer wieder als die beiden Pole unserer Entwicklung zutage treten. Die eine ist der Drang zur Einsamkeit. Diesem aber steht das Bestreben des Zusammenschlusses und der Gruppierung Gleichgesinnter gegenüber. Wir können die Spuren dieser Eigenschaften verfolgen bis in die fernsten Zeiten germanischer Entwicklung und sie sind heute noch so lebendig „wie am ersten Tag“. Einsam saß der Deutsche auf seinem Hof und fand sich dann zusammen in der Heldengemeinschaft der Hundertschaft. Unsere ältesten Denkmäler muten uns an wie die Kunde edelsten Prophetentums, wie sie einzig die Einsamkeit zu wecken vermag. Dann aber hören wir, gewissermaßen als Symbol unserer Entwicklung, den gemeinsamen Schildgesang der ersten germanischen Heere, die gegen den Feind vordringen.

Aber freilich die Römer sagten, wir seien Barbaren und die Geschichtsschreibung hat dies den Römern mit mehr oder minder großem Recht nachgesprochen. Jedenfalls hat das germanische Volk nicht vor den römischen Waffen sich beugen, wohl aber durch das geistige Joch der Antike schreiten müssen. Freilich ist ihr dieses Joch leicht gemacht worden und nicht die antiken Völker als solche haben uns durch dasselbe hindurchgetrieben, sondern es war das Christentum, das die abendländischen Völker gewissermaßen zu

Zügen formiert und dann unter dem Hallelujah und frommem lateinischen Kirchengesang unter den drei Speeren der Antike durchgeführt hat.

Der Germanist und Historiker Heinrich Rückert hat eine Geschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Übergangs aus dem Heidentum in das Christentum geschrieben. Heute ist das Buch tot. Aber es hat eine große Pointe gehabt, die darauf hinzielte, daß das Christentum in der Form, wie es über die Deutschen gekommen ist, verderblich gewirkt hat. Das gilt der Form, die bereits alle Spuren der Entartung an sich trug, nicht dem Geist, der dann gerade durch die Filter des Germanentums hindurchgegangen und dadurch jene wunderbare Läuterung erfahren hat. Und so ist zusammen mit der zunächst nur formellen Übernahme des Christentums auch die Antike als notwendiges Requisit der neuen Lehre zu dem deutschen Volk gebracht worden. Die christliche Kirche hatte die lateinische Sprache als Kirchensprache übernommen und hatte darin gar keine andere Wahl. Denn den Weg, den jetzt das Christentum nahm, hatten doch in der großen Zeit des römischen Reiches dessen Legionen gebahnt. Das Christentum trat dieses Erbe an und damit mußte es, um sich gewissermaßen des orientalischen Kleides zu entledigen und die Tracht des Abendlandes anzuziehen, die geistige Toga der Antike sich umhängen. Und dadurch kam ganz naturnotwendig nach Deutschland mit dem Christentum der Rest des antiken Lebens und auch ein Teil der antiken Kultur. Wenn nun gerade die klösterliche Richtung der Kirche, wie sie Benedikt von Nursia dem fernen Osten und den frommen Söhnen Ägyptens abgelauscht, bei den Germanen eine besondere Neigung fand, ja wir dürfen sagen, ein ganz bestimmtes, verwandtes Gefühl, so wurde in der stillen Zelle der Mönche der Antike eine Heimstatt bereitet und eine gewisse Liebe und ein Empfinden geweiht, das wir freilich nicht im Sinn und Geist des heutigen Humanismus beurteilen dürfen, sondern aus jener Zeit selbst heraus, die so arm war und so leicht befriedigt werden konnte und über der jene wundersame Naivität der Urzeit lag. Aber hier regt sich neben dem gläubigen Gefühl, das bei den Mönchen doch ein Stück germanischen Naturgefühls in sich schloß, neben dem Glauben der Drang des Wissens. Nicht neue Taten suchte man jetzt und neue Erkenntnisse, die über die Antike hinausgingen, weil man ja noch lange nicht das Maß dessen erreicht hatte, was diese zu bieten vermochte. Denn gewaltig ragte über die Jahrhunderte und über alle Stürme der Völkerwanderung und auch über die ganze Entwicklung des Christentums hinweg der hohe und gewaltige Geist des Aristoteles, der alles Wissen der Vergangenheit in sich zu schließen schien und den man gerne zu den großen Heiligen der Christenheit gezählt hätte. Er wuchtet herein bis in die ausgehenden Tage des Mittelalters und wird nur etwas zurückgedrängt durch die nicht minder große, aber viel innerlichere Erscheinung seines großen und erhabenen Genossen Plato. Aber wir dürfen in den Klöstern und ihren Bibliotheken und auch in den Sälen und Köpfen der Mönche nicht nach übermäßigem Wissen und Erkennen forschen. Sie bedurften des nicht, und leicht befriedigt, wie sie waren,

haben sie eben auch hier wie in der Entwicklung des Christentums zunächst nur der Form gelebt und erst allmählich hat diese Form einen bestimmten Inhalt erhalten. Er war wohl, wenn wir von aller doktrinären und schulmäßigen Überlieferung absehen, in sich poetisch. Aber gerade dadurch kraftvoll und konnte veredelnd wirken. Und so war schon in den Tagen Karls des Großen ein Zusammenfassen der Wissenschaften und ein wissenschaftliches Leben möglich, wie es sich am Hofe dieses einzigartigen und gewaltigen Fürsten darstellte. Man hat von einer karolingischen Renaissance gesprochen und dann diese Formulierung wieder angefochten. Es kommt nicht auf den Ausdruck und auf die Übertragung eines bildhaften Vergleiches, sondern es kommt auf das Wesen an und auf die Wirkung. Und die war am Hofe Herrn Karls doch eine ganz eigenartige und große: nicht unmittelbar deutsch in der Handhabung, aber doch zusammenfassend im germanischen Sinne. Und wenn wir die Lieder Theodulfs lesen, wie er eine Jagd Karls des Großen schildert und das Lagern am Ufer des Rheins, so zeigt sich hier das Gefühl einer unendlichen Gemeinschaft, an der auch jene Gelehrten freudigen Anteil hatten, die sich dann in ihre Klosterzellen zurückgezogen und ernster und tiefer die Wissenschaften, die an dem freudigen Hofe freudige Aufnahme und Belebung gefunden, nun dem ernsten Dienst des düsteren Kults gewissermaßen zur Versklavung übergaben. Aber der Bann war gebrochen und in die christliche Welt flutete der Orient herein und brachte in ganz seltsamer Weise, wie die Welle, die vom fremden Strande etwas wegspült und am anderen Ufer auswirft, ein gut Stück antiker Kultur.

Arabische Gelehrte und arabische Gelehrsamkeit, die bereits an hohen Schulen sich zu konsolidieren begonnen hatten, spielen dabei eine große Rolle. Sie bringen in das abendländische Leben neue Kräfte und neue Anregungen. Und wir dürfen nicht vergessen, daß seit den Tagen jenes Pytheas von Massilia, der bis nach der Insel Thule vorgedrungen, der Wandertrieb mit dem Forschungstrieb immer verknüpft war. Und der Strebende jener Tage mußte, wenn er weiterdringen wollte in seinem Trachten nach Erkenntnis, das Vaterland im Rücken lassen und in die Weite ziehen ohne den Fluch des Ahasver, aber mit dem Drang eines Odysseus und dem hohen Wollen, das in einem Kolumbus den höchsten Ausdruck gefunden hat. Und dadurch gewann die Schule des Abendlandes an Kraft, nicht die Schulen als solche, die nun an den Klöstern und vor allem mit bewußter Absicht bei den Domen der Bischöfe entstanden. Denn sie waren nichts anderes als die Bewahrer und Pfleger einer bescheidenen und im gewissen Sinne armseligen Tradition. Aber schon diese war von Wert und konnte als Grundstein dienen eines großen und gewaltigen Baues, der allmählich sich erheben sollte.

Doch die Förderung der Wissenschaft ist ursprünglich Sache des Einzelnen gewesen. Bis in die Zeiten des 12. Jahrhunderts hinein sind Fortschritte eben nicht durch die Schule, sondern nur durch Persönlichkeiten, die vielfach abseits von den Schulen dachten und sannen, gewonnen worden. Man hat sie vielfach

als Zauberer angesehen und ihr Weg war keineswegs mit Rosen bestreut. Doch um so tiefer und um so stärker war ihr Einfluß auf die Zeit: ein Einfluß, der freilich weit über die Schulen hinweg reichte. Wir brauchen nur an jenen Gerbert von Aurillac zu denken, oder in England an jenen Thomas Bekket. Beide haben wohl das Überragende ihres Wissens aus jenen arabischen Quellen geschöpft, aus denen in die deutsche Wissenschaft und in die deutsche Entwicklung so viel geflossen ist. Schon damals, dann aber ganz besonders in den Zeiten der Kreuzzüge.

Aber während in den Kloster- und Domschulen nun ein Klerus herangebildet wurde, der den Notwendigkeiten und den Bedürfnissen der Kirche entsprach und entsprechen mußte, hatte das deutsche Leben eine ganz merkwürdige Wandlung durchgemacht. Das Christentum hatte den Frieden gepredigt und die Weltflucht. Tausende und Abertausende haben diesem Rufe Folge geleistet und haben das Haupt nicht bloß der Taufe, sondern auch der Schere gebeugt und sind Mönche, ja Einsiedler geworden. Aber das Heldentum ist nicht erloschen. Wir lesen aus dem Walthari-Lied des Sankt Gallener Ekkehard die ungeheure Freude am Heldentum, die den Mönch beseelte und zum Dichter machte. Wie wir schon in der „Evangelienharmonie“ jenes sächsischen Dichters sozusagen die Eindeutschung des Jesus von Nazareth und seiner Jünger beobachten können. Er kann sich diese schlichten Fischer nicht anders vorstellen als mit dem Schwert in der Hand. Und bei aller Frömmigkeit leuchtet ihm in der Klosterzelle die Freude an dem Heldentum. So tritt, gewiß unter dem Einflusse des Westens — wir wollen nicht sagen französischem, sondern unterfränkisch-burgundischem Einflusse — das Rittertum in die Erscheinung. In diesem lebt nun neben aller Frömmigkeit eines stark und mächtig: dem Schwerterschlag gesellt sich Harfenklang. Wir sehen, wie durch das Rittertum selbst der Geist der Dichtung, der in der Urzeit so lebendig war, aufs neue geweckt wird und dem Zusammenhang, wenn auch nur ahnungsvoll und ahnungsweise, herzustellen vermag zwischen Urzeit und dieser Blütezeit von „Minnesangs Frühling“.

Aber ein Bedeutendes ist erreicht. Über Deutschland hin breitet sich eine neue, wundervolle Kultur. Lieder, Stoffe, wie sie gewiß der Westen geschaffen, werden eingedeutscht und in dem Wohlklang des deutschen Verses eines Wolfram von Eschenbach und eines Gottfried von Straßburg dringt es nun durch das deutsche Ohr in das deutsche Herz. Wir haben einen Höhepunkt deutscher Kultur. Ohne Wissenschaft und ohne den Zwang und den Formalismus der Klöster und der Domschulen. Frei und mächtig wird das gesprochene Wort und drängt zum Niederschreiben, wobei freilich nicht die schwertgewohnte Hand, sondern die zarte und schreibgeübte der Frauen dient, die vielleicht gerade dadurch jene hohe und welterfreuende Bedeutung für diese Tage gewinnen. Eine Wissenschaft hat Deutschland nicht. Auch keine hohen Schulen. Aber Lieder von reichstem Klang und tiefstem Inhalt. Von tieferem als die Philosophie der Zeit in anderen Ländern zu künden wußte.

Und doch setzt nunmehr neben dem Rittertum im Westen und im Süden eine Entwicklung ein, die Schritt halten will mit der höfischen Erziehung und dem höfischen Leben und der ritterlichen, körperlichen und geistigen Bildung etwas an die Seite stellen, damit die Zeit selbst erfüllt werde von einer großen und gewaltigen Harmonie. Deren Inneres bannt die christliche Empfindung, die nun Glaube, Kunst und Wissenschaft vereinigen sollte. Da blicken wir auf Paris, und vor allem auf die hohe Schule von Bologna.

Mir scheint es das Grundprinzip für die Erkenntnis der deutschen Hochschulentwicklung überhaupt, daß man annimmt, die Universitäten hätten wie ein Füllhorn ihre Weisheit über das Land ausgegossen und alles wäre zu den Spenderinnen hingeeilt. Im Gegenteil. Sie sind von den ersten Anfängen in Prag und Heidelberg, bis zu jener bewußten Schöpfung des zusammengebrochenen preußischen Staates, der Universität Berlin, im Grunde nichts anderes als ein Entgegenkommen gegen die gesteigerten Wünsche der Nation, deren Söhne nach Wissen und Bildung verlangten, wie die Staatsgebilde einer geistig gehobenen Beamtenschaft bedurften.

Dem Rittertum mußte der Klerus in seiner Gesamtheit sich gleichstellen. Nicht mit Adel, Schwert und Schild, sondern durch die Überlegenheit des Wissens und der geistigen Bildung. Nicht genug. Die Städte hatten angefangen sich zu entwickeln, und in der Bürgerschaft wuchs ein neues, nicht minder starkes Element in das Leben der deutschen Nation hinein. Auch dieses begehrte nach Geltung, und Geltung gab nur geistige Würde, weltliche Macht und im Zusammenhang damit Heldenschaft und Wissen. Aber in Deutschland war dieses nicht zu holen, wenigstens nicht in dem Maße, wie in Frankreich und in Italien. Dorthin aber hatte sich der Wandertrieb der deutschen Jugend längst gewendet nach — Paris, Salerno und Bologna. Dort waren die Universitäten bereits zu einer für die damalige Zeit großen und glänzenden Entwicklung gediehen. Es ist selbstverständlich, daß sie, wie jede Schule, geistlichen, ja klerikalen Charakter trugen. Waren sie doch im Grunde genommen auch nichts anderes als Fortentwicklungen der Schulen an den Dom- und Kollegiatstiften. Die Orden, zu denen sich jetzt alsbald neue gesellten, schickten dorthin ihre begabten Söhne, um durch diese ihre eigene, etwas eingerostete Wissenschaft zu heben. Wir hören aus den Zeiten Kaiser Heinrichs IV. der Klagen genug über den Niedergang der geistlichen und geistigen Bildung in den Klöstern. Dem sollte jetzt abgeholfen werden. Und darum ging man nach Paris.

Viel neues im Stoff wurde freilich nicht gewonnen. Es war das alte Lied von Trivium und Quadrivium, das nun in erweiterter Form geboten wurde. Die Fächer, die jetzt dort gelehrt wurden, waren auch nicht den Kloserschulen unbekannt: Logik, Physik, Naturkunde, Psychologie, Metaphysik, Ethik, Politik. Alles das waren gewissermaßen die Titel der großen Bücher des Aristoteles, wie sie jetzt in dem Lehrbuch eines Petrus Hispanus wiederkehrten. Und wenn man näher zusah, so war ursprünglich das Alter der Schüler auch nicht höher als wie an den Klosterschulen. Auch hier fand man Knaben von fünf-

zehn bis sechzehn Jahren. Auch hier waren Lehrer, die nur dem Broterwerb lebten, und auch hier war das Gebotene gewissermaßen nichts anderes als das „alte, mürbgewordene Stroh". Aber die Jugend drängte in einem gesunden Realismus nach der Quelle, und diesem Drängen mußten die Lehrer, die gerne in dem Spießertum, das zu allen Zeiten geherrscht und gewaltet, versunken wären, sich anbequemen. Der Impuls ging nur bei wenigen aus dem inneren Wissensdrang hervor, bei vielen, ja bei den meisten Magistern war es der Wissensdurst der Lernenden, die nach höherer Weisheit begehrten und drängten. Und zwar mit dem großen Ungestüm, und wenn es sein mußte, mit der ganzen Brutalität der Jugend. Deshalb waren auch den Lernenden bestimmte Gesetze gestellt: die Mindestdauer zur Erreichung des Baccalariats war auf eineinhalb bis auf zwei Jahre festgelegt und dann kam für die künftigen Magister jene Pflichtzeit von zwei Jahren, in der sie lehren mußten, also sozusagen eine Gruppe von verpflichteten Privatdozenten bildeten. Denn für die Universität schon galt der alte Grundsatz: „Wir lernen durch Lehren". Das Wissen hatte natürlich seine Grenzen durch die Kirche und die wissenschaftliche Kultur, die sie vollkommen beherrschte. Es gab nichts anderes als Lernen und Aneignen. Es war kein produktives, aber ein arbeitsames Handwerk, das hier getrieben wurde. Doch war es schon ein Mehr, als die Klöster- und Domschulen zu bieten vermochten. Zumal in der Form. Man kam von dem Auswendiglernen zur Anwendung in den Disputationen. An diesen mußten alle teilnehmen, und in der Tat leuchtete manchesmal über diesen regulären Disputationen das Ingenium des Einzelnen, das ihm im entscheidenden Momente geistiger Gegenwehr einen neuen und fruchtbringenden Gedanken eingab.

Genug, das Mittelalter schätzte diese Universität Paris und deren Betrieb sehr hoch. Man sprach: In Italien herrscht das Papsttum, in Deutschland waltet das Kaisertum, in Frankreich das Studium. Wir dürfen dabei natürlich nicht vergessen, daß es sich in Paris mehr um System, als um Erkenntnis handelte, aber es wurde doch die Grundlage geschaffen zu jener neuen abendländischen Entwicklung, die neben dem Rittertum gedieh, sozusagen als geistiges Rittertum: die Scholastik.

Auch an ihrer Entwicklung hat die Jugend ihren vollen Anteil. Sie hat offene Augen und offene Ohren. Das System mochte veralten, die Jugend veraltete nicht. Sie war nicht einseitig und duldete keine Einseitigkeit. Aus diesem Grunde hat die Universität an sich schon eine Bildung einschneidendster Art mitgemacht in der Entwicklung der Fakultäten.

Natürlich obenan stand die theologische. Dann kam die juristische, die sich ja auch nur mit dem Kirchenrecht beschäftigte, und die medizinische. Die vierte war die artistische. Und ihr vor allem kam das Zuströmen der Strebenden zugute. Sie wurde nicht in wissenschaftliche Abteilungen, sondern in Nationen geteilt. Und zwar in die gallische, die englische, die seit dem Jahre 1412 die deutsche hieß, die picardische und die normannische. Durch sie besaß die artistische Fakultät vier Stimmen gegenüber den dreien der übrigen. Und sie wurde durch die Jugend die herrschende.

Gewiß hatte das Papsttum hier wie allenthalben bei allen gelehrten Schulen die oberste Gewalt, und es machte von ihr einen für die damalige Zeit durchaus segensreichen Gebrauch. Und der eigentliche Herr und Regent der hohen Schule wurde der Vertreter des Bischofs und des Domstifts, der Kanzler. Er hat seine Rolle bis tief in die Neuzeit hinein zu spielen gewußt. Er war der eigentliche „spiritus rector". Aber Paris war gerade deshalb eine durchaus geistlich eingestellte Schule, die sich der größten kirchlichen Huld erfreute. Es geschah im engsten Zusammenhang mit ihren Interessen, daß der Papst im Jahre 1233 das große und bedeutungsvolle Edikt erließ, demgemäß die Universität mit ihrer Würde die „facultas hic et ubique docendi" erhielt. Damit war eigentlich erst der Charakter der Universität ausgesprochen und gegeben. Es war das Gesetz der Lehrfreiheit, die freilich in steter selbstverständlicher Abhängigkeit vom Papsttum blieb, wie das ganze Mittelalter. Es handelte sich auch jetzt bei dieser Lehrtätigkeit nur um Kenntnis, nicht um Forschung, wie das ausgedrückt wurde in den Worten, die von nun an in dem Stiftsbrief fast aller Universitäten wiederkehren: „Die neue Hochschule möge blühen in der Theologie und im kanonischen Recht, sowie in jeder anderen erlaubten Disciplin."

Aber Paris war nicht die einzige Hochschule, die führenden Charakter hatte. In Italien war, zumal durch den Zuzug deutscher Studierender, die Universität Bologna mächtig gediehen. Sie war, wenn nicht die Gründung, so doch das Lieblingskind des Kaisers Barbarossa. Er hat sie durch seine Urkunde vom Jahre 1158, die „Habita", gewissermaßen zur privilegierten Rechtsschule ernannt und ihr über allen geistlichen, keineswegs ausgetilgten Charakter hinweg, weltliche Bedeutung gegeben. Sie lag ihm am Herzen, und im Geiste eines Justinian war sie ihm die Stütze seiner staatlichen Anschauungen, die dort sozusagen ihre wissenschaftliche Grundlage finden sollten. Aber ein Bleibendes bedeutete dieser Stiftsbrief nicht. Vielmehr sehen wir, daß Barbarossas Enkel Kaiser Friedrich II. bei der Gründung der Universität Neapel im Jahre 1224 die Kräfte der Universität über die anderen Hochschulen des Landes heben wollte, um die Studierenden seines Landes hier zusammenzuhalten. Aber gegenüber Paris und gegenüber Bologna konnte gerade infolge des starken Zuzugs deutschen Elements bei diesen Hochschulen das ferne Neapel nicht den großen Einfluß gewinnen.

Und dann kam noch eines hinzu, nämlich, so sehr der Wissenschaftsbetrieb ein alltäglicher und sozusagen handwerksmäßiger war, die Bedeutung des Lehrers konnte nicht beschränkt werden. Die Schüler der verschiedenen Hochschulen waren doch zu beweglich, zu wanderfreudig, als daß sie durch etwas anderes gehalten werden konnten, als wie durch die Persönlichkeit des Lehrers und die Gemeinsamkeit, die sie unter sich ausbildeten. Also die Lehrer und die Kameradschaft sprachen auch bei der Entwicklung von Paris und Bologna mächtig mit. Ja, wir sehen, wie schon um das Jahr 1100 der Lehrer schließlich alles bedeutete. Wir brauchen nur des großen Abälards wundervolles Buch

aufzuschlagen „Die Mär des Elends", um zu erkennen, was er seinen Schülern war. Sie sind mit ihm gezogen in das Tal von Abuzon in der Nähe des Klosters Paraklet, wo die geliebte Heloise ihr Heim finden sollte, um zu sehen, wie dort der geliebte Lehrer mit seinen Schülern eine Lehr- und Wirtschaftsgemeinschaft ausgebildet hat. Von ihm vielleicht, den sie den Goliath unter den Professoren nannten, hießen die Schüler überhaupt Goliarden. Dort haben sie ihm in ihren Musestunden das Feld bebaut und den Unterhalt geschafft, bis er, den Beschwerden einzelner Bauern nachgebend, ein schweres Strafgericht über sie gehalten. Und die Verwiesenen, wie jene, die sich diesen trotzig und traurig anschlossen, sangen bei ihrem Abzug ein Lied, das mit dem schmerzlichen Refrain schloß:

„Und unrecht tat uns der Meister."

Das führt uns bereits mitten in das Leben der fahrenden Schüler hinein. Wie sie sich entwickelt, ob sie deutscher oder fremdländischer Abstammung waren, das ist schwer zu sagen. Aber wenn wir die Vagantenlieder an unserem Ohr vorüberklingen lassen, so muten sie uns außerordentlich modern an und es ist bezeichnend, daß man die wertvollste Sammlung dieser Lieder, in der auch jenes so oft umgedichtete

„Mihi est propositum
In taberna mori"

sich findet, in einem deutschen Kloster entdeckt hat.

In diesen fahrenden Schülern herrschte ein starker Wandertrieb und der ganze Geist der „Frau Welt", wie er sich vielleicht gerade von ihnen her auch dem ursprünglich so frommen Rittertum zugewendet hat. Und die Behauptung, daß die Sage vom Venusberg von einem dieser liedes-, liebes- und trinkfreudigen Scholaren erfunden sei, ist durchaus nicht von der Hand zu weisen.

Aber sie zogen durch das Land, und an den Universitäten wird ihres Bleibens nie lange gewesen sein. Denn wenn sie kamen, fanden sie dort feste und sichere Verhältnisse vor, weniger durch die Leiter der Universitäten als durch die Durchdringung ihrer Einrichtungen mit dem landsmannschaftlichen Prinzip. Das war vor allem in Bologna der Fall. Wir finden dort streng rechtliche Verhältnisse, und gerade die Landsmannschaften haben über deren Erhaltung treulich und mit jugendlichem Ernst gewacht. Und sie hatten ein Recht dazu. Denn die beiden Rektoren von Bologna waren Repräsentanten der Studentenschaft, und es ist sogar einmal, im Jahre 1385, geschehen, daß bei dem feierlichen Doktorexamen der eine Rektor trotz aller Würden durchgefallen ist. Das war ein Zeichen, daß man auf strenge Zucht hielt und auf unbedingte Wahrung aller Rechte. So finden wir auch in Bologna, daß bei einer geringen Trübung dieser Rechte ein Teil der Scholaren nach Padua ausgewandert ist.

Und sie hatten allen Grund, diese Rechte zu wahren: in Paris und in Bologna. In Paris ist es einmal vorgekommen, daß die Magister die Einkünfte der Scholaren glatt vertrunken haben. Schon daraus zeigt sich, daß die auswärts auf den Universitäten Studierenden gut taten, sich zusammenzuschließen.

Der Einzelne — man nannte ihn in Paris wohl „martinal“, Schwalbe — war verloren und konnte nur in Gemeinschaft seiner Sodalitas durchdringen. Und es muß gesagt werden, daß gerade die deutschen Studenten in Paris wie in Bologna fest zusammengehalten haben, in ehrlichem Gemeinsinn, wohl auch aus Notwendigkeit. Man nannte in Paris den Hörsaal Abälards, den „Zulauf“ der Barbaren: ein Zeichen, daß dort die Deutschen, wenn nicht überwiegend, so doch in großer Zahl vertreten waren. Noch zahlreicher finden sie sich in der Universität Orléans ein, und zumal in Montpellier. Aber Paris hatte doch vor allem den Vorzug, und das mittelhochdeutsche Lied von den „zwölf weisen Meistern“ ist bis zu einem gewissen Grade eine Verherrlichung von Paris, dessen Universität durch das erste von dem Kanonikus Robert von Sorbon im Jahre 1257 den allgemeinen Namen Sorbonne erhalten hat.

Wir dürfen freilich die überlieferten Zahlen nicht ohne nähere Kritik übernehmen. Aber sicher waren die Deutschen stark genug, um im entscheidenden Augenblick ihren Willen durchsetzen und für einen bedrohten deutschen Landsmann eintreten zu können. So erfolgte im Jahre 1200 ein Zusammenlauf der teutonischen Kleriker, weil der Diener eines vornehmen deutschen Scholaren mißhandelt worden war. Wir können aus diesen Dingen früherer Vergangenheit viel lernen. Wir brauchen bloß einen Blick zu werfen auf das ganze deutsche Leben in Paris, das sich um das deutsche Kolleg in der Rue pavée bewegte. Sie blieben geschlossen und von den übrigen abgesondert. Wohl aus bestimmten Gründen. Denn wir lesen aus späterer Zeit von den Brüdern Amorbach und Erasmus: „Daß man von Paris nichts mitgebracht als einen Körper voll ungesunder Säfte und eine große Menge Ungeziefer.“

Für Orléans hatte die „deutsche Nation“ nach Fournier eine große Bedeutung. Er schätzt die Zahl der Deutschen, die dort studiert, wohl auf zehntausend. Das ist sicher zu hoch gegriffen. Aber ebenso sicher ist, daß sie herrschend waren und daß sie dort streng, wie der uns überlieferte Eid es bekundet, zusammengehalten haben.

Das gleiche war der Fall in Bologna, wo sie während des Mittelalters schon durch das deutsche Kaisertum eine hervorragende Stellung einnahmen. Sie hatten das Recht, daß jedes fünfte Jahr der Rektor aus der deutschen Nation gewählt wurde: „Und so soll es in alle Ewigkeit geschehen“, besagt die feierliche Urkunde. Die Rechte der Deutschen wuchsen aber auch fernerhin. Sie hatten das Recht, Waffen zu tragen, Uneheliche zu legitimieren, was besonders für die Verleihung des Doktorgrades notwendig war. Und seit dem Jahre 1556 waren die deutschen Scholaren den Senatoren gleichgestellt. Aber die Deutschen bildeten auch eine wirkliche landsmannschaftliche Schutzgilde, welche streng und rechtlich die deutschen Interessen vertrat und darauf bedacht war, „Ehre und Würde der berühmten deutschen Nation zu vertreten.“ Sie pflegte freundschaftliche Gesinnung und brüderliche Liebe. Arme Landsleute fanden stete Unterstützung und den Toten gaben sie feierliches Geleite. Und wenn der Rektor aus ihrer Mitte gewählt wurde, so hatte er sich über

die Ehren und Feierlichkeiten bei seiner Wahl nicht zu beklagen. Die deutschen Studenten bildeten für ihn ein starkes und freudiges Gefolge. Dafür aber ließen sie nicht zu, daß einer ihrer Landsleute vor ein fremdes Gericht gezogen wurde, oder gar dort Recht suchte. Das hätte wohl vorkommen können. Denn sie hielten auf strenge Zucht. Schuldner, welche aus Bologna ohne Erledigung ihrer Pflichten abgezogen waren, wurden im Namen der Nation feierlich gewarnt: „damit nicht durch den sträflichen Leichtsinn Einzelner die Menge der Guten Schaden leidet."

So sehen wir dort in Bologna ein Stück deutschen Lebens sich entwickeln und abspielen. In der Kirche „Sancti Fridiani" hielten sie ihre feierlichen Gottesdienste ab. Ihre Schutzpatronin war die heilige Katharina und alljährlich am Dreikönigstage wurden die zwei Prokuratoren der deutschen Nation gewählt. Da wurden dann feierlich die Statuten verlesen und fanden sich die verschiedenen Landsmannschaften oder Nationen der Schwaben, der Bayern, der Rheinländer und der Sachsen zusammen. Sie standen im engsten Zusammenhang und man muß sagen, ihr Verhalten war mustergültig. Sie bildeten dort einen Staat im Staate, oder besser gesagt, sie waren eine festgeschlossene deutsche Kolonie, die sich der höchsten Ehrung von Kaiser und Papst, vor allem aber auch von Seiten der Stadt Bologna, die im Grunde die Herrin der Universität war, erfreute.

Fürwahr, noch ehe irgendwo darangegangen wurde, eine deutsche Hochschule zu gründen, hat der deutsche Student schon eine große und ehrenhafte Rolle gespielt und den Rückhalt gebildet für den Gelehrten deutscher Abstammung, der vielleicht nicht in gleicher Weise wie der Schüler zu Nation und Volkstum sich bekannt. Denn was er lernte und lehrte, das entbehrte völlig deutschen Charakters. Das ist der große Unterschied, den wir hier zu ziehen haben und der bedeutungsvoll geblieben ist für die weitere Entwicklung der deutschen Wissenschaft und der Gründung deutscher Universitäten.

Daran dachte man nun schon nach dem Vorbilde Kaiser Friedrichs II. in Neapel auch bei uns, und es hat im 13. Jahrhundert an der Erkenntnis nicht gefehlt, daß Deutschland vor allen anderen Nationen gelehrter Einrichtungen völlig ermangele. Wohl war auch hier schon eine Wandlung eingetreten, und zwar durch die geistlichen Orden der Dominikaner und der Franziskaner, die allenthalben, wo sie Klöster gründeten, das Bedürfnis fühlten, das Niveau der vorhandenen Schulen entweder zu heben, oder neue auf eine höhere, ihren Wünschen entsprechende Basis zu stellen.

Also auch hier wiederum kirchliche, klerikale, ja Ordensmotive! Und es ist interessant, wie einer der größten deutschen Gelehrten des Mittelalters, Albert der Große, überall, wo er von seinem Orden, den Dominikanern, hingesendet wird, eine eifrige Lehrtätigkeit entwickelt. Wir finden ihn im engeren und weiteren in Köln wirken. Ein Mann der Wunder und der Bewunderung! Die Sage erzählt uns, wie einst mitten im Winter König Wilhelm von Holland vor dem Kloster, in welchem Albertus wohnte, angeritten kam und wie ihn dieser durch den Garten führte und ihm überall Blumen und blühende Bäume

zeigte. Das war im Jahre 1246. Drei Jahre darauf befiehlt der große Dominikaner, öffentlich die Schriften des Talmud zu verbrennen. Dann lehrt er in Leipzig und in Regensburg und überall sammeln sich die Schüler um ihn. Er war gewissermaßen eine wandernde Universität. Das spricht für seine Bedeutung, noch mehr aber für das ungeheure Bedürfnis, das man nach bedeutenden Männern der Wissenschaft hatte. Nicht anders ist es in Magdeburg, wo die Franziskaner in Bartholomäus Anglicus einen hervorragenden „Lector" hatten und in Erfurt, das vielleicht neben Köln zu allererst eine Schule hatte, die als eine Vorstufe der deutschen Universitäten gelten kann. Aber die erste Universität war das bewußte Werk eines Kaisers, geschaffen nicht im eigentlichen deutschen Sinn, aber geschaffen aus dem Gefühle der Notwendigkeit heraus. Und das war die Universität P r a g.



PRAG
1348

Wer in den Gründungen der deutschen Universitäten den Geist der Größe und Poesie, kurzum ein Kapitel der Geschichte des Erhabenheitsbegriffes finden möchte, der würde sich außerordentlich enttäuscht fühlen. Es sind ja alle historischen Anfänge klein und unscheinbar und in ihren äußeren Vorgängen äußerst formaler und geradezu geschäftlicher Natur. Aber die historische Größe liegt niemals in der Szenerie und dem Theatralischen, sondern nur in der Bedeutung und Kraft der Schöpfung. Alles Schöpferische ist bedeutend, und wenn die Geschichte davon spricht, so wird sie zu gleicher Zeit das Schöne und Große dabei betonen müssen, das häufig in der Persönlichkeit, sicher aber in der Idee liegt, die zu Tat und Werk geführt hat.

So ist es auch bei Prag, der ersten deutschen Universität. Es ist kein Zufall, daß diese inmitten des böhmischen Königreichs gegründet worden ist. Höchstens, daß diese Gründung die erste geworden. Sie sollte sein das Paris des Ostens. Aber einen solchen Gedanken haben auch andere gehegt, und in diesem Sinne ist wenige Jahre später die Jagellonen-Universität in Krakau erstanden. Ja, es hat nicht viel gefehlt, daß die erste deutsche Universität in Klum geschaffen worden wäre. Denn der bedeutende und seine Zeit überragende Großmeister des Deutschen Ordens, Wienfried von Knieprode, hatte für Klum den päpstlichen Stiftungsbrief bereits begehrt und erhalten, und nur äußere Verhältnisse haben es verhindert, daß der Ordensstaat, der so viel für das Deutschtum getan, auf dem neugewonnenen Boden auch die erste hohe Schule errichtet hätte. Das wäre nun von ganz außerordentlicher Bedeutung gewesen. Man stelle sich vor, daß ein Ritterorden, der mit höchster diplomatischer Kunst und stärkstem Organisationstrieb das durch sein Schwert gewonnene Gebiet gesichert, dieses gewissermaßen auch geistig durch eine Universität sanktioniert und so den Bewohnern des neuen Koloniallandes eine Heimstatt der Wissenschaft geboten hätte.

Aber von diesen Ideen Wienfried von Knieprode's waren die Bestrebungen Kaiser Karls IV., keineswegs so weit entfernt. Auch der Luxemburger betrachtete sein Königreich Böhmen nicht anders als ein Kolonialland, das er durch Heranziehung möglichst zahlreicher deutscher Kräfte stärken und zum Bollwerk nach dem Osten, aber auch nach dem Westen machen wollte. Der Hradschin war für ihn gewissermaßen das Gegenstück zum Königstuhl von Rhense. Hier war der Sitz der Königlichen und Kaiserlichen Majestät. Hier fühlte er sich auch wirklich als Kaiser. Keinem war es klarer als ihm selbst, daß er die römische Kaiserkrone nicht im Glanz des Sieges und staufischen Heldentums gewonnen. Er hatte wohl gewußt, warum er, am Morgen in die heilige Stadt zur feierlichen Krönung einreitend, dieselbe noch am Abend still und ohne Aufsehen verließ, weil es der Spender der Krone so gewollt. Er hatte sich rasch über die Alpen zurückgezogen und die stolzgesinnten, bereits in den Gedanken der Renaissance sich bewegenden Italiener hatten ihm halb mit Mitleid, halb mit Spott nachgeblickt und ihn wie einen Kaufmann kleiner und kleinlichster Art betrachtet und selbst behandelt. Aber er war ein Mann großer Gedanken! Es kam ihm nicht darauf an, diese selbst mit dem Schein der Kleinlichkeit und Armseligkeit durchzuführen. Denn er wußte, daß er ein Saatkorn in guten Boden legte und daß dieses von selber treiben, wachsen und vielfältige Frucht tragen würde.

So war es auch mit der Schöpfung seiner Universität. Das Deutsche Reich besaß keine, und die Gelehrten, über die es verfügte, waren zerstreut über Europa oder an ihre Klöster gebannt und hatten fast alle ihre Bildung in der Fremde gewonnen. Man hatte gar keine Sehnsucht nach einer Universität. Wenn eine solche vorhanden war, so lebte diese mehr in den Herzen der Schüler als der Lehrer. Wohl finden wir in den Vagantenliedern eine Weise, die die schöne Moselstadt Trier verherrlicht. Die Vaganten sangen von ihr:

„Urbs salve regia,
Trevir urbs urbium.“

Ein Lied, in welchem Weisheit und Wein ganz ähnlich gerühmt werden, wie in Scheffels „Alt Heidelberg, du Feine.“

Aber die Fahrenden kamen, sangen, lernten vielleicht und gingen wieder.

Kaiser Karl ist anders verfahren. Er hat im Jahre 1345 die Prager Universität gegründet, oder vielmehr sie aus der alten erzbischöflichen Klerikerschule heraus entwickelt. Papst Clemens VI. hat ihm unter dem 26. Januar 1347 die Errichtungsbulle gewährt. Sie ist formuliert wie die anderer Universitäten, die bereits auf römischem Boden entstanden waren. Und auch König Karl hat in der Stiftungsurkunde vom 8. April 1348 keinen neuen Gedanken ausgesprochen, wenn auch bereits in der blumenreichen Sprache der Humanisten. Wir lesen darin:

Damit Unser Königreich Böhmen, wie es durch Geschenk einer durch Gottes Gnaden fruchtbaren Natur an leiblichen Gütern Überfluß hat, so durch Unsere Sorge auch mit einer Fülle von einsichtigen Männern geschmückt

wird, auf daß Unsere getreuen Untertanen, welche es nach der Frucht der Wissenschaft unaufhörlich hungert, im Lande den Tisch des Mahles finden und es für überflüssig achten, Wissenschaft suchend den Erdkreis zu umwandern, fremde Völker aufzusuchen, oder in auswärtigen Ländern zu betteln, vielmehr es für rühmlich halten, fremde Süßigkeit zu dankbarer Teilnehmung heranzuziehen.

Das klang beinahe zu süßlich für eine Schöpfung, die, wie gesagt, das Paris des Ostens werden sollte und die gerade in dieser Urkunde alle Privilegien, Immunitäten und Freiheiten empfing, die Paris und Bologna und deren Lehrer und Schüler besaßen.

Es war eine volle Nachahmung, ohne neue Ideen. Aber das war auch nicht notwendig. Denn die Schöpfung an sich entsprang einem neuen und starken Gedanken. Karl IV. hatte in Paris auf der hohen Schule geweilt und war selbst in alle Geheimnisse derselben eingedrungen. Er wußte, wie man eine solche Schöpfung ins Leben rufen, aber auch wie man sie weiterführen konnte. Das wichtigste waren die Mittel, und für diese hat er als ein guter Hauswalter gesorgt. Freilich nicht aus dem Füllhorn kaiserlicher Huld sind diese Gnaden der neuen Universität zugeflossen. Der Besitz wurde mühsam zusammengehamstert. Kollegiat, Kirchen und Klöster mußten helfen, und der Ertrag blieb armselig genug. Aber der Grund war gelegt: Noch besaß die Universität kein eigenes Lehrgebäude, aber Dörfer rings um Prag, welche zinsten. Die Vorlesungen wurden in Kirchen und Privatwohnungen, ja selbst, wenn wir die Überlieferung recht verstehen, im Ghetto abgehalten. Aber der Ertrag des Besitztums wuchs von Jahr zu Jahr. Und als die Rivalität der Universitäten Wien und Krakau Karl IV. reizte, hob sich auch der Besitz seiner Prager Schöpfung.

Sichtlich hat die Gründung der ersten Habsburger Universität in Wien im Jahre 1365 diese Wirkung geübt. Denn schon im folgenden Jahre sehen wir, wie in Prag das Collegium Carolinum gegründet und mit einem Haus und fünf Dörfern ausgestattet wird. Das bot Raum für zwölf Magister, welche „in artibus" lesen sollten, aber zugleich Theologie studieren. Das wurde die Grundlage für die Artistenfakultät. Auch für die übrigen Fakultäten wurde gesorgt. Es kam der Kollegiat-Kirche Allerheiligen auf der Burg zu, in Verbindung mit der Universität zu treten und für einen Lehrstuhl Mittel und Persönlichkeit zu bieten. Das waren nun freilich Professoren und Kanoniker in einer Person. Aber wir wissen ja, daß alle Universitäten des Mittelalters geistlichen Ursprungs waren und geistlichen Charakter trugen. Jedenfalls war es ein starker Schritt vorwärts. Fünf Jahre später entstand die Juristenfakultät, oder besser gesagt, die Juristen-Universität. Auch sie erhielt vom König ein Haus, wie etwas später die Mediziner. Dann wurde im Jahre 1383 eine Union zwischen der Universität und dem Dominikanerorden geschlossen, durch welche jene eine Reihe von geistigen Vergünstigungen gewann. Es scheint mehr ein kirchlicher als ein organisatorischer Akt gewesen zu sein.

Bedeutungsvoll aber ist, daß im selben Jahre der Papst die Pröpste von Mainz und Breslau und den Dekan von Allerheiligen in Prag zu Konservatoren der Universität ernannte mit der Verpflichtung, diese und alle ihre Glieder „in ihren Privilegien und Freiheiten zu schützen gegen jedermann."

Damit war die Gründung der Universität in gewissem Sinne vollendet. Daß sie überreichlich besucht worden wäre, kann man nicht behaupten. Doch stand die Zahl der Hörer keineswegs gegenüber den ausländischen Universitäten stark zurück. Und was die Zahl nicht brachte, das tat der Rang der Studierenden. So finden wir in der juristischen Matrikel von den Jahren 1372 bis 1408 unter den Studierenden einen Abt, neun Erzdechanten, dreiundzwanzig Dompröpste, vier Dechanten, zweihundertneun Domherren, hundertsiebenundachtzig Pfarrer und außerdem noch eine Reihe von Ordens- und Weltgeistlichen. Diese stammten aus allen Teilen des Reichs, aus Polen und Ungarn und nicht zuletzt aus Skandinavien. Doch darf man neben diesen geistlichen Würdenträgern nicht die weltlichen Studierenden vergessen. Wir finden viele Söhne aus einheimischen, wie aus den übrigen deutschen Fürstenhäusern. Besonders interessant ist es, daß eine große Zahl reicher Bürgersöhne aus allen Ländern sich einfanden, welche häufig zugleich die kaufmännischen Geschäfte ihrer Väter in Prag erledigten. Auch an armen Studenten fehlte es nicht, die hier wie überall ihren Unterhalt sich zu gewinnen wußten.

Trotz des geistlichen Charakters der Universität war so ein lebhaftes Treiben in die Stadt eingezogen. Ein starkes Trinken hub an und nächtlich widerhallten die Straßen von Lärm, und nicht selten vom Klang der Waffen. Die Universität hatte die Gerichtsbarkeit und suchte sie durch strengere Zucht der Jugend zu handhaben, aber diese hinwiederum vor dem Eingreifen der städtischen Justiz zu schützen. Sie hielt auf Rang und Kleiderordnung und hat damit selbst den Weg zu späteren Entwicklungen gewiesen, die in den Farben unserer heutigen Korporationen ihren letzten Niederschlag gefunden haben.

Die Quellen sprechen nun freilich von einem raschen Anwachsen der Zahl der Studierenden. Aber wir wissen, was wir von diesen Zahlen, die auf elftausend Studenten hinweisen, zu halten haben. Unter den Professoren sind wenige von überragender Bedeutung. Aber ihre Namen haben sich doch erhalten und wir finden so manchen, der uns schon durch seine Herkunft interessiert. So lehrt in den achtziger Jahren Johann Marienwerder aus dem Orden der deutschen Kreuzritter und jener Konrad Soltow, der nach Heidelberg berufen wurde und schließlich als Bischof von Verden starb. Es finden sich viele Namen von Männern aus dem Reich, freilich auch solche von ausgesprochen tschechischer Herkunft. Letztere suchten natürlich ihre Position zu erhöhen, zumal ja die Lehrer in allen Fragen der Kirche und des Staates herangezogen wurden zur Beratung nicht minder wie zur Entscheidung.

Den größten Einfluß übte naturgemäß hier wie allenthalben das päpstliche Schisma, das mit dem Ende des 14. Jahrhunderts einsetzte, und hiebei machte neben den Universitäten von Paris und Oxford Prag seinen Einfluß am stärk-



Universität in Prag. Gotische Erkerkapelle



Universität in Wien

sten geltend. Sie drang vor allem auf ein allgemeines Konzil. Freilich durchzusetzen vermochte sie ihren Gedanken nicht; aber die Professoren waren die Berater des Königs und hatten die Aufsicht über die sämtlichen niederen Schulen des Landes. Kurzum, die Universität hatte sich nach außen und innen eine gewisse Stellung verschafft. Aber nicht durch den Reichtum an Weisheit und durch die Bedeutung ihrer Lehrer. Denn unter ihnen ist keiner, der irgendwie neue Wege in der Wissenschaft gewiesen oder selbst gegangen wäre. Es ist das alte, mürbgedroschene Stroh, das sie immer wieder droschen, es sind die alten Kämpfe zwischen Realismus und Nominalismus, die sie ausfechten. Sie lehren das kanonische Recht, ohne über dasselbe hinauszuschauen und dasselbe zu fördern. Es ist wie an allen hohen Schulen: Was man ererbt von seinen Vätern hatte, das erwarb man, um es zu besitzen. Man lehrte und lernte und hielt an dem Alten fest. Von einem neuen Geiste war wenig die Rede und lange keine Spur zu finden.

Dabei kann man nicht sagen, daß der Geist der Universität ein friedlicher gewesen wäre. An Kämpfen hat es nie gefehlt. Aber ein eigentliches Kämpfertum war nicht vorhanden. Nur ein Moment brachte in die Prager Universität ein starkes Leben und einen tieferen Drang, der freilich der Universität selbst, wie dem ganzen Böhmerlande zum Unheil werden sollte. Unaufhaltsam drängte sich der nationale Gegensatz hervor.

An der Prager Universität hatte es vier Nationen gegeben, die böhmische, die bayerische, die polnische und die sächsische. Mehr und mehr schob sich die böhmische in den Vordergrund und wirkte auf das ganze Leben zu gleicher Zeit belebend, aber auch zersetzend ein. Der tschechische Geist begann sich zu regen und der nationale Gegensatz desselben zu dem Deutschtum ist trotz allem der Inhalt der weiteren Entwicklung der so wohlgemeinten deutschen Stiftung Kaiser Karls IV.

Denn Böhmen wurde damals von zwei ineinanderlaufenden Strömungen beherrscht, einer nationalistischen und einer kirchlich-reformatorischen. Die nationalistische Bewegung war vor allem gegen die Einrichtung der Universität gerichtet, wo die drei Nationen der Bayern, der Sachsen und der Polen je eine Stimme besaßen, während die Böhmen nur über eine verfügten. Das war nur gerecht, zumal ja die Böhmen anfangs die schwächste Nation bildeten, und zum Beispiel die sächsische lange Jahre ein volles Dritteil der Universität überhaupt ausmachte. Aber das war es nicht allein. Die drei anderen Nationen galten und waren es auch: Vertreter der deutschen Nation! Und diesen setzte sich nun die tschechische Minderheit entgegen, welche im Volke selbst ihre starken Wurzeln hatte. Es kam darüber auf allen Gebieten des Universitätslebens zu schweren Konflikten. Vor allem waren die Böhmen bestrebt, ihre Studierenden zu heben und ihnen einen finanziell stark fundierten Mittelpunkt zu geben. Zu diesem Zwecke wurde 1391 von einem Günstling des Königs Wenzel IV., dem Ritter Johann von Mühlheim, die Bethlehem-Kapelle gegründet, an welcher nur ausgesprochen tschechische Magister und Professoren als

Prediger fungierten, unter ihnen der Rektor Magister Stephan von Kolin, einer der angesehensten Mitglieder der Universität und führende Kraft in der National- und Reformpartei.

Ihm aber folgte am 14. März 1402 der Dekan der Artistenfakultät, Johannes H u s.

Bei dieser Stiftung allein blieb es nicht. Eine mächtige Bruderschaft, genannt „die mit dem Zirkel und Hammer", schuf die Fronleichnamskapelle und nun entstand das „collegium nationis Bohemiae", zu dem noch das bis auf den heutigen Tag berühmte Haus der „Schwarzen Rose" kam. So spitzten sich die Gegensätze immer mehr zu. Der König tat nichts, um der Bewegung Einhalt zu tun. Im Gegenteil. Die kirchliche Reformpartei, die sich, wie Johannes Hus selbst, vor allem auf die Bücher Wiklefs stützte, fand bei ihm offen und geheim einen gewissen Verteidiger. Wohl hat der Erzbischof den Kampf eröffnet und einen Beschluß der Universität am 28. Mai 1403 herbeigeführt, worin eine Reihe von Artikeln Wiklefs als ketzerisch verworfen wurden. Aber dadurch wurde die Kampflust der Gegner nur vermehrt. Vor allem war es Johannes Hus, der die Anschauung Wiklefs nicht bloß verteidigte, sondern dessen scharfe Angriffe gegen die sittliche Dekadenz des Klerus als Waffe benützte, die er schließlich nicht bloß gegen den Klerus, sondern auch gegen die Kirche selber schwang.

Aber die Universität selbst war schließlich noch immer in den Händen der Deutschen und so galt es, diese an der Universität völlig matt zu setzen.

Dazu kam das Schisma und die Parteinahme des Königs gegen Papst Gregor XII., der sich auf Seite des Königs Rupprecht von der Pfalz gestellt hatte. Infolgedessen hatte König Wenzel mit den Kardinälen einen Vertrag geschlossen, daß Böhmen der römischen Obedienz entsagen und bis zur Wahl eines neuen Papstes sich neutral verhalten sollte. Dem widersetzten sich an der Universität Prag die drei fremden Nationen und nun hielt die böhmische den Augenblick für gekommen, das Übergewicht der verhaßten Deutschen für alle Zeit zu brechen. Die Führer aber waren Johannes Hus und Magister Hieronymus von Prag. Sie stellten den Antrag, daß die böhmische Nation drei Stimmen erhalten, die anderen drei Nationen sich aber mit einer begnügen müßten. Der König erließ am 18. Januar 1409 ein Dekret an die Universität, wonach in allen Angelegenheiten des Studiums fortan der böhmischen Nation drei Stimmen, den drei übrigen nur eine eingeräumt werden dürfe. Wohl antworteten diese am 6. Februar mit einer Beschwerde, die, wenn man sie liest, fast modernen Charakter zeigt. Sie wahrten ihre Rechte und der damalige Rektor Henning Baltenhagen von der sächsischen Nation hielt ebenso wie der Dekan der Artistenfakultät Albert Wargentrapper von Münster, ein Bayer, an den ihnen übertragenen Rechten unerschütterlich fest. Sie wichen nur mit Gewalt. Die drei Nationen hatten sich gegenseitig geeinigt, auf ihrem guten Recht zu bestehen, oder Prag zu verlassen und nie wieder zu betreten.

Und diesen Schwur haben sie gehalten. Am 9. Mai 1409 erfolgte der Gewaltakt. Alle Magister wurden vor den königlichen Kommissär Nikolaus Lobkowitz in das Karlskollegium geladen, das von Bewaffneten umstellt war. Dort mußte Rektor Henning Baltenhagen die Schlüssel der Universitätslade, Rektoratssiegel und die Matrikel ausliefern. Der Kommissär ernannte als neuen Rektor den Magister Zdeneck von Labaun und den Magister Simon von Tisnov zum Dekan der Artistenfakultät. Und nun begann jener denkwürdige Auszug der Deutschen aus Prag. Es sind nach damaliger Schätzung an die fünftausend gewesen, die sich nach Leipzig wandten, wo Johann von Münsterberg aus Prag im Jahre 1410 als der erste Rektor der dortigen Universität erscheint.

In Prag war damit sozusagen die nationale Frage ausgeschaltet. Die Tscheschen hatten den ersten, bedeutungsvollen Sieg erfochten. Doch nun begann in Land und Universität der kirchliche, von der Reformpartei in leidenschaftlicher Weise geführte Kampf in den Vordergrund des Interesses zu treten. Der Fanatismus wandte sich also vom nationalen auf das kirchliche Gebiet. Der Gegensatz zwischen dem Erzbischof und seinen Getreuen und der Universität verschärfte sich von Jahr zu Jahr. Jener ließ die Bücher Wiklefs, die er eingefordert hatte, im Hofe des erzbischöflichen Palastes, etwa zweihundert Bände, unter feierlichem Glockengeläute und jubelndem „Te Deum laudamus“ verbrennen.

Das reizte die Prager Bevölkerung und das ganze Land. Man verhandelte in Prag, man stritt sich in Rom und am Hofe König Wenzels zumal. Und auch weiter ward die Welt von den Prager Professoren beunruhigt. Vor allem ist es der Magister Hieronymus, der in Paris und Heidelberg und weiterhin in Ofen und an der Universität Wien Ärgernis erregte. Nicht so sehr die Verteidigung Wiklefs fiel ihm zur Last. Vielmehr die Art und Weise, wie er diesen Streit überall hintrug und dann, wenn es zum Konflikte kam, entfloh. Wir können weder ihm, noch Johannes Hus auf allen Wegen ihrer leidenschaftlichen Agitation folgen. Nur auf eines sei hingewiesen. Es war im Mai 1412 eine päpstliche Delegation nach Prag gekommen, um dort für den Kreuzzug zu predigen und zu sammeln, den Papst Johann XXIII. gegen den König von Neapel aufgerufen hatte. Da lud Hus zu einer feierlichen Disputation, bei der er zum ersten Male den Satz aussprach, daß die Befehle des apostolischen Stuhles keine Kraft haben, wenn sie dem Gesetze Christi und der heiligen Schrift entgegenstehen. Und Hieronymus setzte sofort eine Demonstration gegen die päpstlichen Bevollmächtigten in Szene. Die Gemüter erhitzten sich immer mehr. Allsonntäglich hielt Johannes Hus in seiner Bethlehem-Kapelle eine leidenschaftliche Predigt gegen den Ablaß. Dagegen wurden drei junge Leute wegen ihres lauten Widerspruchs gegen den Ablaß sofort hingerichtet und von der Studentenschaft in weiße Laken gehüllt, wie Martyrer in der Bethlehem-Kapelle feierlich beigesetzt.

So waren jetzt an der Universität zwei kirchliche Parteien. Es handelte

sich nun nicht mehr um Deutschtum und Tschechentum, sondern um Papsttum und Tschechentum. Und Johannes Hus, wie ein großer Teil der Universität, beschäftigten sich mit der Frage, was geschehe, wenn sie in Rom vor dem päpstlichen Gericht unterlagen. Hieronymus unternahm eine leidenschaftliche Agitationsreise, die ihn weit nach Polen hinein führte. Überall Konflikt und in Böhmen die Vorbereitung einer ungeheuren Umwälzung von Universität und Kirche. Dabei spielte freilich immer wieder der Streit zwischen den vier ehemaligen Nationen eine große Rolle. Denn es läßt sich denken, daß die vertriebenen Professoren und Scholaren in Leipzig und überall, wo sie zu Wort und Wirken kamen, sich gegen ihre Prager Feinde wendeten.

So brachen die Tage von Konstanz an, wo als Prokuratoren der Prager Universität Johann von Chlum, Johann Kardinal von Rheinstein fungierten. Sie waren die Begleiter des Hus, der dort ins Gefängnis gesetzt wurde, ebenso wie der zu seinem Beistand herbeigeeilte Magister Hieronymus. Hussens Schicksal war entschieden. Am 27. Juni schrieb er an die Universität einen Brief, in welchem er von seinen Freunden und Genossen Abschied nahm und sie ermahnte, auf der einmal beschrittenen Bahn weiterzugehen. Schon loderte in Böhmen selbst für ein Mitglied der Universität Prag der Scheiterhaufen. Die Universität erhob Protest und es blieb ihr nichts anderes übrig, als am 5. September sich mit der inzwischen gegründeten utraquistischen Partei zu verbinden. In diesem Bundesvertrag wurde die Prager Universität als die höchste kirchliche Autorität anerkannt. Das war der Kampf gegen das Konzil. Und man kann wohl sagen, das war der Krieg, der gerade durch die Haltung der Universität und durch deren Dekrete, welche in den vier Prager Artikeln die Glaubenssätze der Utraquisten festlegten, seine theologische Grundlage erhielt. An Stelle des theologischen Gezänks trat der leidenschaftliche und immer mehr entartende Kampf der Utraquisten, der die religiösen und nationalen Leidenschaften der Böhmen in unerhörter Weise entflammte.

Noch war kein Jahrhundert vergangen, seitdem Karl IV. die Universität gegründet hatte, und schon hatte sie den Geist, den er ihr eingegeben, verneint und an Stelle der Aufgaben, die er ihr gesetzt, den Fanatismus in der heißesten Form treten lassen. Prag war kein Paris des Ostens geworden, sondern die Zentrale eines zu voller Wildheit entarteten Tschechentums.

Man hätte meinen mögen, daß der Konstanzer Justizmord das böhmische Volk geeinigt hätte und daß es nunmehr gegenüber dem Konzil gemeinsame Sache machen würde. Aber durch das tschechische Volk fuhr jetzt wie ein Blitz ein neuer, religiöser Zwiespalt, welcher die blutige Scheidung in Utraquisten und Taboriten herbeiführte, in den auch die Universität hineingezogen worden ist. Sie hatte ihre Stellung dem Konzil gegenüber bereits sehr scharf präzisiert. Dann aber, nach dem Tode Wenzels, hat eine Reihe von Magistern mit den taboritischen Priestern gemeinschaftlich die sogenannten vier Prager Artikel verfaßt, welche einen vollen Bruch mit der alten Kirche bedeuteten. Als König Sigmund mit einem Kriegsheer vor die Mauern Prags rückte, haben

gerade die Magister den Einwohnern von Prag den Eid auferlegt, für diese vier Artikel zu leben und zu sterben.

Aber König Sigmund ward am 14. Juli auf dem Ziska-Berge geschlagen, ebenso wie am 1. November vor den Toren Wyscherads. Er mußte abziehen. Aus den Verhandlungen entwickelten sich neue Streitigkeiten, bei denen nun eine Zeitlang den Magistern der Universität die Führerrolle zufiel. Es war ein Für und Wider sondergleichen. Professorengezänk artete zu wildem Kampfe aus und heftigster Streit sank herab zu wüstestem Professorengezänk. Da ließ sich die erregte Partei dazu hinreißen, einen der Führer, Johann von Selau, mit seinen eifrigsten Anhängern am 9. März 1422 in das Altstädter Rathaus zu locken und daselbst heimlich hinrichten zu lassen. Es war nicht viel besser als ein gemeiner Mord. Kein Wunder, wenn die ganze Stadt in wütende Erregung geriet und die Kollegien der Universität stürmte, die Büchereien verwüstete und die angeblich schuldigen Magister vor Gericht stellte: Jakob von Mies, Pribran, Englis und viele andere durften froh sein, daß sie mit der Strafe der Verbannung davonkamen.

Aber durch ihren Abzug hatte die Universität tatsächlich aufgehört zu sein. Indessen nur für einen Augenblick. Dann trat Versöhnung ein, die freilich nach kurzer Zeit zu neuem Streit zwischen der Prager Universität und dem Utraquismus führte. Wenn es dabei ein versöhnendes Moment gab, so war es der gemeinsame Wahn, daß die Schuld den bösen Deutschen zufiele, die alle Feinde des Tschechentums aufgerufen hätten.

Nichts aber war falscher als diese Anschauung. Es war vielmehr tschechischer Fanatismus allein, der beide Teile gegeneinander hetzte. Und der Friede kam von außen — durch das Basler Konzil. Dort wurde er vorbereitet und von dort ins Land gebracht. Aber an der Universität herrschte statt der Blüte stetes Gezänke, in den einzelnen Fakultäten wie in der Gesamtheit, die wiederum in zwei Parteien gespalten war. Darunter litten natürlich die Arbeiten der Universität und man kann wohl sagen, daß sie während der ganzen Epoche den Anspruch auf den Charakter eines „studium generale" nicht machen konnte. Auch in der Folgezeit ist wenig Freudiges zu berichten, wenn auch ruhigere Verhältnisse eintraten und wir unter den Lehrern wiederum deutsche Männer finden, die eine Rolle spielen, wie der Magister Heinrich von Staffelstein. Überhaupt scheint eine Zeitlang die Universität einen starken Zuzug, zumal aus Wien erhalten zu haben, mit der bestimmten Tendenz, hier das deutsche Wesen aufs neue zur Geltung zu bringen und zu behaupten.

Aber das dauerte nur kurze Zeit. Am 3. September 1448 hat Georg von Podiebrad Prag überrumpelt und wurde zum Gubernator Böhmens ernannt. Das scheint das Signal gewesen zu sein für die fremden Professoren und Studenten, Prag wiederum den Rücken zu kehren, trotzdem der Regent alles tat, um Ruhe und Ordnung herzustellen. Vergeblich.

Dagegen begann die Stiftung Karls IV. als Landesuniversität eine gewisse Rolle zu spielen und zu gedeihen. Freilich nur kurze Zeit. Denn nun befeh-

deten sich die Katholischen mit den Utraquisten und Taboriten aufs neue. Dem Zank wurde auch unter König Wladislaw kein Ende bereitet, obwohl er das verhängnisvolle dreifache Stimmrecht der böhmischen Nation im Jahre 1472 aufs neue bestätigte. Die Universität verarmte und war auf die Schenkungen einzelner Gönner und den Schutz der Prager Gemeinden angewiesen.

Kein Wunder, wenn sie immer mehr sank und Anfang des 16. Jahrhunderts kaum mehr als zehn Mitglieder zählte. Darunter aber waren auch jene Greise, welche die ganzen Kämpfe mitgemacht und unter dem Sturm und Drang der inneren Unruhen alt geworden waren und unfähig, auf den Geist der neuen Zeit zu hören, der jetzt an allen alten Universitäten sich regte und eine Fülle von neuen ins Leben rief Der Humanismus fand wohl einzelne Anhänger wie den Boguslav von Lobkowitz, aber an der Prager Universität hat er eine wirkliche Heimstatt nicht gefunden. Sie war ein durchaus veraltetes Institut, das nicht einmal den Anforderungen der Scholastik voll Genüge zu tun vermochte und mit Recht hat sie der Pfarrer Jakob in der Teynkirche im Jahre 1517 in feierlicher Predigt ein verrostetes Kleinod genannt.

Und nun ging die ungeheure Woge der Reformation, die auch Böhmen ergriff, über Utraquismus und Universität dahin. Das Luthertum trat an die Stelle des alten Hussitentums. Und so schien sich die Universität von außen her zu erneuern. Zumal aus Wittenberg kam ein starker Zuzug von neuen Magistern. Sie begannen sich neben denen, die auch in fremden Ländern sich ihre Bildung geholt, festzusetzen. Ein neuer Geist schien einzuziehen und die Professoren gaben sich selbst strengere Ordnungen in ökonomischer wie in disziplinärer Beziehung. Sie wirkten auch segensreich auf die Schüler ein und alles schien sich zum besten zu wenden.

Aber da kam das Jahr 1547 und der Schmalkaldische Krieg. Er endete mit dem Siege Karls V. Sein Bruder König Ferdinand I. rief nach langem Schwanken und Wanken die Jesuiten ins Land. Im Jahre 1555 erwirkte er vom Papst wie von dem Schöpfer des Ordens, Ignatius von Loyola, selbst, die Errichtung eines Jesuitenkollegiums in Prag. Diesen wurde das Dominikanerkloster bei St. Clemens zugewiesen und kein anderer als Peter Canisius reiste in die böhmische Hauptstadt, um diese neue jesuitische Akademie, die „clementinische" genannt, zu schaffen. Er erschien mit zwölf jungen Gelehrten und diesen wurde nun der Weg gebahnt. Außerdem wurden in Rom weitere geeignete Lehrer erzogen. Peter Canisius war eine lautere und reine Persönlichkeit, die mit deutschem Eifer an die Aufgabe ging, ganz Böhmen dem Katholizismus zurückzugewinnen. Das ist ihm und seinen Schülern dann auch in kürzester Frist gelungen. Man kann nicht sagen, daß das Clementinum eine Universität im modernen Sinne war. Aber das Land und zumal die adeligen Familien staunten, wie rasch und sicher dort die Schüler lernten und wenn auch eine wirkliche Vertiefung in die Wissenschaften nicht das Endziel war, so war doch der Erfolg der Studien äußerlich ein besserer, als er jemals in früheren Jahren gewesen. Und ein Mann wie Heinrich Blissenius aus Bonn

verdient in der Tat ebenso wie Wenzel Sturm in Ehren genannt zu werden. Sie hatten vollen Einfluß auf ihre Schüler, die sie in geistlicher und religiöser Beziehung völlig im Zaume hielten. Man bewunderte, wie gesittet sie bei den zahlreichen öffentlichen Prozessionen daherschritten. Das hinderte freilich nicht, daß auch die Scholaren und Bursianer des Clementinums sich bei nächtlichen Raufereien in den Straßen Prags tummelten und man kann es gewiß den Jesuiten nicht zum Vorwurf machen, wenn unter dieser Jugend der Geist ebenso frisch, ja rauflustig war, wie bei den Schülern der sogenannten karolinischen Akademie, in welcher die alte Universität Prag armselig und kümmerlich weiterlebte. Denn sie war auf Kosten der Jesuiten ja fast völlig mediatisiert worden und die Reste der Lehrerschaft, die dort verblieb, mußten wohl ihre beste Kraft daran wenden, um, solange Ferdinand I. lebte, den Kampf ums Dasein durchzuführen.

Freilich kam unter König Maximilian II. für sie eine bessere Zeit. Denn dieser war dem Protestantismus mehr geneigt und überhaupt dem modernen Geiste zugewendet. Aber er war einem steten Schwanken zwischen der Idee des Utraquismus und des Protestantismus unterlegen. Man weiß ja, wie Maximilian II. selbst einem gewissen Kompromiß-Katholizismus zugeneigt war. Aber seine Regierungszeit war nur kurz und in Kaiser Rudolf II. fand weder die neue Lehre, noch die Karolina einen besonderen Gönner. Es war auch im Grunde nichts sehr Erfreuliches an der Universität zu erleben und zu erlernen. Viel höher als die Clementina stand sie wissenschaftlich auch nicht. Nur unter den Medizinern sind einzelne Tüchtige zu nennen, die freilich zum größten Teile, nachdem sie geheiratet, ihre Professur niederlegten. Johann Jessenius war der erste, welcher in Gegenwart einer großen Anzahl von Gelehrten und, was bezeichnend ist, auch anderen Honorationen Prags auf feierliche Weise die Sektion von zwei Hingerichteten, eines männlichen und eines weiblichen Körpers, und schließlich auch die eines Kindes vornahm. Unter den Jesuiten ragt Paul Christian von Koldin hervor, welcher das böhmische Stadtrecht herausgegeben hat. Aber ein starker Zug war in der Universität nicht zu erkennen und wir lesen in der Chronik derselben, daß deutsche Studenten eine seltene Ausnahme bildeten. Wohl haben einzelne Professoren, wie Matthäus Collinus zu den Füßen Melanchthons gesessen, aber sonst sind nur wenige zu nennen. Es wurden auch gegen Ende des 16. Jahrhunderts Vorlesungen über die Klassiker gehalten, so von Johannes Campanus Wodnamus, dessen eigene Poesien damals wohl gerühmt wurden.

Und dann begann sich jene Astronomenschule auszubilden, die unter Kaiser Rudolf in Tycho Brahe ihren Höhepunkt fand und aus der Johannes Keppler hervorgegangen ist. Im übrigen klagen die zeitgenössischen Berichte über die allmähliche Entartung von Lehrern und Schülern. Man sprach wohl, das Contubernium sei eher ein Combibernium zu nennen. Denn die Professoren tatens den Schülern im Trinken voraus und manchmal warteten die Schüler im Winter, vor Kälte zitternd, vor den Hörsälen vergeblich, weil der

Professor besoffen war. Und man hat wohl gesagt, daß man niemandem zu dem Eintritt in das Karls-Kollegium, das den Mittelpunkt der Universität bildete, raten könne, weil keiner zu etwas tauge, der drei Jahre in dieser Gesellschaft zugebracht.

Das waren die Tschechen unter sich. Und so war es schließlich kein allzuschwerer Verlust für die Wissenschaft und noch weniger für das Deutschtum, wenn nach langen Streitigkeiten mit dem Jesuitenorden und einer kurzen Periode des Aufblühens unter dem Schutze der reformierten Gemeinde von Prag das Schicksal über die Akademie hereinbrach. Erfreuliches ist eigentlich gar nicht zu melden.

So kam am 23. Mai 1618 der Prager Fenstersturz, bei dem die kaiserlichen Räte Martiniz und Slawata aus dem kaiserlichen Schloß geworfen wurden. Sofort nach dem Sieg der reformierten Stände erhielten die Jesuiten den Befehl, Prag zu verlassen. Nun glaubte man auch die Zeit gekommen für eine Erneuerung der Karolina. Und in der Tat haben sich einzelne Professoren in diesem Sinne bemüht und fremde Hilfe herbeizurufen gesucht. Aber auch die Stunden des Protestantismus in Prag waren gezählt. Es kam die Schlacht am Weißen Berge am 7. November 1621 und nun standen die Reste der Akademie vor dem Herzog Maximilian von Bayern und den Feldherren Bouquoi und Tilly, um für sich und ihre hohe Schule um Gnade zu flehen. Ihnen wurden ihre Sünden vorgehalten, die sie während der Regierung des Wintertkönigs begangen: die schmeichlerischen Gedichte und Gratulationen, die sie dem König Friedrich V. überreicht und so manche andere Tat, die sie jetzt büßen müßten. Sie ließen sich verleiten, den protestantischen Bundesgenossen des Kaisers, den Kurfürsten von Sachsen, um seine Fürsprache anzugehen. Aber das wurde ihnen als Verbrechen des Hochverrats ausgelegt, und der ehemalige Rektor Johann Jessenius mußte dafür blutig büßen. Er ward am 21. Juni 1621 auf dem Altstädter Ring mit dem Schwerte hingerichtet, nachdem man ihm vorher die Zunge ausgeschnitten hatte. Dann wurde sein Leib gevierteilt und die Stücke an verschiedenen Orten auf Pfähle gesteckt. Es waren nur noch fünf Professoren der alten Karolina übrig und so konnte nunmehr der Gubernator von Böhmen, Fürst von Lichtenstein, das ganze Eigen der Karlsuniversität am 14. November den Jesuiten übergeben. Zwei von den letzten Professoren, Johannes von Campanus und Daniel Basilius, traten zur katholischen Religion über. Ersterer starb bereits am 13. Dezember und wurde nun feierlich in der Fronleichnamskapelle beigesetzt.

Nikolaus Troyllus wanderte mit seiner Familie nach Sachsen aus, wo er im Jahre 1631 zu Pirna gestorben ist. Jakob Zabonius ist verdorben und gestorben.

Damit begann nun eigentlich eine neue Universität ihr Dasein, die man die Karola-Ferdinanda nannte. Es war freilich nicht so ganz einfach, diese völlig unter die Herrschaft der Jesuiten zu stellen, weil auch die Orden der Augustiner und der Dominikaner ihre alten Rechte geltend machten.

So ist denn auch die Ausstellung der neuen goldenen Bulle, also des neuen Stiftsbriefes für die Universität, nicht so eilig erfolgt, wie es die Väter der Gesellschaft Jesu gewünscht und der Hinweis, daß die alte Universität, wie sie einst Kaiser Karl IV. gestiftet, eine freie, von der kirchlichen und weltlichen Gewalt mit Privilegien versehene Korporation gebildet, stieß natürlich bei der Auffassung der Jesuiten auf schwere Gegensätze. Immerhin waren sie zunächst Herren der Situation, bis ihnen der Kardinalerzbischof von Prag entgegentrat und den Papst gegen den Orden zu Hilfe rief. Der Schritt hatte freilich nichts anderes zur Folge, als daß sich die äußerliche Übertragung bis zum Tode Kaiser Ferdinands II. verzögerte. Sie mußten sich nur bequemen, vorläufig ihr Promotionsrecht zu sistieren, und die Dinge abzuwarten, bis sie sich von selbst entwickeln würden.

Da kam Kaiser Ferdinand III. und fand unter jesuitischem Beistand einen Ausweg. Durch sein Dekret vom 21. Juni 1683 wurde der Orden aufgefordert, die Güter der karolinischen Akademie mit allen Privilegien und Kleinodien wieder herauszugeben. Und nun wurde die karolinische Universität sozusagen neu errichtet. Aber sie bestand nur aus der juristischen und medizinischen Fakultät, während die philosophische und theologische in den Händen der Jesuiten blieb. So gewannen die Jesuiten freie Hand und brauchten sich über diese scheinbare Säkularisierung nicht zu grämen.

Anders war es, als der Feind aufs neue ins Land kam. Schon im Jahre 1631, nach der Schlacht von Breitenfeld, hatte man auf eine Erneuerung der Karolina in anderem Sinne gehofft. Aber sehr schnell hatte Wallenstein das Land Böhmen wiederum unterworfen. Doch jetzt drohte im Jahre 1639 aufs neue der Feind. Die Professoren mußten entlassen werden und die Schulen wurden als Militärspital benützt. Erst im folgenden Jahre konnte der Unterricht wieder beginnen.

Man darf dabei nicht vergessen, daß in diesen kriegerischen Zeiten die akademische Jugend sich stets auf das trefflichste bewährt hat. Das zeigte sich besonders, als im Jahre 1648 die Schweden unter General Graf Königsmark gegen Prag heranrückten. Da waren es die Studenten beider Universitäten, die an der Verteidigung der Stadt ruhmreichen Anteil nahmen. Und noch heute bildet die Statue, die den Prager Studenten in der Uniform jener freiwilligen Legion von damals darstellt, das Wahrzeichen der Prager Studentenschaft. König Ferdinand III. hat sie denn auch durch huldvolles Schreiben ausgezeichnet und den Freiwilligen der Studentenkompagnie eine ganze Reihe von Vorteilen zugesichert. In der Tat war die Behauptung des Hradschin vor allem den tapferen Akademikern zu danken.

Dann kam der Friede, der freilich für die Prager Universität nur das Signal zu neuen Streitigkeiten um ihre alten Rechte war. Es waren an dieser Karl-Ferdinands-Universität sehr heterogene Elemente vereinigt: eine Jesuitenhochschule und zwei weltliche Fakultäten, die mit aller Macht drängen mußten, mit der neuen Zeit Schritt zu halten. Aber das war verlorene Lie-

besmüh und als am 4. März 1654 der feierliche Unionsakt beider Teile statt hatte, war das wohl ein äußerlich sehr feierliches Schauspiel, aber für die wissenschaftliche Entwicklung der Hochschule war nichts erreicht.

Und doch war die Schlacht am Weißen Berge für die Deutschen in Böhmen und auch für den deutschen Charakter der Universität gewissermaßen die Rettung gewesen. Zwar wurde jetzt bei der Union das Patent zuerst in böhmischer und dann erst in deutscher Sprache verlesen. Aber im großen und ganzen war doch der deutsche Charakter der Universität gerettet. Sie war nicht mehr der Mittel- und Ausgangspunkt einer rein tschechischen Reaktion. Und das ist zweifellos ein Verdienst des Jesuitenordens. Auch der Erzbischof, der seine Rechte und die Rechte der übrigen Orden und des weltlichen Klerus gegen den Jesuitenorden so tapfer verteidigt, hat in dieser Beziehung das seinige getan.

Merkwürdig sind die steten Schlägereien der Studenten in der Hauptstadt, die einmal sogar zu einem blutigen Zusammenstoß mit den Soldaten führten. Darob entstanden neue Beratungen über Statuten und Hausgesetze. Das Ende war, daß der Kaiser sich eine gewisse Oberaufsicht sichern wollte, der aber die Jesuiten selbst abgeneigt waren. Es ist nun bezeichnend, daß in einem sehr ungnädigen kaiserlichen Reskript vom 11. Januar 1655 wegen neuer Ruhestörungen durch die Studenten der akademische Senat sehr hart angefahren wurde, daß er solche Zustände begünstige. Es ist kein Zweifel, daß dieser Tadel vor allem die Väter der Gesellschaft Jesu treffen sollte, welche „solche Insolenzen der Jugend" ganz besonders begünstigten.

Auf der anderen Seite ist es doch bedeutsam, daß der Kaiser in seinem Schreiben ganz besonders der wehrhaften akademischen Jugend seinen Zoll zahlt. Er fühlte, daß in ihr sich eine Kraft herausbildete, welche mehr durch ihre ritterlichen und streitbaren Eigenschaften als durch ihr Wissen den Geist der Zeit, wenn nicht überragte, so doch zu beherrschen begann. Wir aber erkennen darin den Geist der Burschenfreiheit, der freilich an allen anderen Hochschulen sich mehr zu entwickeln vermochte als gerade in Prag. Aber dort hat er unter dem eigentümlichen Einfluß jener Mischung zwischen dem herrschenden Tschechentum und dem gerade durch die Beseitigung des Protestantismus wiederum emporgekommenen Katholizismus einen besonderen Charakter gewonnen. Auch hier führt der Student das Schwert an der Seite, und nicht bloß dann weiß er es zu ziehen, wenn er von seinem Kaiser und Kriegsherrn aufgerufen wird, sondern auch in persönlicher Fehde. Die Straßen Prags widerhallten von Rapier und Sporenklang und auf den Wällen der alten Festung ist so mancher blutige Kampf ausgefochten worden. Der Bursche ließ sich auch hier nicht zähmen und zurückhalten und es sprach immerhin für die Jesuiten, daß sie diesen Geist nicht hemmten. Vielleicht versagte gerade an ihm ihre so meisterliche Kraft.

Über dem Prager Studententum liegt aber auch ein gewisser Hauch des Geheimnisvollen, das der Dreißigjährige Krieg von selbst zu nähren ge-

wußt hat. An Wissen vermochte die Hochschule immerhin das zu bieten, was der Bursche im späteren Leben für seinen Beruf brauchte. Es war freilich herzlich wenig. Aber für diesen Beruf brachte er die studentischen Eigenschaften mit und diese haben diesseits und jenseits des Böhmerwaldes ihre Wirkung nicht verfehlt. Wir können uns einen „Freischütz“ nicht gut denken, ohne jene seltsamen Zusammenhänge, die zwischen der Soldateska und dem Studententum während des großen Krieges sich entwickelt hatten. Vielfach warf der Bursche Skripten und Bücher an die Wand und verließ sich allein auf sein gutes Schwert und seinen guten Mut. Er nahm Dienste, wo er sie fand, und wo er Schwert und Mut zu verwenden vermochte. Der Bund mit dem Teufel spielt in Prag ebenso eine Rolle wie im Böhmerwald. Hier weiß die Sage wiederum seltsame Gewebe zu spinnen. Wir können viel davon als ein Stück der starken Poesie des Burschentums nehmen, die freilich auf den rein deutschen Universitäten noch viel stärker und uns näherstehend sich entwickelt hat als auf dieser halb tschechischen kaiserlich-jesuitischen Universität. Aber wenn im Kolleg von Wundern die Rede war, so fühlte der Bursch in manchen Stunden die Zauberkraft und wenn die Jesuiten in ihren Spielen die Engel erscheinen ließen, so zitierte er mit kaltem Blut den Teufel. Und doch ist ihm vor allem zu danken, daß um die Wende des 17. Jahrhunderts, wo allenthalben in Deutschland und selbst in Europa der Ruf der hohen Schule zu sinken begann, und nicht bloß der Bursch über den Doktrinarismus und die verlesenen Hefte und Bücher seiner Professoren spottete, sondern die Allgemeinheit mit einer gewissen Geringschätzung auf die Hochschulen blickte, daß gerade er es war, der durch die Kraft der Korporation, aus der er wiederum eigenen Mut und eigenen Unternehmungsgeist schöpfte, gehalten wurde. Wir werden an anderer Stelle von diesem Geiste zu sprechen haben. Aber in Prag hat doch gerade im Burschentum das Deutsche einen starken Niederschlag gefunden und als Gegenwirkung gegen alles Slavische und speziell gegen alles Tschechische standgehalten. Das ist, man muß es leider gestehen, das eigentlich Positive, das die Universität Prag bis in die Tage Kaiser Leopolds I. und Karls VI. hinein ausgezeichnet hat. Denn mit Streitigkeiten der Professoren und religiösen Konflikten wird keine Universität auf der Höhe gehalten. Interessant ist nur, wie die drei Orden und vor allem auch die Weltgeistlichen viel heftiger als die Studentenschaft den Kampf gegen den Jesuitenorden durchgeführt haben, gegen dessen Herrschsucht, gegen dessen Lehrmeinung und vor allem gegen dessen allmählich eintretende Schwächen. Es mag den Tschechen nicht übel genommen werden, wenn sie gegen den Orden einen besonderen Haß hegten, weil er einen ganz bewußten, freilich nicht deutschen, sondern seinen eigenen Absichten entsprechenden Kampf gegen die alte böhmische Literatur geführt hat und deren Reste aus den Händen des angeblich ketzerischen Volkes gerissen und dem Feuer überantwortet. Was die übrigen Orden und vor allem die Weltgeistlichen mit dem Erzbischof von Prag an der Spitze gegen den Orden einnahm, das war vor allem dessen Arrondierungskunst, mit dem er alle Besitzungen der Universität zu seinem Eigentum zu machen wußte.

Und dann blieb eben die Methode bewußt veraltet. „Scholastik“ und „Aristoteles“ waren die Schlagworte, mit denen alles Drängen, auch der Regierung auf eine geistige Erneuerung der Universität zurückgewiesen wurde. Es fehlte freilich in Böhmen nicht an einzelnen Männern, welche, zumal in der juristischen und medizinischen Fakultät, so viel wie möglich auf eine Besserung und Erneuerung der Hochschule drangen. Vor allem war es der Superintendent Birelli, der alle seine Kraft daran setzte, eine Reform durchzuführen. Aber seine Gutachten, die wirklich wertvolle Vorschläge enthielten, und von der kaiserlichen Regierung eines Josef I. recht wohl anerkannt wurden, blieben in einer Kommission begraben und nach dem Tode dieses Kaisers verfiel man wieder in den alten Geist und ließ die Dinge gehen, wie sie liefen. Und der Einwurf der Jesuiten, daß sie durch 158 Jahre, seit ihrem Einzug ins Böhmerland an derselben Unterrichtsmethode festgehalten, wurde nur zu sehr berücksichtigt. Man war froh, wenn man in Wien las, daß ihre von Königen und Kaisern in den Stiftungsbullen hochgepriesenen Schulen entweder nie hätten blühen können, oder jetzt unmöglich gesunken sein können. Und so ließ man alles beim Alten. Der Vorschlag, Geschichte und Geographie zu den Lehrfächern zu zählen, verschwand in den Akten und bis zum Tode Karls VI., der doch sonst dem Geiste der Zeit Rechnung zu tragen gewußt hatte, blieb alles bestehen, wie es war und die Universität Prag war eine Hochburg der Jesuiten. Das war freilich nicht schlimmer, als wenn andere das Szepter geführt hätten, die ebenso dem Geist der neuen Zeit ihre Ohren verschlossen haben. Wissen wir doch aus einem hofrätlichen Gutachten aus der Zeit des großen Kurfürsten, daß die Kenntnis der Reformationsgeschichte nur üble Gedanken zu zeitigen vermöchte.

Da starb am 20. Oktober 1740 dieser Kaiser und seine Tochter Maria Theresia übernahm mit kraftvoller Hand das ihm entfallene Szepter. Eine schwere Kriegszeit begann, die an sich auf die Studien lähmend wirken mußte. Aber wieder bewährte sich in Prag der kriegerische Geist der akademischen Jugend. Als beim Herannahen der feindlichen Truppen die Hauptstadt sich zur Verteidigung rüstete, bildeten die Studenten ein Bataillon von mehr als 530 Mann und verteidigten die Marienschanze gegen den Angriff der feindlichen Truppen. Freilich der Widerstand war vergeblich und die Stadt mußte kapitulieren, ja, das Bataillon die aus der Schwedenzeit aufbewahrte Fahne ausliefern. Die Schulen wurden geschlossen, ein Teil der Professoren als Geiseln festgenommen. Dann kam die Reaktion und diejenigen Professoren, welche sich dem bayerischen Kurfürsten und Kaiser Karl VII. unterworfen hatten, wurden in strenge Untersuchung genommen. So vor allem der Professor der Rechtswissenschaften Nikolaus Königsmann. Die Studentenschaft tat auch während des Schlesischen Krieges bei der erneuten Belagerung Prags im Jahre 1744 ihre Pflicht und Maria Theresia erwies ihnen und ihretwegen der Universität ihre besondere Huld. Es liegt in diesem Vorgehen der kühnen Kaiserin ein gewisser Reiz. Sie wußte sehr wohl, auf wen sie sich verlassen

konnte und aus allen ihren Erlassen ist zu erkennen, daß sie die Studenten eigentlich höher schätzte als die Professoren, obwohl auch diesen die Huld der Kaiserin von Nutzen war und sie für eine Vermehrung der Lehrstühle sorgte, unter anderem auch für eine Professur der Geschichte.

Sehr eigenartig war die Haltung der sonst so frommen Kaiserin gegenüber den Vätern der Gesellschaft Jesu. Sie ging ihren Weg und unter ihr ist die Emanzipation der Naturwissenschaften von der Philosophie wenigstens angebahnt worden. Vergeblich setzten jene ihren ganzen Widerstand der neuen Reformation entgegen. Es wurden neue Lehrpläne geschaffen für Medizin und Jurisprudenz. Es kam Ordnung in die Besoldungsfragen, die ja immer eine bedenkliche Rolle in der Universität gespielt und vielfach zu den Übelständen Anlaß gegeben hatten. Denn durch die ganze Zeit ging ein Zug der Ausnützung der Studenten durch die bursenhaltenden Professoren, die, was ihnen der Staat versagte, aus den Studenten heraus zu holen versuchten. Das war hier wie an so manchen anderen Orten früher Brauch und an Klagen darüber fehlte es nicht.

Aber auch die theologische Fakultät ward erneuert, ebenso die philosophische. Man darf sagen, daß noch vor der Aufhebung des Jesuitenordens durch die bekannte Bulle Papst Clemens XIV. vom 13. August 1773 die Reform durchgegriffen hatte und nun in der neuen Studienvereinigung von 1784 gipfelte. Und es war von hoher Bedeutung, daß für alle Vorlesungen statt der bisherigen lateinischen, die deutsche Sprache vorgeschrieben wurde mit Ausnahme von der Geburtshilfe, die in deutsch und böhmisch gehalten werden sollte. Für die deutsche Geschichte war schon der junge Professor Karl Heinrich Seibt, ein geborener Schlesier, der in Prag seine Studien vollendet hatte, in begeisterter Weise als Professor der schönen Wissenschaften eingetreten. An seiner Seite wirkte August Meißner als Professor der Ästhetik und der klassischen Literatur und auch der Exjesuit Ignatz Kornowa, welcher Weltgeschichte vortrug, ist rühmlich zu nennen. Im Jahre 1781 war überdies das Toleranz-Patent verkündet worden, das der Universität den ausschließlich katholischen Charakter nahm. Jetzt wurden auch die Juden zum Besuch der Schulen und seit 1790 zur Erlangung akademischer Grade zugelassen. Eine Fülle von neuen Lehrstühlen wurde nach und nach errichtet und in der folgenden Zeit, selbst unter Kaiser Franz I., begann durch die Heranziehung von bedeutenden Gelehrten die Hochschule eines Rufes sich zu erfreuen, den sie seit ihrer Gründung nicht besessen. Sie ward ein Hort des deutschen Geistes und des deutschen Studententums und blieb es auch in dem alsbald anhebenden Kampfe mit dem wieder rasch erstarkenden und seiner Vergangenheit sich stark bewußten Tschechentums. In der deutschen Lesehalle fanden sich die Studenten deutscher Art zusammen und zumal die Burschenschaft war es, die hier für die Aufgaben des Deutschtums im Vordertreffen stand. Ein schöner und edler Geist waltete in der deutschen Universität, während natürlich das Tschechentum auch einen wissenschaftlichen Mittelpunkt suchte und fand. Von allen slavischen Stämmen der gesündeste und kräftigste, hat

er sich unter der Gunst der politischen Verhältnisse mehr und mehr zu entwickeln vermocht, und allmählich kam das Deutschtum und mit ihm die deutsche Universität aus der ursprünglichen Kampfstellung in eine Abwehrstellung hinein, in der sie heute um ihre Existenz ringt. Aber man darf sagen, der eigentliche Großgedanke von Karl IV. ist gerade im 19. und 20. Jahrhundert durch den deutschen Geist aufgegriffen und vertreten worden. Prag sollte das Paris des Ostens sein. Es ist ein Bollwerk des deutschen Wesens geworden und soll es bleiben in der Zeiten Stürme.



WIEN
1356

Hatte die Schöpfung Kaiser Karls IV. vor allem einen dynastischen Zweck, der im gewissen Sinne eine Richtung gegen das Stammesböhmentum dokumentierte, so wurde Wien zwar gleichfalls in einer gewissen Rivalität des Hauses Habsburg gegen das Haus Luxemburg ins Leben gerufen, aber doch mit der ganz bestimmten Absicht, im Osten Deutschlands eine Universität zu schaffen, welche sowohl Paris wie Bologna für die Deutschen überflüssig machen sollte. Es war Herzog Rudolf IV., der als Schwiegersohn des Kaisers Karl die Universität Wien gründen wollte unter dem Gesichtspunkt, daß Österreich der Schild und das Herz des Römischen Reiches sei. Als Herzog Albrecht II. im Jahre 1358 starb, war Herzog Rudolf achtzehn Jahre alt. Aber er begann bereits im Jahre 1363 die Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl in Avignon. Es waren Graf Ulrich von Schaumburg und Magister Thomas von Straßburg, welche vor allem den Gedanken der Wiener Universität mit anregten. Dann aber kam jener Albertus de Saxonia, der Rektor in Paris gewesen und auf längere Zeit in Avignon verweilt hatte, nach Wien und übergab dem Herzog die Statuten der Universität Paris, die sonst streng geheim gehalten wurden. Er führte zusammen mit dem Bischof Albrecht von Passau und dem späteren Bischof Johann von Brixen die Verhandlungen mit dem Papste Urban V., wobei auch der Legat Agapetus von Colonna seine Hand im Spiele hatte. Doch Karl IV. reiste im Mai 1365 selbst nach Avignon, um dort gegen die Wiener Gründung zu intrigieren. Herzog Rudolf hatte am 12. März 1365 die Stiftungsurkunde der Universität ausgefertigt und fast zu gleicher Zeit den Stiftungsbrief von St. Stefan, also dem Dom, der heute noch Wien überragt, mit der Verpflichtung der Einigung beider Stiftungen erlassen. Aber der alte Schüler der Sorbonne und Günstling des päpstlichen Hofes von Avignon hatte es wohl verstanden, in der Seele des Papstes Urban V. einen Zwiespalt hervorzurufen. Eine vollwertige Universität, das war die Absicht des Kaisers, sollte auf dem Boden des Reiches neben Prag nimmermehr erstehen. Und so zwang er den Papst zu einem Mittelweg,

welcher die Absichten des Wiener Stifters, wenn nicht völlig durchkreuzte, so doch bis zu einem gewissen Grade hemmte. Er erteilte durch die Bulle vom 18. Juni 1365 nur die Erlaubnis zur Gründung einer Universität, mit Ausschaltung der theologischen Fakultät. Damit war dem „studium generale" gewissermaßen die Spitze abgeschnitten und wenn er am 19. Juli allen Klerikern, die in Wien studieren wollten, die Lizenz von der Residenzpflicht verlieh, so war das nur ein sehr magerer Ersatz für die theologische Fakultät. Denn diese Kleriker konnten ja nur an der Artistenfakultät studieren. Dennoch wurde die Universität eröffnet, und zwar unter dem ersten Rektor Albert von Sachsen, den Herzog Rudolf noch kurz vor seinem Tode für dieses Amt bestimmt hatte. Denn schon am 27. Mai ist er in Mailand während der Hochzeit seines Bruders Leopold mit der Tochter des Barnaba Visconti plötzlich von einem Fieber dahingerafft worden.

Das war schlimm von Anfang an. Denn seine beiden Brüder Albrecht III. und Leopold III. waren minderjährig und die österreichischen Stände wie die Stadt Wien selbst dem Gedanken des Toten keineswegs günstig. Aber trotz alledem trat die Universität ins Leben und wir sehen, wie jener Albert von Sachsen das Statut vom 6. Juni 1376 veröffentlicht, womit die Universität eigentlich gegründet war und nun vor allem die vier Nationen bestimmte, die hier die herrschenden sein sollten. Die erste war die österreichische, die aber ganz Oberdeutschland bis zum Rhein umschloß, die zweite die böhmische, die auch Polen und die übrigen slavischen Länder umfaßte, die dritte die sächsische als Repräsentantin von ganz Niederdeutschland, und als letzte die ungarische, die auch Siebenbürgen und die anschließenden Gebiete in sich schloß. Man muß sagen, daß der erste Rektor mit einer Selbstlosigkeit sondergleichen seines Amtes über eine Hochschule waltete, die unter den gegebenen Verhältnissen keineswegs lebensfähig war und unter der Ungunst des rivalisierenden Kaisers Karl IV. wie der Stadt Wien selbst schwer zu leiden hatte. Als er zurücktrat, blieb die Universität in der Tat ein Jahrzehnt lang ohne Rektor: die Dozenten, die aus Paris und Italien gekommen waren, in der Hoffnung, hier ein blühendes, neues und lebenskräftiges Institut zu finden, zogen enttäuscht ab. Die einzige Rettung der Universität war, daß sie als ein Teil der Domschule von St. Stefan weitervegetierte und so die nächste Zeit, die mit den Streitigkeiten der Herzöge unter sich erfüllt war, zu überstehen vermochte. Dann wurde endlich im August 1376 zwischen den streitenden Parteien ein Vertrag geschlossen. Wien fiel dem Herzog Albrecht III. zu, und nun erfolgte der Befehl zur Rektorwahl.

Denn jetzt war auch Karl IV. gestorben und Papst Urban VI. hatte freie Hand. Er erteilte sofort die weiteren Lizenzen und nun sehen wir, wie durch die Bemühungen Albrechts herbeigerufen, neue Gelehrte nach Wien kommen. Zumeist deutsche Professoren aus Paris, welche um des Schismas willen die Sorbonne verlassen hatten, um eine neue Universität am Rhein zu gründen. Da ereilte sie der Ruf Albrechts III. und es war vor allem Heinrich von Langenstein, der sich, herbeigerufen durch den Kanzler Berthold von Frei-



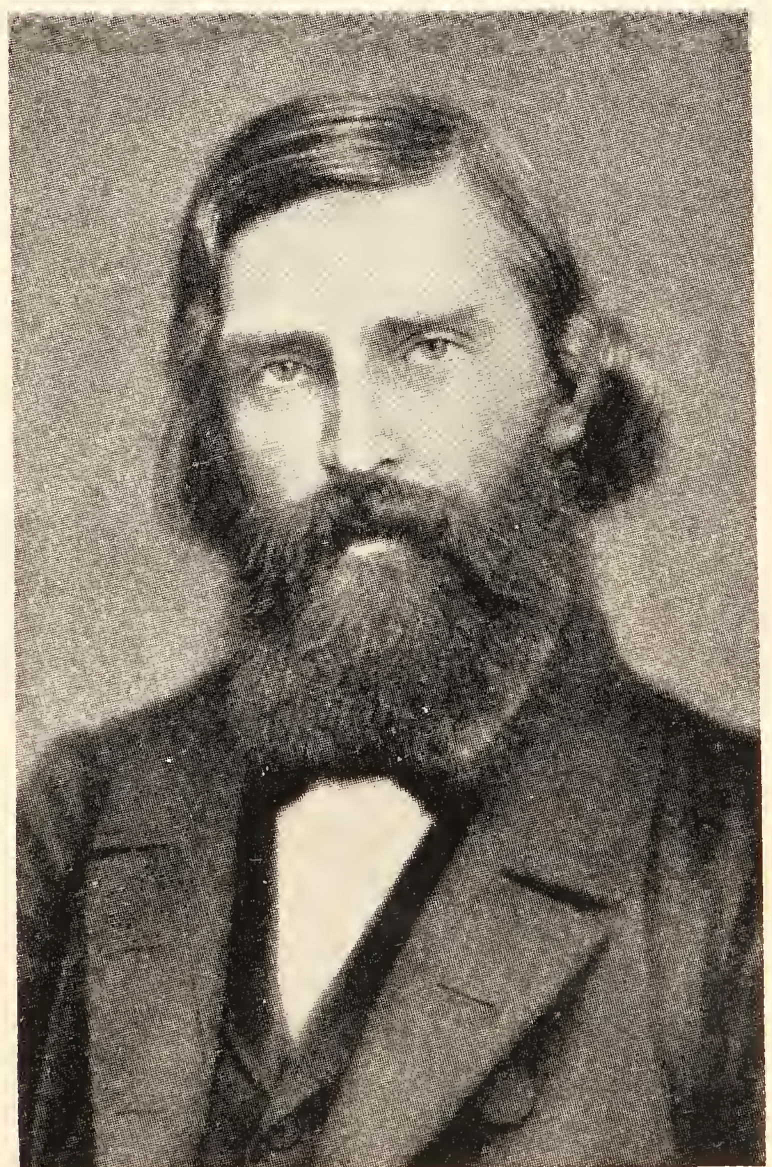
Theodor Billroth
Professor der Chirurgie in Wien
geb. 26. April 1829 in Bergen auf Rügen
gest. 6. Februar 1894 in Abbazia



Johann von Oppolzer
Professor der Medizin in Wien
geb. 3. August 1808 zu Gratzen i. Böhmen
gest. 16. April 1871 in Wien



Rudolf Virchow
Professor der pathologischen Anatomie in Berlin
geb. 13. Oktober 1821 zu Schivelbein i. Pommern
gest. 5. September 1902 in Berlin



Albrecht von Gräfe
Professor der Augenheilkunde in Berlin
geb. 22. Mai 1828 in Berlin
gest. 20. Juli 1870 ebendaselbst

Aus dem „Corpus imaginum" der Photographischen Gesellschaft Berlin

sing, dem Herzog zur Verfügung stellte. Mit ihm kamen Heinrich von Oyta und Gerhard von Kalker. Dem Kanzler Berthold gelang es, eine neue Stiftungsurkunde durchzusetzen und die ganze Universität auf eine breitere Basis aufzubauen. Heinrich von Langenstein hatte in einem eingehenden Promemoria den ganzen neuen Plan ausgearbeitet und ein volles Entgegenkommen des jungen Herzogs gefunden. Zumal die theologische Fakultät, die von Papst Urban unter dem 20. Februar 1384 genehmigt wurde, erhielt eine glänzende Ausstattung. Freilich auch dieser Papst handelte dabei nicht ohne eigenes Interesse. Denn er wollte diese neue Universität gegen Paris ausspielen, das zu Gunsten seiner Gegner Stellung genommen hatte. Man darf nicht vergessen, daß Wien damals unter dem Bischof von Passau stand, der nun ebenso wie der von Salzburg und die österreichischen Stände überhaupt, seine Zustimmung zu der neuen Stiftung gab. Das wichtigste war, daß die Nationen vollkommen geändert wurden. An die Spitze trat die österreichische, die den deutschen Süden umfaßte, ihr folgte die rheinische. Als dritte wurde die ungarische angenommen, zu der auch Böhmen zählte; und als vierte die sächsische, die wiederum den ganzen Norden umspannte. Jede der Nationen erhielt einen Prokurator, welche den Rektor zusammen zu wählen hatten.

Albrecht verlieh der Universität als Gebäude das Kollegium beim Dominikanerkloster. Im übrigen überließ er es der Universität selbst, sich den inneren Organismus zu schaffen, indem er ausdrücklich erklärte, daß es sich um eine autonome Körperschaft handle, die auch einer kaiserlichen Genehmigung nicht bedürfe. Letzteres war ein sehr bedeutsamer Schritt, der dann von den meisten deutschen Universitäten nachgeahmt worden ist. Und so wurde denn an Weihnachten 1384 das „Collegium ducale“ feierlich eröffnet. Das Universitäts-Statut war sicherlich schon vorbereitet und wurde wenige Tage darauf publiziert. Freilich die Schaffung der Fakultätsstatuten nahm mehrere Jahre in Anspruch, bis sie in einer Schlußsitzung vom 1. April 1389 die Genehmigung erhielten. Sie waren nach Pariser Muster, aber nicht ohne Einfluß der Vorlagen von Bologna geschaffen. Die Fakultäten betonten ausdrücklich ihre gegenseitige Selbständigkeit in Bezug auf das Lehrsystem. Die ganze Universität verfügte über einen ansehnlichen Lehrkörper und nicht minder über eine zahlreiche Studentenschaft, die vor allem aus dem westlichen Deutschland herbeigeströmt war. Die Österreicher blieben an Zahl noch sehr zurück, dagegen fanden sich viele Ungarn und Slaven, aber auch Engländer ein, die sich von Paris ostentativ zurückgezogen hatten. Und doch stellte gerade Paris das größte Kontingent an Lehrern. Freilich waren es fast durchweg Deutsche und Engländer, die hier einen neuen Wirkungskreis suchten. Indessen beschränkte sich dieser auf die theologische und die Artistenfakultät. Denn für die medizinische und die juristische hatte man die Kräfte aus Italien bezogen. Ein geringer Zufluß von Studierenden und auch von Lehrern kam von Prag. Die Rivalität zwischen den Habsburgern und den Luxemburgern machte sich noch immer geltend.

Übel war von Anfang an, daß ganz ähnlich wie in Paris und auch in Prag zwischen dem Kanzler und den Fakultäten über die Verleihung von Graden Streitigkeiten obwalteten, die zu schweren Konflikten führten. So hatte bereits im Jahre 1387 der Rektor einen Studenten einkerkern lassen, sodaß die vier Prokuratoren und die vier Dekane Beschwerde erhoben. Es ist interessant, daß der Helfershelfer des Rektors, ein Scholar namens Gottfried von Weil, öffentlich Abbitte bei der Fakultät tun mußte und von der Universität ausgeschlossen wurde. Im übrigen schritt der Ausbau der artistischen Fakultät in vorzüglicher Weise vorwärts. Die Frequenz stieg von Jahr zu Jahr, sodaß man auch den Bakkalarien das Recht, Bursen zu halten, erteilen mußte. Auch die Zahl der Magister vermehrte sich, sodaß man, um die Vorlesungen einigermaßen richtig zu verteilen, zu einem ganz seltsamen Mittel griff, indem man sie unter den Magistern verloste. Das läßt freilich einen merkwürdigen Blick tun in die unfertigen Verhältnisse dieser jungen Schöpfung.

Zu allem Unglück starb 1395 Herzog Albrecht III. Er hatte noch auf dem Totenbette seinem Sohn Albrecht IV. die Sorge für die Universität dringend ans Herz gelegt. Aber dieser war noch zu jung, um selbst eingreifen zu können. Und die Verhältnisse der Universität wurden durch den steten Streit mit dem Kanzler noch mehr verwirrt. Dazu kam die außerordentlich schlechte finanzielle Lage der Lehrer. So mußte einer der Ärmsten seine Bücher verpfänden, weil er die kleine Summe von zwei Gulden nicht aufzubringen vermochte. Und zu allem Unglück starben auch Heinrich von Langenstein und von Oyta, welche der Universität vor allem das Rückgrat gegeben hatten.

Albrecht IV. ist eine der seltsamsten Erscheinungen unter den österreichischen Herzögen. In ihm wirkte noch die Idee der Kreuzzüge nach und er unternahm eine Fahrt nach Jerusalem, um sich dort am Heiligen Grab den Ritterschlag zu holen. Als er nach Wien zurückkehrte, wurde ihm auch vonseiten der Universität ein feierlicher Empfang bereitet. Dann aber wurden die Gravamina der Universität wegen der Besoldung und der Wohnungsnot, wegen der Gewinnsucht der Wiener Bürger gegen die Studenten, wegen der nächtlichen Unruhen und aller sonstigen Fehler unterbreitet. Er konnte zunächst nichts bieten als Verheißungen. Dazu kam, daß gegen Ende des Jahrhunderts in Wien eine pestartige Krankheit ausbrach, welche viele Studenten dahinraffte und die Überlebenden zur Flucht aus der verseuchten Stadt zwang, sodaß Ende November 1399 die Universität geschlossen werden mußte. Es dauerte Jahre, bis in die Verhältnisse eine gewisse Ordnung kam und durch den Beschluß vom 4. Juli 1405 eine bessere Dotierung der Universität eintrat.

Aber inzwischen brachen neue Streitigkeiten im Hause Habsburg aus und der unbändige Herzog Ernst suchte die Fakultäten zu zwingen, aus der Neutralität herauszugehen, die sie während dieser Zwiste einzuhalten gesonnen waren. Er bestätigte ihnen dagegen ihre Privilegien, ohne sie zu halten. Darunter litt die Universität ungemein. Da brach die Bürgerschaft in der Nacht

des 6. November 1406 in den Ghetto ein mit Raub, Mord und Brand. Der Herzog ließ auch bei den Studenten eine Haussuchung vornehmen und erregte dadurch die ganze Universität aufs heftigste. Dazu kam, daß der frühere Kanzler, Bischof Franz von Trient, von dem Herzog Friedrich von Tirol gefangen nach Wien geschleppt wurde. Der Gefangene richtete ein Gesuch an die Universität um Vermittlung, und nun verlangte der Herzog von dieser ein Urteil. Neuer Streit und neue Not! Erst unter Albrecht V. begannen sich die Verhältnisse der Universität zu bessern. Diese vertrat denn auch die Interessen des Herzogs, und als er am 6. Juni 1411 nach Wien kam, um dort seinen ständigen Aufenthalt zu nehmen, wurde er durch eine feierliche Festrede des berühmten Redners Franziskus de Retza begrüßt. Er hat nun in der Tat in die Verhältnisse Ordnung gebracht, oder wenigstens zu bringen versucht und den Landesmarschall zum Konservator der hohen Schule aufgestellt. Wir sehen von da an eine steigende Frequenz, die bald eine Erweiterung der Gebäude notwendig machte, und am 13. Juli 1425 konnte der Neubau der Universität und der Aula feierlich eingeweiht werden.

Aber das Verhältnis der Scholaren zur Stadt war stets ein schlimmes gewesen und im Laufe der Jahre immer unhaltbarer geworden. Die Bürger suchten Streit mit den Studenten, die ihnen nach dem ergangenen Verbot des Waffentragens wehrlos ausgeliefert waren. Da halfen keine Verordnungen. Allnächtlich kam es zu schweren und blutigen Kämpfen, bei denen meistens die waffenlosen Studenten die Zeche bezahlen mußten. Im übrigen waren diese auf ihre Bursen beschränkt und dem Bursenzwang, zumal seit dem Jahre 1421, völlig unterworfen. In der Zeit Albrechts V. war immerhin der Zustand ein gedeihlicher und man konnte von einer gewissen Blüte der Universität sprechen. Dann aber kamen die Tage des Ladislaus Postumus, der sein Erb und Eigen vor allem gegen Friedrich von Steiermark, den späteren Kaiser Friedrich III. zu verteidigen hatte. Dabei brach über Wien, aber auch über die Universität eine Periode schwerster Kämpfe herein. Im Jahre 1450 zählte man wohl an siebentausend Studierende und hundertfünfzig aktive Lizentiaten und mehrere hundert Bakkalarii, die sich vor allem aus Oberdeutschland, aus Bayern, Schwaben und dem Rhein, aber auch aus Ungarn rekrutierten. Auch der österreichische Adel hatte sicht jetzt daran gewöhnt, Wien zum Aufenthalt zu erwählen, und so begann eine Periode üppigen Lebens und übermütigen Geistes bei Magistern und Studenten. Änea Sylvio, der selbst in Wien studiert, hat uns später die damaligen Zustände in grellen, wohl in allzu grellen Farben geschildert. Ein wilder Geist war über die Studentenschaft gekommen! Zechen und Fechten waren an der Tagesordnung. Denn sie mußten ja gegen die übermütigen Bürger und vor allem gegen die Kastrenses, die Söldner der Stadt, sich selbst verteidigen. Jeder Tag brachte neue Unruhen und neue Konflikte. So war unter dem Rektorate des Johannes Gräßl von Tittmoning ein förmlicher Krieg losgebrochen. Ein Student hatte ohne Arg und Willen mit seiner Wehr das Pferd eines Edelmannes gestreift, sodaß es scheute und seinen Reiter abwarf. Sofort ließ dieser sein

Gefolge auf die Studenten einhauen, bis diesen auf deren Hilferuf Sukkurs zuteil wurde. Der Rektor wandte sich entrüstet an den Herzog und drohte mit Auflösung der Universität und der Abwanderung der gesamten Lehrer- und Schülerschaft. Das wirkte. Der Streit ward beigelegt. Doch der Friede dauerte nicht lange, und bei den weiteren Kämpfen machte sich die Roheit der Bürger, aber auch die Zweideutigkeit des Kaisers in verhängnisvoller Weise geltend. Wir lesen darüber in dem farbenreichen Gedicht des Michel Behaim: „Von der hohen Schule zu Wien“ gar seltsame Dinge.

Eines Tages brach die Bürgerschaft in das Studentenviertel ein, wo die Scholaren sich auf Befehl des Rektors in ihren Bursen zurückgezogen hielten. Da wurde aus einem der Häuser auf die Stürmenden geschossen, die Burse wurde genommen und sieben Studenten gefangen fortgeschleppt und augenblicklich zum Tode verurteilt. Das Urteil wäre sofort vollstreckt worden, wenn nicht ein paar vernünftige Bürger sich eingemengt und der Katastrophe vorgebeugt hätten. In der Nacht kam dem Stadtrichter selbst die Besinnung wieder und er holte die Eingekerkerten in sein Haus und ließ sie auf die Forderung der Universität hin frei. Kein Wunder, wenn diese sich unter solchen Verhältnissen nach einer anderen Herrschaft sehnte und danach strebte, daß der Knabe Ladislaus volljährig erklärt würde. Es war vor allem Thomas von Haselbach, der für diesen wirkte, aber aus diesem Grunde von Kaiser Friedrich III. absichtlich entfernt wurde und eine Reise nach Italien antreten mußte. Endlich im September 1452 zog Ladislaus in Wien ein, freilich, um nach kurzer Zeit wiederum die Stadt zu verlassen. Nun kam es zu neuen Kämpfen und mit der Bürgerschaft zu neuen Unruhen.

Doch nun wurde der Geist der erregten Jünglinge nach einer anderen Seite gelenkt. 1453 war Konstantinopel von den Türken erobert worden und das ganze Abendland schien bedroht. Da erschien in Wien der Franziskanermönch Johann Capistran, um mit feurigen Predigten zu einem Kreuzzug gegen die Ungläubigen aufzufordern. Allabendlich sprach er von seiner Kanzel an der Stefanskirche zu der lauschenden Menge und gewann vor allem viele der Studenten, die sich ihm und seiner Idee völlig zur Verfügung stellten. Mit einer Selbstlosigkeit sondergleichen sorgten die reicheren der Scholaren für ihre armen Kameraden und rüsteten sie aus. Viele aber waren von den feurigen Worten des Johann Capistran so ergriffen, daß sie in den Franziskanerorden selbst eintraten. Alle aber machten nun den Kreuzzug unter Johannes Hunyadi mit. Es war eine der großen und glänzendsten Zeiten der Wiener Studentenschaft, die sich in diesen schweren Tagen wunderbar bewährt hat.

Dann starb am 23. November 1457 Ladislaus. Sofort begannen wiederum die Kämpfe mit den Bürgern, aber auch mit den Bauern der Umgebung, zumal mit den Winzern von Kloster Neuburg. Im übrigen suchte die Universität in den nun eintretenden Erbstreitigkeiten die Neutralität zu halten und auch die Studenten so viel wie möglich zu beruhigen. Doch da kam ein anderes hinzu. Wien verfiel durch die eingeführte Münzverschlechterung einer schweren Not. Die Studentenschaft zog zum größten Teil ab, und zu allem

Unglück erschien Albrecht VI. vor den Mauern Wiens und belagerte die Stadt. Auch jetzt blieben die Professoren neutral. Es war wiederum der Rektor Haselbach, der zu dieser Haltung riet und meinte, wenn sich die Dinge wenden würden, dann würde der heilige Geist schon den richtigen Gedanken eingeben. Aber hinter ihm stand doch nicht die ganze Lehrerschaft der Universität. Wir sehen vielmehr, wie sich diese in zwei Gruppen teilte, wie die einen zum Kaiser und dessen Sohn hielten.

Es ist ein schönes Bild, das uns die Chronik überliefert: wie der Magister Thomas Siebenburger dem Prinzen Max in die belagerte Burg dessen Lieblingsspeisen, Geflügel und Wildbret mit eigener Lebensgefahr zu bringen weiß. Aber schließlich fiel die Stadt und die Universtät an Albrecht VI. und er ließ nun seinem Haß gegen die Ungetreuen die Zügel schießen. Er sah in Cuspinian, der später noch eine so große Rolle spielen sollte, den Hauptrebellen. Aber er haßte im Grunde die ganze Universität. Denn Albrecht besaß ja auch den Breisgau und hatte dort im Jahre 1457 die Universität gegründet, die jetzt für die Wiener eine gefährliche Konkurrenz zu werden drohte. War doch diese überhaupt im vollen Sinken. Ihr Personalstand hatte sich im letzten Jahrzehnt um die Hälfte vermindert. Da starb am 2. Dezember 1463 Albrecht VI. an Gift und es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche die Täter in den Reihen der medizinischen Fakultät vermuteten.

Nun hatte Kaiser Friedrich zuächst freie Hand. Er verlangte vonseiten der Universität mit Rücksicht darauf, daß sich einzelne Mitglieder schwer gegen ihn vergangen, die Huldigung, die aber verweigert wurde. Trotz der vollen Ungnade des Kaisers trat indessen eine Verminderung der Rechte nicht ein. Wohl aber kann man sagen, daß sich gerade durch diese Weigerung die Autonomie der Universität noch gesteigert hatte, sodaß man in ihr einen kleinen Staat im Staate zu erkennen vermochte. Doch diese Selbstherrlichkeit dauerte nur kurze Zeit, wie die ganze Universität sich eigentlich überlebt hatte und eines neuen Geistes bedurfte. Und dieser kam. Kaum war Wien nach langem Kampf und heißem Ringen in die Hände des jungen Maximilian gefallen, so sehen wir, wie der Humanismus dort seinen Einzug hält, von niemand so geliebt und gefördert als von dem jungen Fürsten, der selbst der Abgott der Humanisten war.

Es wäre jedoch falsch, wenn man die wissenschaftliche und kulturelle Bedeutung der Wiener Universität in dieser ersten Periode unterschätzen wollte. Auch ihr Charakter als Hochburg der Scholastik entsprach durchaus den Zeitverhältnissen und man hat sich längst abgewöhnt, die Scholastik mit den Augen der Humanisten zu betrachten und ihr den Zeitwert und ihre Kulturbedeutung abzusprechen. Von ganz besonderem Interesse aber war die Stellung der Universität zu Papst und Kirche. Es war nicht das Gefühl armseliger Abhängigkeit und engherzigen Festhaltens an den alten Überlieferungen, welche dieses für die mittelalterliche Unversität selbstverständliche Band immer fester knüpfte, sondern der ausgesprochene Geist des Systems, in Denken, Fühlen und Lehren. Aber gerade deshalb wurde die Universität

Wien in ganz anderer Weise, als wie die der feindlichen Schwester in Prag von den neuen, kirchlichen Reformbestrebungen berührt. Während Prag in heftigen inneren Kämpfen sich zur Hochburg des Hussitismus entwickelte, steht die Wiener Universität völlig unter dem Stern der kirchlichen Reformbestrebungen. Schon während des Konzils in Pisa hat man dort auf Wien nicht nur große Rücksicht genommen, sondern von der Haltung der Universität Gutes erwartet, und mit Recht. Ihre Selbständigkeit hat dadurch nur gewonnen und der innerste Zusammenhang mit den Männern, die der kirchlichen Reform zustrebten, hat auch der Hochschule einen starken Rückhalt gegeben, ja ihr im gewissen Sinne einen besonderen Charakter aufgeprägt. Dann kamen die Tage des Konstanzer Konzils, wo die Universität durch ihre bedeutendsten Leute wie Petrus von Bulka und Kaspar von Maiselstein vertreten war, zu denen sich dann noch die Magister Matthias von Wallsee und Theodorich von Hammelburg gesellten. Sie nahmen an den Verhandlungen, wie alle Universitäten Europas, von England bis Italien, regsten Anteil und haben dort auch die von der feindlichen Partei stark angegriffene Stellung der Wiener theologischen Fakultät zu vertreten gewußt. Sie standen durchaus auf der Seite der Partei des Kardinals Colonna, der am 11. November 1417 als Martin V. erwählt wurde und dem Schisma ein Ende machte. Die Meldung hievon muß sehr rasch in Wien eingetroffen sein. Denn bereits am 20. November wurde an der Universität in dem feierlichen Hochamt das bedeutsame Wort verkündet: „Habemus papam Martinum V."

Damit war in Konstanz die Hauptarbeit getan. In der Stellung zu Huß und seiner Lehre hielt sich die Universität durchaus fern von den hussitischen Bestrebungen. Die Wiener Professoren wollten von irgendwelchen Konzessionen an die Tschechen nichts wissen. Auf dem Konzii von Basel führte dann vor allem Thomas von Haselbach das Wort. Die Bedeutung der Universitäten überhaupt für dieses Konzil ist bekannt. An sie war hier gewissermaßen die Führung übergegangen, und wenn sie diese hätten bis zum Schlusse behaupten können und ihnen Kaiser Friedrich III. nicht in den Rücken gefallen wäre, dann hätte Basel eine ganz andere Bedeutung gewonnen, als es so der Fall war. Wir müssen es uns leider versagen, auf eine genaue Schilderung der Haltung der Wiener Gelehrten in Basel einzugehen. Das ist ein außerordentlich wichtiges und keineswegs unschönes Kapitel für sich.

Interessant ist, daß schon von Konstanz aus der Gedanke einer Visitation der Wiener Universität angeregt wurde. Diese Visitation, die dann wirklich statt hatte, war natürlich ein Eingriff in die Freiheit der hohen Schule, welcher Papst Martin V. durch ein feierliches Dekret die Jurisdiktion des Rektors auch in kirchlichen Fragen übertragen hatte. Aber die Visitation wurde doch in einer Weise durchgeführt, die der Universität durchaus zum Heil gedieh. Man warnte in wohlmeinender Weise vor allzu starker Betonung der Polemik in allen gelehrten und kirchlichen Fragen und nicht minder vor der auf allen Universitäten eingerissenen Mode der Panegyrik. Gerade die Be-

tonung dieser beiden größten Schwächen hat ohne allen Zweifel auf den Charakter der Universität außerordentlich günstig eingewirkt. Denn wir finden zu allen Zeiten gerade in den hohen Schulen eine gewisse Steigerung der Kampffreudigkeit, die, auf den Boden des Doktrinarismus gestellt, umso heftiger und leidenschaftlicher wurde, und jenen nicht minder bedenklichen Gegensatz von Zwietracht und Hader, nämlich die allzu große gegenseitige Anräucherung. Dem wurde Einhalt getan, und zumal die Revision der Statuten der theologischen Fakultät vom Jahre 1449 ist unter diesen Gesichtspunkten durchgeführt worden. Freilich, noch war alles Scholastik und konnte nichts anderes sein. Und wenn in der weiteren Folge das Bestreben einer gewissen gegenseitigen Duldsamkeit sich geltend machte, so hat doch der Geist der Konzilien ebenso dazu beigetragen, wie der allmählich aufdämmernde Humanismus.

Bedeutsam war das damalige Verhältnis der juristischen Fakultät zu der theologischen. Wir sehen nämlich, wie hier die absolute Betonung des kanonischen Rechts durch einzelne hervorragende, in Italien, zumal in Bologna in die Schule gegangene Gelehrte in ihrer Wirkung auf Lehre und Schule zurückgedrängt wurde und allmählich unter dem Einfluß des römischen Rechts im Gegensatz zu den „Dekretisten", die alle zur Theologie in engsten Beziehungen standen, die „Legisten" mehr und mehr Geltung gewannen. Es war vor allem Nikolaus Simon von Luxemburg, der freilich lange Zeit in der Vertretung des „Jus Cäsareum" allein stand, aber dennoch im gewissen Sinne Schule machte.

Eine besondere Stellung nahm die medizinische Fakultät ein. Diese hatte in Wien ein Vorrecht, das sie als ärztliche Zunft erscheinen ließ, indem nur ihre Mitglieder die ärztliche Praxis ausüben durften. Das war natürlich eine starke Einnahmequelle, aber doch auch übel von Anfang an, weil dadurch die sanitären Verhältnisse Wiens außerordentlich litten. Wir wissen von den zahlreichen Pestepidemien, die fast in jedem Jahrzehnt die Donaustadt heimsuchten. Und gerade dann fehlten die Ärzte. Und wenn heilkundige Mönche und Nonnen sich der Kranken erbarmten, dann wurde ihr Kloster mit vollständiger Boykottierung bestraft, sodaß ihren Kranken vonseiten der Universität jede ärztliche Behandlung versagt wurde.

An Krankenhäusern hat es ja nicht gefehlt. Aber doch war man vor allem auf das städtische Hospital angewiesen. Und die ganze Lehrmethode war ebenso wie in Prag rein theoretisch eingestellt. Die Anatomie konnte sich erst allmählich Eingang verschaffen. Dann aber wurden die Sektionen, bei denen es sich lediglich um die Leiber der Hingerichteten handelte, auf dem Friedhof vollzogen und erst seitdem Michel Papu von Schrick nach Wien berufen war, machte die Sezierkunst weitere Fortschritte. Das war seit dem Jahre 1452. Also in einer Zeit, wo an anderen Hochschulen Anatomie, aber auch die Chirurgie, bereits blühten, während sie in Wien erst allmählich durch Männer wie Galeazzo und Michael de Falconiis von Montpellier stärkere

Vertretung fanden. Nachdem also das ganze Sanitätswesen unter der Obhut der medizinischen Fakultät stand und nur ihre Mitglieder als Ärzte auftreten durften, verfügte diese über eine große Macht, die sie nicht immer zu vollem Heile ausgenützt hat. Ihr Kampf gegen die „Dürrkräutler" war doch sehr einseitiger und man muß sagen, auch sehr egoistischer Art.

Es ist interessant, wie gegen diese Fehler der drei Fakultäten die Opposition doch vor allem von der artistischen Fakultät ausgegangen ist, zumal seit dem Basler Konzil. Jetzt beginnt in dieser auch die Opposition gegen die Scholastik immer stärker zu werden und man darf wohl sagen, daß schon lange vor den eigentlichen Humanisten Wiener Magister sich dem klassischen Altertum genähert und eine Reihe von Vorlesungen über die römischen Schriftsteller gehalten haben, aber auch Mathematik und Astronomie trieben. Jetzt finden die Gedichte des Horaz und selbst die Schriften des Cicero ihre Interpreten und es fehlte nicht an Lehrern, welche in ihrer Begeisterung so weit gingen, diese Interpretation in deutscher Sprache vorzuführen. Freilich stießen sie dabei auf starken Widerstand derer, die am Alten hafteten. Und doch geht von den ersten bedeutenden Gliedern dieser Fakultät, von Heinrich von Langenstein und Heinrich von Oyta bis zu jenem Johann Mendel von Amberg, der im Jahre 1456 neben Cicero auch Terenz und Lucanus las, eine gerade Linie und man darf wohl sagen, daß sie nach aufwärts führte. Die Universität zählte ja nicht lauter berühmte Namen, aber doch viele, deren Klang hoher Ehren voll war.

Dann kamen die Humanisten. Aber ehe diese Bringer einer neuen Zeit erschienen, mußte die Universität unter Kaiser Friedrich III., wie wir zum Teil schon gesehen, eine Periode des Niedergangs durchmachen, durch die unselige Natur dieses Kaisers, der bei all seinen Fehlern doch Eines zu wahren wußte, nämlich sein Ziel, das ihn Weissagung gelehrt und das er in den Buchstaben A. E. I. O. U. („Austriae est imperare orbi universo") erblickte! Aber sonst war alles Schwäche an ihm und grenzenlose Härte. Wohl saß er mit seinen Goldmachern im engen, rauchigen Laboratorium und betrieb also selbst eine Art von Wissenschaft, wohl befleißigte er sich der Astrologie, die ihm so Hohes verhieß und hatte seine Freude an den Obstbäumen, die er im Burggraben von Nürnberg mit eigener Hand beschnitt. Aber eine freudlose Persönlichkeit war er doch, und es war ihm nicht gegeben, der Universität jene Gunst zuzuwenden, die gerade nach all' den Nöten, die seine Schwäche und sein Eigensinn, aber auch seine Treulosigkeit über Wien heraufbeschworen hatten, notwendig gewesen wäre. Aber auch die längste Regierung, die über Deutschland gewaltet, ging schließlich zu Ende und auch die letzten Leiden, die man bei der Belagerung Wiens durch den ungarischen König Matthias erdulden mußte, wurden überwunden und die Universität ist dabei doch über starke Versuchungen hinweggekommen. Denn gerade dieser König hatte einen besonderen Ehrgeiz, seine eigene Universität in Ofen auf Kosten Wiens zur Blüte zu bringen. Es war demnach nicht so leicht, in dieser Zeit

die Mitte zu halten zwischen einem Herrscher, wie Friedrich III. es war, der in Wahrheit nichts für die Wiener Hochschule getan und den Versuchungen, die von anderer Seite, so vor allem von König Matthias her kamen, und ihnen zu widerstehen.

Dazu kam, daß nun auch in Wien ein eigenes Bistum geschaffen worden war, dessen Gebiet von dem passauischen abgetrennt wurde. Dadurch erwuchs besonders der theologischen Fakultät ein neuer Rivale in dem Bischof, der selbstverständlich die Rechte der Fakultät so viel wie möglich beschränken wollte. Hatte sie doch vom Papsttum „das Recht und die Pflicht zugewiesen erhalten, die Echtheit und Reinheit des katholischen Glaubens zu überwachen", „und alle ketzerischen Lehrsätze, die sich an der Hochschule zeigten, zu bekämpfen". Und so hat es an einer gewissen Art von Ketzerrichterei nicht gefehlt. Besonders interessant war das Verfahren gegen den Magister Johannes Kaltenmarkter, der schließlich seinen Schutz in Rom selbst suchte und fand. Wir sehen sogar, daß er nach dem Prozeß noch dreimal zum Rektor gewählt wurde. Aber mit der Errichtung des Bistums begannen auch die Rangstreitigkeiten sich zu mehren und das Leben und Treiben der Universität zu stören, die doch auch schon mit der Konkurrenz vieler anderer Hochschulen zu kämpfen hatte. Man darf nicht vergessen, daß jetzt in Trier (1455), Greifswald (1456), Basel (1457), Ingolstadt (1472), Mainz und Tübingen (1477) Universitäten entstanden, die fast sämtlich ihre Einrichtungen nach dem Wiener Muster trafen. Doch haben diese Neugründungen weniger dazu beigetragen, den Bestand der Universität und ihre Besucher zu gefährden, als die ewigen Streitigkeiten der Studentenschaft mit den Bürgern und Winzern. Das üble Verbot, Waffen zu tragen, während sie sich durch ein Abzeichen als Studenten kenntlich machen mußten, setzte die Scholaren steten Angriffen aus, die nicht selten mit Mord und Totschlag endeten.

Wohl stand die Lehrerschaft zumeist auf Seiten ihrer Schüler. Und es waren immerhin Männer, auf die man in Verehrung wegen ihrer wissenschaftlichen Leistungen blicken konnte, wie Nikolaus von Creuzenach, Michael Lochmaier und der schon genannte Johannes Kaltenmarkter. Aber überall regten sich schon die Anfänge des Humanismus, ganz besonders auch in Ofen, wo König Matthias ihm besondere Gunst erwies. Da galt es denn manches nachzuholen und in der Tat hat die Universität vor allem durch den Rektor der Domschule Bernhard Berger in diesem Sinne starke Anregungen, aber auch persönliche Hilfe erhalten. Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts zog der Humanismus überhaupt in die deutschen Hochschulen ein und eröffnete allenthalben den Kampf gegen die Scholastik. Da half keine Gegenwehr und keine geistliche Hilfe. Denn gerade durch sein Eindringen in das eigentliche Wesen der Universität verlor diese den Charakter einer klerikalen Korporation, den sie in ihrer mittelalterlichen Periode besessen und der sie bis dahin überhaupt nur möglich gemacht hatte. Durch ganz Deutschland ging nun diese neue Bewegung. Die Humanisten waren fast

durchweg unruhige Geister, die an keinem Orte lang verweilten, aber dort, wo sie sich wohlbefanden, gleichsam ihr Vaterland sahen. Es war eine Periode, in der man von einem System von Gastvorlesungen sprechen kann und ein Mann wie Konrad Celtes hat es verstanden, überall sich Ruhm, Ehre und Vorteil zu gewinnen. Von Bedeutung war es, daß nun auch aus Schweinfurt jener Cuspinianus als Lehrer für Poetik und Rethorik in Wien eine Professur erhielt und weitere Berufungen zumal von Ingolstadt her erfolgten. Es war König Maximilian selbst, der hier bewußt eingriff und ganz besonders sein Augenmerk auf eine Hebung der juristischen Fakultät richtete. So kam jener berühmte Venezianer Hyronimus Balbus, der in Paris und Padua gewirkt hatte, dorthin, um nicht bloß römisches Recht zu lesen, sondern auch über klassische Schriften. Überhaupt neigte Maximilian bei aller Vorliebe für die ihm anhängenden deutschen Humanisten sehr dazu, mehr Italiener zu berufen als deutsche Gelehrte. Aber auch aus Ingolstadt und von den übrigen deutschen Universitäten sind manche berufen worden, wenn sie auch nicht so recht in Wien Wurzel zu fassen vermochten. Denn mag man von den Humanisten sagen, was man will, in den deutschen Vertretern dieser Richtung war doch eine starke Spur deutscher und nationaler Empfindung zu erkennen. Besonders bei Konrad Celtes trat dies hervor, der im gewissen Sinne die Leitung der humanistischen Studien in Wien übernahm. Es ist immerhin von Interesse, zu sehen, wie auch König Maximilian, der ja selbst einmal die Idee gehabt, Papst zu werden, also die beiden höchsten Ämter der Christenheit in seiner Person zu vereinigen, für sein Wien die Bestätigung der alten Universitätsstatuten und Privilegien im Jahre 1495 vollzog und von dem Papste Alexander VI. im Jahre 1500 die Bestätigung aller bisher verliehenen Rechte und Exemtionen durchsetzte.

So hob in Wien eine lebhafte Tätigkeit an und wir sehen, wie die deutschen Humanisten jetzt trotz allen Protestes und trotz Eingreifens der Regierung ihre Interpretation der Klassiker in deutscher Sprache hielten. Konrad Celtes aber hat noch weitere große Anregungen gegeben. Er eröffnete der platonischen Philosophie und selbst dem Neuplatonismus die Pforten der Wiener Hochschule, an der nun auch Vorträge über Geographie im Anschluß an Claudius Bartholomäus und an des Tacitus Germania erfolgten, die er selbst, freilich auch nur vom ethnographischen und sittengeschichtlichen Standpunkt aus, vortrug. Er drang auf Erfassung der griechischen Sprache und wenn er selbst hier eine führende Rolle nicht spielen konnte, so hat er doch den griechischen Klassikern den Weg gebahnt. Ihm ist ja vor allem die Schaffung jenes „Collegium poetarum et mathematicorum“ zu danken, wenn er auch dabei von Cuspinian stark unterstützt wurde. Es war im gewissen Sinne doch nichts anderes als eine moderne philosophische Fakultät, die hier geschaffen wurde, also der Ausbau der artistischen. Ihr fiel auch das Recht der Dichterkrönung zu. Freilich hat Konrad Celtes nur seinen Freund Johann Stabius von Steyer selbst gekrönt. Nach seinem Tode sind zwar die Bestrebungen nicht völlig erloschen, aber doch dieses Kol-

legium in der Universität völlig aufgegangen, ebenso wie die sogenannte „gelehrte Donaugesellschaft", die, gleichfalls durch Celtes ins Leben gerufen und sich die Pflege der schönen Künste als Aufgabe gestellt hatte, auch mit ihm zu Ende ging. Es war eine Art von Hofakademie, wie sie einst Karl der Große in seinem Aachen geschaffen und es mögen schöne Feste gewesen sein, welche die Mitglieder in dem Hause des Konrad Celtes und des Cuspinian in Wien gefeiert. Sie hatten etwas Wienerisches von Anfang an und es war gewissermaßen eine Nachahmung, die jener Astronom Georg Teckenstetter aus Rain in Bayern, der den Namen Collemitius führte und eine gewissermaßen mathematische Akademie unter seinem Namen ins Leben rief. Aber auch die dramatische Kunst und vor allem die Musik fanden jetzt besondere Pflege und mit Recht wird Wolfgang Greffinger als tüchtiger Komponist gerühmt, ebenso wie jener Crysippus aus Laibach, der schließlich Bischof von Wien wurde und den Beinamen Archimusicus erhielt. Kurzum es war, wenn man auch die Dinge niemals überschätzen darf, eine Zeit angebrochen, wo sich in Wien ein großer Teil der bedeutendsten Humanisten wenigstens zeitweise zusammenfand und wo auf allen Gebieten, auch in den anderen Fakultäten, wie in der medizinischen, neues Leben erwachte. Denn durch den Humanismus ging doch ein starker Zug von Realismus und davon profitierten Anatomie und Chirurgie mit am meisten, wenn auch natürlich die medizinische Wissenschaft noch in den Kinderschuhen steckte und aus ihren alten Methoden auch jetzt nicht herauszubringen war. Immerhin wurde jetzt ein besonderes Studentenkrankenhaus errichtet. Aber es bestand kaum länger als zwei Jahrzehnte. Denn bei der Türkenbelagerung im Jahre 1529 wurde es eingeäschert und dann fand man weder Zeit noch Kraft, ein neues zu schaffen, trotzdem gerade Wien von einer Reihe schwerster Epidemien heimgesucht wurde. Die schlimmste war die vom Jahre 1521, wo nicht weniger als 9000 Menschen dahingerafft wurden. Aber diese hat Maximilian nicht mehr erlebt, ebensowenig wie die religiösen Kämpfe, die alsbald entstehen sollten. Immerhin hat er auch in der juristischen Fakultät für die Legisten viel getan und neben Balbus und Sylvius Siculus, die nur kurze Zeit in Wien sich halten ließen, sind doch eine Reihe deutscher Gelehrter wie Johann Stefan Reuß aus Konstanz, Ulrich Kaufmann aus Kempten und so manche andere zu nennen. Allmählich aber konzentrierte sich doch das Interesse der Deutschen mehr und mehr auf die theologische Fakultät und wir sehen, wie die Reformation in Wien ihre Wellen warf, noch ehe Martin Luther seine Thesen aufgestellt.

Denn schon um das Jahr 1510 griff die theologische Fakultät mit ihrer Zensur ein und verurteilte besonders zwei Bernhardiner Mönche, welche gegen den Mißbrauch der Reliquien gepredigt und gegen die große Sündhaftigkeit der Wiener Geistlichen losgezogen hatten. Also auch hier beginnt der Kampf gegen den Mißbrauch und wir sehen, wie ganz besonders der Streit des Johann Reuchlin gegen Johann Pfefferkorn, der als getaufter Jude die Verbrennung der hebräischen Schriften forderte, in Wien bei den Huma-

nisten und auch bei den Theologen einen starken Widerhall findet. Es war eine Art von Satirspiel, das vor der Tragödie der Reformation aufgeführt wurde als Johann Eck, der überall herumreiste, um in gelehrten Disputationen seine Kunst zu zeigen, nachdem er Köln und Heidelberg, Mainz, Freiburg, Tübingen und Basel mit seinen merkwürdigen theologischen Fechterkünsten heimgesucht, in Wien erschien. Hier hat die Fakultät ihre besten Kämpfer ins Feld gestellt, die unter Führung des Dekans Martin Huper ihm pari zu bieten vermochten. Es kam freilich nicht viel dabei heraus und der Dekan machte am Abend dem Redeturnier ein Ende. Aber es zeigte sich jetzt schon, daß die reformatorische Bewegung, sobald sie nur schärfer einsetzte, gerade in Wien einen starken Resonanzboden finden mußte. Zwar als nun Luther auftrat, da verhielt sich die Wiener Universität ruhig und auch der Bischof von Wien, Georg Sladkonia, jener Musiker Crysippus, ließ sich durchaus nicht zu feindlichen Maßregeln fortreißen.

Aber mit dem Jahre 1520 wurde die Lage ernster. Kein anderer als Johann Eck erschien als päpstlicher Kommissär mit der Bannbulle in Wien und forderte die Universität auf, gegen die Anhänger der verdammten Lehre einzuschreiten. Die Universität weigerte sich und focht zunächst die Echtheit der Bulle an. Nur die theologische Fakultät schien geneigt, gegen die neue Bewegung Stellung zu nehmen. Aber zunächst war auch der Statthalter von Wien lutherisch gesinnt und erst nach dessen Tode im Jahre 1521 konnten die Theologen sich mehr gegen die Neuerer wenden. Indessen hemmten Pest, Unruhen und Aufstand, die Wien wiederum heimsuchten, ein stärkeres Hervortreten dieser religiösen Kämpfe.

Doch war der Boden in Wien und zumal bei der Universität keineswegs schlecht bereitet. Dazu hatte schon der Humanismus das seinige getan, aus dem heraus sich eine volle Verweltlichung der Universität entwickelte. Die theologische Fakultät hatte den drei anderen gegenüber in dieser Beziehung von Anfang an einen schweren Stand. Denn als König Ferdinand I. im Juli 1524 der Universität auftrug, einen Auszug aus den häretischen Büchern zu liefern, erklärte die artistische Fakultät: „Es sei ja vor drei Jahren verboten worden, lutherische Bücher im Besitze zu haben und zu lesen. Diesem Verbot sei man pünktlich nachgekommen. Wie könne man nun von ihnen verlangen, über Sachen ein Gutachten abzugeben, die sie nie gelesen.“ Noch deutlicher war die Antwort der Mediziner: es soll jeder vor seiner Türe kehren. Sie gehe die ganze Sache nichts an. Sie verständen nichts davon und kümmerten sich auch nicht darum. Die Theologen, zu deren Metier es ja gehöre, Inquisitoren der Ketzer zu sein, sollten dieses Geschäft für sich abmachen. Aber auch die theologische Fakultät ließ sich auf dergleichen Schritte nicht ein und gab ihre Inquisitionsrechte dem Bischof zurück.

Die Universität selbst schien indessen dem Verfall anheimgegeben. Längst war die größere Zahl der Scholaren abgezogen und hatte sich nach

Tübingen, Wittenberg und Rostock begeben. Im Jahre 1530 waren nur noch dreißig Studierende übrig geblieben. Das Schicksal der Hohen Schule schien besiegelt. Daran konnte auch die neue Reform, die nach mancherlei Vorbereitungen am 1. Januar 1554 erlassen wurde, wenig ändern. Es wurde freilich darin für neue Lehrer gesorgt und diese erhielten eine staatliche Besoldung, wie überhaupt Ferdinand mit finanziellen Verbesserungen nicht kargte. Aber das reichte bei weitem nicht aus und das Ansinnen an die Wiener Bürgerschaft, beizusteuern, wurde mit starker Ironie zurückgewiesen. Sie seien selbst, so erklärten sie, der Regierung gegenüber mit unerschwinglichen Lasten bedrückt, als daß sie in ihrem einfältigen Verstand Mittel finden könnten, „das hochzierliche Kleynod“ zu unterstützen. Sie wiesen darauf hin, daß die Universität nur durch geschickte Lehrer und zahlreichen Besuch zu jener Blüte gelangen könne, die sie vor dreißig und fünfzig Jahren besessen. Überhaupt war die Stellung der Bürgerschaft zu Professoren und Studenten eine wenig erfreuliche. Die Bürger waren über Steuer- und Zollfreiheit der Professoren stark erbost. Auch Bischof und Kanzler waren der Universität keineswegs günstig gesinnt. Da halfen auch die Maßregeln des Königs Ferdinand zur Hebung der religiösen Gesinnung zunächst recht wenig. Erst die Berufung der Jesuiten im Jahre 1550 führte eine Wendung herbei. Es war längst in der Absicht des Ordens gelegen, in Wien eine Niederlassung zu gründen. Nun kamen sie in ziemlicher Stärke und errichteten zunächst eine Reihe von niederen Schulen, um dann im Jahre 1558 an die Universität überzugreifen. Hier stießen sie freilich auf starken Widerstand und das Bestreben aller Fakultäten ging dahin, sie von der Universität selbst fernzuhalten. Die Zeiten Maximilians II. begünstigten diese freiheitliche Regung, wenn auch der Kaiser selbst in seinem Schwanken und Wanken nicht recht eigentlich wußte, wem er sich zuwenden sollte. Zum Schluß verfiel er doch der spanischen Richtung. Am dortigen Hofe ließ er seinen Sohn Rudolf erziehen und als dieser den Thron bestieg, da schlug auch der Universität die Schicksalsstunde. Die Gegenreformation machte vor ihren Toren nimmer Halt. Am 7. Juni 1577 wurde ihr verboten, mit den Prädikanten in Wien und Hernals gemeinsame Sache zu machen. Sie mußte alsbald einen katholischen Rektor wählen und als sie trotzdem einen protestantischen Juristen zur Magnifizenz machte, da griff der Kaiser ein und entsetzte ihn seines Amtes. Am 4. September 1579 wurde der unselige Helfer des Kaisers, Matthias Melchior Khlesel, den Grillparzer in seinem Drama „Der Bruderzwist im Hause Habsburg“ so glänzend gezeichnet, zum Domprobst und Kanzler ernannt. Sein erstes war, den Eid auf das römisch-katholische Glaubensbekenntnis, der ja schon eingeführt war, aber sehr locker gehandhabt wurde, mit aller Strenge durchzuführen. Und nun entbrannte der Kampf zwischen der Universität und dem Jesuitenkollegium in voller Stärke. Es war keine Frage, daß darin die Söhne Loyolas siegten, nicht bloß, weil sie von Seiten der Landesherren volle Unterstützung fanden, sondern auch durch ihr auf Kampf und Organisation durchaus eingestelltes System gegen die „Cacodemi-

coi“ (die vom bösen Geiste Besessenen) im Vorteil waren. Man kann nicht leugnen, daß die Universität in ihrem verwahrlosten geistigen und materiellen Zustand den Jesuiten Angriffspunkte genug bot. Und in der Tat verwaisten die Hörsäle der Universität, während die der Jesuiten sich füllten. Das war ganz klar. Denn zwei hohe Schulen konnten in dem kleinen Wien damals nicht nebeneinander existieren. Die Jesuiten wußten durch starke Mittel die Schüler an sich zu ziehen, die auch in ihrem künftigen Leben die Protektion der Väter im reichen Maße genossen, während die Professoren der Universität nichts zu bieten hatten. So wurde denn durch das kaiserliche Patent vom 25. Februar 1617 die Universität mit der Gesellschaft Jesu vereinigt. Zunächst freilich nur auf verhältnismäßig kurze Zeit. Das bedeutete indessen keine Niederlage der Jesuiten, die wenig Jahre später in den vollen Besitz der philosophischen und der theologischen Fakultät gelangten. Das geschah am 13. Oktober 1623 durch die pragmatische Sanktion, die den Jesuiten in diesen Fakultäten das Übergewicht gaben.

Und damit beginnt ein Zeitraum für die Universität, in der sie völlig von den Doktrinen der Gesellschaft Jesu abhängig blieb. Man muß ja sagen, daß diese eine ganze Reihe von hervorragenden Lehrern, wie Martin Becan, Wilhelm Lamormain, Peter Duchatel dorthin beriefen. Aber der Orden hatte doch einen Gegner in sich selbst. Er war ein Kampforden und nachdem er in Wien sein Ziel erreicht, begann allmählich eine gewisse Erschlaffung der Kräfte, die durch die Kämpfe mit dem Orden der Dominikaner keineswegs beseitigt wurde. Der Zwist betraf das eidliche Gelöbnis auf die unbefleckte Empfängnis Mariä, das mit seinem Edikt vom Januar 1649 Kaiser Ferdinand III. der Universität auferlegt hatte. Diesen Eid durften die Dominikaner nicht schwören und dadurch gerieten sie ins Hintertreffen. Außerdem darf man nicht vergessen, daß auch die Zeitumstände sehr ungünstig auf die Universität einwirkten. Freilich Universitäten wie Heidelberg, Tübingen und selbst Greifswald und Rostock wußten in dieser Epoche sich besonders zu entwickeln und zumal ihre juristischen Fakultäten auszubauen. In Wien aber geriet diese und auch die medizinische naturgemäß völlig in Verfall. Die Jesuiten zuckten die Achseln und sagten, sie hätten keinen Teil an deren Entwicklung. Die Kaiser freilich waren bestrebt, diese Fakultät zu heben und es kam schon unter Ferdinand II., dann unter Leopold I. und schließlich unter Karl VI. zu Reformversuchen. Aber sie vermochten alle miteinander wenig zu erreichen. Nur unter Karl VI. geschah ein Schritt vorwärts, indem die Universität und damit auch die Jesuiten unter die Kontrolle des Staates gestellt wurden. Ihre Lehrmethode wurde angegriffen und deren Mängel jetzt klarer erkannt, denn früher. Es war kein Fehler, daß sie der Scholastik größeren Spielraum gewährten. Denn auch die humanistische Methode wußte zunächst wenig Neues zu bieten und über einen gewissen Formalismus nicht hinauszugehen. Man hat ihnen auch vorgeworfen, daß sie in der Handhabung der Disziplin sehr lax gewesen seien. Auch das darf man ihnen nicht zum Bösen rechnen. Im Gegenteil. Sie fühlten allzu gut, daß der studenti-

schen Freiheit keine allzu straffe Kandare angelegt werden dürfe. Wenn es allnächtlich zu Raufereien und Streitigkeiten in der Stadt kam, so war das in Wien wie überall. Freilich beteiligten sich die Studenten regelmäßig an den Pogromen gegen die Judenschaft und diesem Treiben konnte nur durch die Entfernung der Juden aus Wien im Jahre 1670 ein Ende bereitet werden. Aber als im Jahre 1683 die Türken vor Wien erschienen, da hielt sich auch der Wiener Student tapfer und treu. Überhaupt, sobald Not an Mann, war die Studentenschaft bereit, zu helfen.

Aber Karl VI. bahnte mit seiner Studienreform doch den Weg zu einer Umwandlung der Universität an. Er forderte das volle Recht der Aufsicht und Einrichtung der Studien und wollte diese vor allem auf den Staat und seinen Dienst gerichtet sehen. Den Privilegien der alten Gründung drohte wohl das Ende und die neue Ära brachte auf der einen Seite die volle Zersetzung der alten Schule, um mit einem Male eine neue zu schaffen, die im engsten Zusammenhang mit der Entwicklung des Staates selbst stand. Diesen Gedanken hat die Kaiserin Maria Theresia sozusagen ad absurdum geführt. So fromm sie war, so bot doch der zweite Zeitraum ihrer Regierung dem mehr und mehr lebendig gewordenen Rationalismus, zumal an der Universität freien Raum. Ihr Helfer war dabei Gerhard van Swieten, der ihr Leibarzt war und, von Loewen nach Wien berufen, nun vor allem darauf ausging, die medizinische Fakultät zu heben. Und in der Tat ist es ihm gelungen, durch das Patent vom 7. Februar 1749 deren Reform durchzuführen und dadurch eine neue Entwicklung derselben ins Leben zu rufen. Aber auch vor der philosophischen und theologischen Fakultät machte er nicht Halt und als die Reformpatente im Juni 1752 erschienen, da bedeutete diese Wandlung einen scharfen Angriff auf den Jesuitenorden. Am meisten angelegen war ihr die Besserung der Verhältnisse in der juristischen Fakultät. Ihr Wille war, „daß sich keine hohe Schule ansehnlicherer Rechtsgelehrten als Wien zu rühmen hätte“. Immerhin dauerte es geraume Zeit, bis diese Absichten eingeleitet werden konnten. Aber sie bot der Universität ein neues Haus gegenüber dem alten, das im Jahre 1625 von den Jesuiten gekauft worden war. Am 5. April 1756 erfolgte die feierliche Einweihung dieses neuen Universitätsgebäudes, das erst in unserem Jahrhundert einem anderen Platz gemacht hat. Sie sorgte für eine Neuordnung der Universität durch die Errichtung der Studienhofkommission. Und auch dann ging die Reform immer weiter. Man darf sagen, daß alle diese Maßregeln bis zu einem gewissen Grade ganz im Sinne des aufgeklärten Despotismus getroffen wurden und daß den Reformen ein kleiner Krieg gegen die Jesuiten stets zur Seite ging. Das ist um so wunderbarer, als Maria Theresia gewiß nicht beschuldigt werden konnte, dem Orden nicht ihre ganze Ergebenheit erwiesen zu haben. Aber die „Auctoritas Caesarea“ wurde immer wieder von ihren Getreuen, zu denen sich auch Josef von Sonnenfels gesellt hatte, gegen die Jesuiten ins Treffen geführt. Er war neben Gerhard von Swieten zweifellos der bedeutendste Kopf der Theresianischen Ära. Ihm kam das Breve des Papstes Cle-

mens XIV. vom 21. Juli 1773, das den Jesuitenorden aufhob, sehr zustatten. Die Universität trat einen Teil des Erbes an, das der aufgelöste Orden hinterließ. Und nun wäre in der Tat für die Wissenschaft freie Bahn gewesen. Aber diese hatte keineswegs Schritt gehalten und wir sehen, wie gerade der utilitaristische Standpunkt der Regierung der Universität keineswegs günstig war. Die Zahl der Lehrer und ihr Wirkungskreis wurde in der medizinischen Fakultät genau bestimmt. Das gleiche galt für die juristische, in welcher Direktor Schröter im hohen Grade segensreich waltete. Aber der Geist der philosophischen war nun wirklich aufs neue in spanische Stiefel eingeschnürt; und die theologische sank zu einer bloßen klerikalen Schule herab. Die Lehrpläne wurden mehr und mehr begrenzt und der Einfluß des Kardinalerzbischofs konnte nichts erreichen. In allen Dingen behielt sich der Staat die freie Hand vor.

Trotz alledem bedeutete die Zeit der Kaiserin Maria Theresia eine Epoche starker Entwicklung. Das Zusammenwachsen von Staat und Universität war doch ein Vorteil, der so manche Schattenseiten überragte. Am 19. November 1780 schloß sie die Augen. Und nun trat Josef II., der große Reformator, auf den Plan. Sein erstes war ein Toleranzpatent, das den Akatholiken und Israeliten die Zulassung zum akademischen Grade gewährte. Aus diesem Grunde ward der Eid auf das katholische Glaubensbekenntnis beseitigt. Zur Seite stand ihm der junge Gottfried van Swieten, der freilich keineswegs eine so glückliche Hand wie der Vater hatte. Er war bei den Beratungen über das sogenannte Josefinische Studienproblem eine der maßgebenden Persönlichkeiten. Von wirklicher akademischer Freiheit des Lehrens und Lernens ist denn auch in diesem System wenig zu fühlen. Ein despotischer Zug geht durch dasselbe wie durch alle Regierungsakte des hochbegabten und als Menschen so wundervollen Kaisers. Gewiß war es ein bedeutender Vorteil, daß jetzt die gänzliche Trennung der Universität von der Kirche durchgeführt wurde und der Eid auf die unbefleckte Empfängnis wie auch auf Glaubensbekenntnis und Gehorsam für den römischen Stuhl beseitigt wurde. Ja man ging sogar daran, die akademischen Nationen aufzugeben, weil man sie für Brüderschaften hielt. Es spielt also doch ein Stück Kulturkampf auch in die Universitätsgeschichte herein. Die korporativen Rechte wurden völlig aufgehoben, dagegen der hohen Schule eine Reihe von Kapitalien und Häusern zugewiesen. Von besonderer Bedeutung war die Gründung des Krankenhauses im Alser-Viertel. Der Kaiser aber drang bei allen Studienplänen auf möglichste Kürze und auf stärkere Betonung des Praktischen. Das kam gewiß dem juristischen und auch dem medizinischen Studium bis zu einem gewissen Grade zugute. Anders war es mit der philosophischen Fakultät, die unter dem neuen System zweifellos stark zurückgehen mußte. Und in der Tat begann eine Art von Stagnation sich geltend zu machen, die bis tief in das 19. Jahrhundert herein gewirkt hat. Wohl hat Kaiser Leopold II. durch seinen Staatsrat Martini eine Milderung der Studienpläne durchführen lassen, aber von einer wirklichen Blüte konnte unter diesen Gesetzen nicht die Rede sein. Es war ein System der Erstarrung, das unter Kaiser Franz I.

andauerte und alle Revisionen der Studienpläne haben dieser Entwicklung nicht zu steuern vermocht. Das Metternich'sche System hatte kein Interesse, daran zu rütteln. So war der Vormärz auch für die Universität eine Zeit des Rückstandes und der Reaktion, der auch der bewußte Wille einzelner und das leidenschaftliche Bestreben tüchtiger Gelehrter nicht abzuhelfen vermochte. Da kam die Revolution und mit der Revolution allmählich ein neuer Geist. Man muß sagen, daß von jetzt ab die Universität Wien eine Bedeutung gewann, weit über die Grenzen Österreichs hinaus. Man scheute sich nicht mehr, aus allen Teilen Deutschlands die Gelehrten auf die Wiener Lehrkanzeln zu berufen und in den meisten Fällen war es wirklich nur die Rücksicht auf die wissenschaftliche Bedeutung, welche einen neuen Ruf veranlaßte. Als die Universität in das neue herrliche Gebäude einzog, da stand sie bereits auf einer Höhe und man darf sagen, daß jede Fakultät nunmehr vollkommen großen und freien Spielraum hatte. Vor allem gedieh die medizinische, die bald Weltruf genoß. Aber auch die juristische blieb nicht zurück und in der philosophischen entwickelte sich ein neuer starker Geist. Sämtliche Disziplinen von der Philosophie bis zur Sprachwissenschaft in all ihren Zweigen fanden in Wien mit die hervorragendsten Vertreter und auch die Geschichte erfuhr dort eine starke und bedeutungsvolle Förderung. Die Wiener Schule, die sich vor allem auf das Institut für österreichische Geschichtsforschung gründete, zählte und zählt eine Reihe von glänzenden Namen. Und ebenso die Volkswirtschaft, die gerade jetzt durch die neue Wiener Schule die Führung überhaupt übernommen hat.

Und doch wäre diese Entwicklung nicht möglich gewesen, ohne den Geist der Studentenschaft. Wir dürfen sagen, der deutschen Studentenschaft. Denn in der Hauptstadt des Kaiserreichs fanden sich Studierende aller der interessanten Völkerschaften zusammen, wenn auch diese ihre Landesuniversitäten hatten, an denen sie in ihrer eigenen Sprache zu hören vermochten. Aber es drängte sie nach Wien, wo aus aller Herren Länder die Studierenden zusammenflossen. Der nationale Geist, der hier herrschte und auch in den Zeiten der Jesuiten keineswegs erlahmt war, hat sich auch während der napoleonischen Kriege wohl bewährt. Wir wissen, wie während der Bedrohung Wiens durch Bonaparte im zweiten Koalitionskrieg die Studentenschaft dem Ruf des Kaisers zu den Waffen folgte und eine eigene Brigade bildete. Das Leben dieser Brigade ist ein Stück österreichischer Kulturgeschichte, von dem uns Castelli so manches mitteilt, wenn wir auch den Geist dieser Truppe gemäß anderen Quellen höher einschätzen als dieser Wiener Phaeake. Auch die Befreiungskriege haben auf die Wiener Studentenschaft eingewirkt und der burschenschaftliche Gedanke fand in den jungen Söhnen Österreichs eine starke und begeisterte Resonanz. Aber freilich unmittelbar unter den Augen des Hauptgegners der Burschenschaft, des Fürsten Metternich, konnte sie nur im Stillen gedeihen. Doch erhielt sie sich weiter, und längst, ehe die Februar-Revolution von neuem die deutschen Universitäten in Erregung brachte, hat man in Wien im Geiste der Einigung Deutsch-

lands gewirkt. Die Burschenschaft blühte im geheimen weiter und sie war es vor allem, welche auf die kommende Zeit vorbereitete. Es kam hinzu, daß die Studierenden der Universität an den Hörern des Polytechnikums eine starke Hilfstruppe fanden. Sie begingen so manche nationale Feier miteinander. Dann kam das Jahr 1848 und man brachte bei einem Faschingsfest die französische Revolution und das Erwachen des deutschen Geistes auf die Bühne. Eine ungeheure Erregung hatte sich der Hörer bemächtigt, und so fand denn die Anregung einer Adresse an den Kaiser allgemeine Zustimmung. Diese Adresse enthielt nichts anderes als die allgemeinen Forderungen, die unter dem Einfluß der Pariser Februarrevolution überall aufgestellt wurden. Es war der Führer der Burschenschaft, Fritsch, auf dessen Bude am 8. März diese Adresse beraten wurde, das Signal einer wilden Zeit. Die Revolution begann, und dabei standen die Studenten im Vordertreffen. Wir sehen sie in der Ständeversammlung, wir sehen sie bei den ersten blutigen Zusammenstößen mit dem Militär. Sie bewaffnen sich und drohen, das Zeughaus zu stürmen. Da erfolgt am 13. März unter ihrem Drucke der Sturz des Fürsten Metternich. Nun geschieht die Begründung der akademischen Legion, die durch ihre malerische Tracht die Freude von ganz Wien war und die doch auch weiterhin ihren Mann gestellt. August Fränkel hat damals auf der Wache das Lied gedichtet:

„Was kommt heran im kühnen Gang?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht,
Es naht mit hellem Trommelklang
Die Universität.

Die Stunde ist des Lichts gekommen,
Was wir ersehnt, umsonst erfleht,
Im jungen Herzen ist's entglommen,
Der Universität.

Das freie Wort, das sie gefangen,
Seit Josef arg verhöhnt, geschmäht,
Vorkämpfend sprengte seine Spangen
Die Universität.

Und wendet Ihr Euch zu den Gleichen
Gefallnen Freiheitsopfern seht:
Bezahlt hat mit den ersten Leichen
Die Universität.

Und seit der Zeit hat die Wiener Studentenschaft trotz aller Irrungen und Wirrungen die alten Ideale zu wahren gewußt. An Feinden hat es ihnen nicht gefehlt. Auch nicht an Zwiespalt. Aber der Geist, der damals die Studenten auf die Barrikaden trieb, um im Grunde doch nur für das freie Deutschtum zu fechten, der Geist ist geblieben und hat während des Welt-

kriegs Tausende und Abertausende von jungen und alten Akademikern aufs Schlachtfeld und in den Tod geführt. Und derselbe Geist ist auch heute noch vorhanden, mag Wien selbst durch seine unselige Entwicklung internationalen Charakter gewonnen haben. Vor den Pforten der Universität muß er Halt machen. Denn drinnen hält die Studentenschaft getreue Wacht, die jetzt geeinigter ist als früher. Denn die starken Kontraste von Burschenschaft und Korps sind geschwunden, nachdem letztere sich den nationalen Zielen auch äußerlich mehr zugewendet und rein völkischen Charakter angenommen. So ist die Wiener Studentenschaft im vollen Sinne des Wortes ein Bollwerk für das Deutschtum, und wir dürfen sagen, ein Außenwerk für unser Vaterland!



HEIDELBERG
1386

Von allen deutschen Hochschulen erfreut sich wohl Heidelberg der größten Sympathie im gesamten deutschen Volke. Der junge Student singt das reizvolle, in Heidelberg entstandene Lied mit dem Refrain: „Ich war in Heidelberg Student."

Aber auch der Nichtakademiker sieht in Stadt und Universität von Heidelberg einen durch die Natur selbst gehobenen und geschmückten Höhepunkt der deutschen Kultur. Scheffel'sche Traditionen haben in unserer Zeit das Nötige hinzugefügt, und obwohl darüber schon mehr als ein Menschenalter vergangen, so lebt doch noch die Erinnerung an die 500jährige Jubelfeier der Gründung der „Ruperto-Carola" im deutschen Volke fort. Es kommt ja hinzu, daß die Stadt am Neckar, die Viktor von Scheffel in so entzückender und doch aus tiefstem inneren Gefühl heraus, wie eine Braut begrüßt, durch ihre Lage und ihre Kulturschönheiten, wie durch ihre historische Vergangenheit dem Deutschen ganz besonders am Herzen liegt. Überragt von den Bergen, vor allem dem stolzen Königsstuhl und geschmückt mit der Ruine des alten Schlosses, die uns deutsche Vergangenheit, deutschen Glanz und deutsche Schmach in gleicher Weise offenbart, ein Bild der Schönheit sondergleichen! Hölderlin hat ja von seinem Heidelberg gesungen:

Lange lieb' ich Dich schon! Möchte Dich mir zur Lust
Mutter nennen und Dir schenken ein kunstvoll Lied.
Du, der Vaterlands Städte schönste, so viel ich sah!

Und die Burg stellt er mit seinen wundervollen Worten uns gewissermaßen in ihrer Anmut und in ihrer schweren Vergangenheit vor Augen:

Schwer in das Tal hängt die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen.
Doch die ewige Sonne gießt
Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünet lebendiger
Efeu, freundliche Wälder
Rauschen über die Burg herab.

Der Zauber von Alt-Heidelberg aber blüht nicht nur aus ihrer Kultur, sondern auch aus ihrer Geschichte. In Heidelberg berühren sich die Schicksale der großen Geschlechter von den Staufern und Wittelsbachern bis zu den Zähringern. Und ein Wittelsbacher war es, der die Universität gegründet, der Sohn jenes Herzogs Rudolf, der Bruder des deutschen Kaisers Ludwig des Bayern, der in düsterem Trotz und verhängnisvollem Wahn der Heimat entsagt und im fernen Land zugrunde geht. Sein Sohn Rupprecht, der als Pfalzgraf bei Rhein seit 1353 in Heidelberg waltete und gemäß dem Gesetze der goldenen Bulle, die der Gründer der Prager Universität erlassen, der erste rheinische Kurfürst war. Und in der Tat, dieser ist ein Verehrer jenes Karl, der Prag geschaffen und nach diesem Vorbild hat er im hohen Greisenalter die Heidelberger Universität gegründet. Es war Nachahmung und stolzes Selbstgefühl zugleich, das ihn zu diesem Entschlusse geführt und er — der Siebenundsiebzigjährige — hat die Universität geliebt wie eine spätgeborene Tochter. Sonst sind die Motive ähnliche gewesen, wie sie bei der Gründung von Prag und Wien gewaltet und wie sie auch wenige Jahre später die Universität Köln und Erfurt ins Leben gerufen haben. Das Vorbild für alle war und blieb Paris. Aber in der kirchlichen Einstellung befand man sich im vollen Gegensatz zu der Kirchenpolitik der Sorbonne und hielt an der Anerkennung des Papstes Urban VI. fest, in voller Verwerfung der schismatischen Päpste von Avignon. Freilich, noch ist sie gegründet im Geiste der Scholastik, aber gegenüber der alten Auffassung des Realismus hat man jetzt schon in Heidelberg den neuen Weg des Nominalismus betreten und in diesem Sinne einer neuen Schule im Gegensatz zu der alten eine Heimstatt bereitet. Nicht als ob der Kampf zwischen Realismus und Nominalismus, der in Paris so heftig tobte, in Heidelberg verstummt wäre. Aber gerade der Mann, an dessen Namen die wissenschaftliche Entwicklung von Heidelberg anknüpft, Marsilius von Inghen, war es, der als Vertreter des Nominalismus sich von Paris abgewendet und für die neue Schöpfung die ersten Schritte in Rom getan. Er war durch den Dompropst, Konrad von Gellenhausen, dem Kurfürsten zugeführt worden, und dieser sah in ihm nicht bloß einen Hofgeistlichen, sondern auch „den Anheber, Regierer und Verweser“ seiner Universität. Er war innerhalb der ersten zehn Jahre seit der Gründung neunmal Rektor und seine Lehre nannte man in Heidelberg die „Via Marsiliana“. Ein neuer Zweig der Scholastik ist es, die er hiehergetragen, und die nun weit über ein Jahrhundert hier geherrscht und gekämpft hat. Das Privilegium der Universität stammt von Papst Urban VI. und ist am 23. Oktober 1385 ausgefertigt und am 24. Juni 1386 dem Kurfürsten auf seinem Schlosse Welsau überreicht worden. Am 18. Oktober wurde in der Kapelle zum heiligen Geist, die alsbald zur großen Kirche ausgebaut wurde, das neue Generalstudium feierlich eröffnet. Freilich, die Zahl der Lehrer war klein genug: Marsilius von Inghen, Heilmann von Worms, und Regenald von Alna, ein Zisterziensermönch, der von Paris kam. Der erste Kanzler war Konrad von Gellenhausen, jener Domprobst von Worms, Aber

sofort begann der Unterricht, und am 17. November fand die erste Rektorwahl statt. Sie fiel auf Marsilius von Padua. Aber wenn er nur von zwei Professoren gewählt wurde, so war deren Zahl am Schlusse seines ersten Rektorates bereits auf sechzehn gestiegen, von denen zehn von der Prager Universität gekommen waren. Doch während dort die Stiftung die Einteilung in vier Nationen getroffen hatte, so ist in Heidelberg diese Bestimmung, obwohl sie auch hier eine Rolle spielte, niemals zur Geltung gekommen. Sie hatte keine praktische Bedeutung. Sonst aber war die ganze Einrichtung genau wie in Paris, wie in Prag und Wien. Der klerikale Charakter überwog und hat ein volles Jahrhundert lang der Universität das Gepräge gegeben. Und sie war im vollsten Sinne päpstlich gesinnt, wie der Stifter und seine Nachfolger. Es hat in der Familie der Kurfürsten von der Pfalz verhängnisvoll nachgewirkt wie ein Fluch, daß der Kurfürst Ludwig III. als Protektor und Richter des Konzils von Konstanz das Urteil an Johannes Huß hat vollziehen lassen. Und es fehlte auch in Heidelberg nicht an solcher ketzerrichtlicher Stimmung und ihren Taten. Auch ihre Theologen haben den Ketzerbrand gepflegt, und jener Johann von Frankfurt hat den Prediger Johann Fuger im Jahre 1429 dem Holzstoß überliefert. Spielte so die Universität beim Konstanzer Konzil eine gewisse Rolle, so hielt sie sich von den Basler Verhandlungen etwas scheu zurück. Und ihre Haltung läßt den Mut der Überzeugung vermissen, wenn sie auch klug gewesen sein mag gegenüber dem neuen Papste Pius II., der Friedrich den Siegreichen in den Bann getan und ihm ringsum Feinde geweckt, die er an jenem stolzen Tage von Seckenheim geschlagen und als Gefangene in sein Schloß Heidelberg geführt. Bekannt ist jenes Gastmahl, bei dem er sie reichlich bewirtet, nur kein Brot geboten hat. Und als sie danach verlangten, führte er sie an das hohe Bogenfenster und wies auf das Neckartal und die weiten, verwüsteten Fluren und Saaten. Aber Friedrich der Siegreiche hat seiner Universität doch sein ganzes Herz zugewendet, und sie vor allem durch die neuen Reformen mit den ringsum gegründeten Universitäten von Tübingen und Mainz konkurrenzfähig gemacht. Es war ein starker Schritt vorwärts, und wenn man die Reformurkunde liest, so meint man einen modernen Ton daraus zu hören. Denn jeder Magister durfte lesen und lehren, jeder Schüler hören und lernen, was er wollte, und von der Kirche nicht verboten war. Freilich, zum Heile der Universität gedieh diese „Lehr- und Hörfreiheit“ nicht. Der Erfolg war nur ein Vordringen des scholastischen Realismus, und die Lehrtätigkeit artete schließlich in Schulgezänk aus. Aber schon war eine neue Zeit angebrochen. Der Humanismus zog auch in Heidelberg ein. Beileibe nicht zuerst in die Universität selbst. Da vermochte zunächst auch der Kurfürst nicht den starren Sinn der Alten zu beugen. Aber während drunten in der Universität noch die Scholastik herrschte, sammelten sich hoch oben im Schloß um den Kurfürsten Philipp die humanistischen Freunde. Dort wirkte vor allem der Bischof von Worms, Johann von Dalberg, anregend. Und er ist es, der auch auf die starrsinnigen Lehrer der Universität Einfluß zu gewinnen vermocht

hat. Er brachte von seiner italienischen Reise Rudolf Agricola und Dietrich von Plenningen mit, zwei Männer, die in Ferrara und in Italien den Geist des Humanismus reiner in sich gesogen als viele andere. Rudolf Agricola war der echte Humanist und hatte Verständnis für alle schönen Künste, nicht wie sie im Sinne des Urväterhausrats gepflegt wurden, sondern im Geiste einer neuen Zeit. Er war Musiker und Künstler. Er beherrschte das Latein wie das Griechische und trug den Doppelgeist von Humanismus und Renaissance in sich. Seines Bleibens war in Heidelberg freilich nicht lange. Aber seine Vorträge im Schloß haben doch auf den Hof und in weiterer Linie auf die Studentenschaft gewirkt. Und weit eher als die Professoren haben die Scholaren dem neuen Geist, der eine neue Erziehung und eine Umstellung des Denkens erforderte, sich geneigt. Und von den Studenten haben die Humanisten gelernt, sich gemeinsam zu fühlen und in einer „Sodalitas“ zusammenzufinden. Und so stiftete in Schlettstatt Jakob Wimpfeling eine Gesellschaft und Konrad Celtes in Mainz die rheinische, wie unten in Wien die danubische. Sie alle standen mit Heidelberg in enger Beziehung. Dort war der bedeutendste der Humanisten, Johann Reuchlin, an den Hof gezogen worden und hat diesen beherrscht und die Studenten gewonnen. Sie drängten sich um ihn. Sie haben mit ihm eine lateinische Komödie gespielt und damit das neue lateinische Schuldrama in die Universität eingeführt. Diese selbst schrie gleichsam nach Reformen. Vor allem nach einer Erweiterung der wissenschaftlichen Tätigkeit und vor allem nach Einführung des Griechischen. Dafür ward Dyonisius Reuchlin, der Bruder des großen berufen, und es bedurfte einer sehr eindringlichen Warnung des Kurfürsten, daß die Herren Professoren sein Kommen duldeten. Aber die Zeit arbeitete mit. Die philosophische Fakultät in Heidelberg war verdorrt und verwelkt. Sie bedurfte neuen Lebens. Vergebens rief man nach Erasmus von Rotterdam und wollte sogar von Kaiser Karl V. ihn sich erbitten. Aber trotzdem hat die neue Humanistenschule jetzt stark und sicher gewirkt, nicht bloß auf die Studien des klassischen Altertums, sondern vor allem auf die theologische Reform. Und aus der Heidelberger Schule sind Melanchthon und Martin Buzer hervorgegangen, ebenso wie Johannes Ökolampatius und Johannes Brenz, die in Württemberg, Basel, Straßburg und Wittenberg als Reformatoren gewaltige Wirkung geübt. Und man darf nicht vergessen, daß am 26. April 1518 Martin Luther selbst im Augustinerkloster zu Heidelberg seine Lehre von der Sünde, der Gnade und der Rechtfertigung gegenüber den mißmutigen Theologen der Universität verteidigt und dabei in der jugendlichen Zuhörerschaft eine tiefe Erschütterung hervorgerufen hat.

Kurfürst Ludwig V. freilich hemmte eine allzu rasche Entwicklung. Aber er sah auch auf eine gute Zucht in seiner Universität und wies auf die mannigfachen Übelstände hin, die in der theologischen wie in der Artistenfakultät noch herrschten und auch in den Dunkelmännerbriefen eine sehr scharfe Beurteilung erfahren hatten. So ging der Kurfürst selbst an eine gründliche Reform seiner Universität, die er mit Hilfe seines Kanzlers Florentius Wenningen



Heidelberg



Universitätsplatz in Heidelberg mit neuem Kollegienhaus

und dessen Mitarbeitern Jakob Sturm von Straßburg, Wimpfeling von Schlettstadt und anderen hat ausarbeiten lassen. Sie war eine energische Forderung nach der humanistischen Lehrart. Und nun, nachdem er gegen das Ende des Jahres 1522 „die Erneuerung und Reformation der Hochschule" verkündet, begann eine Zeit der Blüte. Eine Reihe von hervorragenden Männern, wie Hermann von dem Busche und Sebastian Münster, ebenso wie Simon Grynäus und Jakob Mikyllus haben jetzt den Weg nach Heidelberg gefunden. Und man muß sagen, daß unter Friedrich II. die Universität völlig der Reformation zugeführt ward. Es war aus der „Ruperto Carola" eine wahrhaft neue Schule geworden, deren Entwicklung freilich durch die äußeren Ereignisse gehemmt wurde. Krieg schloß sich an Krieg. Dem Einfall der Armagnacen, die eine furchtbare Verwüstung über das Land brachten, folgte der bayerisch-pfälzische Erbfolgekrieg und dann mußte Kurfürst Ludwig V. das Schwert ziehen in der Fehde gegen Franz von Sickingen und im Bauernkrieg. Aber dann kam das Schlimmste: der Schmalkaldische Krieg. Der hemmte noch einmal die Reform und die Universität wurde zu dem neueröffneten Konzil von Trient geladen. Wohl ernannte die Universität zwei Professoren zu ihren Vertretern, aber diese haben ihre Mission nie erfüllt. Denn nun kam eine neue Zeit. Am 26. Februar 1556 übernahm Kurfürst Otto Heinrich, die glänzendste Erscheinung unter den pfälzischen Herrschern, die Regierung. Dem Fünfziger waren nur drei Jahre des Waltens bestimmt. Aber in dieser Zeit hat er Glanz und Sonne über Heidelberg auszubreiten gewußt. Er hielt fest an der Vereinigung von Reform und Renaissance, wie sie im Geist Melanchthons trotz Martin Luther lebte und waltete, und er hat Heidelberg die weltberühmte Bibliothek, und der Stadt das schönste Denkmal deutscher Renaissance gegeben. Der Zauber eines wunderbaren Menschen und einer wunderbaren Zeit liegt über dem Ottheinrichsbau. Dort hat er am 19. Dezember 1558 die Vertreter der Universität empfangen, um ihnen die neue Reformationsurkunde zu überreichen. Es war ein feierlicher Augenblick, als diese Urkunde verlesen und durch den Kanzler Erasmus von Minkwitz dem neuen Rektor, dem Pfalzgrafen Georg Johann, übergeben wurde. In der Tat, damit beginnt eine neue Zeit für sämtliche Fakultäten, von der theologischen und artistischen bis zur juristischen und medizinischen. Bedeutende Männer, vor allem Philipp Melanchthon, waren bei der Herstellung dieser neuen Verfassung berufen worden. Und Otto Heinrich betonte die Bedeutung dieses Werkes, aber auch seiner Bibliothek, und er erklärte: Wenn seine Nachfolger in der Kur oder seine Universität in der Erfüllung der Vorschriften säumig sein sollten, dann solle die Universität Tübingen diesen teuren Schatz erben, das Werk seines treuen Freundes und Vetters, des Herzogs Christoph von Württemberg. Er selbst aber hat das wundervolle Wort gesprochen: „Ich will meinen letzten Heller für den Flor dieser Universität hingeben."

Aber er starb. Und nun begann eine Zeit verhängnisvoller Religionspolitik, welche die Gegensätze auch zwischen den Protestanten und Refor-

mierten immer stärker betonten. Zunächst freilich sehen wir, wie unter Friedrich dem Frommen der Calvinismus blüht und unter dem Einfluß des Grafen Egmont Universität und Schloß von Heidelberg Asyl der flüchtigen Hugenotten werden. Hier findet sich Moritz von Nassau ein, hier erscheinen Olevian und Ursinus, die Verfasser des Heidelberger Katechismus, und bringen doch den Geist der Unduldsamkeit in die freudige Stadt. Sie sprechen das Todesurteil über Johannes Silvan von Ladenburg und verhängen den Kirchenbann über den Professor Thomas Ernst. Der religiöse Zank und Streit verdirbt den Geist der Universität. Er ruft so manche bedeutende Kraft herbei und treibt andere hinweg. Selbst das kurfürstliche Haus ist gespalten. Der eine hängt dem Luthertum, der andere dem Calvinismus an. Und die Politik der Pfalz mußte den Staat und die Universität ins Verderben führen. So ward Friedrich V. Führer der Union und als solcher hat er sich trotz aller Warnungen die böhmische Krone geholt. Ein kurzer Schlachttag am Weißen Berg, und er mußte fliehen aus dem Böhmerland, und kaum in die Pfalz zurückgekehrt, trifft ihn die Acht des Reichs. Er verliert alles. Heimatlos und unstet, bis zu seinem Ende im tiefsten Elend! Und dann kam das Verhängnis über Heidelberg. In den Septembertagen des Jahres 1622 hat Tilly Stadt und Schloß erobert. In dem Blutbad schien auch die Universität untergegangen zu sein, denn in den Jahren 1622 bis 1625 sind nur sechs Immatrikulationen erfolgt. Und als Kurfürst Maximilian I. im Jahre 1629 die Universität herstellte, da wurde die theologische und philosophische Fakultät durch zwei Jesuiten versehen. Nach zehn Jahren schien durch das Nahen Gustav Adolfs und die Eroberung Heidelbergs durch die Schweden der Universität eine Erneuerung im Geiste der Reformation zu blühen. Aber die Schlacht von Nördlingen vereitelte diese Bestrebungen und Heidelberg ward der Schauplatz blutigster Greuel. Die Universität schien mit der Stadt selbst zugrunde zu gehen. So mußte man es als ein Glück betrachten, jetzt und auch fürderhin, daß Tilly die Heidelberger Bibliothek, die nach dem Tode Ottheinrichs noch vermehrt worden war, vor allem durch den Freiherrn Ulrich Fugger von Kirchberg und Weißenhorn, und die kostbarsten deutschen Handschriften barg, dem Papste zum Geschenk gemacht hatte. Schnell hat Gregor XV. sich dieser kostbaren Gabe bemächtigt. Im September ist die Eroberung Heidelbergs vollendet. Am 8. Oktober dankt bereits der Kardinal Ludovici für die Gabe und im Dezember 1622 hat der päpstliche Bibliothekbeamte Allatius die Bibliothek von einigen hundert Maultieren über die Alpen schleppen lassen. Es waren an dreitausend Handschriften und fünftausend Druckwerke, die nach Rom gewandert sind, und die später Karl Ludwig vergeblich zurückgefordert hat. Nur jene 848 deutschen Handschriften sind nach den napoleonischen Kriegen im Mai 1816 zurückerstattet worden. Die Universität selbst hatte aufgehört zu sein. Das Archiv zwar war glücklich nach Frankfurt gerettet worden und ist dann durch treue Hand wiederum zurückgebracht worden. Von den Jahren 1630 bis 1652 aber ist nichts zu berichten. Als Karl Ludwig in seine Erblande

zurückkehrte, fand er die Stadt zerstört, das Stammschloß unbewohnbar, das Land verödet, die Universität so gut wie vernichtet. Aber Karl Ludwig war nicht der Mann, sich durch diese furchtbaren Eindrücke niederschmettern zu lassen und er begann den Aufbau seines Landes, seines Heidelberg und vor allem seiner Universität. Am 1. November 1652 ist sie wiederum eröffnet worden und der neue Prorektor David Chuno von Marburg hielt die Festpredigt über das Wort des Psalmisten: „Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat.“ Und eine Reihe von hervorragenden Männern folgten dem Rufe des neuen Rektors, zu dem man Karl Ludwig selbst erhoben hatte. Neben Johann Freinzheim, dem Stockholmer Philologen, wirkte jetzt Johann Heinrich Hothinger, Johann Friedrich Ming, Friedrich Spanheim und Johann Ludwig Fabricius. Vor allem aber war es Karl Ludwig gelungen, Samuel Pufendorf nach Heidelberg auf den neuerrichteten Lehrstuhl des Natur- und Völkerrechts zu berufen. Sieben Jahre lang hat der außerordentliche Mann dort gelehrt. Im Grunde ein Feind der Universitätsbildung, aber ein Mann, der es verstand die Jugend zu begeistern und mit den Jungen jung zu sein. So waren die sieben Jahre, die er in Heidelberg verbrachte, für die Universität von größter Bedeutung. Denn nun galt es nicht bloß Gelehrsamkeit zu bringen, sondern vor allem auch Anregung für Geist und Herz und Charakter zu geben. Und Pufendorf hat im schönsten Sinne des Wortes deutsch zu fühlen gewußt und in diesem Sinne auch auf seine jungen Freunde, um nicht zu sagen Hörer, gewirkt.

Ein anderer freilich hat den Ruf, den Karl Ludwig an ihn ergehen ließ, nicht angenommen. Das war Spinoza. Er wollte seine geistige Freiheit nicht opfern, auch nicht um die großen und schönen Verheißungen, die ihm der Kurfürst hatte machen lassen. Er blieb fern von dieser neuen Schöpfung, über die nach kurzer Zeit wiederum das Verhängnis des Krieges hereinbrach.

Karl Ludwig wollte ein Friedefürst sein im vollsten Sinne des Wortes. Er wollte den kirchlichen Kämpfen ein Ende bereiten und so die einzige große und bedeutende Errungenschaft des westfälischen Friedens nicht bloß seiner Pfalz, sondern der Welt gewinnen helfen. In diesem Sinne hat er seine Universität neu gegründet und ausgebaut und all das, was mit ihr zusammenhing. In diesem Sinne hat er aber auch seine Beziehungen mit Frankreich angeknüpft und seine einzige Tochter Elisabeth Charlotte, dies heitere, wundervolle Pfälzer Kind, an den Hof von Versailles gegeben. Sie mußte die Gattin von dessen Bruder werden und hat dieses Opfer gebracht, um der Pfalz Segen zu schaffen. Tat und Opfer aber gerieten dieser zum tiefsten Verderben. Denn Ludwig XIV. hatte trotz der Mahnungen, die ihm vonseiten des großen Geschichtsphilosophen Leibnitz zuteil geworden, seine ganze Kraft auf den europäischen Osten geworfen. Und wenn Karl Ludwig in seinem Pflichtgefühl gegenüber dem Reich neutral blieb in dem ersten Kriege Ludwigs XIV., so erreichte er damit nichts als das Eindringen der Franzosen in sein Land. So sah er sich gezwungen, auf die Seite des Kaisers zu treten und nun erteilte der König dem Marschall Turenne den

Befehl zur Verwüstung der Pfalz. Karl Ludwig starb mit dem Gefühl, daß nicht bloß sein Haus, sondern auch sein Land schwerstem Schicksal entgegengehe. Am 16. März 1685 schloß er die Augen. Er war der letzte Kurfürst aus der Linie Simmern. Nun trat das Haus Neuburg die Regierung in der Pfalz an: ein Erbe, das sie wie Jülich von Berg durch die Abwendung vom reformierten Glauben gewonnen hatte. Der erste Kurfürst Philipp Wilhelm war ein Siebzigjähriger. Sofort hat der französische König dieses Erbrecht angefochten und die kurpfälzischen Lande für die Herzogin von Orleans, also für Frankreich in Anspruch genommen. Er und sein Minister Louvois wußten recht wohl, daß es einen heißen Kampf kosten würde um dieses Land, und fast hat es den Anschein, daß er es nicht gewinnen, sondern nur vernichten wollte. Denn der Befehl „brûler le Palatinat" ließ darauf schließen, daß er einen Rache- und Vernichtungskrieg führen wollte. Und in der Tat, jetzt nahte wiederum auch Heidelberg das Verderben. Das Jahr 1689 sah die Zerstörung von Worms und Speyer, wo schamlose Franzosenhände die Kaisergräber geschändet und geplündert. Und Heidelberg dankte eigentlich nur einem Zufall, daß es jetzt nicht völlig der Vernichtung anheim gegeben wurde. Aber was im Jahre 1689 unterblieb, das ist im Mai 1693 im vollen Maße durchgeführt worden. Heidelberg wurde verbrannt, die Fürstengräber geschändet und das Schloß zerstört. Die Universität selbst war ein Trümmerhaufen. Die neue Bibliothek, sowie der gesamte Besitz der Universität war vernichtet. Von den Professoren, die flüchten mußten, hielt sich nur ein kleiner Teil, der seine ernste Absicht, die Universität weiterzuführen, dadurch bekundete, daß sie einen Rektor wählten. Dann zogen sie nach Frankfurt ab, wo sie von 1694 bis 1697 verblieben, um dann zwei weitere Jahre (1698—1699) in Weimar sich niederzulassen, wo Kurfürst Johann Wilhelm Hof hielt. Erst mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts ist die Universität nach Heidelberg zurückverlegt worden. Sie bestand aus vier Lehrern.

Aber noch war nicht Ruhe im Lande. Noch einmal mußte das Universitätsarchiv während des spanischen Erbfolgekrieges geflüchtet werden. Dann begann die hohe Schule zwar wieder langsam zu wachsen. Doch auch der Friede brachte ihr keine neue Blüte. Das Haus Neuburg hat der Universität überhaupt keine Liebe und keinen Segen gebracht. Die Fürsten blieben von 1689 bis 1718 der alten Stätte ihres Hauses fern und Karl Philipp kehrte im November 1718 nur zurück, um die Universität und die Kirche zum Heiligen Geist völlig den Jesuiten zu gewinnen. Wohl unterlag er in dem Kirchenstreit. Die Reichsstände und Schutzmächte forderten die Rückgabe der Kirche an die Protestanten, das heißt des Schiffes, während der Chor, durch eine Scheidewand getrennt, den Katholiken zugewiesen war. Und nun sprach Karl Philipp zornig den Fluch aus über die Stadt und zog nach Mannheim. Heidelberg war nicht mehr die Residenzstadt der Pfalz. Das Schloß, soweit es nicht zerstört war, blieb verödet und unbewohnt. Die Universität, die durch das Haus Neuburg im Sinne der Gegenreformation gewandelt war, behielt

diesen Charakter auch unter dem letzten Kurfürsten aus dem Hause Neuburg-Sulzbach. Auf der Neckarbrücke von Heidelberg steht ein Denkmal Karl Theodors, der in seinem neuen Lande Bayern keines gefunden hat. Er war ein seltsamer Geist. Selbst der Aufklärung zugeneigt, aber zugleich der Freund der Jesuiten, deren Orden freilich gerade während seiner Regierung durch jene bekannte päpstliche Bulle aufgelöst wurde. Ein seltsames Widerspiel zeigte sich in seiner Regierung nicht minder wie in seiner Behandlung der Universität. Er selbst „kokettierte“ mit Voltaire und hat mit ihm schmeichelhafte Briefe gewechselt. Und doch wird die Universität mehr und mehr einem geradezu scholastischen Zustand zugeführt. Und aus Halbheit gedeiht niemals Gutes. In dem Auf und Nieder ihres Schicksals, das von den gewaltigen Stürmen, die das Reich durchtobten, beeinflußt wurde, hatte sie immer wieder den Weg auf die Höhe gefunden. Jetzt sank ihre Bedeutung vollkommen. Während die anderen Universitäten, die protestantischen nicht minder wie die katholischen doch einer gewissen Blüte sich erfreuten, ging ihr Geist immer mehr zurück. Der Zusammenhang mit der Kultur der Zeit, mit der Aufklärung fehlte völlig. Die Lehrstühle wurden mit Mönchen besetzt und das war noch ein Vorteil gegenüber den weltlichen Lehrern. Denn diese standen ganz unter dem Drucke armseliger Parteizwecke und es machte sich ein Proselytengeist schlimmster Art geltend. Die Lehrstühle vererbten sich vielfach von dem Vater bis auf den Enkel. Überall ein reges Streben und Ringen und selbst ein Kämpfen um die Ideale und Anschauungen, hier in Heidelberg ein armseliges Weitervegetieren: kein Lehren und kein Forschen! Die Kollegstunden wurden ausgefüllt mit Diktat, und nichts ist bezeichnender als das Wort, das sich in Heidelberg fortgepflanzt hat: „Macte Dictator, dormituri te salutant!“ Und doch hatte man das Kuratorium der Universität im Jahre 1777 Lessing angeboten. Immerhin hat der Kurfürst durch die Schaffung der pfälzischen Akademie der Wissenschaften (1763), der „deutschen Gesellschaft zur Förderung von Sprache und Bildung“ (1775), der auch Schiller angehörte, und der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Kaiserslautern (1770) viel für die Wissenschaft getan. Aus ihr ist die „Staatswirtschafts-hohe-Schule„ im Jahre 1784 hervorgegangen, die Mutter der neuen staatswirtschaftlichen Fakultät.

Aber das Schicksal Heidelbergs erfüllte sich wie das der Pfalz. Es kam das Zeitalter der Revolution und im Jahre 1799 wurde Heidelberg von den Franzosen erobert. Freilich, jetzt war dort ihres Bleibens nicht mehr. Und schon am 16. Februar 1799 war Kurfürst Karl Theodor gestorben: ein friede- und freudloser Mann. Und nun übernahm Maximilian Josef, aus dem Hause Zweibrücken-Birkenfeld nur noch für kurze Zeit den Kurhut der Pfalz. Aber in dieser kurzen Zeit hat er für Heidelberg mehr getan, als das ganze Haus Neuburg. Er verkündete die rechtliche Gleichstellung der Bekenntnisse und spendete der Universität ein Kapital, das sie aus der schwersten Not, ja vom Untergange rettete. Dann erfolgte im Februar 1803 der Übergang dieses Teiles der Pfalz an Baden. Und der Herr dieses Landes

war Karl Friedrich, der wie in alles, was sein Land heben und retten konnte, auch in das Schicksal der Universität mit mächtiger Hand eingriff. Schon am 13. Mai 1803 erging das Heidelberger Edikt, das die Universität zur hohen Schule des Landes erklärte und im gewissen Sinne von neuem begründete. Von nun an hieß sie mit Recht „Ruperto-Carola". Und in der Tat begann für Heidelberg eine neue Zeit. Im Jahre 1807 wurde die katholisch-theologische Fakultät nach Freiburg verlegt, die übrigen Fakultäten, oder Sektionen, wie sie eine Zeitlang hießen, sollten in Zukunft, ohne Rücksicht auf die Religionseigenschaft durch die würdigsten Kompetenten besetzt werden.

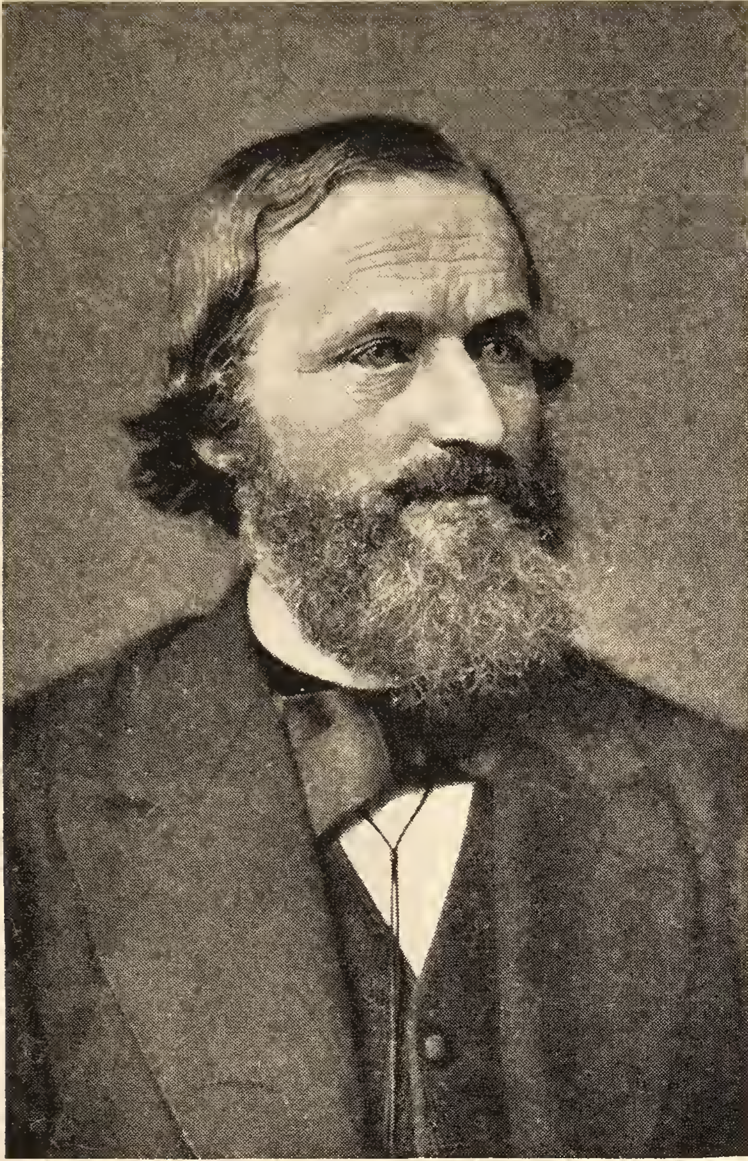
Und nun hub ein neues Leben an. Heidelberg war ja geblieben, was es von je gewesen, eine der schönsten Städte des deutschen Landes, und über der neuentwickelten Stadt thronte jetzt die schicksalskundige Burg nicht mehr als bewohnbares Schloß, wohl aber als ein wunderbares Denkmal der Vergangenheit. Und in der Tat wurde diese Vergangenheit wiederum geweckt durch die Geister der Romantik, die hier sich zusammenfanden, um an der Wiedergeburt des deutschen Altertums zu arbeiten. Hier haben Clemens Brentano und Ludwig von Arnim „des Knaben Wunderhorn" gesammelt, hier hat Tieck eine Zeitlang gelebt und geschaffen und er ist es, der den Charakter des alten Heidelberg wohl am besten dargestellt hat: „Die große wundervolle Heidelberger Ruine stand mit den verfallenen Türmen, den großen Höfen und der herrlichen Natur umher so schön in Harmonie, daß sie wie ein vollendetes Gedicht aus dem Mittelalter wirkte. Ich war so entzückt über diesen einzigen Fleck unserer deutschen Erde, daß dieses Bild seit Jahren meiner Phantasie vorschwebt." Kein Wunder, wenn es die Heimat der Romantik war und doch zu gleicher Zeit eine Stätte echter, deutscher Wissenschaft. Die eigentliche Periode der Aufklärung war ja an Heidelberg vorübergegangen. Nur die Anfänge derselben hatte es noch erlebt und in den Tagen Pufendorfs waren gerade hier die ersten Anregungen gegeben worden. Jetzt finden sich noch ihre letzten Vertreter, die sich aus ihrem eigenen Zeitalter durch die Romantik und den deutschen Idealismus hindurch retteten in diese neue Periode. Aber jetzt sehen wir, wie der Geist der neuen Wissenschaft auch hier Einzug hält und wie die Gegensätze, die sich da entwickeln mußten, in allen Fakultäten groß und klar zutage treten. Sie kämpfen heftig gegeneinander. Aber es ist echtes Feuer, das aus den gekreuzten Klingen springt. Wir sehen Friedrich Kreuzer, den Religionsphilosophen und geistvollen Träger mythologischer Ideen kämpfen gegen den Rationalisten Johann Heinrich Voß. Hier ringt der Vertreter des Gnostizismus Karl Daub mit dem Rationalisten Paulus und hier wird auch der Kampf der philosophischen und historischen Rechtsschule durchgeführt. Es ist Thibaut, der mit Savigny seine Streite ficht und der juristischen Fakultät den Stempel aufdrückt, der ihr weiterhin geblieben ist. Denn ihm folgten Wangerow, und K. J. Anton Mittermaier und die ganze große juristische Reihe bis herab zu Immanuel Bekker. Auch die medizinische Fakultät, die mit Chelius ihren ersten neuen, großen Vertreter fand, begann zu blühen, und gerade in Heidelberg haben alle Zweige

der medizinischen Wissenschaft mit ihre größten deutschen Vertreter gefunden. Vor allem aber ward die Universität ein Sitz der neuen Geschichtsforschung und man kann wohl von einer Schule der Geschichtswissenschaft sprechen. Bernhard Erdmanndörffer, der selbst zu den großen Heidelberger Historikern gehört, hat in seiner Antrittsrede seine Vorgänger Friedrich Christoph Schlosser, Georg Gottfried Gervinus, Ludwig Häusser und Heinrich von Treitschke in feinster Charakteristik gezeichnet: In ihrer Bedeutung für Heidelberg, wie in ihrer allgemeinen Einstellung in der deutschen Geschichtswissenschaft. Alle großen Eigenschaften, die unsere neue Geschichtsschreibung auszeichnen, sind hier gewissermaßen in großer Eineitigkeit zur Vollendung geführt worden. Und Erdmannsdörffer selbst hat neben Eduard Winkelmann, dem leidenschaftlichen und von innerer Glut beseelten Biographen Kaiser Friedrichs II. dem Geist dieser Wissenschaft Bahnen gewiesen, die noch gar nicht beschritten sind und die die deutsche Geschichtsschreibung einer neuen Blüte sicher zuführen werden. Nicht minder großartig entwikkelte sich die naturwissenschaftliche Fakultät und hat in Bunsen ihren wundervollsten Vertreter gefunden. Er hat im gewissen Sinne Heidelberg den Charakter gegeben. Der stille, schlichte, harmlose Forscher, der unendlich gütige und heitere Mensch, von dessen Wesen ein Zauber ausging, der auch in seinen Schülern, die den Weg zurück nach Heidelberg und auf seinen Lehrstuhl gefunden, nachgewirkt hat und noch heute nachwirkt! Da wurden die Heidelberger Laboratorien zu Stätten tiefster Forschungen und gewaltiger, ja umstürzender Entdeckungen.

Als im Jahre 1886 das fünfhundertjährige Jubiläum der Universität unter dem Rektorate von Immanuel Bekker gefeiert werden konnte, da huldigte die ganze gelehrte Welt dieser einzigartigen Universitätsstadt, die in dem 19. Jahrhundert gewissermaßen alles zusammenfaßte, was je von einer Hochschule erhofft und erlangt werden konnte. Von allen Universitäten kamen die würdigen Männer, um die Grüße und Huldigungen zu überbringen. Da hat in der Kirche zum Heiligen Geist Kuno Fischer die Festrede gehalten zu dieser großen, herrlichen deutschen Feier, an der neben dem Großherzog Friedrich von Baden, dem treuen Schüler und Gönner der Universität, auch der deutsche Kronprinz teilgenommen. Und keiner wäre würdiger gewesen diese Festrede zu halten. Denn in Kuno Fischer lebte selbst ein Stück Heidelberger Tradition und sein Name ist vielleicht am meisten populär geworden. Vor allem deshalb, weil er, wie einst Ludwig Häußer und Heinrich von Treitschke, nicht bloß ein glänzender Forscher war, sondern auch die Kunst der Rede in wunderbarer Weise besaß. Auch hier ein bewußt Schaffender. Er hat die Kunst des Vortrags ernster genommen, als die meisten deutschen Universitätslehrer und gerade dadurch eine gewaltige Wirkung erzielt. Und wie stand Heidelberg damals unter den deutschen Universitäten da! In allen Wissenschaften waren nicht bloß kraftvolle Lehrer und tüchtige Forscher zu finden, sondern wirkliche Koryphäen und führende Geister. In der Germanistik war es Wilhelm Braune, in den

romanischen Wissenschaften Fritz Neumann, in der Geschichte Erdmannsdörffer und Winkelmann. Ich nenne vor allem die Männer der philosophischen Fakultät, weil sie es ja gerade waren, die der Universität in ihrer Art den Charakter geben mußten. Aber auch Männer wie Imanuel Bekker, Richard Schröder und alle ihre Zeitgenossen, denen wiederum bedeutende Kräfte gefolgt sind, waren ein Stück Heidelberg. Und ein ganz besonderer Zug ging von Erwin Rohde aus: Er, der zwischen Richard Wagner und Friedrich Nietzsche steht und uns den Geist des Griechentums in der feinsten Weise offenbarte! Hier wirkten in der theologischen Fakultät Männer wie Merks, den seine Forschungsreisen in die fernen Klöster am Fuße des Sinai geführt. Arnold, der große Biograph der Reformationszeit, der zu gleicher Zeit Dichter im edelsten Sinne des Wortes gewesen, Bassermann und Ernst Tröltsch. Hier lehrten Dietrich Schäfer und Erich Marcks und hier hat einer, der noch viel zu wenig gewürdigt ist als Persönlichkeit und als Gelehrter, der alle Eigenschaften des Forschers mit denen des Künstlers vereinigte, Henry Thode, geschaffen. Es war ein steter Anstieg, ganz im Sinne und Geiste des „Gradus ad Parnassum". Hier griff der Schüler auf, was der Lehrer nicht hatte vollenden können. Hier griff die Tätigkeit des Einzelnen ein in das Gesamtwerk der deutschen Wissenschaften. Hier trat das Gefühl ungemeiner Gemeinsamkeit ans Licht, unmittelbar mit dem Ausdrucke des kraftvollsten Individualismus. Und nun bauten sich die Institute aus, ganz im modernen Geiste und entsprechend den Zwecken der Forschung und den Wünschen und Absichten der Gelehrten. Es sind immer führende Männer wie Erb und Czerny, wie Bunsen und Mayer. Es ist unmöglich, allen Namen und Persönlichkeiten gerecht zu werden. Es war eine Blütezeit der Heidelberger Universität, wie der deutschen Wissenschaft überhaupt.

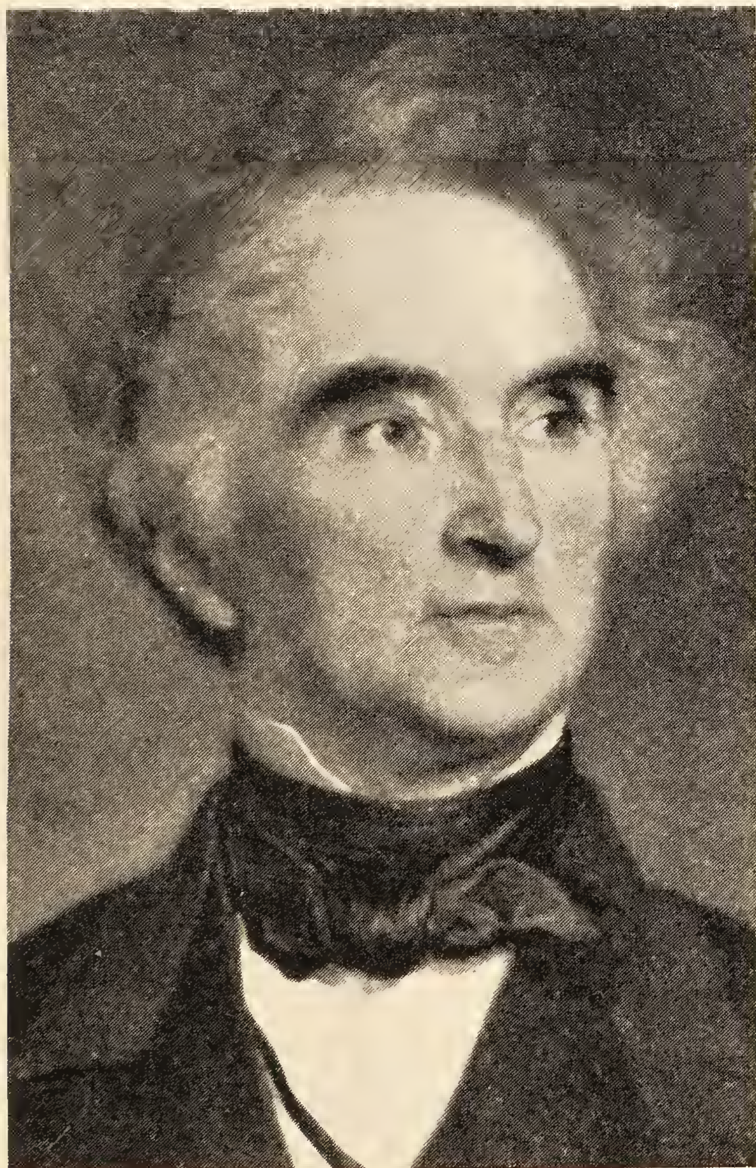
Und dazu kam noch ein anderes: der Ausbau der Heidelberger Bibliothek, die eine der würdigsten Bildungsstätten Deutschlands ist. Was die alte Zeit gesammelt, was verloren und wiederum gewonnen, von den alten Codices der Palatina, bis zur Manesseschen Handschrift, das ward gewissermaßen der geheimnisvollste Schatz neben den reichen Mitteln, die hier jeder Wissenschaft fraglos zu Gebote stehen. Und was ein kleiner Staat zu leisten vermag, das trat gerade unter der Regierung des Großherzogs Friedrich klar zutage. Mit tiefstem Verständnis hat sein bedeutendster Minister, Wilhelm Nokk, der Freund und Verwandte Heinrichs von Treitschke, den Geist der Universität selbst erfaßt und vor allem auch die Sorge für die Bibliothek und alle übrigen Institute als Herzenssache betrachtet. Und Männer wie Zangemeister und Wille waren nicht bloß glänzende Bibliothekare und feinsinnige Forscher, sondern auch Menschen, die diese Bibliothek lebendig zu machen verstanden. Eine starke Wechselwirkung fand statt unter den einzelnen Gelehrten, die sich allmonatlich in der historisch-philosophischen Gesellschaft zusammenfanden, die in der badischen historischen Kommission wirkten und in der ausgebauten Heidelberger Akademie. Reges



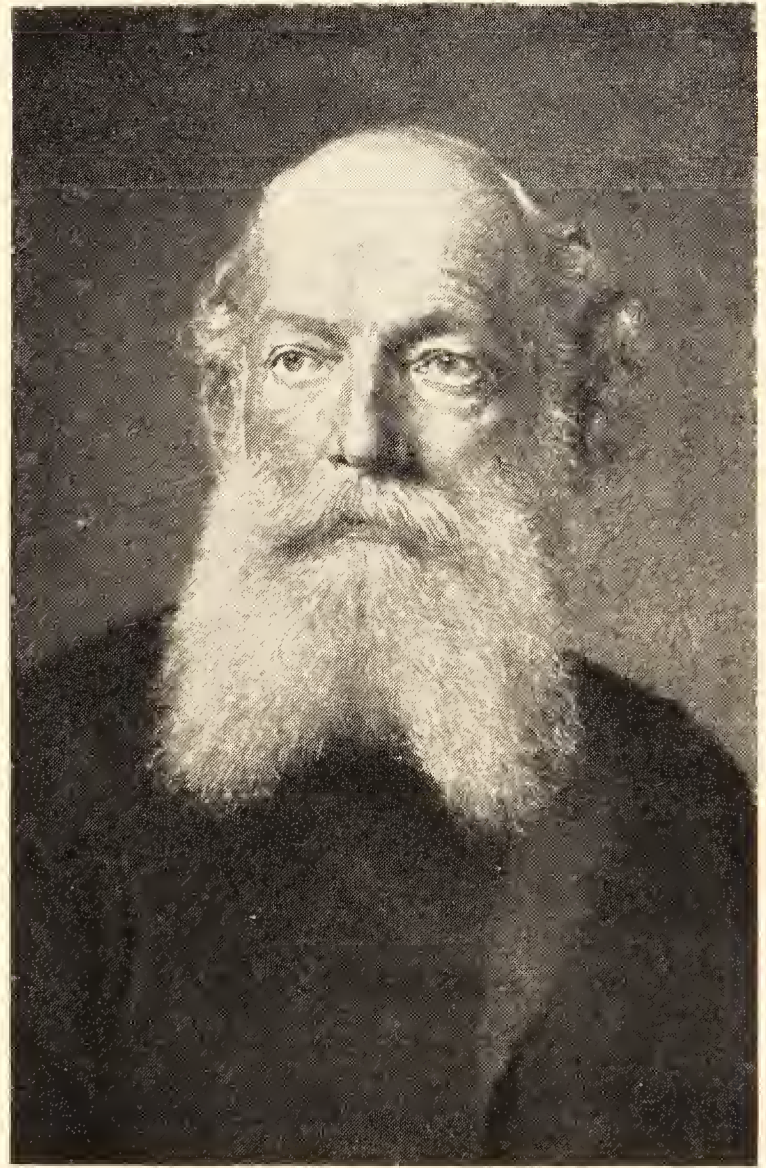
Gustav Robert Kirchhoff
Professor der mathem. Physik in Berlin
geb. 12. März 1824 in Königsberg
gest. 17. Oktober 1887 in Berlin



Robert Wilhelm Bunsen
Professor der Chemie in Heidelberg
geb. 13. März 1811 in Göttingen
gest. 16. August 1899 in Heidelberg



Justus von Liebig
Professor der Chemie in München
geb. 8. Mai 1803 in Darmstadt
gest. 18. April 1873 in München



August von Kekulé
Professor der Chemie in Bonn
geb. 7. September 1829 in Darmstadt
gest. 13. Juli 1896 in Bonn

Aus dem „Corpus imaginum" der Photographischen Gesellschaft Berlin

Leben, freudiges Wirken, das alles beseelte und nicht zuletzt die Studentenschaft selbst.

Die Heidelberger Studentenschaft! Ihre Geschichte ist eine Geschichte des deutschen Wesens überhaupt. Sie hat aus dem Scholarentum der Gründungszeit sich herausgearbeitet, frisch und freudig und in den großen Zeiten der Heidelberger Universität ihr mit den Charakter gegeben und sich ihrer würdig erwiesen, wie sie in den Zeiten des Niedergangs treu zu ihr gestanden, mit ihr gelitten und doch, wenn allzutief der Druck schlimmer Systeme auf Wissenschaft und hohe Schule wirkte, sich zu empören gewußt und wenn den Lehrern die Feder aus der Hand fiel oder genommen wurde, so hat sie immer die Hand am Griffe ihrer guten Klinge gehabt. Sie hat die Enge des Bursenlebens zersprengt mit mutigem Geist. Durch die Heidelberger Straßen hallte Rapier und Sporenklang in den Tagen der Reformationszeit, da die Jugend mit glühenden Augen in den neuen Schriften las und mit glühendem Herzen dem neuen Geiste sich zugewendet. Sie war es, die die Toleranz und Duldsamkeit forderte und gegen ihre Unterdrückung ankämpfte und die auch in den Tagen tiefsten Niedergangs den Geist, wenn nicht der Wissenschaft, so doch echten Studententums hochzuhalten vermochten. Ein farbenreiches Bild tut sich da auf. Ein Bild, das uns in die Tage der Humanisten ebenso zurückführt wie in die Zeiten, da Kurfürst Friedrich aus seinem Heidelberger Schlosse abritt, um sich die unselige Böhmenkrone zu holen. Halb Student und halb Landsknecht, halb gelehrt und Ritter von Fortune sind die Heidelberger Studenten geworden in den Zeiten, da der Dreißigjährige Krieg seine verhängnisvollen Schatten über Heidelberg herabsenkte. Und freudige Schüler und Gesellen waren sie, als Karl Ludwigs mildes Regiment wiederum die Schüler nach Heidelberg lockte, zu dem Lehrer des Naturrechts, Samuel Pufendorf. Alle Wandlungen des deutschen Studententums haben auf Heidelberg stark und mächtig eingewirkt. Hier hat der Geist der Landsmannschaft eine Heimstätte gefunden und aus ihnen sind später mit mächtigem Antrieb und doch starker Bodenständigkeit die Korps entstanden. Aber das war erst der neuen Zeit der Universität vorbehalten. Der Zeit, die mit der Neuschöpfung durch Karl Friedrich begann.

Freilich schien Heidelberg durch den Übergang an Baden verurteilt, eine Landesuniversität und so von dem übrigen Deutschland abgeschlossen zu werden. Doch diese Befürchtung erfüllte sich keineswegs. Im Gegenteil. Wir sehen, wie gerade hier die Romantik auf die Studentenschaft einen sehr starken und nachhaltigen Einfluß geübt hat und Arnim, Brentano, Eichendorff sind, selbst wenn sie schon über die eigentlichen Universitätsjahre hinaus waren, doch mit der Studentenschaft selbst in enger Fühlung geblieben. Und Heidelberg brauchte von den Romantikern nicht erst entdeckt zu werden. Es übte seinen Reiz auf die akademische Jugend selber aus und das ganze Leben, das dort herrschte, ging den Bewohnern und den Gästen von Heidelberg gar lieblich ein. Es gab eine ganze Reihe von Familien, welche dort künstlerischen Neigungen lebten, vor allem der Musik. So sehen wir um

1810 herum Carl Maria von Weber mit den Heidelberger Familien Dusch, und ganz besonders den Besitzern des wundervollen Stifts Neuburg engste Fühlung nehmen. Aber der Komponist des Freischütz hatte nicht bloß das Verständnis für die Jugend, sondern übte auf diese selbst einen ganz eigenartigen Zauber aus. Wenn er in Stift Neuburg zu Gast war, dann kam er mit seinen Freunden, vor allem mit Alexander von Dusch, aber auch dem Studenten Gambs, der später durch sein unseliges Duell mit dem Kurländer Saccen berühmt geworden und im Befreiungskrieg den Tod gefunden hat. Die Familien Kopp, dann die Dichter Gries, der Übersetzer des Ariost und des Tasso, und Johann Heinrich Voss öffneten ihm Herz und Haus. Aber auch auf den Studentenkneipen war er daheim. Er wußte mit ihnen zu kommersieren, wobei er seine charmanten Schelmenlieder sang, um dann mit ihnen durch die Stadt zu ziehen und den gefeierten Schönen Heidelbergs Ständchen zu bringen. Dabei ist es freilich einmal zu einer fast tragisch zu nennenden Katastrophe auf einem Kommers gekommen, der in einen schlimmen Krakehl ausartete, so daß sogar Militär nach Heidelberg gesandt werden mußte. Hier und in Mannheim hat Weber im Zusammenleben mit Dusch und Gottfried Weber und dem Musikdirektor Hoffmann die Wege zu einer neuen Entwicklung der Idee des Liedes gefunden und so darf man sagen, daß die Heidelberger Universität auch auf ihn einen schönen und nachhaltigen Einfluß geübt hat.

Dann kamen die Zeiten der Befreiungskriege, die im weiteren Verlaufe die Heidelberger Studentenschaft zu den Waffen riefen. Bei jenem berühmten Wartburgfest ist es gerade ein Heidelberger Student namens Carové gewesen, der dort die Grundgedanken der Burschenschaft am klarsten entwickelt hat. Freilich dann folgte die Reaktion, in der die Burschenschaften nur noch im geheimen weiter zu vegetieren vermochten und die zu Korps entwickelten Landsmannschaften die Hauptrolle zu spielen begannen. Das Landeskorps aber war die Suevia, neben der nun die Saxo-Borussen, Vandalen, Westfalen und Rhenanen in die Höhe kamen. Dazu eine Reihe von anderen ephemeren Gründungen, die nur eine Zeitlang gehalten wurden, dann aber wie so viele studentische Schöpfungen wiederum von der Bildfläche verschwanden. Man kann sagen, daß diese Korps in ihrer besonderen Eigenart ihre Lebenskraft und ihre Dauer fanden. Der Schimmer, der über Heidelberg überhaupt liegt, breitete sich auch über diese Bünder aus und mit der Zeit sind sie der Mittelpunkt ganz bestimmter und sozusagen abgeschlossener Kreise geworden. Auch das landsmannschaftliche Prinzip hat dabei noch immer eine gewisse Rolle gespielt, insofern die Söhne der einst in Heidelberg aktiv Gewesenen wiederum in den Bund eintraten. So vor allem sind es die Vandalen, die in einer gewissen strengen Abgeschlossenheit sich entwickelt und dadurch ihrem Korps einen ganz bestimmten Charakter verliehen haben, dem es an Ursprünglichkeit, an bewußter und beabsichtigter Einfachheit nicht fehlt. Daneben thronten auf dem alten Riesenstein die Saxen-Preußen, die hier, obwohl sie zumeist aus den Reihen des norddeutschen Adels sich

rekrutierten, eine gewisse Einfachheit des Auftretens bekundeten. Auch die Westfalen und Rhenanen hatten ihren bestimmten Charakter und zumal letztere waren in der Tat die Repräsentanten des wiederum deutsch gewordenen fröhlichen Rheinlands. Und dieser Charakter hat ihnen allen jene bestimmte und sichere Richtung gegeben, die in Heidelberg bis auf den heutigen Tag gedauert hat.

Daneben aber wußten auch die Burschenschaften, die schließlich in den Alemannen und Arminen ihre Repräsentanten fanden, mehr und mehr an Boden zu gewinnen. Trotz aller Wandlungen, welche die Burschenschaft durchgemacht hat, haben gerade diese beiden einen bestimmten und echt Heidelberger Charakter bewährt. Eine Reihe hervorragender Männer sind aus ihnen hervorgegangen und es darf nicht vergessen werden, daß Josef Viktor von Scheffel mit ihnen, zumal mit den Alemannen in engster Gemeinschaft stand. Hier hat er seine ersten Studentenlieder gedichtet, die bald auf den Kneipen Heidelbergs, auf den Wegen des Odenwaldes und dann weiterhin durch ganz Deutschland erschollen. Er ist in der Tat der Dichter von Heidelberg geworden. Und man muß es gestehen, daß er im gewissen Sinn der Universität den Stempel aufgedrückt hat. Er hat in seinem Lied „Alt-Heidelberg, du feine" die Stimmung, die jeden zur Frühlingszeit in der alten Neckarstadt erfaßt, am ursprünglichsten wiederzugeben vermocht und damit eine Verbindung hergestellt zwischen den Studenten und der Natur, die hier am östlichen Ende des Rheintals und an den Ufern des Neckars in der Tat zu einer der schönsten Erdenwinkel sich verdichtet hat. Eine Menge von weiteren Verbindungen, aus engem Freundeskreis entsprungen, haben sich gebildet, sind gekommen und sind wiederum gegangen. Aber doch so manche, so vor allem die Rupertia, hat sich zu halten vermocht, und wie die Korps und Burschenschaften einen ganz bestimmten Charakter gewonnen. Aber daneben flutet, zumal in den Sommermonaten die Menge von all den Studierenden, die wenigstens ein Semester in Heidelberg verbringen wollen, vorüber, um den Zauber von Stadt und Umgegend auf sich wirken zu lassen.

So hat gerade diese Universität unter den deutschen eine besondere Stelle. Der Zauber der Gegenwart — wir sprechen nicht von der Zeit nach dem Kriege — hat dazu beigetragen, die ganze Geschichte der Heidelberger Hochschule zu verklären und über sie bis zu ihrer mehr als prosaischen Gründung hinauf einen unbeschreiblichen Glanz zu verbreiten. Und in der Tat bedeutet dem Ausland Heidelberg gewissermaßen den Inbegriff des deutschen Studentenlebens. Vor dem Kriege sind alljährlich zahllose Engländer und Amerikaner dahin gekommen, um das Leben der Professoren wie der Studenten zu beobachten. Wenn auf der Hirschgasse die Mensuren stiegen, dann suchten sie sich heranzudrängen, um dieses Schauspiel zu betrachten. Und so fröhlich und so heiter und schließlich nach langen und schweren Zeiten in so harmloser Weise ist das Waffenspiel wohl auf keiner anderen Universität betrieben worden. Aber auch keine hat es verstanden, solche heitere und ungezwungene und doch weihevolle Feste zu feiern. Das Schloß bot ja dazu

den schönsten Hintergrund und auch den schönsten Raum. Wie herrlich sind, ganz abgesehen von den Jubiläumstagen des Jahres 1886, all die Festlichkeiten im Schloßhof verlaufen. Und wenn des Abends das Schloß erglüht in geheimnisvoller Beleuchtung und auf dem Neckar in den mit Lampions geschmückten Kähnen von Ziegelhausen her die festgebende Verbindung angefahren kommt, und das „Altheidelberg, du feine" ertönt, dann freilich lebt und feiert die ganze Stadt mit und alles ist entzückt und begeistert und des frohen Weines voll.

Vielleicht gehört das Alles jetzt schon der Vergangenheit an. Aber es wäre falsch, wenn man Heidelberg lediglich als eine Universität der Freuden und des studentischen Lebens betrachten wollte. Es wird hier wie auf allen deutschen Hochschulen trotz alledem fleißig gearbeitet und das 19. Jahrhundert hat zumal der Universität auch in wissenschaftlicher Beziehung eine führende Stellung zugewiesen. Ein großer starker Zug ging durch die Universität und der Großherzog Friedrich, wie vor allem auch sein Minister Wilhelm Nokk, haben ein unendliches Verständnis für die Universität bewiesen, an der ja auch sein Sohn, der spätere Großherzog, studiert und mit den Freunden sich gefreut hat. Vielleicht hat kein Minister in deutschen Landen ein solches Empfinden für die Bedeutung und Größe und Schönheit einer Universität gehabt, als wie gerade der Schwager Heinrich von Treitschkes, Kultusminister Nokk. Wenn er mit seinem geistvollen Kopfe in Heidelberg sich zeigte, da herrschte allgemeine Freude, nicht bloß bei den Professoren, sondern auch bei den Studenten. Sie wußten alle, daß er in der Universität selbst ein lebendiges Wesen sah, das gehütet und geschützt werden mußte und das ihm als Kleinod des badischen Landes vor allem am Herzen lag. Und gerade dadurch kam ein ganz besonderer Schwung in die Universität. Unter ihm sind alle großen Pläne gefaßt worden, die für den Ausbau derselben vonnöten waren. So bedeutet Heidelberg selbst in der Geschichte der deutschen Universitäten, ich will nicht sagen, einen Höhepunkt, aber eine ganz bestimmte und seltene Eigenart. Es werden dadurch die anderen keinesfalls in Schatten gestellt. Denn jede Universität hat ihren individuellen Charakter, ihre Eigenart, die doch vor allem aus dem Geiste der Studentenschaft selbst mit entspringt. Hier aber wirkte ganz besonders die Natur mit und der Zauber der Vergangenheit. Denn in die Geschichte wie in die Gegenwart ragt das Schloß, „die schicksalskundige Burg", mächtig herein als ein Wahrzeichen schwerer und schwerster Tage, aber auch, daß solche überwunden werden können und daß nach des Dichters Wort neues Leben aus den Ruinen blüht.



KÖLN
1388

Einen ganz eigenartigen Eindruck macht die Entwicklung einer Universität, die im vollen Gegensatz zu den übrigen Schöpfungen des Mittelalters, aber auch zu den später gegründeten Universitäten entstanden und trotzdem ihr Dasein bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts gefristet hat. Das ist die Universität Köln. Man hätte meinen mögen, daß gerade dort, an dem Ausgangspunkt der starken Beziehungen zu England und Frankreich eine hohe Schule ganz besonders hätte gedeihen müssen. In der Tat war schon im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts in Köln selbst ein starkes, wissenschaftliches Leben erwacht, das unmittelbar unter dem Einfluß der Pariser Sorbonne stand. Dazu kam, daß hier eine ganze Reihe von Orden ihre Niederlassungen hatten, die an und für sich bestrebt waren, ihre Klöster zum Mittelpunkt des wissenschaftlichen Strebens ihres Ordens überhaupt zu machen und die deshalb in dieser an und für sich so bedeutungsvollen Stadt ihre besten Kräfte sammelten. So hatte das Generalkapitel des Predigerordens den Beschluß gefaßt, hier wie in Bologna, Oxford und Montpellier eine wissenschaftliche Niederlassung zu gründen. Das geschah schon im Jahre 1248 und Albert der Große, der hiezu vor allem berufen war, bildete alsbald den Anziehungspunkt für alle Strebenden und Ringenden, nicht bloß deutscher Nation. Und seitdem ward Köln selbst der Sitz einer ganzen Reihe von hervorragenden Gelehrten. Thomas von Aquin, der Schüler Albert des Großen, wie Duns-Scotus traten auf den Plan. Der Streit der Realisten und Nominalisten schien gerade hier ausgefochten zu werden. Aber es fehlte an einer Organisation dieser nach verschiedenen Richtungen und unter verschiedenen geistlichen Obödienzien wirkenden Gelehrten. Da kam gerade unter dem Eindrucke des Stürmens und Drängens an der Pariser Universität, das ja auch auf die Gründung der drei ältesten deutschen Universitäten großen Einfluß hatte, in Köln der Gedanke zum Durchbruch, eine „studium generale“ zu schaffen. Er wurde vor allem gefordert von den gelehrten Augustinern Giso von Köln und Nikolaus von Neuß. Unter dem 21. Mai verlieh dann Papst Urban VI. auf Bitten des Kölner Rates, der

Schöffen, Bürger und der ganzen Gemeinde das Recht, ein „studium generale" nach dem Muster der Pariser Universität zu gründen. Bereits am 7. Januar 1398 konnte die Universität eröffnet werden. Der Professor Gerhard von Calkar hielt die Eröffnungsrede über den Text:

gaude et letare Jerusalem, quia venit
lumen tuum et gloria domini super te orta est.

Die Universität schien allen übrigen den Rang abzulaufen, so groß war die Freude im ganzen rheinischen Lande über die Gründung. Und doch fehlte es, abgesehen von der päpstlichen Zustimmung, vorläufig noch an allen Grundlagen. Man sorgte freilich sofort für die Schaffung der Statuten der Theologen- und Artistenfakultät, sowie der juristischen und medizinischen. Diese sollten alljährlich am Tage des heiligen Lukas verlesen werden. Auch für Tracht und Habit wurde in dem kostümfrohen Köln alsbald gesorgt. Aber abgesehen von den Disputationen, die mit einem freudigen Mahle zu schließen pflegten, ist zunächst wenig geschehen und wir finden bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts eine Reihe von Bestrebungen und Bemühungen um Reform dieser Universität. Man machte ihr vor allem den Vorwurf, daß sie allzu großes Gewicht auf die Lehren des Thomas von Aquin, des Albertus Magnus, Alexander von Hales und Duns-Scotus und mancher anderen legte. Man erklärte, daß diese Lehren die Fassungskraft der Schüler weit überstiegen und die Universität mußte Lehrer wie Schüler gegen solche Angriffe verteidigen. Man sieht auch hier nichts als Formalismus, der nur eine kleine Wendung ins Fröhliche und Heitere nahm. Viel systematischer wurde die Gründung der Bursen vorgenommen und man kann sagen, daß dabei der Geist der Kölner eine besondere Rolle spielte. Es gab bald eine Reihe von Bursen, die dicht bevölkert waren, und einen echt bodenständigen Charakter trugen. Umso wichtiger war es, daß die Universität ihre Rechte als Gerichtsherrin über die Studentenschaft unter Dach und Fach brachte und diese so dem Malefizgericht der Stadt entzog. Es fehlte freilich nicht an schweren Ausschreitungen und im Jahre 1480 sehen wir ein „kölnisch' Kind", das Mitglied der philosophischen Fakultät war, wegen offenen Straßenraubs zwar der weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen, aber von Rektor und Dekanen schwer bestraft. Diese traten, nachdem man den Delinquenten mangels eines Universitätsgefängnisses im sogenannten Petersloch im Dom untergebracht, in Gegenwart der ganzen Universität zur Fällung des Urteils zusammen. Kein anderer als der Dominikaner-Prior Dr. Jakob Sprenger, der an dem „Hexenhammer" seinen furchtbaren Anteil hatte, sollte das Urteil sprechen. Aber man kam nicht dazu. Man begnügte sich mit der Züchtigung des Unglücklichen. Mit entblößtem Oberkörper wurde er in die Versammlung geführt und hier erhielt er zuerst vom Rektor und dann von den vier Dekanen, dem Prior Sprenger, dem Promotor und zwei Meistern aus jeder Burse einige kräftige Rutenhiebe. Diese Züchtigung wurde erst eingestellt, als das Blut über den Rücken des Unglücklichen zu rieseln begann. Jetzt wurde der Delinquent in sein Gefängnis zurück-

gebracht, wo er verblieb, bis sich das Domkapitel mit Erfolg um seine Befreiung bemühte, unter der Bedingung, daß er sich in ein Kloster zurückzog. Das war der Geist des studium generale in Köln! Ähnliche Fälle sind wohl in keiner anderen Universität, auch nicht während des brutalsten Mittelalters zu verzeichnen.

Aber dafür besaß die Universität bei der Gründung, wie gesagt, nichts anderes als den Segen des Papstes, den guten Willen der Klosterprofessoren und die schönen Versprechungen der städtischen Verwaltung. Es galt also vor allem die wirtschaftlichen Verhältnisse auszubauen und zumal der Universität selbst Gebäude zu verschaffen. Mit der Zeit ist auch dies gelungen und nach und nach erhielt jede Fakultät ihr Kollegienhaus. Nur die Mediziner ermangelten noch in der Mitte des 15. Jahrhunderts der so wichtigen Anatomie und im Jahre 1479 erteilte Kaiser Friedrich III. wirklich die Erlaubnis „jährlich zwei Leichen von Hingerichteten aufzuschneiden und zu besichtigen". Dagegen war Köln für die Handhabung des studentischen Gebrauchs der Beanen-Depositio eine der bedeutungsvollsten Universitäten. Nirgends wurde die Aufnahme der Beanen in so krasser Weise durchgeführt wie in Köln. Aber auch keine andere Stadt hatte eine so wilde und sittenlose Studentenschaft als die rheinische Universität und zumal die Beziehungen der Scholaren zu den öffentlichen Dirnen war eine geradezu grauenvolle. Alle Maßregeln und Gewalttaten konnten hier nicht helfen. Im Gegenteil. Es verging fast keine Nacht, in der nicht Ruhestörungen der schlimmsten Art, ja Tumulte vorkamen und das Verhältnis der Scholaren zu den Bürgern war das denkbar schlimmste. Man darf jedoch nicht sagen, daß immer die Studenten die Ursache dieser Konflikte waren. Auch das kölnische Volk neigte stark zu Exzessen und es mag wohl auch der Wein das übrige dazu getan haben, um gerade hier eine Verwilderung der Sitten von Stadt und Universität zum Durchbruch zu bringen. Man darf nicht vergessen, daß rings um Köln eine Fehde die andere ablöste und die Stadt selbst in diese wilden Kämpfe der rheinischen Herren hineingezogen wurde. Da half „kein ewiger Landfrieden", der doch nur auf dem Papiere blieb.

Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen die geistige Entwicklung der Universität nicht vorwärts ging, sondern geradezu in der Entwicklung stecken blieb. Die theologische Schule zehrte von der Scholastik und von den ihr so nahestehenden Größen des Zeitalters Alberts des Großen. Denn die scholastische Philosophie hatte alle Lebenskraft verloren und die Lehrer selbst gaben sich nur beispielloser Eitelkeit hin, die auf die Studenten selbst keineswegs günstig zu wirken vermochte. Dazu wurden in dem festfreudigen Köln alle Feste, natürlich auch die kirchlichen, mit ganz besonderem Pomp gefeiert, und es war klar, daß dadurch in der Woche so und so viele Tage der Arbeit ausfielen, so daß sogar die Scholaren sich darüber zu beschweren begannen. Überhaupt muß man sagen, daß auch hier die Studentenschaft zuerst nach Reformen schrie. Denn die Professoren waren

keineswegs gewillt, von ihren Grundsätzen abzuweichen und die Wissenschaft in neue Bahnen zu lenken, von denen ihnen an und für sich jegliche Ahnung fehlte. Dazu kam, daß die meisten Professoren ihre Stellungen ihrer Gesinnungstreue und ihren Familienbeziehungen verdankten. Wir besitzen ein sehr interessantes Buch von Hermann von Weinsberg, das uns einen vollen Einblick in die Kölner Verhältnisse tun läßt. Ein sittlicher Verfall sondergleichen: Ehrgeiz der Kanoniker, Dirnenwesen, Verweltlichung der Geistlichen, kurzum volle Entartung, wie sie keine andere Stadt Deutschlands aufzuweisen hatte. Es fehlte gewiß nicht an Maßregeln, aber was vermochte man da zu helfen. Auch die Versuche, an der Universität Reformen einzuführen, waren vergeblich, da man nicht von oben her begann und im Grunde genommen alles auf dem Papier blieb. So brach die Zeit der Humanisten an, die in ihrer Art doch rein italienischen Ursprungs war. Ihre Absicht ging dahin, der italienischen Nation ihre frühere Größe auf geistigem Gebiete wieder zu gewinnen und über die Kirche und deren Weltherrschaft hinweg eine starke Beherrschung Europas herbeizuführen. Einen Vorteil freilich brachten die Humanisten überall hin. Sie waren mutige Kämpfer für ungehinderte wissenschaftliche Forschung und für die Entfaltung eines neuen geistigen Lebens, über den Bruch des starrsten Schematismus und Doktrinarismus hinweg. Und so kamen eine Reihe von Humanisten auch nach Köln. Ja, gerade hier sammelten sie sich am liebsten, weil sie wußten, daß nirgends die Scholastik so tief saß, als wie in der rheinischen Universität und daß es galt, hier deren Macht zu brechen. Diese bekannte sich von Anfang an zu einer scharfen und unbedingten Opposition gegen die neue Strömung. Kein Wunder. Sah sie sich doch durch die Humanisten in ihrer Existenz, zum mindesten aber in ihrer Bequemlichkeit bedroht. Die Herren fühlten zudem, daß auch außerhalb der Universität der Geist des Humanismus sogar in dem Orden der Franziskaner eine sehr starke Resonanz fand und so begann man in den Hörsälen über System und Streben des Humanismus zu donnern. Es ward hier ein Kampf um Sein und Nichtsein geführt. Und man muß sagen, daß die Professoren der Universität, einmal vor diese Alternative gestellt, mit großer Klugheit vorgegangen sind und das Eindringen der Humanisten, das sie ja nicht völlig zu hindern vermochten, doch soviel wie möglich, vor allem durch die Betonung der Gefahr für den alten Glauben, zu beschränken suchten. Denn man darf nicht vergessen, daß die Humanisten eine ganze Reihe von neuen Disziplinen einzuführen gesonnen waren und in alle Schulen einzudringen versuchten. In der Tat finden wir eine große Zahl hervorragender Vertreter des Humanismus in Köln. So den Wilhelm Raimund Mithridates, den Jakob Kanter von Gröningen und seinen Bruder Andreas, Johann Caesarius aus Jülich und ganz besonders Hermann von dem Busche, der von der Münsterschen Herrschaft Sassen stammte. Und viele andere. Aber ihnen erwuchs eine Reihe von scharfen Gegnern, so in Ortwin Gratus, der ursprünglich ihnen zugewandt, dann einer ihrer erbittertsten Feinde

ward. Vor allem aber stellte sich der Dominikanermönch Jakob von Hochstraten ihnen entgegen und er ist es gewesen, der sogar seine Rechte als Ketzerrichter gegen die Humanisten anwandte. So kam es denn zu Kämpfen schwerster Art. Hochstraten ging mit besonderer Schärfe gegen den Petrus Ravennas vor, dessen Ruhm den Rat der Stadt veranlaßt hatte, ihn zu berufen, um durch seine Tätigkeit den Ruhm der Universität zu erhöhen. Aber bald sehen wir ihn im heftigsten Kampfe mit seinen Gegnern. Es war ein Verdienst des Grafen Hermann von Neuenar, daß er sich für ihn verwandte, freilich ohne anderen Erfolg, als daß die ganze Meute sich auf ihn selbst stürzte. Sein Tod enthob ihn vielleicht schlimmeren Gefahren.

So herrschte denn ein heftiges und leidenschaftliches Leben in Köln. Nirgends traten die Gegensätze so scharf hervor als in der rheinischen Stadt, wobei der kaiserliche Rat Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim eine besondere Rolle spielte. Eine groß angelegte, aber leidenschaftliche Natur, vielbegabt und vielgereist, berühmt und verdächtigt und dem Scholastizismus verhaßt durch sein Buch „de occulta philosophia", drohte ihm ein schwerer Prozeß, dem er sich durch seine Auswanderung nach Frankreich entzog, wo ihn bald der Tod ereilte. Aber der von ihm angeschnittene Streit beschäftigte bald in ganz anderer Weise Stadt und Land von Köln. Es war ein Jude, namens Pfefferkorn, der im Jahre 1503 von den Franziskanern getauft worden war und von ihnen die Stellung als Hospitalmeister erhalten hatte, der nun mit geradezu fanatischem Haß auf Vertilgung der „Judenbücher" ausging und seine ehemaligen Glaubensgenossen mit einer Fülle von Vorwürfen überhäufte. Man holte allenthalben über die „Judenbücher" Gutachten ein. Aber da trat ein deutscher Gelehrter, Reuchlin, im Jahre 1504 mit einer Schrift für die jüdischen Bücher ein und protestierte feierlich gegen die intoleranten Grundsätze des getauften Pfefferkorn. Natürlich reizte er dessen Zorn aufs höchste und dieser schrieb nun seinen Handspiegel wider und gegen die Juden, trug die Schmähschrift auf der Frankfurter Messe selbst herum und ließ sie durch sein Weib in „offenem Grempelkram" feilbieten. Es kam zu heftigen Gegenschriften Reuchlins und schließlich mischte sich die Universität hinein. Es schien, als ob durch die Intoleranz der Hochschule und vor allem Hochstratens inquisitorische Gelüste Reuchlin schwersten Gefahren entgegengehen sollte. Aber nun traten die Freunde Reuchlins auf den Plan und ihnen gelang es, Pfefferkorn und seine Anhänger zu Paaren zu treiben und durch den Fluch der Lächerlichkeit, durch Spott und Satire fast zu vernichten. In den Jahren 1515—17 erschienen die „Epistolae virorum obscurorum", die sich nun direkt gegen die Kölner Gegner, vor allem gegen Ortwin Gratius, Jakob von Hochstraten, Arnold von Tongern und ihre fingierten Genossen, so gegen den „Scherenschleiferus", „Gänselinus", „Dollenkopfius", „Mistladerius" usw. richteten. Die Wirkung war eine ungeheure. Und die Gegenschrift, „Lamentationes", konnte nichts erreichen. Sieben Jahre dauerte die literarische Fehde, die die Gemüter immer mehr verbitterte, bis schließlich

Franz von Sickingen eingriff und die Hand über Reuchlin hielt, wie über Luther und seinen Freund Ulrich von Hutten.

Aber dann kamen die Tage der Reformation, die am Rhein zu scharfen Kämpfen führten und schließlich, zumal in der Stadt Köln, mit dem vollen Siege des alten Glaubens endeten. Es war ein heißes Ringen, aber die alte Lehre siegte. Man hat wohl gemeint, daß die Universität dazu das meiste beigetragen habe. An katholischer Gesinnung hat es ihr in der Tat nicht gefehlt. Aber die Waffen, die sie führte, waren stumpf und nicht geeignet, die Gegner zu bezwingen. Im Gegenteil. Man hatte sogar im Jahre 1528 versucht, die Universität zu reformieren, freilich vergeblich. Die einst so blühende Gründung schien dem Verderben verfallen. Die Studenten verließen in Scharen die Stadt und in den Jahren 1529—43 bewegte sich die Zahl der Immatrikulationen zwischen 36 und 99. Die Bursen gingen ein, die theologische Fakultät sank immer mehr zurück und im Jahre 1542 lasen überhaupt nur noch zwei Magister. In den Akten findet sich die bemerkenswerte Klage der Professoren, daß die studia an dieser löblichen Universität durch Mangel und Gebrechen guter Professoren fast verfallen seien. Und in der Tat leerten sich, während sogar die Partikularschulen zu Deventer, Emmerich und Düsseldorf blühten, die Bursen fast völlig. Um so schlimmer aber wurde der Ruf der zurückgebliebenen Studenten. Mehr denn je wurden die Beanen geschunden. Das ganze Leben war trotz aller Versuche, die Universität zu reformieren, trotz aller Verleihungen von päpstlicher Seite, trotz aller Synoden und Erklärungen der Professoren ein armseliges und durchaus destruktives. Schon im Laufe des 16. Jahrhunderts konnte man von einer eigentlichen Universität nicht mehr reden. Wohl zog man im Jahre 1552 den getauften Rabbi Johannes Isack als Lehrer des Hebräischen an die Universität und die Rats- und Universitätsakten sind durch Verhandlungen mit ihm ausgefüllt. Aber daneben spielten die Prozesse gegen die Gelehrten Justinus Velsius und Jakob Leichius eine traurige Rolle. Und das Ende war, daß nach der Entsetzung des letzteren die Jesuiten die Bursen und bald die ganze Herrschaft über die Hochschule erhielten.

Es darf indessen nicht vergessen werden, daß hier ihr lauterster und edelster Gelehrter, Petrus Canisius, wirkte und daß sie in der Tat wenigstens in die theologische und philosophische Fakultät neues Leben zu bringen wußten. Im übrigen aber ging der begonnene Verfall unaufhaltsam weiter. Was half es, wenn von Rom und von anderen geistlichen Behörden der Universität so manches Lob wegen ihrer Rechtgläubigkeit gespendet wurde. Doch ist es zweifellos das Werk der Jesuiten, daß sie die immer wieder erneuten Versuche der Reformation von Köln verhindert haben. Sie haben die Universität auch während des Dreißigjährigen Krieges zu halten gewußt, selbst zu jenen Zeiten, da Gustav Adolf am Rhein erschien. Aber auch nach dem Westfälischen Frieden blieb die Unduldsamkeit von Stadt und Universität die gleiche. Noch im Jahre 1673 erklärte die Universität ausdrücklich, daß an

Nichtkatholiken die Matrikel nicht zu erteilen sei. Die Jesuiten sorgten für eine Menge neuer Stiftungen, um die hohe Schule überhaupt am Leben erhalten zu können, Stiftungen, die indessen der Lehrtätigkeit in verhältnismäßig geringem Maße zugute kamen. Auch an weiteren Reformversuchen fehlte es nicht. Aber sie blieben alle in den Anfängen stecken und von einer wirklichen ernsten Absicht, die hohe Schule auf das gleiche Niveau mit den übrigen deutschen Universitäten der damaligen Zeit zu heben, blieb vollkommen vergeblich. So ging der Verfall unaufhaltsam weiter. Es ist daher wenig Erfreuliches zu berichten. Man wußte selbst recht gut und sprach es offen aus, daß sich die Universitäten von Göttingen, Halle, Erlangen rascher entwickelten, während Köln immer weiter zurückginge. Der Geist der Studentenschaft blieb wie ehedem ein wilder. Sie ist gewiß sehr religiös eingestellt und jederzeit bereit, Andersgläubigen Haus und Wohnung zu stürmen. Gegen ihre Wildheit halfen keine Mandate und Köln wäre beinahe durch die blutigen Schlägereien in Konflikt mit anderen Mächten geraten. Besonders gravierend erscheint der Skandal, den die Studentenschaft im Jahre 1708 gegen den preußischen Residenten von Diest in Szene setzte, weil dieser in seinem Hause auf der St. Johannstraße reformierten Gottesdienst halten ließ, was als Gesandter sein gutes Recht war. Die Studentenschaft zog vor das Haus, zertrümmerte die Fenster, verstümmelte die königlichen Insignien und es gelang dem Bürgermeister und dem Magistrat nur mit Mühe, den Studentenaufruhr zu beschwichtigen. An ähnlichen Fällen mangelte es nicht. So wurde im Jahre 1716 ein Sturm gegen das Dorf Rechen unternommen. Überall, nach allen Seiten hin übten die kölnischen Studenten eine geradezu blutige Tyrannis aus. Noch im Jahre 1774 fielen 300 Studenten in der Pfalz ein und im Jahre 1778 tumultierten sie gegen preußische Werbeoffiziere, die von ihnen mißhandelt wurden. So ging die Universität immer mehr ihrem Verfall entgegen, zu dem freilich auch die Professoren ihren guten Teil beitrugen. Denn die Beschwerde vom August 1756, daß die Studierenden schon zwei Jahre vergebens um öffentliche Vorlesungen angehalten hätten, war keineswegs unberechtigt: die Professoren schützten bald dieses, bald jenes Hindernis vor. Sie verzehrten also bloß ihr Geld und könnten nichts lernen.

Da hat im Jahre 1777 Kurfürst Max Friedrich in Bonn eine Akademie gestiftet, die eine gefährliche Rivalin der Universität Köln zu werden drohte, der auch die Aufhebung des Jesuitenordens keineswegs eine Änderung und Besserung gebracht hatte. Nun war freilich Feuer im Dach. Man erkannte die Gefahr der Rivalität, zumal als der Kurfürst eine Reihe der hervorragenden Gelehrten nach Bonn zog und dort eine reguläre Universität errichtete. Das war eigentlich der Todesstoß für Köln. Dann brach die Zeit der französischen Stürme herein und damit war die Rolle der alten Universität überhaupt ausgespielt. Und als nach Beendigung der Befreiungskriege Preußen daran ging, in seinen Rheinlanden eine neue Universität zu schaffen, da hat freilich der Rektor Ferdinand Wallraff mit einzelnen Kollegen eine

Denkschrift für Köln begonnen. Aber schon war die Wahl auf Bonn gefallen, und damit war für damals die Erneuerung der alten hohen Schule endgültig erledigt. An ihre Stelle trat Bonn, und diese junge preußische Universität war es, die in ganz anderem Sinne das Erbe des alten Köln aufgenommen und durchgeführt hat. Die neue Gründung in Köln gehört einer anderen Zeit und fußt auf ganz anderen Voraussetzungen.



ERFURT
1382

Vielleicht von allen deutschen Universitätsgebäuden ist das von Erfurt das schönste und es bezeugt, daß diese Universität, wenn auch nur eine Zeitlang, eine der glänzendsten Erscheinungen in der Entwicklungsreihe der deutschen Universitäten bedeutet hat. Über dem Portal steht ein rührender Spruch, der etwas eitel und etwas doktrinär die Vergangenheit und Größe der Erfurter Universität andeutet. Doch sie gehört in der Tat zu den ältesten Schöpfungen und es ist ein Zeichen starker Bürgerkraft, daß die Stadt selbst die Veranlassung zur Gründung ihrer hohen Schule gegeben hat, und zwar zu einer Zeit, wo man eben daran gegangen war, die ersten Universitäten auf deutschem Boden zu schaffen. Im September 1379 erließ Papst Clemens VII. von Avignon aus auf Ansuchen der Bürgerschaft von Erfurt die Genehmigungsbulle, die dann von seinem Nebenbuhler, Papst Urban, nicht erneuert, aber gewissermaßen wiederholt worden ist. Das geschah im Jahre 1392. Und damit wurde die fünfte deutsche Universität nach Prag, Wien, Heidelberg und Köln als eine rein städtische eröffnet. Erfurt vermochte das. Denn die alte Reichs- und Hansestadt war reich und mächtig. Überdies war von je die Bürgerschaft von einem gewissen Gefühl für Selbständigkeit getragen, und schon in den Tagen Kaiser Heinrichs II. hat sie diese Gesinnung bewährt, obwohl sie trotz aller Selbständigkeit auch von dem Kurfürsten von Mainz in gewissem Sinne abhängig war.

Die Hochschule nahm eine Entwicklung wie so viele andere auch. Da sie aber in die Zeit der konziliaren Bewegung hineingeraten war, so hat sie von Anfang an für die kirchliche Welt eine große Bedeutung gewonnen. Lehrte doch hier kein anderer als der bedeutendste Theologe seiner Zeit, Johann Wessel. Aber auch die anderen Strömungen, die von dem Engländer Wyclif ausgegangen und von Hus in Prag aufgenommen worden waren, fanden hier ein ganz merkwürdig starkes Verständnis, ja Resonanz. Und als in Prag die hussitische Partei eine antideutsche Richtung annahm, ist ein großer Teil der deutschen Lehrer von Böhmen nach Erfurt ausgewandert und hat

hier trotz alledem eine lebhafte Bewegung für die hussischen Ideen hervorgerufen. Schon nach Konstanz hatte die Erfurter Hochschule zwei bedeutende Männer gesendet, den Augustiner Angelus von Dobelin und Johann Zachariä, die als Prediger und als scharfsinnige Disputatoren wohl bekannt waren. Auch in Basel hat Erfurt eine bedeutende Rolle gespielt. Das wichtigste aber war doch, daß Johann von Wessel die längste Zeit seines Lebens in Erfurt zubrachte und dort als einer der gefeiertsten Lehrer gewirkt hat. Er ist der erste, der eine Schrift gegen den Ablaß herausgegeben hat, und so war hier von Anfang eigentlich der Scholastik, die noch auf allen anderen Universitäten blühte, wenn nicht ein Gegner, so doch ein gewisser freier Geist der Opposition erwachsen, der sich auch gegen das ganze hergebrachte Kirchenwesen richtete.

So war es kein Wunder, wenn gerade in Erfurt der Humanismus seine vornehmste Pflegestätte gefunden hat. Schon zu Beginn der Sechziger Jahre sehen wir hier ihn Wurzel fassen. Da erscheint Petrus Luder und I. P. Rufus, die beide aus Florenz zugereist waren und hier mit ihrer Reform der gesamten Bildung beginnen wollten. Sie nannten sich Poeten deshalb, weil sie die Nachbildung der alten klassischen Dichter anstrebten. Aber ihr Reformgedanke ging doch viel tiefer. Wenn Peter Luder, der den Wandertrieb in sich hatte, alsbald weiterzog, so hat er hier doch eine starke Wirkung geübt und starke Anregungen zurückgelassen. Freilich, die Schüler, die beide erzogen, standen noch auf dem Standpunkt, daß es sich nicht darum handle, die alten Wurzeln alle auszureißen und neue zu pflanzen, sondern, wie das auf allen Gebieten immer gewesen ist, haben sie von sich aus versucht, im Sinne einer geistigen und selbst geistlichen Vermittlung die neuen Anregungen in gemilderter Form anzuwenden. Es waren außerordentlich tüchtige Menschen, die in diesem Sinne nunmehr gewirkt haben. So vor allen Goede, der zu gleicher Zeit Jurist und Theologe war, und bei aller Begeisterung für das Neue doch fest an der Überlieferung hielt. In der philosophischen Fakultät entfaltete Jodocus Trutvetter aus Eisenach seine glänzende Lehrtätigkeit und man hat ihn immer den „Doktor Erfordiensis“ genannt. Auch er erkannte, daß die Scholastik, wie sie überliefert war, der Reform bedurfte, und wollte eine Vereinfachung ihres Systems herbeiführen. Aber damit kam er schon zu spät. Ebenso der Augustiner Usingen, welcher trotz aller äußeren Anerkennung der neuen Bewegung doch immer noch befangen von dem Geiste der Scholastik und der bisherigen Überlieferung blieb. Aber sie haben wenigstens vorgearbeitet und, wenn ihnen selbst nicht mehr der Erfolg zuteil werden konnte, haben sie bei einer jüngeren Generation das Gefühl und die Sehnsucht nach den neuen Ideen zu wecken gewußt.

Nun aber begannen Maternus Pistoris und Nikolaus Marschalk ihre Wirksamkeit, die den Geist der humanistischen Bildung bereits voll erfaßten. Ist es doch Marschalk, der das erste griechische Buch in Erfurt hat drucken lassen. Doch beschränkten sich beide keineswegs mehr auf die sprachliche Seite, son-

dern sie führten bereits in den tiefen und erhebenden Geist der Klassiker selbst ein. Der Schülerkreis erweiterte sich. Denn nun kamen Männer wie Crotus Rubianus, Heinrich und Peter Eberbach, Georg Burkhardt, Spalt (Spalatin) und Johannes Lang, der als der erste evangelische Geistliche seine Tätigkeit in der alten Universitätsstadt eröffnet hat. Zunächst ist es Marschalk, der die Leitung dieses jungen Schülerkreises übernahm, in welchen dann Eobanus Hessus durch seine poetischen Gaben neue Anregung brachte. In der Tat sah man in ihm den künftigen Sänger und Dichter Deutschlands. Er wurde sogar mehr gerühmt als Hutten, der doch zweifellos ein stärkeres Talent gewesen und ihm alsbald mit anderen an die Seite trat. Er besang Erfurt als den Sitz der Muse, und in der Tat ward ihr hier ein Tempel eröffnet, der freilich zu gleicher Zeit einer Art von geistiger Bellona geweiht war. Denn schon konnte man erkennen, daß neben der humanistischen eine andere Bewegung zur Geltung kommen würde: in Begleitung des Crotus taucht Ulrich von Hutten in Erfurt auf und verbindet sich auf das innigste mit den dortigen Freunden. Noch wirkt Maternus und hält die zwar mehr auf dem Buchstaben als auf dem Geist ruhende Richtung aufrecht, aber die Jugend war nicht mehr zu hemmen. Genug — der Kampf brach an.

In Köln hatte man Reuchlin in feindseligster Weise verfolgt und ihm kamen nun die Erfurter Humanisten zu Hilfe. Freilich war er an sich nicht ihr Ideal. Denn auf sie hatte ein anderer, der ja eine viel umfassendere Bildung besaß, wenn er auch kein so sympathischer Lehrer und Mensch war wie Reuchlin, nämlich Erasmus von Rotterdam, tiefen Eindruck gemacht. Von ihm lernten sie. Und es hat etwas unendlich Rührendes, wenn einer der jungen Schüler sich aufmacht, um zu Fuße zu ihm zu wandern. Der aber hatte, von einer leichten Unpäßlichkeit gepackt, für den jungen begeisterten Schüler, der die weite Reise gemacht, kein Verständnis. Denn „der kleine blonde Mann“ war eben bei aller Bildung, bei allem Wissen nichts anderes als ein im höchsten Grade eitler Schulmeister. Aber er hat, zumal den Erfurtern, große Anregungen gegeben und zu dem siegreichen Durchbruch des humanistischen Prinzips an der dortigen Universität von ferne sehr viel beigetragen.

Es ist eigen, wie sich jetzt hier eine Gruppe zusammenfindet, die den Kampf gegen das Alte mit der Satire beginnt. Hier in der Stille werden von Crotus, der nur einige, wie den Petreius und Orbanus ins Vertrauen zog, freilich auch Hutten und Eoban zur Mitwirkung aufrief, die „Epistolae obscurorum virorum“ geschaffen. Die Art und Weise, wie sie in diesen Briefen, die heute noch Geist und Schärfe atmen und keineswegs unmordern geworden sind, die Gegner trafen, war wundervoll, wenn auch Martin Luther sie später verurteilte und gewissermaßen als eine Frechheit bezeichnet hat. Und Eines ist zweifellos richtig: Die Dunkelmännerbriefe haben der Herrschaft der alten Geistesrichtung und der Scholastik, wie sie damals in voller Entartung war, für immer ein Ende gemacht. Denn wir dürfen es wohl an dieser

Stelle sagen, die Scholastik, die damals herrschte, war nichts anderes als ein großes, ja ungeheures Mißverständnis tiefer und gewaltiger Ideen, die in unseren größten Philosophen weiterleben. Nur die enge Begrenzung, der Doktrinarismus und der Formalismus haben dazu beigetragen, aus dieser großen und wundervollen Blüte des Mittelalters eine Farce zu machen.

Aber diese Briefe bedeuteten zunächst für den Humanismus den Höhepunkt des Sturmes und des Dranges, der alsbald abflaute, und zwar unter dem Schatten und dem in die Ferne wirkenden Einfluß des Erasmus von Rotterdam. Jedenfalls war es eine schöne und glänzende Zeit, die über Erfurt hereingebrochen war und die römischen Klassiker feierten hier ihre Auferstehung nicht bloß in den Kollegien, sondern auch in den dramatischen Aufführungen und Schauspielen, welche ein Mäzen der Eobanischen Genossenschaft, Georg Sturm, möglich machte. Es war ein heiteres, fröhliches Leben, dem gerade Eobanus-Hesse das Gepräge gab. Und in deutschen Landen rühmte man diese „Societas", die in Erfurt lehrte, lernte und lebte. So kam denn hier eine philosophische Fakultät zustande, wie sie in jener Zeit an keiner anderen Universität geblüht hat. Man schritt sogar im Jahre 1519 unter dem Rektorate des jungen Justus Jonas zu einer Reform der Universität und zumal der philosophischen Fakultät. Es war die Zeit, da Crotus Rubinianus, der eben von seinem dreijährigen Aufenthalt in Italien zurückkehrte. Man stellte ihn jetzt als Rektor an die Spitze und so sagte denn Eobanus selbst von dieser Zeit: „Erfurt strahlte im Ruhme der Wissenschaften. Vor allen Städten Deutschlands trug es im Wettkampfe die Siegespalme davon."

In diesem Kreise hatte auch, mehr als Sänger und Lautenspieler denn als Dichter und Gelehrter gerühmt, Martin Luther geweilt, der als Studierender der Jurisprudenz die Universität bezogen, dann aber, aus einem Saulus ein Paulus werdend, gegen den Willen und trotz des Unwillens seines Vaters, in das Dominikanerkloster eingetreten ist. Aber wenn sich im Jahre 1519 unter dem Rektorat des Rubinianus der Erfurter Humanismus auf der Höhe wähnte, so war bereits die Stunde des Zusammenbruchs gekommen. Schon war der Humanismus nicht mehr die bestimmende Macht des geistigen Lebens in Deutschland und selbst Erasmus war in die zweite Linie zurückgetreten vor dem Reformator und vor der gewaltigen Bewegung, die am 31. Oktober 1517 begonnen hatte. Damit klingt die schöne Zeit von Erfurt aus. An die höchste Blüte schloß sich der tiefste Verfall, aus dem es trotz aller Bemühungen und troß des jahrhundertelangen Fortlebens und Fortvegetierens keine Erhebung mehr gab. In der Tat endet damit eigentlich die Geschichte Erfurts, die nur eine große und bedeutende Episode gewesen ist. Denn sein Amt und seine Bedeutung mußte es nunmehr mit dem Reformator selbst an die Universität Wittenberg abtreten.

Was die übrigen deutschen Universitäten in langer Folge durchmachen und überwinden mußten, das hat Erfurt mit einem Schlage erlebt, von dem es sich nicht mehr zu erholen vermochte. Es lag fortan in tiefster Verödung



Alte Universität in Erfurt mit Michaeliskirche



Halle a. S. Das große Auditorium

darnieder. Wohl hat der Stadtrat alles versucht, um eine Reform herbeizuführen und es muß gesagt werden, daß ihm die Universität am Herzen gelegen war. Aber erst im Jahre 1632 ist durch das Eingreifen König Gustav Adolfs eine zeitgemäßere Form geschaffen worden, die freilich sofort durch den Prager Frieden den Todesstoß erhielt und infolge der weiteren Entwicklung der Dinge, die in den Bestimmungen des westfälischen Friedens gipfelten, gar nicht in Erscheinung getreten ist. Der Dreißigjährige Krieg schien überhaupt der Universität den Garaus zu machen. Waren doch von den 4 Fakultäten die theologische und die medizinische nur noch dem Namen nach vorhanden. Die juristische hatte zwar Professoren, aber keine Studierenden und Hörer. Infolgedessen war es immer ein Ereignis, wenn eine juristische Vorlesung gehalten wurde. Nur die philosophische Fakultät hatte noch einigermaßen Zulauf. Aber auch dieser begann sich unter dem Einfluß des Krieges zu mindern. Schrecken, Hunger und Seuchen, Kontributionen, Einquartierung feindlicher und freundlicher Heere, die nicht minder wüteten, dezimierten die Zahl der Hörer und wer hätte da noch Sinn und Lust gehabt, nach Erfurt zu gehen. Die meisten zogen es vor, als „Ritter von Fortune" statt der Feder das Schwert zu handhaben. Im Jahre 1625/26 fanden überhaupt nur noch 12 Immatrikulationen statt. Und doch brachte die Zeit der Not ein plötzliches Ansteigen aber — mit Hilfe der Jesuiten, die sich nicht gescheut, in dieser zwar von Kurmainz begehrten und zum Teil schon erfaßten, aber doch stark protestantischen Stadt sich niederzulassen und ein Kolleg zu gründen. Unter dem Rektorate des Urbanus Heun kam es zur Wiederherstellung der theologischen Fakultät und auch die medizinische war fortan durch einen Professor vertreten und in der juristischen Fakultät hat man wie in der theologischen sogar einige Promotionen gemacht. Rektor Heun war im hohen Grade begeistert von diesem spärlichen Pflänzchen einer neuen Blüte. Sagte er doch: „Zu dieser Kraft und Blüte der Akademie, welche ich durch Gottes Güte aufblühen sehe, wünsche ich mir selbst von Herzen Glück." Aber von einer festen Grundlage konnte keine Rede sein. Es war nur ein letztes Aufflackern. Als der Schwedenkönig am 22. September 1631 in Erfurt einzog, da war es natürlich mit all dem vorbei. Aber trotzdem setzte die Stadt ihre Hoffnung auf ihn und in der Tat erklärte er sich bereit, eine neue Universität zu schaffen, frei von dem alten Geiste, auf rein protestantischer Grundlage. Denn bis dahin hatten die Rechte der alten Kirche fortbestanden. Der Mainzer Erzbischof war Kanzler der Universität gewesen und hatte als solcher die Hoheitsrechte auch der hohen Schule gegenüber geltend gemacht. Jetzt ist es Gustav Adolf, der diese Rechte für sich in Anspruch nimmt. Daneben freilich regt sich auch der alte Bürgersinn und man will diese Universität auf einen Dualismus von Schweden und Erfurt stellen. Das war natürlich übel von Anfang an. Aber bald sehen wir gerade von Erfurt aus den Schwedenkönig zum letzten Ritt sich anschicken und nach seinem Tode auf dem Schlachtfeld von Lützen wurde wohl noch die Reform formuliert,

aber von einer Durchführung konnte nicht mehr die Rede sein. Es war ein Versuch, der in seiner Art interessant ist und für die Geschichte derselben von Bedeutung. Es ist nämlich das merkwürdige, daß schon um 1580 die Universität dem Erlöschen völlig nahe war, aber trotzdem offiziell katholisch geblieben war und nur die Erfurter seit dem Jahre 1566 die Erlaubnis hatten, einen evangelischen Theologen zu ernennen, der dann auch seine Vorlesungen eröffnet hat. Aber wie gesagt, alles war vorübergehend und eigentlich nichts vorhanden als der perennierende katholische Kanzler, nämlich der Erzbischof von Mainz. So war der Gedanke, jetzt eine evangelische Hochschule zu schaffen, vor Mainz selbst der rettende Gedanke. Damit waren schon eine Reihe von Handhaben beseitigt, mit denen das Stift Mainz die Stadt gewinnen wollte, was ihr denn erst im Jahre 1664 gelang. Und in der Tat wurde die Universität am 11. Juli 1633 in diesem Sinne eröffnet und eine Reihe von Professoren begannen den Unterricht. Die evangelisch-theologische Fakultät war in Erscheinung getreten. Wir sehen jetzt I. M. Meyfart, Nikolaus Zapf, Zacharias Hogel, Bartholomäus Elsner, der ein geborener Erfurter war, hier wirken und man kann sagen, daß es wissenschaftlich bedeutende Männer waren, die nun ihre akademische Tätigkeit eröffnen sollten. Hätte der Sieg weiter gedauert, so hätte sich in der Tat ein neues Leben aus den Trümmern der mittelalterlichen Universität entwickelt. Wohl war mit der Proklamierung der neuen Statuten am 14. August 1634 die Reform gesetzlich eingeführt, doch Voraussetzung war, daß die politische Lage bestehen blieb. Aber nun mußte die Stadt dem Prager Frieden beitreten und damit kamen auch wieder die Rechte des Mainzer Erzbischofes zu Recht. Ja, man mußte sogar den Verzicht aussprechen auf alle Privilegien und Schenkungen des verstorbenen Schwedenkönigs. Und selbst das Bestreben, die Universität zu halten, stand im vollen Widerspruch zu den Friedensbedingungen, die man angenommen hatte. So hebt nun ein langes Ringen des Rates an, das sozusagen die einzige Äußerung des akademischen Lebens ist. Man wählte den Rektor und in Mainz wurde dagegen protestiert. Man wählte zwei Dekane der theologischen Fakultät, man hat dem katholischen Dekan die Insignien und die Fakultätsakten mit Gewalt entrissen, freilich nur, um sie ihm wieder geben zu müssen. Kurz und gut, es ist ein stetes Auf und Nieder, ein trauriges Spiel, das sich hier abgewickelt hat. Mit dem Jahre 1644 trat dann das Ereignis ein, daß Erfurt in die Hände von Mainz fiel und vollständig von dem Kurfürsten abhängig ward. So hatte dieser nicht bloß eine Universität in seiner Stadt, sondern auch die Trümmer und Reste der Erfurter. Es ist ein leises Fortfristen, das in der Zeit der schönen Tage von Weimar noch einmal zu einer gewissen Blüte im Abendschein kommen sollte. Wir sehen, wie hier in Erfurt Wieland lernt und lebt, wie hier auch Schiller sich findet, wie unter dem Koadjutor, dem Freiherrn von Dalberg, neues geistiges Leben sich regt, das freilich vollkommen abhängig ist von dieser mehr nach der geistigen als politischen Seite neigenden Persönlichkeit. Auch Goethe weilte dort. In Erfurt hat seine berühmte Be-

gegnung mit Napoleon sich abgespielt, der hier seine Hofschauspieler von der Pariser Comédie vor „dem Parkett von Königen" spielen ließ. Alles das ist ja mehr Geschichte von Erfurt, aber es fällt dabei doch ein heller Schein auf die hohe Schule und ihre Vergangenheit.

Erst im Jahre 1816 wurde über sie der endgültige Spruch getan. Sie hörte sozusagen auch rechtlich auf zu sein. Aber in der Geschichte der deutschen Universitäten spielt sie eine Zeitlang eine große, vielleicht sogar die größte Rolle.



LEIPZIG
1409

Von allen deutschen Universitäten hat wohl die Leipziger den abenteuerlichsten Ursprung. Sie ist weder die eigentliche Schöpfung eines deutschen Fürsten, noch wie Köln einer deutschen Stadt, und ihr Beginn war, wie ihr ganzes Leben, wenigstens bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts voller Unruhe. Wir kennen ihre Anfänge. Man hat wohl in letzterer Zeit versucht, die nationale Seite der Spaltung an der Prager Universität beiseite zu schieben und der tschechischen Nation eine gewisse Berechtigung zuzusprechen, besonders in Anbetracht der Gründung von Krakau und Wien. Die drei Nationen, die der böhmischen gegenüberstanden, hätten im Grunde nichts anderes bedeutet als wie die deutsche, der gegenüber die böhmische nur über eine Stimme verfügte. Wir verkennen in keiner Weise die nationalen Motive der Tschechen, die von keinem so stark vertreten waren als wie von Johannes Huß, der in Konstanz auf dem Scheiterhaufen endete. Aber die Art und Weise, wie man die drei deutschen Nationen zur Seite schob, war doch derart, daß sie an die schlimmsten Vergewaltigungen der Gegenwart erinnert. Es lag ja vor allem daran, daß auf dem Thron von Prag ein Mann saß, der mit allen sein Spiel trieb, soweit nicht sein ganzes Leben einer ungeheuren Lethargie verfallen war, der König Wenzel. Man erzählt, daß er bei den Streitigkeiten um die Prager Rektorwahl ein salomonisches Urteil fällte und einfach seinen Mundkoch zum Rektor machte, zu gleicher Zeit aber bestimmte, daß die Böhmen drei Stimmen, die übrigen Nationen nur eine haben sollten. Das gab natürlich den Anlaß zu schwersten Konflikten, die schließlich einen blutigen Ausgang nehmen mußten. Jedenfalls wurden die Zustände für die drei übrigen Nationen unerträglich und als am 11. Mai 1409 der König dem letzten Rektor der deutschen Nation, dem Magister Boldenhagen, Siegel und Matrikel abnehmen ließ, war der Augenblick zum Abzug gekommen. Die Deutschen wanderten aus. Natürlich sind die Zahlen, die uns überliefert werden, weit übertrieben. Von 24 000 oder gar von 36 000 Studierenden konnte keine Rede sein. Eines aber scheint gewiß, daß unter der Führung des früheren Prager

Rektors Johann Hoffmann aus Schweidnitz 2000 Mann, Doktoren, Magister, Baccalarii und Studenten deutscher Nation ihren Weg nach Leipzig einschlugen. Die Wahl des Ortes war eigenartig. Wohl gab es dort zwei bedeutsame Klöster mit Klosterschulen und die Stadt selbst war im Laufe des letzten Jahrhunderts als Handelsstadt bedeutsam emporgekommen. Aber es müssen doch persönliche Motive mitgespielt haben. Und wir gehen nicht irre, wenn wir die Wahl von Leipzig, soweit es die Prager Auswanderer betrifft, auf den Magister Vincentius Gunder zurückführen, der mit dem Leipziger Bernhardinerstift als Mönch von Altcelle zweifellos nähere Berührungen hatte. Ihm ist es also wohl vor allem auch zu danken, daß Marggraf Friedrich der Streitbare von Meißen, nebst seinem Bruder, dem Landgrafen Wilhelm, dem Projekte durchaus geneigt war. Es kommt hinzu, daß Friedrich der Streitbare gegen den Böhmenkönig eine persönliche Feindschaft trug. Dieser hatte seine ihm anverlobte Schwester treubrüchigerweise dem König Heinrich IV. von England vermählt.

Wir wissen nicht, ob, dem Beispiele anderer Länder folgend, nicht auch die Meißnischen Fürsten sich bereits mit dem Plane getragen hatten, eine Landesuniversität zu gründen. Aber jetzt griffen sie rasch zu. Denn sie brauchten nun die Scholaren für die Universität nicht mehr mühsam zusammenzukrümpern, sondern diese standen, Einlaß begehrend, vor den Toren von Leipzig. Die Schritte bei der römischen Kurie waren schnell getan. Am 9. September 1409, also bereits drei Monate nach dem Abzug von Prag, erteilte Papst Alexander V. der neuen Universität alle einschlägigen Gerechtsame und es wurde bei den weiteren Verhandlungen betont, daß die Wahl des Ortes eine außerordentlich günstige sei und zumal die Leipziger Einwohnerschaft sich durch artiges und gesittetes Betragen vor allen anderen auszeichne und würdig erscheine, den Sitz einer Universität zu erhalten. Mit diesem päpstlichen Erlaß war die Gründung der Universität endgültig vollzogen. Es findet sich freilich in den Universitätsakten eine Konfirmationsurkunde aus der Zeit Karls V. Aber diese ist falsch. So erfolgte dann am 2. Dezember 1409 die feierliche Eröffnung der Universität, der sofort zwei Gebäude zugewiesen worden waren. Als erster Rektor wurde der Magister Johann Otto aus Münsterberg in Schlesien gewählt, der in Prag die Gerechtsame der Deutschen mit besonderem Mute und besonderer Klugheit verfochten hatte. Er hat denn auch auf dem Konstanzer Konzil die Universität zusammen mit dem Magister Peter Storch aus Zwickau und dem Juristen Albrecht Varrentrapp ganz im Sinne des Gegensatzes vertreten, der ihn und seine Anhänger aus Prag geführt. Sie haßten Huß und seine Lehre und sein Scheiterhaufen bereitete ihnen eine größere Genugtuung als es wirklich einsichtsvollen und gelehrten Männern geziemt hätte.

Nun begann der Ausbau der Universität. Zunächst spielten freilich die vier Nationen eine größere Rolle als die Fakultäten: Die Meißnische bestand aus Meißnern und Thüringern, die Sächsische umfaßte Ober- und Niedersachsen, die Holsteiner, Pommern, Mecklenburger, Westfalen, aber auch die Skandinavier, Niederländer und Engländer. Die fränkische Nation Ost- und West-

franken, doch zählte man neben Bayern auch den ganzen Süden Europas, von Österreich bis Spanien und Portugal, zu ihr. Zur polnischen Nation gehörten neben den Polen die Ungarn, Böhmen, Mähren und Preußen, und nicht zu vergessen die Schlesier. In diesem Sinne ließ Herzog Georg der Bärtige ein Jahrhundert später die Nationen zusammenstellen. Im übrigen unterschied sich die innere Einrichtung der Universität kaum von der Pariser und der Prager, abgesehen von kleinlichen und kleinstädtischen Bestimmungen, die freilich in der weiteren Folge eine große Rolle spielen sollten. Von Bedeutung war, daß der Kanzler der Universität ständig der Bischof von Merseburg wurde. Denn damit war zunächst die strenge Rechtgläubigkeit gegenüber dem Hussitentum dokumentiert, und es mag wohl sein, daß die wütenden Scharen der hemmungslosem Fanatismus verfallenen Hussiten deshalb ihre besondere Wut gegen das Land Meißen kehrten. Trotz alledem gedieh die Universität in ihrem engeren Kreise ganz im Sinne ihrer Gründung und im Geiste der Scholastik. Vielleicht hat hier in der Handelsstadt das Zunftwesen, das sich ja in keiner Universität verleugnen läßt, einen ganz besonderen Einfluß geübt. Denn die Bursen wurden im engsten Zusammenhange mit dem ganzen Kollegienbetrieb ausgebaut und das Wesen dieser mittelalterlichen Einrichtung nur durchbrochen durch den enormen Zuwachs an Hörern, die nach Leipzig drängten.

Da kam im Jahre 1502 die Gründung der nahen Universität Wittenberg. Hier wehte ohne allen Zweifel, schon ehe Luther seine Lehrtätigkeit eröffnete, ein anderer Geist. Man war nicht mehr so sehr in den alten Theorien und noch weniger in dem alten Formalismus befangen. Da stellte Leipzig eine Zeitlang den vollen Gegensatz zu dieser neuen Gründung dar. Zumal in der theologischen und der juristischen Fakultät, die jetzt ausdrücklich erklärten, daß sie sich als eine gelehrte Innung betrachteten. Und dieser Grundsatz hat auch die Reformation selbst überdauert. Wir wissen, wie dort unter Anwesenheit des Herzogs Georg, des erbittertsten Gegners Martin Luthers, dessen Disputation stattgehabt. Luther hat dann auch unter den Leipziger Professoren zunächst so gut wie keinen Freund und Anhänger gefunden. Gewiß hat es in der philosophischen Fakultät an Humanisten nicht gefehlt. Aber in einen so scharfen Gegensatz wie an anderen Hochschulen sind sie zu ihren Kollegen der scholastischen Richtung keineswegs getreten. Sie fühlten sich wohl in ihrer Haut und waren stolz, ein Staat im Staate zu sein.

Das kam bis zu einem gewissen Grade auch der Studentenschaft zugute. Diese war der Gerichtsbarkeit der Universität unterstellt und selbst, wenn ihre Glieder von den Organen der weltlichen Behörden ergriffen wurden, mußten sie auf Verlangen der Universität dem akademischen Gericht ausgeliefert werden. Das galt bis zum Jahre 1813. Darüber ist nun mit der „wohlerzogenen und gesitteten“ Bürgerschaft in Leipzig ein scharfer Kampf ausgebrochen, der niemals zur Ruhe kam. Auch bei Mord und Totschlag — nicht etwa bloß bei Duellen — hat die Universität ihr Recht geltend gemacht und ihre Hand selbst über offenkundige Verbrecher gehalten. So wurde ein gewisser Alesius, der der Sohn eines vornehmen Doktors war und

sich in einen schweren Raubhandel verwickelt hatte, lediglich auf neunzig Jahre relegiert. Hingegen ein anderer, der dabei beteiligt war, ein gewisser Goldstein, war freilich in die Hand der weltlichen Gerichtsbarkeit gefallen und hingerichtet worden. Ein weiterer Akademiker namens Georg Wüst, der sich eines schweren Totschlags schuldig gemacht, wurde trotz allen Einspruches der Universität hingerichtet. Nachdem sie die Vollstreckung nicht hatte hindern können, zog sie aus, um dem Delinquenten bei seinem letzten Gang das ehrenvolle Geleit zu geben. Ein eigenartiger Vorgang. Man muß sagen, dieser Georg Wüst ist mutig und tapfer gestorben, vor allem wohl, weil er um das Schafott die ganze hohe Schule versammelt sah. Nachdem sein Haupt gefallen, wurde er in einen Sarg gelegt und unter feierlichem Geleit und Gesang auf den Gottesacker gebracht und ehrlich begraben, wobei ihm der Pfarrer von St. Johann die Leichenrede hielt. Die Studentenschaft aber ließ es sich nicht nehmen, sofort nach der Hinrichtung gegen den Rat der Stadt eine Art von Haberfeldtreiben zu veranstalten und durch eine Verhöhnung sondergleichen Richter und Rat zu demütigen. Die Rädelsführer wurden zwar gefänglich eingezogen, aber alsbald unter dem Jubel der Studenten in Freiheit gesetzt. So kam es denn, daß auch in späterer Zeit, besonders auch in den Tagen der Hexenprozesse, so mancher sich in den Schutz der Universität begab. So war die Frau eines Ratsbeamten der Zauberei angeklagt, und zwar von einem Junker von Schmachthagen. Die Universität nahm sich ihres früheren Schülers und dessen Gattin an und die junge und hübsche Frau wurde vor dem Scheiterhaufen gerettet. Es mag vielleicht an der abenteuerlichen Gründung von Leipzig liegen, daß in keiner Universitätsstadt so viele Skandale mit blutigem Ausgang gespielt haben, als wie gerade in Leipzig. Wir sprechen nicht von den Duellen, die auch hier meist einen viel blutigeren und, man muß sagen, weniger akademischen Verlauf nahmen, als an jeder anderen Universität. Es herrschte ein wilder Geist und die Universität selbst bot keineswegs ein erfreuliches Bild. Denn auch unter den Professoren spielten gelehrte Zänkereien die Hauptrolle. Aus der scholastischen Grübelei entwickelte sich wilder und roher Redewust. Die Theologie stand auf der tiefsten Stufe und auch in den übrigen Fakultäten sind zunächst im Grunde genommen wenig bedeutende Lehrer zu nennen.

Erst als Wittenberg gegründet war, findet sich unter der akademischen Jugend und unter ihren jungen Führern ein kräftigerer Zug. Aber Herzog Georg arbeitete dagegen mit Eisen und Blut. An Reformen hat es trotzdem nicht gefehlt. Man suchte das wilde Leben einzuschränken, eine gewisse Kleidertracht festzusetzen und war darauf bedacht, den Frieden zwischen Studentenschaft und den Bürgern herzustellen. Aber das war unmöglich, und so finden wir schon im 16. Jahrhundert einen heftigen Kampf gegen die Schuhmacherzunft, der zum Schluß nicht bloß ein guter Teil der Bürger, sondern auch des landsässigen Adels zu Hilfe kam. Siegerin aber blieb doch die Studentenschaft.



Alte Universität in Leipzig



Kneipbild aus den 40er Jahren

Im übrigen war es kein Wunder, wenn die Lehre Martin Luthers zunächst mit scheelen Augen angesehen wurde. Er störte die Bequemlichkeit der Professoren und den ganzen zünftigen Charakter der Universität. Es war weit weniger der Gegensatz der Rechtgläubigen gegenüber dem Sektierer. Denn als im Jahre 1539 der neue Herzog die Reformation forderte, da war der Widerstand ein geringer und ohne besondere Ereignisse rückten nach einer heftigen Debatte von neun Stunden die neuen lutherischen Professoren an der Universität in ihre Stellen ein. Das alte System war durchbrochen. Die dumpfe Abgeschlossenheit in den Kollegienhäusern hörte auf. Und nun brachte die Säkularisation der Klöster auch der Universität reiche Begabungen, die natürlich mit Freuden angenommen wurden. So darf man sagen, daß Herzog Heinrich der eigentliche Gründer der Universität Leipzig ist, oder vielleicht noch mehr sein Sohn Moritz, der für ihre Erweiterung mit das meiste getan hat und dem Pennalismus nicht minder wie dem Formalismus der Professoren so viel wie möglich zu wehren suchte. Freilich, keine Universitätsstadt war der Entartung so preisgegeben, wie gerade Leipzig. Und die Bursenkonvente, die von Professoren und Schülern gemeinsam abgehalten wurden, konnten als der schlimmste „Budenzauber“ gelten, der je auf deutschen Hochschulen sich abgespielt hat. Noch immer galten die Beanensitten und haben gerade hier eine besondere Ausbildung erfahren.

Dann kam der Dreißigjährige Krieg und mit ihm Verarmung und auch Verfall der Universität. Man glaubte freilich, besonders in der theologischen Fakultät, durch fromme Einrichtungen der Verwilderung abzuhelfen. Aber was bedeutete das, wenn zu gleicher Zeit der Dogmatismus noch weit über den Friedensschluß hinaus eine grausame und unbarmherzige Rolle spielte. Für Leipzig brach vielmehr mit dem Friedensschluß von Münster und Osnabrück eine Zeit ärgster Unduldsamkeit an. Wohl regte sich in den medizinischen Wissenschaften und auch in der philosophischen Fakultät ein neuer Geist. Naturwissenschaften und Geschichte begannen sich zu entwickeln und eine Reihe von hervorragenden Männern hat hier Gutes und Großes gewirkt. Aber daneben sehen wir einen Doktor Benedikt Carpzov als Lenker und Leiter des Hexenwesens in den protestantischen Ländern eine Hauptrolle spielen. Er tritt neben einem Ketzerrichter Konrad von Marburg und den spanischen großen Inquisitoren nicht zurück. Im Gegenteil. Die Art und Weise, wie er dem „Hexenhammer“ ein sozusagen protestantisches Mäntelchen umhing, war furchtbar und die Grausamkeit, die sich durch ihn und seine Schüler über das ganze Land verbreitete, entsetzlich.

Aber wenn so dem Zelotismus auch noch in der Zeit, da bereits Leibnitz, ein geborener Leipziger, ein Führer der deutschen Bildung geworden war, da Pufendorf in Heidelberg wirkte, furchtbare Opfer gebracht wurden, begann doch auch in Leipzig der neue Geist sich zu regen. Das Zeitalter der Aufklärung war angebrochen. Doch wäre es falsch, wenn man annehmen wollte, daß Leipzig oder auch die übrigen deutschen Universitäten der Ur-

sprung der wissenschaftlichen Aufklärung gewesen wären. Drang und Tat kamen von außen. Und Leipzig zumal verhielt sich diesen neuen Idealen und schwungvollen Kräften gegenüber, die im Grunde doch nur die deutsche Reformation weitergeführt haben, engherzig und ablehnend. Niemand hat das mehr erfahren als Christian Thomasius, der den neuen Geist in die Universität einzuführen suchte und wirklich auch eingeführt hat. Man hat ihm wohl den Vorwurf gemacht, daß er kein tiefer Forscher und auch kein großer Geist gewesen sei. Aber er war der Mann der Tat und hatte vor allem das Verständnis für die Bedürfnisse nicht bloß der Universität, sondern vor allem der Studentenschaft. Er dachte nicht an die Fakultäten und kümmerte sich nicht um ihren Groll und auch nicht um ihren Haß. Er wollte wirken und die Studentenschaft aus den engen Wänden eines formalistischen Betriebes und der damit in unmittelbarem Zusammenhang stehenden Roheit und Rauheit herausreißen. Und es war eine Tat sondergleichen, daß er mit dem alten Gebrauchtum der Universität brach und es wagte, ein Kollegium in deutscher Sprache anzukündigen. Gewiß sind solche Versuche auch anderwärts gemacht worden, aber meistens gescheitert. Er jedoch hat seinen Willen durchgesetzt und als er im Oktober 1687 am schwarzen Brett seine erste deutsche Vorlesung ankündigte, da hat er nicht bloß der Studentenschaft einen neuen Weg gewiesen, sondern auch eine Fülle von Anregungen zur Universitätsreform gegeben. Er sprach von Kultur und von weltmännischem Wesen. Aber Weltmann könne man nicht werden ohne reale Kenntnisse, Naturwissenschaften, ohne Logik und Kritik und vor allem ohne Stil. Er sprach es offen aus: Sprachen sind die Zierde eines Gelehrten, aber an sich selbst machen sie niemanden gelehrt.

Er trat auf in dem Augenblicke, da sich das deutsche Volk in seinen gebildeten Kreisen von der Universität abzuwenden begann. Längst hielt es der Adel nicht mehr für praktisch, ja für angängig, seine Söhne diesen verwilderten und verrohten Anstalten zu übergeben. Schon waren eine Reihe von Ritterakademien gegründet worden, wo dessen Söhne eine andere, für Leben und Wissenschaft bedeutungsvollere Bildung gegeben werden sollte. Noch mehr. Schon begann eine Reihe von Akademien die Wissenschaften an sich zu ziehen und, wie in den Zeiten der Renaissance, die eigentlichen Aufgaben der Kultur zu erfüllen. Man darf wohl sagen, daß Thomasius den Universitäten den Anschluß an den Geist der neuen Zeit eröffnet und diese selbst dadurch gerettet hat. Sonst wären sie mit den vielen anderen Einrichtungen des Mittelalters zugrundegegangen. Nicht der Humanismus war es, der die Universität reformiert hat. Der Humanismus hat nur Paris den Todesstoß versetzt und den neuen Universitäten den Weg gewiesen, den freilich die wenigsten gegangen sind. Aber Thomasius hat mehr getan. Weit über Luther hinaus hat er, gewiß mit anderen, die Idee der freien Forschung verkündet und zumal, als er von Leipzig mit seinen Schülern nach Halle abgezogen war, dort der freien Forschung freie Bahn bereitet und im Sinne Spinozas die Verbindung von Freiheit und Staat herstellen helfen. Dieser hatte den Satz aufgestellt: Der Zweck des Staates ist im Grunde die Freiheit. Im gleichen

Sinne hat Pufendorf die Gewissensfreiheit und Christian Thomasius die Lehrfreiheit vertreten.

Und gegenüber der Engherzigkeit und dem Kastengeist der Universität beginnt nun neben den treibenden Kräften der Studentenschaft vor allem auch der neue Staat sein Recht auf die Universität geltend zu machen. Der Absolutismus gründet neue Universitäten. Die alten, wenn sie nicht zugrunde gehen wollten, mußten sich der Macht des Staates und seinem Wollen fügen. Es lag im guten Geist der Zeit, daß die Interessen von geistiger Freiheit und von Absolutismus den Universitäten gegenüber in merkwürdiger Weise zusammentrafen.

Wir sprachen von dem Drang aus der Studentenschaft. Diese haben das Wort, „akademische Freiheit“ allmählich zu prägen begonnen und das Recht der Lernfreiheit sich zu gewinnen gewußt. Das war natürlich auch dem Absolutismus nicht recht und wir finden noch am Ausgang des 18. Jahrhunderts verbissene Minister, die soweit gehen wollten, die Prügelstrafe an den Universitäten einzuführen. Aber all dieser Geist trat zurück und die Männer, die diesen Prinzipien gehuldigt, sind in den Zeiten der napoleonischen Kriege an ihrer eigenen Feigheit zugrunde gegangen. Aber gerade in Leipzig fand sich in der Studentenschaft früh ein Streben, das zunächst wohl mit den Anregungen der Humanisten zusammenhing. Wie diese die jungen Leute in der „Sodalitas“ vereinigten, so sehen wir in Leipzig eine Reihe von „Collegia“ auftauchen, die von Studenten gegründet waren, wo sie sich mit den Professoren wie August Hermann Franke und Paul Anton, sowie dem Historiker Burghart Mencke zusammenfinden, sei es in dem „collegium philologicum“ oder in der görlitzischen poetischen Gesellschaft, welche 1697 von Lausanner Studenten geschaffen, 30 Jahre später von Gottsched in die „deutsche Gesellschaft“ umgewandelt ward. Der Musiker Telemann gründete ein „collegium musicum“. Die „deutsche Gesellschaft“ aber besteht bis auf den heutigen Tag.

Leipzig war auch der akademische Mittelpunkt, wo die in der deutschen Studentenschaft lebendig gewordenen Richtungen aufeinandertrafen, so vor allem der à la mode Student oder Stutzer, auch petit maitre genannt, und der eigentliche Raufbold, der in Zachariä's studentischem Heldengedicht, dem „Renommisten“ die Hauptrolle spielt, aber schließlich von dem Leipziger Stutzer überwunden wird. Wir haben in diesem Werk ein naturgetreues Bild der beiden Richtungen, für die ja in Leipzig ein besonders geeignetes Feld war. Man darf nicht vergessen, daß die Stadt durch ihren Handel emporgekommen war und schon während des Dreißigjährigen Krieges eine große Rolle spielte. Hier mußte neben dem Studenten auch der Kaufmann gedeihen und diesem war es wohl ein Leichtes, in der Galanterie, die in der europäischen Welt zu herrschen begann, dem säbelrasselnden Studenten den Rang abzulaufen. In Gesellschaft, zumal bei den Damen, begann er zu dominieren. Und so kam es, daß gerade hier beide Strömungen aufeinander prallten und schließlich der junge, galante Mann bald den Sieg über den Renommisten davontrug. Kamen doch je auch in die Studentenschaft Anregungen aller Art. Die Pro-

fessoren, die neben ihrem unverbesserlichen Formalismus vor allem ihre geschäftlichen Interessen vertraten, konnten gegenüber der mächtig emporblühenden Handels- und Kaufmannsstadt nicht zurückbleiben. Sie mußten sich dem Geist der Zeit fügen. Sie durften jetzt nicht mehr vor den Reichen sich beugen, sondern mußten den Rat des Thomasius befolgen, welcher erklärte: Ein Professor muß arm und reich gleichmäßig behandeln. Nur Fleiß und Begabung können Unterschiede bedingen! Und in einer Welt, wo die Ausdrucksart weltmännisch war, müßten auch die Professoren sich von ihrer alten Doziermethode abwenden und klar und sicher sprechen. Sie durften nicht mehr über einen Gegenstand jahrelang in gleicher Weise dozieren, und sich auf ihre alten, abgedroschenen Kollegienhefte stützen, sondern mußten die Frische, die ihnen die Jugend entgegenbrachte, in sich aufnehmen, um dadurch zu der Wirkung zu gelangen, die einzig hochschulmäßig ist.

Nicht ohne Grund hatte Christian Thomasius Leipzig fluchtartig verlassen. Denn er war nicht bloß einem großen Teil der Professoren der alten Universität aufs tiefste verhaßt, sondern auch die Regierung in Dresden war gegen ihn derartig beeinflußt worden, daß ihm statt der verdienten Ehren zweifellos der Kerker zuteil geworden wäre. Es ist dies eine der traurigsten Erscheinungen im deutschen akademischen Leben. Wir dürfen freilich Thomasius nicht als den Professor an sich nehmen, sondern müssen seine Gesamtwirksamkeit als Aufklärer in Betracht ziehen. Da zwingt uns zumal sein mutiges und kühnes Vorgehen in der Frage der Hexenprozesse zu ungeteilter Bewunderung. Denn der „Hexenhammer“ hatte auch in den protestantischen Ländern dem furchtbaren Wahn nach jeder Richtung hin Vorschub geleistet. Es kam nicht zu heißen Bacchanalen auf dem Blocksberg, aber zu jenen furchtbaren sadistischen Schauspielen, die mit dem Scheiterhaufen zu enden pflegten. Der deutsche Hexenwahn steht in keiner Beziehung der spanischen Inquisition nach. Er hatte nicht bloß die Gemüter der protestantischen Theologen erfaßt, sondern lange Zeit alle Fakultäten der Leipziger Universität beschattet.

Aber die Aufklärung brach sich Bahn und schritt über die Universität hinweg in das deutsche Bürgertum hinein, um gerade in diesem das zu wecken, was die Universitäten brauchten, nämlich ein gesundes und lernfreudiges, wissensfreudiges, vorurteilsfreies Geschlecht. So begann eine Reform der Universitäten sozusagen von unten herauf. Es kamen Hörer, die höhere Ansprüche stellten, als sie die damaligen Professoren zu erfüllen vermochten. Noch herrschte bis tief in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein Unduldsamkeit. Streitigkeiten, wüstes Professorengezänk waren an der Tagesordnung. Dann kam freilich der Augenblick, wo Männer wie Lessing und Goethe ihre unsterblichen Namen in die Matrikel der alten Universität eintrugen. Lessing verweilte zunächst von 1746—1748 in Leipzig, wo Goethe am 19. Oktober 1765 immatrikuliert wurde. Er verblieb dann bis Michaeli 1768 in der Leipziger Musenstadt. Es muß ja gesagt werden, daß in der Periode zwischen dem Scheiden von Thomasius und dem Auftreten von Lessing und Goethe die

Universität in ihren inneren Kräften gewachsen war. Auch räumlich hatte sie sich ausgedehnt und zu Anfang der Fünfziger-Jahre war das „Collegium juridicum“ geschaffen worden mit dem Hörsaal Petrinum, in welchem auch Goethe gesessen.

Ferner wurde im Jahre 1734 Johann Christoph Gottsched berufen, der für die Reform der deutschen Dichtkunst und des deutschen Geistes sozusagen mitverantwortlich gemacht wird. Wir brauchen uns über ihn in einer Geschichte der Universitäten nicht den Kopf zerbrechen. Aber es berührt doch außerordentlich seltsam, wenn gerade in seiner Periode der alten artistischen Fakultät das Recht der Dichterkrönung zugesprochen wurde und Gottsched selbst dieses Amt in feierlicher Weise am 18. Januar 1752 geübt hat. Der Gekrönte war der Leutnant von Schönaich, der eine Dichtung „Hermann oder das behelmte Deutschland“ geschrieben hatte. Also 13 Jahre, ehe Goethe erschien, in einer Zeit, da schon Lessing den Schritt zum Parnaß getan, wurde an der Universität dieses veraltete Spiel getrieben. Daneben übte die Universität das Recht, den Leipziger Kalender zu machen und einzelne Größen führten den Kampf gegen die neuen Philosophen, so gegen Leibniz und gegen Wolf weiter. Es war Christian August Crusius, der als Feind Wolfs und seiner Philosophie auftrat in einem Augenblick, da doch schon einzelne der dortigen Lehrer, so vor allem Ernst Platen, ausgesprochene Wolfianer geworden waren. Auch die Geschichtsschreibung fand bereits Vertreter, die zwar nichts Unsterbliches leisteten, aber doch in der deutschen Historiographie genannt werden müssen, so Johann Burkhard Menken und Johann Jakob Mascow. Heute sind diese Bücher alle tot und haben nur noch historiographischen Wert. Aber damals vermochten ihre Schreiber doch zu wirken, ebenso wie wir in der medizinischen Fakultät einzelne bedeutende Männer zu finden vermögen.

Doch nun erschien Goethe, und er hat uns über seine Leipziger Zeit in Dichtung und Wahrheit jenes schöne Bild gegeben und wir wissen, wie er dort mehr nach der künstlerischen Seite sich neigte und weit mehr mit Zeichnen sich abgab, als daß er „leere Worte hörte“. Er fand aber Gellert und hat ihm in seiner Weise den Tribut dargebracht. Er war zu jung und frisch und wenigstens in der ersten Zeit, da ihn noch die Krankheit nicht zu sehr quälte, zu jugendlich, um über den Mangel an wirklich großer Anregung allzusehr zu klagen. Er war Student und hat als solcher auch den Degen geführt und mit dem Livländer Gustav Bergmann ein Duell ausgefochten, auf Grund eines Tusches, der uns ganz in die Zeit des Pennalismus zurückzuführen scheint. Er hatte ihm den alten Tusch „hier stinkts nach Füchsen“ zugerufen und ihm dann mit blanker Waffe Bescheid gegeben.

Was wir sonst aus dieser und der nächsten Zeit hören, ist keineswegs erfreulich. Es ist schwer, nicht Satire zu schreiben. Man hört, daß einzelne Professoren durch den Ton ihrer Vorlesungen geradezu den Verderb der jungen Leute bewirkten. Ein anderer schloß seine Vorlesungen bereits um dreiviertel mit der Entschuldigung: „Meine göttliche Juliane ruft mich.“ Er

trug also die Gefühle der Brautzeit ins Kolleg hinein. Und trotzdem lag über der Universität Leipzig der Schimmer einer gewissen Anmut und ein Justizrat Willbrandt, der uns wertvolle Bilder über das damalige Leben gegeben, stellt einmal die Frage: „Soll ich Ihnen den Genius von Leipzig malen?", um sie folgendermaßen zu beantworten: „Eine vollkommene allerliebste Figur, sie hat Engelsgesicht — ein Schlangenherz und einen Fuchsschwanz." Otto Julius Bierbaum hat einen Operntext geschrieben: „Der Meisenkrieg", welcher den Kampf der Studentenschaft mit der Stadtgarde in humorvoller und reizender Weise auf die Bühne bringt. Die Dichtung hat viel Farbe und viel historische Wahrheit. Man kann eigentlich diese Dinge nur dichterisch darstellen, wenn man nicht Anekdoten erzählen soll, oder den „Renommisten" von Zacharius Werner zitieren, und für jedes Jahrzehnt der weiteren Entwicklung Leipzigs bis zur Franzosenzeit modernisieren will.

Die Franzosenzeit selbst zeigt uns die Professorenschaft in ganz eigenartiger Beleuchtung. Das Wort „des Brot ich eß, des Lied ich sing" war ihnen gewissermaßen Leitmotiv geworden. So haben nach der Jenaer Schlacht die Professoren sich ganz unter den Stern Napoleons gestellt. Und nicht bloß das. Sie haben ihm in einer Weise gehuldigt, wie es in keinem andern Rheinbundstaat geschehen, oder auch nur möglich gewesen wäre, abgesehen von den armseligen Servilismen gewisser Historiker, die, um das Bündnis Bayerns mit Frankreich sozusagen auf eine Rassenbasis zu stellen, die Bajuwaren als Kelten notifiziert haben. Aber in Leipzig hatte man in feierlicher Sitzung beschlossen, die zum Gürtel und Schwert des Orion gehörigen Sterne „stellae Napoleonis" zu taufen, „da sie alle Beziehungen auf diesen unsterblichen Namen vereinigen." „Eridanus zeigt die Welt vom Po bis zum Äquator und vereinigt so das Interesse des Nordens mit dem des Südens; und enthält zugleich die schönsten und größten unter den bekannten Nebelflecken des Himmels, der uns die Aussicht in unzählige, dem Auge unerreichbare Welten zeigt. Und welcher Name der neueren Zeiten vermag sich wohl an die Reihen der glänzenden Namen der Urwelt mit so festem Anspruch auf Unvergänglichkeit zu ketten als der Name Napoleons." „Unsere Universität wird von jetzt an aus den angeführten triftigen Gründen die in und zwischen dem Gürtel und Schwert Orions liegenden Sterne als Napoleonssterne anerkennen und rechnet dabei auf den Beitritt anderer Akademien und Astronomen des In- und Auslands." Man wollte ihm das Diplom dieser neuartigen Promotion feierlich im Jahre 1807 überreichen. Aber Napoleon hatte davon gehört, und so empfänglich er für praktische Huldigung und reale Ergebenheit war, so sehr verachtete er diese Art von geistigen Sklaven und erbärmlichen Speichelleckern. Aber die Universität feierte am 4. Dezember 1809, also mitten in der Franzosenzeit, in glänzender Weise ihr vierhundertjähriges Jubiläum, zu dem Professor Gottfried Hermann sein „carmen saeculare" gedichtet hat. Es sind doch einzelne Wendungen darin, die uns zeigen, daß im Rückblick auf

die Vergangenheit auch bei den Leipziger Professoren das Gefühl für das Vaterland sich zu regen begann. Indessen hatte die Universität unter den Nöten des Krieges keineswegs zu leiden, und das mag wohl auch auf die Stimmung der Professoren ganz besonders eingewirkt haben.

Anders waren die Studenten, unter denen seit der Schlacht von Jena das Gefühl für Deutschlands Schmach immer stärker lebendig wurde. Wir besitzen in den Erinnerungen von I. C. Groß ein charakteristisches Bild über diese Zeit bis hinein in die denkwürdigen Tage des Jahres 1813, da Napoleon sich von Dresden vor den verbündeten Armeen gegen Leipzig zurückziehen mußte. Der Herzog von Padua sprach damals — es war der 14. Juli — der Deputation der Universität, die ihre Ergebenheit bekundete, zornig davon, daß so viele Studenten zu den Preußen gezogen seien. In der Tat, viele Hunderte haben sich als Freiwillige dort gemeldet. Napoleon selbst aber erklärte den Herren in seiner brüsken Weise: „Ihre Universität ist ebenso veraltet wie einst Paris. Diese Vorrechte müssen bei Ihnen und im ganzen Rheinbund geändert werden."

Aber dann wurde Leipzig der Mittelpunkt jener schicksalsvollen Schlacht, die den Namen der Stadt in so unerhörter Weise mitten in die Geschichte der deutschen Befreiung und der deutschen Einung gestellt hat. Freilich konnte das nicht hindern, daß auch hier die Reaktion wiederum ihren Einzug hielt. Aber sie hat doch niemals wieder jenen Resonanzboden gefunden, wie in den früheren Zeiten, da dieser Geist sozusagen von der Universität ausgegangen war. Eine neue Zeit brach an und allmählich wurde Leipzig eine der führenden hohen Schulen. Aber nur allmählich. Wir dürfen nicht vergessen, daß in der Stadt selbst eine Fülle von Kräften vorhanden war, die auf Deutschlands Größe hinarbeiteten, daß dort der Ausgangspunkt großer künstlerischer Bewegungen zu suchen und vor allem die Musik eine Heimstatt gefunden hatte. Nicht immer gerecht und fortschrittlich geführt, aber doch von Männern geleitet, die selbst hohen Lobes voll. Dort ward am 22. Mai 1813 Richard Wagner geboren und wenn er keinen Grund hatte, seiner Vaterstadt ein besonderes Gefühl der Dankbarkeit entgegenzubringen, so ist doch in Leipzig selbst mit der Grund gelegt worden für seine Entwicklung. Er ist als stud. mus. immatrikuliert worden und war mit der Universität auch als junger Korpsstudent eine Zeitlang verwachsen. Nichts ist charakteristischer als diese kurze Sturm- und Drangperiode des großen Meisters. Ein paar Kollegienbesuche — dann „zog es ihn, dann sank er hin, und ward nicht mehr gesehn" —. Die Herren vermochten ihm in seinem dunklen Drang nichts zu bieten. Auch das Verhältnis zu seinem Korps Saxonia war nur ein kurzes. Aber er ist als junger Fuchs schneidig den größten Raufbolden entgegengetreten und seine eigenen Korpsbrüder waren in Sorge wegen der Austragung der Forderungen, die dann durch die Schuld der anderen in ganz seltsamer Weise unterblieben. Es war, als ob der Genius über das Haupt des jungen Fuchsen die Hand gehalten hätte. Ein seltsames und doch in hohem Grade charakteristisches Satirspiel.

Die Studentenschaft selbst war, zumal nach Aufhebung der vier Nationen, an deren Stelle die vier Fakultäten traten, stark in die deutschen Dinge hineingewachsen. Die burschenschaftliche Bewegung war hier lebendig und hat auch bis zu einem gewissen Grade die Landsmannschaften ergriffen, die später als Korps eine bedeutende Rolle gespielt haben. Wir finden neben „Misnia“ die „Lusatia“, denen sich dann die andern späterhin angeschlossen haben. Sie hatten alle einen bestimmten Geist, wie das ganze Studentenleben in Leipzig doch anders eingestellt ist, als in den anderen Universitäten. Darin zeigte sich bis in die jüngste Zeit hinein ein gewisses Lokalkolorit, das die Vergangenheit nicht verleugnen konnte. Auch das heimische Getränk hatte seine Bedeutung, und ein gut Teil des Verbindungslebens spielte sich draußen in Eutritsch in der Gosenschenke ab.

Durch die Studentenschaft ging indessen auch ein starker ästhetischer, und man darf sagen künstlerischer Zug. Denn neben der Universität entwickelte sich nicht minder bedeutend das Konservatorium. Dazu das Gewandhaus. Und vielleicht noch mehr die Tradition! Denn in der Thomaskirche hatte in Tagen, wo die Register der Universität sozusagen alle verdorben waren, Johann Sebastian Bach als Organist die Orgel gespielt, und gerade dort hat mit Hilfe der akademischen Kräfte die Musik, und zumal die alte Kirchenmusik, eine getreue Heimstatt gefunden. Und wenn Richard Wagner seinem Lehrer Weinlich, einem der Nachfolger von Sebastian Bach, ein so treues, dankbares Gedenken gewahrt hat, so müssen wir ihn wie Moritz Hauptmann und so viele andere bis auf den heutigen Tag zu den starken Lehrkräften rechnen, die mit der Universität vielleicht in gar keinem, oder nur in losem Verhältnis stehen, aber für die geistige Bedeutung Leipzigs doch von größtem Werte sind. Die Namen Karl Riedel und Fritz Stade weisen uns den Weg in diese seltsamen und doch so wundervollen Leipziger Kunstverhältnisse hinein.

Aber die Universität begann zu erstarken. Von Jahr zu Jahr mehrten sich die Namen, die in ihrer Wissenschaft führend waren. Sei es in der Philosophie, die in Wilhelm Wundt gipfelte, sei es in Friedrich Rietschel, in Moritz Hauptmann, in Georg Curtius und in den beiden Germanisten Friedrich Zarncke und Sievers oder in den Historikern von Bülau, Wachsmut und H. Wuttke bis zu Karl Biedermann, Wilhelm Maurenbracher, Noorden, Georg Voigt, der uns auch in den engen Verhältnissen von Rostock begegnet und ein führender Lehrer für die Geschichte der Renaissance und des Humanismus geworden ist, bis in die Tage von Eduard Mayer hinein und all’ die Neuen, die jetzt dort wirken. Dort lehrte Wilhelm Roscher, der nach Friedrich List einer der ersten war, der im richtigen Verständnis die Nationalökonomie als die Wissenschaft des Lebens erfaßt hat.

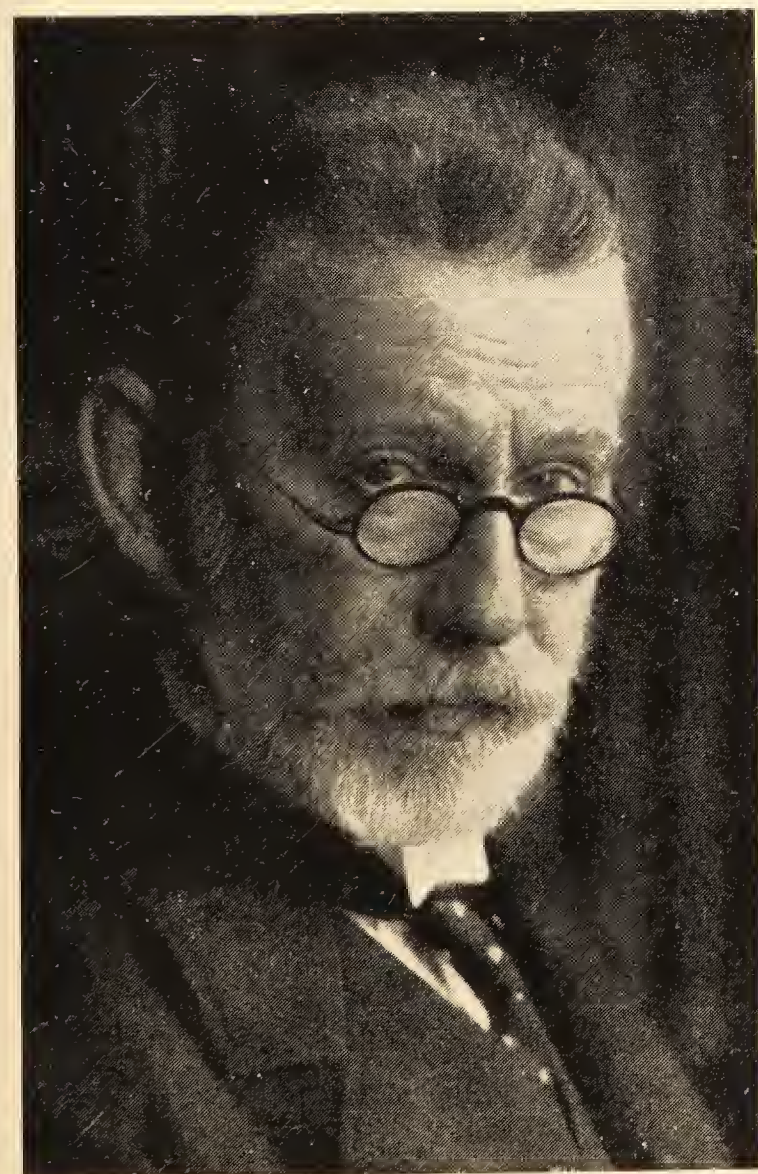
So ist Leipzig heute keine sächsische Universität mehr. Noch hängt das eine oder das andere Stückchen Vergangenheit der ganzen Entwicklung an, aber der große Zug macht sich hier seit langem geltend. Und wenn wir gerecht sein wollen, so müssen wir sagen, daß auch hier nicht die Universität das



Jacobus van't Hoff
Professor der Chemie in Berlin
geb. 30. August 1852 in Rotterdam
gest. 2. März 1911 in Berlin



Wilhelm Wundt
Professor der Philosophie in Leipzig
geb. 16. August 1832 in Neckarau i. Baden
gest. 31. August 1920 in Großbothen b. Leipzig



Paul Ehrlich
Vorstand des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M.
geb. 14. März 1854 in Strehlen i. Schlesien
gest. 19. August 1915 in Homburg v. d. H.



Wilhelm Röntgen
Professor der Physik in München
geb. 27. März 1845 in Lennep
gest. 10. Februar 1923 in München

Aus dem „Corpus imaginum“ der Photographischen Gesellschaft Berlin

allein bewirkt hat. Die deutsche Idee half mit. Denn einer der Höhepunkte Leipzigs war die fünfzigjährige Feier der Leipziger Schlacht. Und bei dieser hat kein anderer als Heinrich von Treitschke die Festrede gehalten, die über ganz Deutschland hingeklungen und in Gefühl und Ausdruck, aber auch in historischer Wahrhaftigkeit das beste geboten hat, was über jenes gewaltige Geschehnis gesagt werden konnte. Und als er den Leipziger Staub von den Füßen schüttelte und im hellen Konflikt mit dem eigenen Vater, geradezu als ein Verfehmter, Sachsen verließ, da ist doch ein starker Hauch seines Geistes zurückgeblieben und nicht mehr geschwunden. Gerade in einer Stadt wie Leipzig, wo der Welthandel sich eines seiner großen Heime geschaffen, wo der deutsche Buchhandel Weltbedeutung gewonnen hat, ist es klar, daß von allen diesen Kräften eine starke Wirkung ausgeübt wird auf die Universität selbst. Eine solche hohe Schule ist sicher vor kleinstädtischer Erstarrung und vor dem Verfall. Denn die Stadt selbst stellt Forderungen an die Universität und ihre Leistungskraft. Freilich bringt das auch Gefahren mit sich, die nur durch den gesunden und klaren Geist der ganzen Universitas zurückgehalten werden können. Man könnte, wenn man wollte, für das 19. Jahrhundert eine Geschichte der Universitätspsychologie schreiben und dafür gewissermaßen die Leipziger als Beispiel und Objekt nehmen. Denn sie ist eine der eigenartigsten und seltsamsten mit ihren großen Licht- und Schattenseiten. Aber des Lichtes ist viel mehr geworden. Die Rivalität mit Berlin hat dabei eine große und wichtige Rolle gespielt. Das Königreich hat ja auch alles getan, um die Institute aus ihrer früheren Ärmlichkeit heraus glänzend und großartig zu gestalten. So steht sie sozusagen als Beispiel einer saturierten Anstalt uns vor Augen, bedeutend und großartig! Und doch, das Wort, das Treitschke gesprochen hat, wird immer auf alle hohen Schulen anzuwenden sein: „Männer machen die Universität“.



ROSTOCK
1419

Unter den deutschen Städten sind jene Gemeinwesen, die einst die deutsche Hansa gebildet, wohl die merkwürdigsten und eigenartigsten. Wer sie heute bereist und von ihren alten Bauten hinweg zurückzublicken vermag in ihre Vergangenheit, der wird erstaunt sein über die schlichte Größe, die starke und im gewissen Sinne sogar geheimnisvolle Energie, die sich in ihnen, zumal an den Küsten der Ostsee, im Laufe der Jahrhunderte gezeigt hat. Bürgersinn und Opfermut, Gerechtigkeit und Eigensinn, Härte und Charaktergröße treten bei den einzelnen Geschlechtern, wie in den Schicksalen der Städte selbst, klar hervor. Es ist daher ein Problem für sich, wie der Charakter einer Universität auf eine solche Stadt gewirkt und hinwiederum die Stadt auf die Universität. Wir besitzen dafür ja eine Reihe von Beispielen aus verschiedenen Jahrhunderten und wir müssen bei Betrachtung dieser Hansa-Universitäten immer diese starke Wechselwirkung im Auge behalten.

Die erste Gründung auf dem Boden der Hansa war die Universität Rostock: eine Stadt, die heute noch ungemein historischen und architektonischen Reizes voll ist und deren Lage an der Ostsee und inmitten der reichen Wälder einen eigenartigen Zauber ausübt. Dort steht das Denkmal Blüchers mit den wunderbaren Versen Goethes, die dem alten Mecklenburgischen Haudegen gerechter geworden sind, als so manches Wort seiner Biographen.

Aber die Stadt selbst war uralt und als die Universität gegründet wurde, war die Hansa bereits zu einer gewaltigen Blüte gelangt. Von Lübeck her wehte eine scharfe Luft und auch Rostock blieb hinter den übrigen Städten in seiner Leistungsfähigkeit als Handels- und Kaufmannsstadt keineswegs zurück. Im Jahre 1419 erfolgte dann die Gründung der hohen Schule. Es waren die beiden Mecklenburgischen Herzöge Johann III. und Albrecht V., welche, dem Beispiel anderer Fürsten und anderer Länder folgend, im engeren Kreise, nicht anders denkend und nicht anders folgernd als einst Kaiser Karl IV., in ihrem Mecklenburger-Land einen Sitz der Musen und der Weisheit

errichten wollten. Es war gerade für diese Herren, in deren Land der slavische Einschlag bei ihrem trotzigen Adel ein besonders starker war, kein leichter Entschluß, der Unwissenheit und dem Trotz gegen Wissen und Bildung durch eine Universität entgegenzutreten. Wohl ist auch in Stadt und Burg ihres Landes durch die fahrenden Sänger das deutsche Lied getragen worden und die Klostergründungen der Zisterzienser haben auch in Mecklenburg eine neue Schicht geschaffen. Aber Prag, Krakau, Leipzig, reizten zur Gründung einer eigenen Universität und Papst Martin V. kam in jeder Richtung entgegen. Es war jener Heinrich von Wangelin, der als Bischof von Schwerin diese Wünsche in Rom vermittelte und, abgesehen zunächst von der Errichtung einer theologischen Fakultät, das Begehren der Mecklenburgischen Fürsten durchzusetzen vermochte und zwar zu seinem eigenen Vorteil. Denn die päpstliche Stiftungsurkunde, die am 13. Februar 1419 in Ferrara ausgestellt wurde, machte zur Bedingung, daß der Bischof von Schwerin Kanzler der neuen Universität wurde.

Damit war die Universität Rostock ins Leben gerufen, die erste in dem Gebiete der deutschen Ostseeländer. Sofort hat man Lehrer aus Frankfurt und Leipzig berufen und schon am 10. November 1419 konnte durch Heinrich von Wangelin die feierliche Eröffnung statthaben. Doch waren die beiden Fürsten nicht allein die Stifter und Herren der Universität, sondern auch der Rostocker Rat war gründend und helfend beteiligt und erhielt auch einen Anteil an den Rechten. Merkwürdig rasch fanden sich zunächst aus dem Lande selbst, dann aber aus dem übrigen Niederdeutschland und selbst aus Skandinavien die Hörer ein. Der erste Rektor, Peter Stenbecke, konnte schon im ersten Halbjahr 160 Scholaren inskribieren. Im folgenden hob sich die Zahl auf 209 und dann verblieb Jahrhundertelang die Durchschnittszahl auf 500 stehen. Schon 1431 ward zur Befestigung des orthodoxen Glaubens von dem Papste Eugen IV. auch die Genehmigung für die theologische Fakultät erteilt und diese war sozusagen das Schicksal dieser hohen Schule. Im übrigen glich sie den großen Vorbildern von Paris und Prag. Nur fehlte Eines: die Einteilung in Nationen. Das hatte wohl seinen bestimmten Grund darin, daß man Rostock von Anfang an als eine mecklenburgische Universität betrachtete, ihr also sozusagen bodenständigen Charakter zu geben gewillt war. Im übrigen besaß sie vollständige Unabhängigkeit: die alleinige Gerichtsbarkeit über ihre Glieder, das Recht der Statutengebung und auch der Berufung der Lehrer. Zunächst haben also weder Fürsten noch Stadt sich eingemischt. Erst im Laufe des 16. Jahrhunderts sehen wir Regierung und Stadt in das Berufungsrecht mit ziemlich schroffer Hand eingreifen. Vor allem interessant war die Stellung der Stadt zu dem Konzil von Basel, das im Jahre 1436 das Interdikt über Rostock aussprach, weil es die geächteten Bürgermeister nicht wieder einsetzen wollte. An die Universität erfolgte von Basel die strenge Weisung, die Stadt zu verlassen. Aber die Universität weigerte sich und erst, als die Herren in Basel mit dem Banne drohten, ging

die Universität in ihrer Gesamtheit im März 1437 nach Greifswald. Wir finden so manche Auswanderung in der Geschichte der Universitäten, vor allem der Hörerschaft. Daß aber eine hohe Schule in ihrer Gesamtheit eine Stadt räumt, das steht einzig da. Immerhin war diese Auswanderung schicksalsvoll genug. Denn als nach Wiederherstellung der Ruhe und der Lösung aus dem Bann die Universität zurückkehren wollte, da war es die Stadt, die ihnen die Rückkehr wehrte und im April 1453 nur unter dem Verzicht auf die städtische Dotation bewilligte. Es blieben aber in Greifswald einzelne Professoren zurück und bildeten den Grundstock für die dortige hohe Schule, die freilich erst am 17. Oktober 1456 eröffnet wurde. Immerhin bedeutete die Wirksamkeit dieser zurückgebliebenen Herren ein Stück Vorgeschichte der neuen Greifswalder Universität.

Aber eines ruhigen Arbeitens konnte sich Rostock infolge der Konflikte zwischen Fürst und Stadt nicht erfreuen. Die Fürsten wollten gerade im Interesse der in Ruhestand tretenden Professoren ein Domherrenstift in Rostock errichten. Dagegen aber revoltierte die Stadt, so daß sie wiederum mit dem Kirchenbann belegt wurde. Die Folge war ein neuer Abzug der Universität, die sich zunächst nach Wismar wandte und dann nach Lübeck. Es hätte leicht der Fall eintreten können, daß Lübeck die Gäste für sich behielt und damit Rostock für alle Zeiten seiner hohen Schule beraubt worden wäre. Aber bereits ein Jahr darauf hat Papst Innocenz VIII. am 18. März die Erlaubnis zur Rückkehr erteilt und im August zog die Universität wiederum in ihre alte Heimat ein. Trotz alledem gedieh sie und auch die Gründung von Greifswald, Wittenberg und Frankfurt a. d. Oder tat ihr keinen Abbruch.

Aber dann kam auch nach Mecklenburg der Geist der Reformation. Freilich, die Universität nahm den Kampf mit dem Luthertum auf und war darin zunächst mit dem Rate der Stadt durchaus einig. Aber trotz alledem wußten Humanisten und Reformatoren sich dort heimisch zu machen und vor allem die Universität ihrem Einfluß unterzuordnen. Die Stadt bangte dabei um ihre Rechte und Freiheiten und aus diesem Grunde nahm sie den Kampf gegen die Selbständigkeit der hohen Schule mit aller Energie auf. Aber die Herzöge standen auf Seite der hohen Schule und retteten ihr die von der Stadt bedrohten Liegenschaften. Freilich, das Sinken des Geistes der Universität vermochten sie nicht zu hindern. Die kirchlichen und politischen Kämpfe trugen dazu wesentlich bei und die von der Reformation leidenschaftlich durchdrungene Bürgerschaft blickte mit grenzenloser Verachtung auf die hohe Schule, die mit ihnen und ihren Bestrebungen und Wünschen nicht Schritt zu halten vermochte. Erst Herzog Johann Albrecht hat die Reformation der Universität durchzuführen vermocht und dadurch ihr Wiederaufblühen bewirkt. Er erhöhte ihre Einkünfte aus den säkularisierten Kirchengütern und hat ihr auch die kaiserliche Konfirmation unter dem 18. August 1560 verschafft. Das war immerhin eine bedeutungsvolle Tat. Denn ohne diese kaiserliche Sanktion wäre zweifellos im Laufe des Dreißig-

jährigen Krieges entweder der Charakter der Universität verändert worden oder diese selbst vom Erdboden verschwunden. Johann Albrecht ordnete auch das Verhältnis der hohen Schule zum Rate der Stadt und am 11. Mai 1563 wurde jene „Formula concordiae" abgeschlossen, welche die Selbständigkeit der Universität gegenüber dem Magistrat sicherte, trotzdem letzterer den Mitbesitz an der Universität bestätigt erhielt und die Besoldung von zwei theologischen und einem juristischen Professor übernahm. Außerdem sollte er alljährlich eine Summe zum Unterhalt von sechs weiteren Professoren beitragen. Die Folge war, daß an der Universität ein fürstliches und ein städtisches Kollegium sich fand. Beide bildeten zusammen den akademischen Senat, der aus 18 Mitgliedern bestand. Die Überzähligen, zumeist Artisten, hatten im Konzilium keinen Sitz. Es kam daher bald zu neuen Differenzen und erst im Jahre 1577 ward die „Formula concordiae posterior" abgeschlossen.

Dann kam der Dreißigjährige Krieg. In dessen Verlaufe sehen wir, wie Wallenstein den Fürstenhut von Mecklenburg sich aufs Haupt setzt und auf Land und Universität in seiner Art Einfluß zu gewinnen sucht. Der Biograph der Rostocker Universität, Otto Krabbe, hat dieser Periode ein umfangreiches und inhaltlich nicht uninteressantes Werk gewidmet, aus dem zumal Eines klar wird, welche staatsmännische und kulturelle Fähigkeit dieser seltsame Condottiere besaß. Jedenfalls hat die Universität in ihm keinen Freund, aber auch keinen Feind gefunden und so ging der große Krieg an ihr ziemlich spurlos vorüber. Bedeutend war sie nicht und wurde sie nicht, trotz einzelner über das gewöhnliche Niveau hinausragender Kräfte.

Aber mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts, wo allenthalben ein Aufblühen der hohen Schulen zu konstatieren ist, begann sich ihr Glanz mehr und mehr zu mindern. Sie wurde ja auch in die Zwistigkeiten zwischen Stadt und Herzogtum hereingezogen, die ihr im Jahre 1758 geradezu verhängnisvoll wurden. Vielleicht mit Recht. Denn die beiden theologischen Richtungen, die scholastisch-orthodoxe und die pietistische trugen zu den Zerwürfnissen wesentlich bei. Die pietistische war vor allem vertreten durch den Professor Christian Albert Döderlein, den der Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin im Frühjahr 1758 von Halle, dem Sitze des Pietismus, berufen hatte. Dieser weigerte den Eid auf die symbolischen Bücher, welchen die Fakultät forderte, und diese weigerte sich wiederum, eine mildere Fassung der Eidesformel, wie sie der Herzog befahl, zuzulassen. Da entschloß sich dieser, seine Professoren nach Bützow zu berufen und dort eine neue Universität zu gründen. In Rostock blieben die vom Rat berufenen Professoren zurück und setzten die Universität fort, freilich ohne Siegel und Insignien, welche nach Bützow gebracht worden waren. Also hatte das kleine Mecklenburg tatsächlich zwei Universitäten, freilich mit geringer Lehrerzahl und noch geringeren Geldmitteln. Der Konflikt hätte ohne Zweifel trotz der Gunst und dem guten Willen des Herzogs Friedrich zur Auflösung der beiden Hoch-

schulen führen müssen. Endlich wurden durch seinen Nachfolger Friedrich Franz I. die Streitigkeiten mit der Stadt durch einen neuen Vertrag erledigt und im folgenden Jahre kehrten die Bützower nach Rostock zurück. Aber erst im Jahr 1787 kam in die Leitung der Universität eine gewisse Einheitlichkeit, indem Rostock auf den Mitbesitz verzichtete. Der neue Herzog tat alles, um die Universität zu kräftigen und zu neuer Blüte zu bringen. Indessen erst unter seinem Nachfolger, dem Großherzog Paul Friedrich, ist es zu einer Besserung der Zustände gekommen und zu einer wenn auch kurzen Blüte der Universität. Das meiste Verdienst daran hatte der Vizekanzler Karl Friedrich von Both, der unter der mecklenburgischen Beamtenschaft in der Tat eine bedeutende Rolle gespielt hat. Ihm lag auch in den schwersten Zeiten das Interesse der Universität am Herzen. Er blieb der Regierung wie der Stadt gegenüber der Vater der Hochschule. Es war keine Kleinigkeit, den regierenden Herren in Schwerin die notwendigen Mittel für die Universität abzutrotzen, denn diesen fehlte das Verständnis für die Zwecke, Absichten und Notwendigkeiten einer hohen Schule vollständig. Rostock war gewiß kein Edelsitz höchster Wissenschaft, aber in dem Land Mecklenburg doch eine Art Oase, und so war es um so verdienstvoller, wenn Both nach innen und außen die Universität zu heben und vor allem auf sichere finanzielle Basis zu stellen versuchte. Und das ist ihm gelungen. Im Jahre 1837 erfolgte die landesherrliche Bestätigung der neuen Statuten und auch des neuen Etats in der Höhe von 40 000 Taler. Man kann nicht sagen, daß diese neuen Statuten einen besonderen Fortschritt bedeutet hätten. Sie trugen absolut vormärzlichen Charakter an sich, immerhin lobte das neue Werk den Meister und wenn nicht die Revolution gekommen wäre, so hätte sich auf dieser neuen Basis die Universität ruhig und sicher weiter entwickeln können. Aber das tolle Jahr 1848 hat seine Wellen auch in das entlegene und stille Mecklenburg geworfen. Auch in die Fakultäten zog der neue Geist ein und hat zu einer starken und energischen Bewegung Veranlassung gegeben.

Man muß sich bei Betrachtung der Ereignisse, welche die sogenannte deutsche Revolution auch in dem fernen Rostock hervorgerufen, fernhalten von jeder sittlichen Entrüstung über die damaligen politischen Zustände des Landes und vor allem auch über das Wiedereinsetzen der Reaktion. Die beiden Mecklenburg waren und sind ja ein Land für sich und wer es kennt, der wird den Reiz, den Landschaft und Volkstum ausüben, niemals verkennen. Aber anders verhält es sich mit dem Geist einer Universität, besonders wenn dort die theologische Fakultät das Übergewicht hat. Das Jahr 1848 riß auch die in einem internen Konflikt befangenen Führer der Universität mit sich fort und der Begriff der konstitutionellen Monarchie hat weniger die Geister geklärt als verwirrt und so kam in die akademische Prosa von Rostock ein Zustand ungemeiner Berauschtheit. Die Universität entschloß sich unter dem Eindruck der deutschen Bewegung zu einer Adresse an den Großherzog, die das Datum des 12. März und nicht weniger als 21 Unterschriften der „Konzi-

liums“ der Universität trägt. Bereits am 15. März wurde diese Adresse in der Rostocker Zeitung veröffentlicht und die ganze Stadt war des Jubels voll. Die Professoren selbst fühlten sich ergriffen von dem neuen Geiste, dem sie so „erhabenen“ Ausdruck gegeben hatten. Sie forderten von dem Großherzog die Reform der Landesverfassung und die Einführung der Pressefreiheit: Zwei Dinge, die sich eigentlich von selbst verstanden. Aber sie motivierten ihre Gedanken dahin: „Diese unsere Gesinnung glauben wir in Wahrheit zu betätigen, wenn wir im Hinblick auf die ganze Lage des Landes Ew. K. H. unsere Überzeugung aussprechen, welche weder aus irgend einem Zeitereignisse hervorgegangen ist, noch erst jetzt unter den Einflüssen der bewegten Gegenwart sich gebildet hat“. „Mit der Entwicklung des neuen Staates, haben sich neue Elemente im Staatsleben ausgebildet, ohne daß diese in dem Organismus der ständischen Verfassung unserer Vaterlandes aufgenommen worden sind. Während andere ständische Verfassungen durch einzelne zeitgemäße Modifikationen fortgebildet wurden, ist in der unsrigen keine Veränderung irgend einer Art eingetreten.“ „Angesichts der Bewegung, welche unsere ständische Verfassungsfrage hervorgerufen hat, können wir uns doch nicht überhoben achten, auf den tieferen Grund derselben, der nicht allein in der herrschenden Aufschäumung des Augenblicks zu suchen ist, hinzuweisen. Jetzt, wo das Bewußtsein lebendig geworden ist, daß nicht bloß einzelne Stände zur Übung politischer Rechte berufen sein können, erscheinen diejenigen, welche gegenwärtig im alleinigen Besitze der ständischen Rechte sind, in ungeheurer Weise bevorzugt.“ Dieses Mißverhältnis müsse beseitigt und durch weitere verfassungsmäßig herbeizuführende Fortentwicklung der Verfassung ausgeglichen werden. Das bedeute eine Reform der Landesverfassung und um diese bitte die Universität in gleicher Weise wie so viele andere Stände des Landes. Und dies „geschieht zugleich in der Überzeugung, daß in der verfassungsmäßigen Abänderung unserer ständischen Verfassung derjenige Weg vorgezeichnet ist, auf welchem sodann alle weiteren gerechten Wünsche und Bitten im einmütigen Zusammenwirken aller Staatsgewalten eine dem Wohl des Vaterlandes entsprechende Erledigung finden werden. In der sofortigen Gewährung der von Seiten des Bundes jetzt gestatteten Pressefreiheit, würden wir eine Bürgschaft für die Erfüllung aller dieser Hoffnungen sehen.“

Es war offenbar ein nachgemachter Begeisterungsdrang „der Göttinger Sieben“. Aber die Wirkung bei der Regierung war eine offenkundig günstige. Sie gab sofort Laut. Am 27. März wurden die Stelle eines Regierungsbevollmächtigten bei der Universität eingezogen und überdies alle Beschränkungen der Universitätsgesetzgebung, wie sie durch die Karlsbader Beschlüsse bedingt waren, aufgehoben. Noch mehr. Acht Tage später wurden eine Reihe von Beschränkungen der Universität und der Disziplinarstatuten für die Studierenden abgeschafft.

Es erfolgte dann im Oktober die Wahl von drei Rostocker Professoren, Türk, Wildbrandt und Julius Wigger, zu Abgeordneten für die



Rostock

in Schwerin zusammentretende konstituierende Versammlung. Außerdem ging Professor Thöl als Abgeordneter zur Nationalversammlung in Frankfurt a. M. Auch sonst war in die Rostocker Professorenschaft lebhafte politische Bewegung gekommen. Vor allem war es der Rostocker Historiker Karl Hegel, der Sohn des Philosophen, der uns in Erlangen wiederum begegnen wird, welcher durch Reden in Versammlungen und seine in der Tat bedeutenden Aufsätze in der Rostocker Zeitung Aufsehen erregte. Auch bei der Regierung. Sie machte ihn zum ordentlichen Professor und berief ihn zugleich in die Redaktion der neubegründeten „Mecklenburgischen Zeitung". Auch der „Abgeordnete" Wigger erhielt eine etatsmäßige Professur. Man sieht, die Regierung kam der politischen Bewegung an ihrer Universität in jeder Beziehung entgegen, und der Vizekanzler von Both erklärte öffentlich, daß er aus Überzeugung die konstitutionelle Monarchie im Prinzip für eine Wahrheit halte, und die Bestrebungen der Reformvereine, soweit sie sich von den Grundsätzen der konstitutionellen Monarchie nicht entfernen, gerne als berechtigt anerkenne.

Fast zwei Jahre hielt diese Stimmung bei der Regierung an. Aber da kam infolge des Sieges der Reaktion im Jahre 1850 der Minister Schröter ans Ruder und dieser griff sofort im entgegengesetzten Sinne ein. Er erhob gegen eine Reihe von Rostocker Professoren die Anklage wegen Hochverrats und ließ bei ihnen in einer wenig anständigen Weise Haussuchung veranstalten. Diese Verfahren scheiterten freilich kläglich. Deshalb versuchte er durch Drohungen die Professoren Wilbrandt und Türk zu freiwilligem Rücktritt vom Amte zu veranlassen. Beide aber weigerten sich, ebenso wie Professor Wigger. Auch die Drohung mit einer Disziplinaruntersuchung konnte sie nicht schrecken. So wurden denn die Beschuldigten mit vollem Gehalt entlassen. Wir besitzen in der Schrift des Professors Julius Wigger ein ziemlich klares Bild über die Ungerechtigkeit dieser Anklagen, Vorwürfe und Maßregelungen. Doch an solchen hat es ja auch bekanntermaßen in anderen Ländern nicht gefehlt. Was uns vor allem tief berührt, das ist das volle Versagen der Universität, die ihre Mitglieder fraglos der Verfolgung der Reaktion preisgab. Die Herren fügten sich sofort in den „neuen" Geist und höchstens mit einem Seufzer um die Freiheit der Wissenschaft leisteten sie dem neuen Minister unbedingte Gefolgschaft, nicht bedenkend, daß sie dadurch nichts anderes erreichten, als Verachtung von oben und unten. Die Regierung verbot denn auch die Habilitation von zwei an sich durchaus einwandfreien Persönlichkeiten, die sich lediglich durch ihre politische Tätigkeit in Schwerin mißliebig gemacht hatten. Die weitere Folge war, daß am 5. Januar 1852 ein Reskript erfolgte, welches betonte, daß die Universität auch hinsichtlich ihrer einzelnen Glieder der Oberaufsicht der Regierung unterstehe, welche auch das Recht in sich schließe, solche Glieder der Universität, deren Verhalten mit dem Zwecke und der Würde der Anstalt unvereinbar, auf administrativem Wege von derselben zu entfernen. Vielleicht noch schlimmer als die an Feig-

heit grenzende Haltung der Universität bei dem Vorgehen gegen die drei Entlassenen ist das Verfahren gegen den Professor der Theologie Dr. Michael Baumgarten. Denn dieser wurde auf Grund eines Gutachtens gemaßregelt, das dessen Kollege Otto Krabbe dem Ministerium und dem Oberkirchenrat in Schwerin geliefert hat. Er wurde „wegen sogenannter fundamentaler Ketzerei und geflissentlichen Eidbruchs“, den ihm übrigens niemand nachzuweisen vermochte, entlassen. Auch hier schwieg die Universität. Nur die Rostocker Bürger haben für den Märtyrer seiner Meinung und das Opfer einer engherzigen Zeit Schritte getan. Es blieb ein voller Sieg des Professors Otto Krabbe, der im gewissen Sinn der Historiker der Universität Rostock ist. Aber sein Buch ist wie sein Charakter doch allzu biegsam. Ihm lag vor allem daran, nach oben hin sich die volle Gunst zu erwerben. Die Studenten freilich gingen lieber zu seinem Kollegen Philippi und besuchten seine Vorträge eigentlich nur, weil er der Examinator war. Im Übrigen waren ja die Rostocker Fakultäten eigentlich nur deshalb bedeutsam, weil sie durch den steten Wechsel der Professoren und durch die Durchgangsstellung derselben immerhin ein gewisses Ansehen erlangten. Freilich lange hielten sich hervorragende Kräfte nicht und betrachteten den Ruf nach Rostock lediglich als Sprungbrett. Die Schilderungen der Sechziger und Siebziger Jahre deuten genugsam darauf hin, daß eigentlich nur zum weitaus größten Teile die unbedeutenden Kräfte in Rostock hängen blieben, während die übrigen nur den neuen Ruf abwarteten, um aufatmend wiederum zum Wanderstab zu greifen.

Maßgebend war und blieb die theologische Fakultät, die auch aufs engste mit der strengen Lutheraner-Bewegung arbeitete. So wurde bei der berühmten Konferenz im August 1858 die Frage aufgestellt: wer ist ein Ketzer, und die Antwort, daß ein Reformierter kein Ketzer sei, aufs schwerste zurückgewiesen. Aber in den übrigen Fakultäten, zumal in der juristischen, sehen wir eine Reihe bedeutender Männer in Rostock wirken, unter ihnen Ihering, Bruns, Butte, Roth und Wetzel. Ein unerträglicher Servilismus, und eine nicht minder schlimme Intoleranz bildete den Charakter der Universität, dem sich jede junge Kraft so viel wie möglich entzog. Es waren eigentlich nur Persönlichkeiten von minderwertigem Charakter, die sich herbeiließen, dort länger Fuß zu fassen. So der Professor Theodor Muther, der aus Königsberg unter ganz merkwürdigen Umständen berufen wurde, und hier mit den führenden Kräften der deutschen Juristen, so vor allem mit Bernhard Windscheid, in scharfe Kontroverse geriet. Es war ja klar, daß die ganze Richtung des Landes auch auf die Universität abfärbte und daß dadurch diese an Zuzug von außen, besonders von Seiten der Studentenschaft mehr und mehr verlor. Aber auch die einheimischen Studenten, soweit sie nicht durch strenge Bestimmungen gehalten waren, ihre Studien in Rostock durchzuführen und zu vollenden, suchten viel lieber auswärtige Universitäten auf. Und das hat zweifellos für die Aufwärtsbewegung in Mecklenburg sehr viel beigetragen. Die wenigsten Mecklenburger, soweit sie nicht durch finanzielle und sonstige

Verhältnisse gezwungen waren, haben sich in Rostock länger aufgehalten als es nötig war. So finden wir, daß gerade die Zahl der auswärts Studierenden immer größer war als die der Rostocker Hörer. Trotz alledem waren eine Reihe hervorragender Kräfte hier tätig, auch der philosophischen Fakultät, wie der Germanist Karl Bartsch, der Historiker Georg Voigt, der Staatswissenschaftler Hermann Rössler und unter den Medizinern der Gynäkolog Winkel, der später in München zur vollen Entwicklung kommen sollte. Mit dem Jahre 1871 begann auch die Universität mit dem Lande selbst in das neue Reich eingefügt zu werden. Wenn im Jahre 1865 148 Mecklenburger auf anderen Universitäten und nur 135 in Rostock studierten, so ward das jetzt bald anders. Der reaktionäre Zug, der sich in Schwerin wie in Strelitz geltend gemacht, war im Grunde genommen nicht das Schlimmste und nicht die Ursache dieses Zurückbleibens der Universität hinter ihren übrigen deutschen Schwestern gewesen. Man muß vielmehr die Schuld einzig und allein in der Universität selbst suchen. Es herrschte dort eben eine allgemeine Stagnation.

Auch die Studentenschaft selbst hatte in sich wenig treibende Kräfte. Wohl war von der burschenschaftlichen Bewegung auch Rostock berührt worden. Aber die dortige Burschenschaft hat sich an dem Wartburgfest nicht beteiligt. Sie lehnte ihr Erscheinen mit der Motivierung ab, daß die Anschaffung eines neuen Paukapparates alle ihre Mittel in Anspruch genommen hätte. Es hat etwas Rührendes, wenn man diese Dinge liest. Noch rührender aber sind die Schilderungen der Kommerse, wo auf der einen Seite ein gewisser Servilismus gegenüber der Universität und den künftigen Examinatoren hervortrat, auf der anderen Seite aber sich gewisse Persönlichkeiten aus den Reihen der Professoren populär zu machen versuchten. In den Annalen der Universität ist es denn auch verzeichnet, daß gerade jener unduldsame Konsistorialrat Krabbe als Rektor der Universität auf ein ewiges „Vivat, crescat, floreat“ derselben einen feierlichen Salamander rieb.

Dann begann eine neue Zeit und in allen Fakultäten ein neues Regen. Und wer die Universität Rostock jemals besucht hat, der hat auch diese ursprünglich halb slavische Alma mater liebgewonnen wie die Stadt selbst.

Wir dürfen nicht vergessen, daß dort das Denkmal Blüchers steht! Und wenn einer seiner Familie einmal als Chemiker dort wirkte und im bescheidenen Gefühle seines Versagens sich in Berlin lediglich als mecklenburgischer Edelmann vorstellte, so spricht das für den Mann und für seine ehrliche, mecklenburgische Art. Jedenfalls hat in der neuen Zeit in allen Fächern sich die Universität auch wissenschaftlich eine gewisse Geltung zu verschaffen gewußt und auch der Geist der Studentenschaft war ein anderer geworden. Jener große Ausgleich, der durch ganz Deutschland ging und bei aller Erhaltung der Bodenständigkeit eine gewisse Gemeinschaft von Rostock und Kiel bis München und Tübingen herbeiführte, hat auch auf den Geist der Universität selbst stark und mächtig eingewirkt. Rostock ist eine unserer

ältesten Universitäten und hat in seiner Geschichte dieselben Niederungen durchschreiten müssen, wie so manche andere, die großen und bedeutenden nicht ausgenommen. Nur jene Engherzigkeit und Schwäche um die Mitte des 19. Jahrhunderts läßt einen Schatten darauf zurück. Aber vielleicht war gerade das Verhalten der Rostocker Professoren charakteristisch für den Geist, der auch auf anderen Universitäten sich geltend machte und der, weil er in Rostock so stark hervortrat, eingehender geschildert worden ist. Die Stadt an den Ufern der Ostsee hat einen unendlichen Reiz, ebenso wie die einheimische Bevölkerung, die der Wissenschaft, ganz besonders auch der Kunst, zumal dem Theater, vielleicht mehr Empfinden entgegenbringt, als so manche andere Musenstadt, die nicht führend war, sondern vollkommen von den Einflüssen der hohen Schule beherrscht.



GREIFSWALD
1456

Eine der interessantesten Universitätsgründungen ist zweifellos die der alten und ehrwürdigen hohen Schule von Greifswald. Es ist dort schon in den Zeiten, da in Prag, in Wien und in Heidelberg die Idee der Universitätsgründung lebendig geworden war, an eine solche Schöpfung gedacht worden. Man war zu diesem Gedanken vor allem durch die Notwendigkeit getrieben worden, die Landeskinder zu ihrer Bildung ins Ausland schicken zu müssen. Zunächst studierten sie in Prag. Nach dem Auszug der Deutschen aus der Böhmenstadt aber hielt man den Augenblick gekommen, die eigene Universität zu gründen. So ist denn der Pommernherzog Wratislaw IX. durch seinen Berater und Freund, den angesehenen Ratsmann und späteren Bürgermeister von Greifswald, Dr. I. Heinrich Rubenow, veranlaßt worden, die Gründung auszuführen. Dieser war zweifellos die treibende Kraft, der nicht bloß bereit war, Hilfe herbeizubringen, sondern auch selbst zu helfen. In den Jahren 1456—1457 ist sie bewerkstelligt worden. Ein Abgesandter des Herzogs, Nikolaus Bruckmann, hat in Rom die Stiftungsbulle betrieben, Bischof Henning von Kamin wurde mit dem Vollzug beauftragt und Rubenow konnte von der Universität selbst sagen „meine neue Pflanzung". Es hat freilich in Rom an Intriguen, vor allem von Seiten der mecklenburgischen Herzöge, die für ihr Rostock bangten, nicht gefehlt. Aber am 29. Mai wurde die Bulle in Rom ausgefertigt und am 29. August hat Wratislaw die geforderte finanzielle Garantie der neuen Hochschule geleistet. Am 17. Oktober des gleichen Jahres wurde die Gründung am Sonntag nach Galli und Lulli vollzogen und als erster Rektor Heinrich Rubenow erwählt. Er war Doktor „der Gesetze" und nicht bloß ein Gelehrter, sondern im vollsten Sinne des Wortes ein hervorragender Mann. Die Lehrer wurden nach damaliger Sitte noch in verschiedene Gruppen eingeteilt. Ich nenne vor allem die Gruppe der Regentes. Der Titel Professor war noch äußerst selten. Immerhin finden wir eine ganze Reihe von tüchtigen Leuten, die im engsten Zusammenhang mit Rubenow standen.

Aber eine Universität in den pommerschen Landen war nicht etwa eine Schöpfung wie Prag oder Heidelberg, sondern abhängig von den Irrungen und Wirrungen dieses kleinen, aber streitbaren Landes. So wurde der erste Rektor noch während seines Amtsjahres aus Greifswald vertrieben und damit im gewissen Sinne die Universität selbst in Frage gestellt. Also Unruhen von Anfang an. Aber diese Dinge dauerten nicht lange. Rubenow wurde bald wieder zurückgerufen und gewann seinen Einfluß auf die Universität sofort zurück. Das Schlimme war nur, daß sein Gönner und Freund Wratislaw IX. schon 1457 starb und dessen Söhne Erich II. und Wratislaw X. das Land regierten. Nun war die Stimmung eine andere geworden. Ein Gegner Rubenows, Heinrich Bukow, war zweiter Rektor geworden und dieser zögerte nicht, den Herzog gefangen zu nehmen, weil er ein ihm gehöriges Dorf und dessen Flur zum Jagen benützt hatte. Er läßt zwar den Herzog frei, aber sein Gefolge wird gefangen nach Greifswald gebracht. Die Folge ist natürlich eine herzogliche Fehde gegen Greifswald. Dort erheben sich zu gleicher Zeit die feindlichen Ratsmänner und schließen sich dem Herzog an, so vor allem Rat Dietrich von Dörten und dessen Sohn Ludolf, der als Presbyter fungierte. Rubenow flieht zunächst mit einem großen Teil der Studenten nach Stralsund. Aber die Bevölkerung erhebt sich für ihn, sein Feind Rat Dietrich von Dörten wird enthauptet und auch dessen Sohn Ludolf schwer bestraft. So kehrt denn Rubenow nach wenigen Wochen wieder zurück, übernimmt seine Ämter und es tritt allgemein ein besseres Verhältnis ein, auch zu den Herzögen. Da wird Rubenow auf der Ratsstube im Auftrag von Dietrich Lange und Nikolaus von der Osten, der nach seinem Tode sofort Bürgermeister wurde, ermordet. Der Täter, ein Höker namens Klaus Hörmann, blieb ungestraft. Somit hatte der Schöpfer der Universität in tragischer Weise geendet und von ihm gibt nur die Grabschrift und vor allem ein Denkstein Zeugnis, der Christus am Kreuze zeigt, wie er die Verzeihung seinen Mördern kündet. Natürlich herrschte nun Angst vor der Vergeltung und es ist bezeichnend, daß der Oheim des Mörders, Heinrich Bukow, aufs neue zum Rektor erwählt worden ist. Aber sofort folgte wiederum die Wendung. Denn Dietrich Lange plante die Ermordung der ganzen Verwandtschaft Rubenows und so wurde er mit seinen Gesellen überfallen, zum Tod verurteilt und am 13. August 1463 auf dem Gertrudenfriedhof aufs Rad gelegt. Der Rektor Heinrich Bukow flüchtete nach Gutzkow und nun wurde Hermann Slupweschter Rektor. Das folgende Jahr aber mußte die Universität wegen Seuche geschlossen werden und wir finden eine Eintragung des Rektors W. Fleck, daß in diesem Jahre alle seine Blutsverwandten an der Pest gestorben seien. Dann kam im gleichen Jahre (1464) der Stettiner Erbfolgestreit, in welchem die Universität zum ersten Male ihre Unerschrockenheit und Rechtlichkeit beweisen konnte, indem sie die Rechte ihres Wolgaster Landesherrn nachwies und verteidigte. Doch es war auch für sie eine schwere Zeit. Es fehlte an allen Mitteln. Und es ist bezeichnend, daß die

Stadt selbst gegen sie eingenommen war. Stürmten doch die Schmiedeknechte von Greifswald das Kollegium.

Es war bis jetzt ein Hochsitz der reinen Scholastik gewesen. Aber nun wurde nach einem langen Streite doch „die neue Pariser Lehrweise" gefordert und erreicht. Es ist interessant, wie in dieser Zeit zwei Professoren aus Mainz, darunter der berühmte Johannes Sartorius, die nach Kopenhagen berufen waren, in Greifswald bleiben und in der Tat gute Wirkungen erzielen. Sie können als die ersten Boten des Humanismus gelten. Es fiel auf, daß sie in Vergil zu Hause waren und man findet in den Universitätsschriften einzelne Zitate aus der Äneis, die in der Zeit der Klosterblüte bekannt und beliebt war, aber dann für Jahrhunderte vergessen schien. Die Universität aber befand sich im Jahre 1483 in einem ungeheuren und heftigen Zwiespalt mit der Stadt, den indessen der Herzog Bogislaw durch den Tag in Anklam zu beseitigen vermochte. Wie die Dinge standen, das geht aus einem Prozeß hervor, der gegen den Bürgermeister Lozze von Seiten der Universität eingeleitet wurde und zwar deshalb, weil ein von den Scharwächtern festgenommener Student im Ratsturm erfroren war. Dieser Bürgermeister war keine erfreuliche Erscheinung. Sein Name ist für alle Zeiten gebrandmarkt durch ein Gedicht Ulrichs von Hutten, der den Winter 1509 in Greifswald zugebracht hatte, und auf seiner Wanderung nach Rostock von den Ratsdienern im Auftrage des Bürgermeisters in schmählichster Weise mißhandelt und beraubt wurde. Neben der Ermordung Rubenows zweifellos der schwerste Fall, der die Geschichte der Universität Greifswald belastet.

Aber nun hatte doch der Humanismus auch in Greifswald seinen Einzug gehalten und nicht umsonst lobt Ulrich von Hutten den Professor Nikolaus Lowe. Der Geist war ein anderer geworden. Hatte doch Bogislaw selbst bei seiner Rückkehr von einer Fahrt zum heiligen Grabe in Venedig vom Dogen sich den Rechtsgelehrten Petrus Ravennas und dessen Sohn Vincentius ausgebeten. Es ist ein Stück Greifswald, wenn beim Besuche des Herzogs in Innsbruck Petrus Ravennas in einer Nacht, wo Kaiser Maximilian schwer litt, ihm seine Gedichte vorliest, aus welchen auch das Lob des Pommernherzogs klingt. Genug. Sie kommen nach Pommern und die beiden Gelehrten werden von dem Rektor feierlich begrüßt und der Vater alsbald zum Rektor erwählt. Er schreibt nun zwei seiner Bücher: „de immunitate ecclesiarum" und „aurea opuscula". Freilich waren die beiden Rechtsgelehrten nicht lange an der Ostsee zu halten, Petrus starben die Kinder und wohl auf Drängen seiner Gattin Lukrezia zog er im Jahre 1503 ab, um sich nach Wittenberg zu begeben.

Im übrigen blieb Greifswald von der reformatorischen Bewegung verschont und Herzog Bogislaw hielt sich streng an seinen Katholizismus. Aber dieser starb 1523 und die Regierung fiel an seine beiden Söhne Georg und Barnim. Ersterer blieb streng katholisch, Barnim aber war dem Luthertum geneigt. So konnte es an schweren Konflikten nicht fehlen, zumal ja das ganze Land sich der neuen Lehre zuzuneigen begonnen hatte. Aber die Universität blieb fest. Die Professoren hielten treu an der alten Lehre. Bezeich-

nend ist nur, daß im Album und im Dekanatsbuche die Blätter mit den Eintragungen für die Jahre 1526—1538 herausgeschnitten sind. Man sagt wohl, daß dies vielleicht erfolgt sei, als das Archiv der Universität in stürmischen Zeiten zur Aufbewahrung auf das Rathaus gebracht worden war. Jedenfalls wollte man die Konflikte, die über die Reformation losgebrochen waren, nicht der Zukunft anvertrauen. Noch im Jahre 1589 sehen wir, wie sich die Herzöge an den Speyerischen Reichsabschied halten, trotzdem das Land schon völlig in Gärung war. Da starb 1531 Herzog Georg, von dem der Professor Runge sagte, „ein Fürst, dem, wenn er die wahre Religion geliebt hätte, keiner gleichen würde". Sein Sohn Philipp war ein anderer. Er war in Heidelberg bei seinem Oheim Pfalzgraf Ludwig erzogen worden und fand in seinem Onkel Barnim einen Freund der Reformation, der die neue Predigt erlaubte und bei dem Teilungsvertrag die Pflege der Universität besonders betonen läßt. Schon drängen die Bürger nach einem evangelischen Prediger. Der Herzog willfahrt ihren Wünschen und 1534 erfolgt die Einführung der Reformation.

Damit war natürlich eine völlige Erneuerung der Universität notwendig geworden. So mußte sie eine Zeitlang ihre Tätigkeit einstellen, bis die Herzöge neue Professoren herbeigerufen hatten. Man hatte sich vergeblich an den Syndikus von Lüneburg gewendet, der gerade die Reformation Rostocks durchgeführt hatte und ein gleiches in Erfurt leisten wollte, aber durch den Tod abberufen worden war. Aber 1539 ist die Universität wieder konstituiert: sie besitzt einen Theologen, für die beiden anderen Fakultäten je einen Professor und für die artistische drei. Die Einkünfte waren freilich sehr gering. Aber man kam doch vorwärts. In den Jahren 1545—1547 wurden die Statuten umgeändert und in der weiteren Folge auch eine Einigung mit der Stadt wegen der Ernennung der Pastoren erzielt. Man stand in engster Verbindung mit Wittenberg. Die Berufung neuer Lehrer erfolgte denn auch nur nach eingehenden Verhandlungen mit Melanchthon und Buchenhagen.

Unter den späteren Herzögen finden wir immerhin regen Eifer für die Universität und eine Reihe von tüchtigen Lehrern, wie Friedrich Runge und Berthold Kekewitz, der auch während der Kriegszeit die Gerechtsame der Universität tapfer verteidigt hat. Dann freilich sehen wir die Armeen der Liga vor der Stadt erscheinen: wie Wallenstein seinen Unterfeldherrn Arnim nach Greifswald schickt und der kaiserliche Oberst Pernstein die Stadt mit schweren Kontributionen heimsucht. Es ist die Zeit, da Stralsund belagert wird und Wallenstein selbst vergeblich versucht, die Seefestung zu nehmen. Da war es schwer, die Universität aufrecht zu erhalten. Und doch muß man sagen, daß sowohl Professoren wie Studenten Mut genug zeigten, weiter zu arbeiten und sogar trotz der kaiserlichen Besetzung im Juni 1630 die Jubelfeier der Augsburger Konfession zu begehen. Der Rektor Bathasar Rau hielt dabei eine merkwürdige klare und gute Rede „über die Gegner und den wunderbaren Sieg der Augsburger Konfession".

Aber das Schicksal drängte. Am selben Tage landete Gustav Adolf drei Meilen von Greifswald auf der Insel Usedom. Er nötigte den Herzog Bogislaw zum Bündnis. Greifswald blieb zunächst noch von den Kaiserlichen besetzt. Trotzdem der Oberst Ludwig Parisius mit 2000 Mann die Stadt verteidigte, Bürger und Universität so mißhandelte, daß er in das Universitätsalbum als „incarnatus diabolus" eingetragen ist, erharrte die Stadt ruhig den Schwedenkönig, der, nachdem am 11. Juni der Bedrücker von Greifswald am Steinbocktor gefallen war, in die Stadt einzog. Die Universität begrüßte ihn feierlich und erhielt einen Salvus Conductus, der in der Folge gute Dienste tat. Wir sehen, wie gerade in dieser Zeit sich für Greifswald eine neue Hoffnung eröffnete, indem ihm das Gut Eldena zugesprochen wurde, dessen Übergabe am 28. März 1634 erfolgte. Aber in der Zwischenzeit hatte der große König in der Schlacht bei Lützen seine leuchtenden Augen geschlossen. In Wolgast wurde die Leiche feierlich in Gegenwart des Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg eingeschifft.

Doch nun kamen die Folgen der Abmachungen zwischen dem Herzog und dem König. Pommern wurde von Schweden unter Sequester genommen und der westfälische Friede hat den Besitz des Landes der schwedischen Krone als Reichslehen zugesprochen. Doch schon im Jahre 1637 sehen wir Gustav Adolfs Tochter, die Freundin der Wissenschaften und Gelehrten für die Universität eintreten. Der Visitationsrezeß vom Jahre 1642 ist ein Aktenstück, das die treue Fürsorge Schwedens erkennen läßt. Denn nun wird Greifswald in der Tat eine schwedische Universität. Es ist bezeichnend für den Geist der schwedischen Könige, die freilich Wittelsbacher waren, aber auch für den Geist der Zeit, daß an der deutschen Haltung und deutschen Gesinnung der Universität so gut wie gar nichts geändert wurde. Wir finden unter allen, unter Christine wie unter den drei Karl, dem X., XI. und XII., eine gewisse Vorliebe und Freude an der Universität, obwohl, zumal unter Karl XI., der Krieg mit Brandenburg und die Schlacht von Fehrbellin im Jahre 1675 eine gewisse Stimmung auch gegen Pommern hätte hervorrufen müssen. Standen doch die Brandenburger jetzt unmittelbar vor den Toren Greifswalds und wurde die Stadt in die Kämpfe hineingezogen. Aber man fühlte eine gewisse Liebe für die Universität und eine gewisse Verehrung von der Universität für die Könige, zumal für Karl XII. Als im Jahre 1712 die Russen in Greifswald standen, da hoffte man auf ihn mit voller Zuversicht. Und in der Tat, er kommt im Jahre 1714, feierlich von der Universität begrüßt, um dann freilich im folgenden Jahre in den Laufgräben der Festung Friedrichshall sein abenteuerliches Leben zu enden. König Friedrich herrschte nun 31 Jahre lang. In diese Zeit fällt jene starke Wandlung im Geiste der theologischen Fakultät. Aber Graf von Meyerfeld, der Visitator der Universität, beseitigt den Konflikt und tritt für den Vertreter des Pietismus, Busmeyer, mit zweifelloser Sympathie ein. Greifswald ist nicht schlechter als manche andere deutsche Universität in dieser Periode. Es wird eine gelehrte Gesellschaft gegründet, welche die heimatlichen Geschichts- und Rechtsquellen sammelt.

Die „deutsche Gesellschaft“ findet hier gleichfalls eine Seitengründung und vor allem ist es der Professor Augustin Balthasar, der sein Organisationstalent bewährt. Eine Zeitchrift erscheint „Die Pommerschen Nachrichten“, die, wenn auch unter anderem Titel, weiterbestehen. 1750 wird ein neues Kollegiumgebäude eingeweiht, und 1756 das Jubeljahr gefeiert in treuer Erinnerung an Heinrich Rubenow.

Dann aber kommt der Siebenjährige Krieg, der seine Schatten auch über Greifswald wirft. Es beginnen die Konflikte in Schweden selbst gegen König Gustav III., der der Universität ein treuer Freund gewesen wäre. Und nun erfüllte sich das Schicksal. Die große Zeit der Kämpfe, in denen merkwürdigerweise noch einmal Schweden Pommern mit Greifswald an Dänemark abtrat, brach an, und im Wiener Frieden Pommern Preußen zugesprochen wurde, und zwar mit der Verpflichtung, die Universität zu erhalten. Diese Bedingung war wichtig und schwer für diesen aus seinen Trümmern doch so stark hervorgegangenen Staat, der eine übergroße Reihe von Universitäten innerhalb seiner wohl erweiterten, aber immer noch schmalen Grenzen fand. Aber die Verpflichtung wurde redlich eingehalten und der Minister Schuckmann hat Greifswald in seine besondere Obhut genommen. Die weitere Entwicklung ist daher normal und ruhig verlaufen. Greifswald war und blieb eine Landesuniversität, blieb die pommerische hohe Schule, die aber nicht zurückzustehen brauchte hinter den anderen. Ehrenvoll, freudig und in ihrer Art bedeutend hat sie sich weiter entwickelt. Diese Universität an der Waterkant ist für die Studentenschaft immer anziehend gewesen und die Bedeutung sowohl der medizinischen wie auch der juristischen Fakultät hat viele hierher gelockt. Denn die Ostsee und so manche Freude, die sich mit der Nähe des Meeres verquickte, wirkte auch auf den Geist der hohen Schule zurück. Man darf nicht vergessen, daß Bismarck in trüben und schweren Tagen hier sein Einjährigenjahr abgedient und an der landwirtschaftlichen Schule von Eldena, die zur Universität geschlagen war, sich seine wirtschaftlichen Kenntnisse geholt hat. Und so steht die Universität in ihrer Art blühend und reizvoll da, sowohl was die Lehrenden als was die Lernenden betrifft. Greifswald ist eine kleine, aber auch eine im hohen Grade und mit Recht beliebte Universität.



FREIBURG I. BR.
1457

Das blühende Land, das bis zu den Ufern des Rheins reicht und einen schönen Teil des Schwarzwaldes in sich schließt, war das Eigentum des Hauses Österreich und gewissermaßen sein erweitertes Stammland, auf das es, in jener Zeit, da der Geist der Bildung immer höher stieg, da Wien seine Universität hatte, mit einer gewissen Vorliebe, aber auch mit einer gewissen Eitelkeit blickte. Man wollte hier eine Universität gründen und deshalb hat der Erzherzog Albert, dem dieser Teil des habsburgischen Erbes zukam, schon im Jahre 1455 sich mit Papst Calixtus III. in Verbindung gesetzt und dessen allgemeine Zustimmung zu dem „Studium Generale" erhalten, jedoch mit dem Hinweis auf den mächtigen Bischof Heinrich von Konstanz, der für alles Nötige Vorsorge zu treffen hatte. Er war der einzige Commissarius und Exekutor. Es verlief denn auch alles ganz wie bei den übrigen bis dahin gegründeten Universitäten und am 28. August 1456 erließ Erzherzog Albert sein Gründungsedikt, das von Kaiser Friedrich III. zusammen mit der Dotation bestätigt wurde. So wurden denn die Vorlesungen eröffnet. Der erste Rektor war Matthias Hummel. Bischof Heinrich von Konstanz ernannte als ersten Kanzler den Bischof von Basel. Dieser aber verzichtete bereits im Jahre 1472 auf die Ausübung seines Amtes zu Gunsten der Dekane. Somit war die Universität gegründet. Und man kann sagen, daß sie besser fundiert war als manche andere. Bei der feierlichen Einweihung wählte der Rektor sich den Text „Die Weisheit hat sich ein Haus erbaut". Es kam darauf an, daß dieses Haus auch von dem Geist der Weisheit erfüllt wurde. An Professoren hat es nicht gefehlt. Die philosophische Fakultät sollte 12 bzw. mit dem Dekan 13 Mitglieder haben und darunter eine ganze Reihe von hervorragenden Kräften, welche zeigten, daß Freiburg bereits unter dem Geist des Humanismus stand. Wohl trafen Nominalisten und Realisten hart aufeinander. Aber wir finden neben Philomusos und Stürzel vor allem Locherius, der damals schon als Humanist berühmt und vielleicht der ausgeprägteste im Auslegen des humanistischen Geistes war. Schon hat er Sebastian Brandt ins Latein übertragen. Aber

in Ingolstadt war er in einen heftigen Konflikt mit dem Rektor Zingel geraten und er kehrte darum gerne nach seinem Freiburg zurück, wo er in jungen Jahren gelernt und gelehrt hatte. Aber hier gerät er sofort mit Zasius in Konflikt, wobei sein wilder und hemmungsloser Geist ganz besonders hervortritt. Er kann sich nicht zähmen und einem anderen Gegner, Matthias Ringemann, lauert er im Jahre 1505 sogar mit acht Bewaffneten auf. Dieser wird bei der Karthause niedergeworfen und er selbst schlägt den Entblößten mit der Rute. Auch gegen Jakob Wimpfeling und die übrigen Elsässer ist er aufs Heftigste erbittert und beschimpft sie aufs Schwerste. Freilich bleiben ihm diese die Antwort nicht schuldig. So hätte er wohl schmählich von der Universität weichen müssen, die ihm jahrelang Nachsicht gewährt hatte, wenn nicht der Ruf des Herzogs Albrecht von Bayern im Jahre 1506 ihn nach Ingolstadt geholt hätte, wo sein Gegner Zingel bald starb, so daß er nun ruhig wirken konnte bis zum Jahre 1528. In Freiburg aber wirkte die Dynastie Bildung, die mit dem großen Künstlergeschlecht so eng verbunden war. So zeigt Freiburg eine ganz eigenartige Note.

Freilich die Pest übte ihre Schrecken auch hier auf Professoren und Schüler. Alles flieht und flüchtet, so daß in den Jahren 1518/19 der Unterricht fast völlig stockt. Aber dann kommt Johann Lonitzer nach Freiburg, der sich so eifrig an der Reformation beteiligt, daß er fliehen muß und schließlich unter dem Landgrafen Philipp dem Großmütigen in Marburg ein Unterkommen findet. Trotzdem schien die neue Lehre an der Universität bereits festen Fuß gefaßt zu haben. Hat doch Paul Phrygio, welcher die Reformation Württembergs durchgeführt und dem man nachrühmte, daß Lehre und Leben bei ihm stets in Harmonie gestanden, in Freiburg seine Ausbildung gefunden und seine ersten Lehrjahre verbracht. Hier predigt Geiler von Kaisersberg, der wohl einer der schwungvollsten Redner dieser Zeit war. Hier findet sich auch Georg Nordhofer ein, der Gründer der Bibliothek. Und doch knüpft sich an diesen Namen eine schwere und geradezu ungeheure Tat. Es ist die Romanepisode des alten Freiburg. Ein alter Jude wird niedergeworfen und als Gefangener nach Freiburg gebracht. Er erbietet sich, Lösegeld zu zahlen und es zu holen, und läßt dafür seinen Sohn als Geißel zurück. Dieser aber wird bekehrt und über diese Bekehrung entspinnt sich ein starker Disput, ob man nach der Taufe noch das Lösegeld nehmen dürfe. Der Pfarrer in der Münsterkirche aber hatte sie vollzogen. Damit aber war das Verhältnis zwischen Vater und Sohn erledigt und es blieb dem Pfarrer nichts übrig, als für die Erziehung des Getauften zu sorgen. Aber Nordhofer hatte das Gutachten abgegeben zu Gunsten der Taufe und für die gleichzeitige Einlösung des Lösegeldes, auf welches die Freiburger Soldateska besonderen Wert legte. Der Vater jedoch weigerte sich zu zahlen und nun suchte man sich an dem Rektor Nordhofer zu rächen, der auch mit der Familie von Blumeneck in schwerste Kontroversen geraten war. Kurz und gut, er ward von dieser verfolgt und als er sich eines Tages, am 16. April 1509, am hellen Mittag aus seinem Kolleg nach Hause begab, ermordet. Johann Eck hielt ihm die Trauerrede in rührender und



Freiburg i. Br. Alte Universität



Freiburg i. Br. Universitätskarzer

ergreifender Weise. Nie ward ein Mann mehr gelobt und doch niemals ist ein so offenkundiger Mord so ganz ohne Sühne geblieben wie dieser. Man tat und versuchte manches, aber das Ansehen der Familie Blumeneck stand so hoch, daß man dem Mörder schließlich nicht angekonnt hat.

In dieser Zeit wirkte wohl als die größte Persönlichkeit des alten Breisgau überhaupt Ulrich Zasius, der einst als Stadtschreiber nach Freiburg gekommen war, und nun als Professor die größte Sympathie genoß. Hatte er doch eine Schule von Juristen geschaffen, die sich über ganz Deutschland ausbreitete. Man kann sagen, er war Humanist, aber auch der Reformation in voller Seele zugetan. Er sprach von dem „Engel Luther" — aber unmittelbar nach der Leipziger Disputation mit Johannes Eck löste er diese Beziehung. Er konnte die Konsequenzen des großen Reformators nicht ziehen. Er schrieb noch einmal an den „Phönix der Theologen", wie er Luther nannte, um ihn zu Mäßigung und Friede zu mahnen. Dann aber erfolgte noch im Jahre 1520 die vollständige Trennung. Man kann ja sagen und hat es gesagt, daß der Einfluß des Erasmus, auf den er als Humanist alles hielt, und auch die Haltung und die Meinung des Erzherzogs Ferdinand, der doch sein Herr war, ihn zu dieser Haltung bewogen haben. Dabei aber darf man nicht vergessen, daß er eine Spaltung der Kirche nicht wollte, nur deren Besserung. Und er hat später noch das bedeutsame Wort gewagt: „Je mehr Priester, desto weniger Frömmigkeit. Auf beiden Seiten fehlt Redlichkeit, Treue und Reinheit". Nach seinen Erfahrungen durfte er wohl so sprechen. Nach seinem Tode aber wurde er ins Ketzerverzeichnis aufgenommen und seine Werke auf den Index gesetzt. Er hatte noch den Bauernkrieg mit allen seinen Schrecken erlebt, die über Freiburg hereingebrochen waren, so daß die Stadt sich dem Bund der „christlichen und brüderlichen Vereinigung" hatte anschließen müssen. Sein Tod (1536) riß eine große Lücke in die Reihe der Lehrer, obwohl Männer wie Matthias Hummel, Mölfeld, Konrad Göll, Johann Wittmann und Bernhard Schiller hier wirkten.

Eine interessante Zeit brach an, als Thomas Murner mit Freiburg in enge Beziehungen trat. Er war 1506 in Worms vom Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt worden und las dann in Freiburg über die weltlichen Dichter, und zwar in Beziehung auf die Anschauungen von Augustinus und Hieronymus. Er ist eine merkwürdige Mischung zwischen Dichter, wissenschaftlichem Menschen und Sonderling. So hat er seine an sich für die damalige Zeit ausgezeichnete Prosodie verarbeitet für das Brettspiel. Dazu legte er ein Kartenspiel der Logik an und selbst die Institutionen des Justinian zeigte er in Bildern. Auch waren seine Satiren „Die Schelmenzunft" und vieles andere damals schon erschienen und er hat über diese seine im hohen Grade erbaulichen Reden gehalten. Eine großartige und bedeutsame Persönlichkeit.

Aber die Freiburger Fakultät hatte einen neuen Zuwachs in den Juristen Ulrich Krafft, Angelus von Besutio und Paulus Zittadinus gewonnen, und in der Tat wäre es möglich gewesen, daß sich die Reformation in Freiburg einbürgerte, wenn nicht die Stadtbehörde und vor allem die österreichische Re-

gierung in Ensisheim mit aller Macht dagegen gewirkt hätten. Es ist dabei zu schweren Konflikten gekommen, die um so schlimmer waren, als gegen die Ketzer die Klage von der Universität formuliert werden mußte. Es liegt ein düsterer Schatten über dieser Tätigkeit und wir sehen, wie das Haupt des Pfarrers Spengler fällt. Dann aber erläßt man der Universität diese furchtbare Arbeit. Der Erzherzog verlangt nur mehr Gutachten über Luther und seine Anhänger. Im Jahre 1524 war dies freilich auch ein gefährlich Spiel. Aber der Fürst wußte, was er wollte. Erschien er doch selbst in Freiburg, um zum Kampfe gegen die neue Lehre aufzufordern. Doch seine Worte wurden von den Professoren ignoriert und als er einen Auszug aus Luthers und der neuen Sektiererschriften verlangte, da konnten ihm diese kaum Material bieten, jedenfalls keine redigierte Arbeit. Denn Regierung und Stadt hatten alle Schriften der Häretiker verbrannt. Die Folge war, daß die Rechte der Universität doch allmählich eine gewisse Einbuße erlitten. Man hatte sie bisher als selbständige Körperschaft schalten und walten lassen und es schien alles zum besten sich zu wenden. Freilich, das Bursenleben war nirgends so ausgeprägt und hart wie in Freiburg, und für die geringsten Vergehen wurden die Mitglieder der Burse mit Ruten gestrichen. Dazu aber die wilde Wirtschaft des jungen Adels, und an dieser beteiligten sich auch Mönche in Ärgernis erregender Weise, soweit man eben den Nachrichten dieser Zeit glauben darf. Denn das „Ärgernis" war rasch genommen, die Engherzigkeit war groß, freilich auch der rohe Geist der Zeit vor und nach dem großen Kriege. Begannen doch die Handwerker einen Angriff auf die Studenten mit dem Ruf: „Teufel heraus, friß Pfaffen und Studenten." Man suchte Frieden zu stiften und verschlimmerte dadurch nur die Dinge. Dazu kam, daß die ursprüngliche studentische Waffe, der Haudegen, jetzt dem französischen Florett weichen mußte. Wohl wurde von wohlmeinender Seite an die Freiburger Studenten die Mahnung gerichtet, daß sie ihre Händel „fein studentisch auf den Hau" ausmachen sollten! Im übrigen erfolgte doch eine gewisse Verbesserung der Einrichtung der hohen Schule. Ein anatomisches Theater wurde geschaffen, der botanische Garten angelegt und dazu der Bibliothek größere Sorge zugewendet.

Aber aus Freiburg sollte nach dem Willen des Erzherzogs trotz allem eine Jesuitenuniversität werden. Im Jahre 1577 kam er selbst nach Freiburg und erklärte, daß er in seinen vorderösterreichischen Landen ein Kollegium der Sozietät Jesu zu errichten gedenke, die Stadt Freiburg dafür am geeignetsten halte, und daher gehorsamen Bericht und Gutachten erwarte, wie dasselbe nach dem Vorbilde Ingolstadts der Universität inkorporiert werden möchte. Aber dieser Angriff wurde durch die Erklärung der Universität glänzend abgeschlagen. Die Seele des Widerstandes war Professor Lorichius. Das Gutachten, das er abfaßte, war glänzend und gipfelte in der Feststellung, daß die Universität keinem Orden übergeben werden dürfe. Denn die Professoren müßten freie Männer sein. Und in der Tat hat es ein halbes Jahrhundert gedauert, bis Freiburg sich den Jesuiten anschließen mußte, trotz aller Be-

mühungen des Hauses Österreich. Aber dann wurde im Jahre 1615 ein Kollegium zu Ensisheim errichtet, und der Erzherzog Maximilian sandte eine Kommission unter der Führung der Herren von Helfenstein und Stadion, um „gründlich" zu unterhandeln. Aber die Professoren erklärten, Freiburg sei sattsam katholisch, es sei keine Besserung nötig, die vorhandenen Mängel könnten durch Besserstellung der Professoren am besten abgestellt werden. Und dann fügte man hinzu: „Nebstdem wollten die Väter der Sozietät niemandem gehorchen, ihre Schüler seien unverträglich usw., kurz man finde nicht, wie man in deren Aufnahme einwilligen könne oder solle." Man muß sagen, daß an keiner Universität der Widerspruch gegen die Aufnahme der Jesuiten schärfer gewesen, als in dem so ausgesprochen katholischen Freiburg. Doch dann erschien Maximilian persönlich, und schon bei der ersten Besprechung mit dem Senat antwortete ein Teil der Herren mit Ja. Genug, er setzte seinen Willen durch. Am 16. November ward die Einführungsurkunde für die Jesuiten gegeben.

Nun machten sie rasch Fortschritte bis zu dem Augenblick, wo der große Krieg sich auch in diesen Teil von Deutschland wälzte und die Schweden vor den Mauern von Freiburg erschienen. Die Professoren wollten eine Verlegung der Universität, aber die Regierung, die selbst nach Breisach geflüchtet war, befahl ihnen, zu bleiben. Die Jesuiten blieben auch, und zwei von ihnen haben als Soldaten auf den Mauern tapfer mitgekämpft. General Horn verfuhr deshalb gegen den Orden äußerst milde, indem er erklärte, man finde sogar Kriegskameraden unter ihnen. Aber der geheime Briefwechsel, den der Orden mit der Regierung in Breisach im Widerspruch mit dem geleisteten Eid führte, war doch ein Zeichen, daß die Schweden sich vor ihnen in acht nehmen mußten. Kanzler Oxenstierna hat die vorderösterreichischen Lande dem Markgrafen Friedrich V. von Baden-Durlach übergeben. Damit begann ein stetes Flüchten und Kommen. Und als im Jahre 1638 der Herzog Bernhard von Weimar erschien, wanderten die Jesuiten nach Freiburg in der Schweiz aus. Die Not in Stadt und Universität aber stieg aufs höchste. Man sah Frauen und Kinder der Professoren betteln.

Dann kam ein Moment, der für die Universität hätte schicksalsvoll werden können. Es war die Verlegung nach Konstanz. In der Tat ist sie dort verblieben bis zum Ryswiker Frieden 1697 und erst in diesem Jahre nach Freiburg zurückgeführt worden. Man hat das Angedenken daran auszutilgen versucht, aber das Konstanzer Album zeigt doch, daß von den Jahren 1686 bis 1698 in das Buch tausend Namen von Lehrern und Schülern eingetragen worden sind.

So war man wieder auf dem alten Sitz. Aber nur zu neuer Not. Diese wurde gesteigert durch die steten Streitigkeiten mit dem Orden, der sich immer größere Eingriffe gestattete, weil er die Regierung vollkommen hinter sich wußte. Vor allem die philosophische Fakultät rang um ihre Existenz. Da wurde endlich in Wien unter dem Einfluß des Kaisers Leopold die sogenannte Transaktio Viennensis am 2. Juli 1700 durchgeführt, welche die

Rechte der Universität einigermaßen sicherte, aber im ganzen doch dem Orden die Führung gab. Am Leben in Freiburg selbst änderte das wenig. Es war eben „zu ärmlich und zu bewegt“. Die Professoren gingen, wenn es ihnen möglich war, auf andere Universitäten oder selbst in den Zivildienst. Nichts seltsamer, ja komischer als der Abgang des Professors Andreas Streitl nach München im Jahre 1651. Er hatte seit Jahren kein Honorar mehr erhalten, und im Jahre 1753, also nach mehr als einem Jahrhundert, hat die Ensisheimer Regierung mit dessen Erben auf den vierten Teil seines „Salariumsausstandes“ abgeschlossen. Indessen hat dies das geistige Leben nicht gestört und es ist mancher gute, wenn auch jetzt vergessene Name in dem Verzeichnis der Universitätslehrer zu finden, sowohl von weltlicher als von jesuitischer Seite. Dann aber kam die Aufhebung des Jesuitenordens. Am 21. Juli 1773 wurde sie in Wien verkündet. Der Rektor von Riegger in Freiburg hoffte, durch die freigewordenen Jesuitengebäude die Universität ausstatten und aus ihrer Kalamität hinausführen zu können. Aber davon war keine Rede. Nur ein kleiner Teil der ansehnlichen Gebäude fiel an die Universität. Das Hauptgebäude wurde versteigert und die Stadt erwarb es. Allerdings wurden dann die Rückstände der Universität mit diesem Geld getilgt.

Dann kam die französische Revolution, die rasch mit ihren Wellen über den Rhein herüberschlug und dem Kampf um den Besitz von Freiburg ein Ende machte. Denn nun waren es andere Orden gewesen, die sich mit Hilfe des Hauses Habsburg trotz des Gutachtens von Stefan Rautenstrauch vom Jahre 1776 hier hatten festsetzen wollen. Die Revolutionskriege brachten natürlich über Freiburg wie das ganze Land große und schwere Not, die Besitzungen der Universität im Elsaß drohten zu Verlust zu gehen. Da hat man, um einen Schutz zu finden, das Rektorat dem Erzherzog Karl, dem Führer der österreichischen Heere, angeboten und er hat es freundlich angenommen. Es war eine Huldigung gegenüber dem Erzhaus. Aber der Friede von Preßburg entschied anders. Durch diesen fiel das Land und vor allem Freiburg an Baden, und so kam die Universität unter Markgraf Karl Friedrich, der in der Tat seinen Landen stets ein Vater gewesen, der auf der Höhe der Zeit stand und auch für die Bedeutung einer Universität das volle Verständnis hatte. Aber was sollte ein kleines Land wie Baden mit zwei Universitäten? Denn auch die alte pfälzische Stammesuniversität Heidelberg war dem Hause Zähringen zugefallen.

Also neue Not! Die Universität tat alles, um Hilfe zu finden. Man wandte sich an Erzherzog Karl, an Dalberg, an den französischen Generalintendanten Monard, an den General Clarke. Man drängte sogar Monard ein Bild auf, das ihm gefiel, um ihn gütig zu stimmen. Und in der Tat schien es, als ob in Karlsruhe die Stimmung für Freiburg sich besserte. Aber auch in dieser Zeit konnte die Fehde nicht ruhen. Man geriet sogar in der Presse in Streit mit Heidelberg, und zwar nicht in der schönsten Weise. Dann aber erfolgte die Landesübergabe und die Huldigung, bei der ein Gedicht von Jacobi gesprochen wurde. Es wurden Freiburg die Bibliotheken der säkulari-



Originalaquarell im Staatsarchiv in Basel

Basel, Augustinerklosterhof. Oberes Kollegium
(Neben-Universitätsgebäude)

sierten Klöster vom ganzen Breisgau mit geringen Ausnahmen zugesprochen. Freilich, die kostbarsten Sachen wanderten in die Hofbibliothek nach Karlsruhe. Trotzdem blieb ein schweres Defizit bestehen und die Aufhebung konnte jeden Tag erfolgen. Dazu kamen die Konflikte mit Heidelberg. Man sprach sogar davon, daß Heidelberger Studenten nach Freiburg kämen, um die Universität zu kompromittieren und dadurch zu ihrer Aufhebung beizutragen. Freilich, die Regierung hat gegen diese sehr strenge Maßregeln erlassen, die in Heidelberg von maßgebender Seite volles Lob fanden, indem man sagte, daß diese Vorschriften den Bestand der Studenten lediglich um 58 verringert hätten. Das sei eine herrliche Wirkung! Jetzt sei es in Heidelberg still und ruhig.

An der vorarlbergischen Erhebung für das Haus Habsburg haben sich doch auch 20 Freiburger Studenten beteiligt. Indessen wurde ein Ausschluß derselben von Karlsruhe abgelehnt, schon um die Frequenz nicht zu mindern. 1810 erfolgte das „neue akademische Gesetz" mit sehr starken Einschnitten in die akademische Freiheit. Im Jahre 1810/11 war die Frequenz immerhin noch 803 gewesen. Aber infolge der Gesetze sank sie auf 271. Und noch immer schwebte die Gefahr der Aufhebung über der Universität. Man schickte Deputationen nach Karlsruhe und zum Großherzog. Die meisten Beamten meinten freilich, daß für das badische Land eine Universität weitaus genüge, man würde Freiburg durch einen Bischof und ein Regiment entschädigen. Die Verhandlungen haben denn auch viel Komisches und Kleinliches an sich. Aber man muß doch sagen, daß die Professoren die Universität gerettet haben. Vor allem war es der Historiker Rotteck, der durch sein Promemoria die Bedeutung der Universität ins richtige Licht setzte, sich zwar einen Verweis zuzog, aber dann doch erkennen durfte, wie man bei der Regierung auf seine Gründe Rücksicht zu nehmen begann. Auch die Idee einer Spezialschule mit einer theologischen und philosophischen Fakultät, wie sie in Graz eingeführt worden war, hat Rotteck bekämpft. So war er nach dieser Seite hin der Retter der Universität, wie er ihr in der weiteren Folge in der Tat seinen Charakter aufgedrückt hat, freilich nicht zu ihrem Vorteil. Denn von Freiburg ging jene starke Strömung des Liberalismus durch den ganzen deutschen Süden und zumal auf Rotteck und Welcker blickte man mit einer gewissen Begeisterung. Es hat eine Zeitlang keinen populäreren Mann gegeben als ihn. Der Verfasser der Weltgeschichte, die ja an sich ein dünnes und oberflächliches Buch war, hat durch seine politischen Schriften lange Zeit einen großen Einfluß geübt.

Freilich, es kamen nun auch über Baden die bösen und schwierigen Zeiten der Karlsbader Beschlüsse. Aber eine tiefere Wirkung wie an anderen Universitäten haben sie nicht hervorgerufen, wie ja auch trotz des badischen Aufstandes die Freiburger Universität verhältnismäßig wenig in die Kämpfe und Konflikte des tollen Jahres hineingezogen worden ist. Gewiß, eine Politisierung der Professorenschaft ist wohl zu finden. Aber man darf nicht vergessen, daß nach den Zeiten des Großherzogs Ludwig die Ära Friedrichs von Baden

kam, unter welchem die Universität Freiburg ebenso zur Blüte geführt wurde wie die alte Ruperto Carola. Ja, sie wurde zu einer ganz neuen und modernen Universität ausgebaut, die dem katholischen Charakter der theologischen Fakultät durchaus Rechnung trug, im übrigen aber dem Geiste der Parität die Pforte offen lassen mußte. Und so war es möglich, daß hier eine Zeitlang Treitschke wirken konnte, der Schwager des späteren Kultusministers Nokk, der in der feinsinnigsten und glänzendsten Weise die drei hohen Schulen des kleinen Landes zu einer bedeutsamen Blüte zu führen vermocht hat. Freilich, Treitschke ging zwar unter dem Einfluß des Krieges von 1866 nach Kiel, doch nur, um nach Heidelberg zurückzukehren, also noch eine Reihe seiner besten Jahre in den Dienst des badischen Staates zu stellen.

So ist auch für Freiburg die eigentliche Blüte erst im 19. Jahrhundert gekommen und die Entfaltung der einzelnen Fakultäten eine ganz andere geworden als in den früheren Jahrhunderten. Von einer Nachwirkung derselben auf die moderne Universität kann keine Rede sein. Es ist merkwürdig, wie die Tradition, von der so viel gesprochen wird, hier wie fast an allen Universitäten abschneidet und auch die alten, das, was sie heute sind, auch geworden wären, wenn sie erst im 19. Jahrhundert gegründet worden wären. Die Vergangenheit ist versunken und hat eigentlich nur noch historischen Affektionswert. Und so ist Freiburg nicht mehr die Universität von Oberösterreich, sondern des badischen Oberlandes, die doch ebenso wie Heidelberg in der ersten Reihe der deutschen Universitäten steht.



BASEL
1460

In der großen Konzilperiode hat die Stadt Basel eine bedeutsame Rolle gespielt. Noch heute ist ihr Archiv für die Konzilgeschichte und damit auch für die Reformgeschichte der Kirche von allergrößter Bedeutung. Fanden sich doch einst dort die kirchlichen und gelehrten Größen der ganzen Christenheit zusammen, um über Heil und Wohl der Kirche zu tagen und die Stadt wurde so an einen hohen, nicht bloß geistlichen, sondern auch geistigen Betrieb gewöhnt. Als das Konzil geschlossen und die Teilnehmer sich wiederum nach anderen Ländern verloren, verlangte daher die Stadt selbst nach einem Ersatz. Solcher aber konnte nur gegeben werden dadurch, daß man Basel zum Mittelpunkte „wissenschaftlicher Arbeit" machte. Es wird der ewige Ruhm dieser Stadt und ihres Rates bleiben, daß sie aus diesen Gedanken heraus an die Gründung der Universität herangegangen ist. Daran ändert auch das Wort des Aenea Sylvio Piccolomini nichts, der die Stadt wenig wohlwollend charakterisiert hat. Gerade er war als Papst ausersehen, ihr die Stiftungsurkunde zu verleihen. Der 4. April des Jahres 1460 wurde als der Tag der Stiftung betrachtet und unter der Führung des Bischofs Johann von Venningen die Universität feierlich eröffnet. Es ist keine Frage, daß sich Basel damit große Opfer auferlegt hat, und wenn es auch zunächst sich um keine städtische Einrichtung handelte, so hat doch die Stadt durch ihre große Freigebigkeit, durch die Schaffung des Kollegiengebäudes, vor allem aber auch durch sonstige Stiftungen die Universität ermöglicht. Sie übte denn auch von Anfang an eine in der Tat sehr große Anziehungskraft aus, besonders dadurch, daß hier die Buchdruckerkunst eine Heimstatt gefunden hatte, wie kaum irgendwo anders, und auch die freien und schönen Künste hier eine ganz besondere Pflege genossen.

Freilich, dann kam die Reformation. Schon zum Beginn des 16. Jahrhunderts macht sich ein Erkalten des Interesses, ein Nachlassen der bis dahin so stattlichen Schülerzahl, trotz der internationalen Bedeutung der Universität geltend. Denn neben Deutschen haben sich Lehrer und Schüler von Paris,

Spanien und Holland hier versammelt und Italien lieferte der Universität die Juristen.

Bezeichnenderweise hat Basel nicht etwa Bologna oder Padua zum Muster genommen, sondern die gleichfalls von einer Stadt gegründete Universität Erfurt. Man kann indessen von einem tieferen Zusammenhang nicht reden. Denn weit mehr als dort hat hier der Kampf der Scholastiker untereinander, also zwischen den Nominalisten und den Realisten getobt, als wie fast schon zu gleicher Zeit der Kampf der Humanisten gegen die Scholastik überhaupt. Interessant aber ist das salomonische Urteil des Rates, der die Anhänger beider Parteien zuließ und den weisen Spruch fällte, daß die Stadt an der Grenze mehrerer Völker überhaupt keine Gelehrten abweisen solle, und daß man durch Vergleichung verschiedener Dinge ihren wahren Wert erkenne. Es sind zweifellos tiefverständige Gedanken, die sich hier zeigen, und man muß gestehen, daß dadurch doch eine Fülle von Anregungen gegeben und eine erste Blütezeit der Universität heraufgeführt wurde. Es lag, wie gesagt, in dem praktischen Sinne der Bürgerschaft, daß sie diejenige Kunst, die für die Gelehrsamkeit die wichtigste war, die Buchdruckerkunst, besonders pflegte, und daß dadurch Männer wie Erasmus direkt angezogen worden sind, welcher freilich mit der Universität nur in lockerem Zusammenhang stand, aber doch der Stadt, und rückwirkend auch der Universität, eine geradezu welthistorische Bedeutung gab. Es hat indessen auch sonst nicht an tüchtigen Männern gefehlt, unter denen wir vor allem Heinlin und Brandt nennen dürfen, die ganz gewiß Stadt und Universität zu hoher Ehre gereichten.

Es bildete sich nun freilich allmählich unter den jüngeren Humanisten eine andere scharfe Richtung aus, die gewissermaßen im Sinne der konziliaren Bewegung und in der Verschärfung derselben ihre Kritik auch nicht vor der Kirche Halt machen ließ. Wir sehen, wie hier Oekolampadius wirkt und eine ganze Reihe von bedeutenden Männern heranzieht, er, der selbst der Universität unendlich viel gegeben hat. Es herrschte denn auch zunächst ein in der Tat freudiger und guter Geist. Wir sehen die Humanisten hier durchpassieren und ein gastliches Heim finden. Wir sehen aber auch Männer wie den Geographen Glareanus und Bonifazius Amerbach, den Freund des Erasmus, wirken. Zu besonderer Bedeutung aber gelangt Thomas Wyttenbach, der Lehrer Zwinglis.

Indessen war der Augenblick da, wo der Humanismus gewissermaßen in die Reformation übergehen mußte, wenn er nicht von ihr sich abwenden, oder ihr gar feindselig gegenübertreten wollte. So brachte denn die neue Richtung gerade in Basel schwere Konflikte. Denn die volle Konsequenz auf eine völlige Umgestaltung der Kirche wollten sie nicht ziehen. Aber wenn die Professoren zögerten, die Stadt selbst ließ sich nicht halten. Im Jahre 1529 wurde vom Rate die Reformation erzwungen und die Folge war, daß der größte Teil der Professoren die Universität verließ. Damit schien deren Ende gekommen. War sie doch trotz allem das Kind der Stadt, und die Stadt selbst hielt sich denn auch für Herrin und Erbin der Universität. Sie hatte sofort



Daniel Bernoulli

Professor der Physik (früher der Anatomie und Botanik) in Basel
geb. 29. Januar 1700 in Groningen
gest. 17. März 1782 in Basel

Aus dem „Corpus imaginum" der Photographischen Gesellschaft Berlin

sich des Szepters und der Siegel bemächtigt und gegen jede Verlegung der Hochschule, an die wohl gedacht worden ist, Protest eingelegt. Aber vom 1. April 1529 bis zum 15. September 1532 konnte von einer Wirksamkeit der Universität keine Rede sein. Erst in diesem Jahre tritt sie wieder in Erscheinung. Die ursprüngliche Form wurde beibehalten, aber der päpstliche Freibrief von 1460 galt als erledigt und an seine Stelle wurde ein Edikt gesetzt, das am 15. September als das neue Gesetz der Universität bekannt gegeben worden ist. Wir besitzen den Wortlaut und müssen sagen, daß dieses Statut in der Tat klar und bestimmt ist, aber geradezu eine Neugründung der hohen Schule bedeutet. Gewiß waren die korporativen Rechte, wie sie durch die päpstliche Verleihung geschaffen waren, erledigt. Denn der Rat fühlte sich als Träger auch der obersten kirchlichen Gewalt und übte über die Universität sein volles Recht aus. So war sie eingestellt in die Neuordnung der Dinge dieses Staates überhaupt. Freilich ergab sich mit Notwendigkeit, daß nach und nach wiederum eine Reihe der von der Stadt für sich eingeforderten Rechte der Universität zurückgegeben werden mußten. Aber diese war mehr als jede andere eine protestantische geworden. Keiner durfte Lehrer werden, der sich nicht zum Glauben der Stadt bekannte, und noch mehr, er mußte auch an der öffentlichen Abendmahlsfeier teilnehmen. Trotzdem konnte man sich nicht entschließen, dem Bischof das Kanzleramt zu nehmen, und so blieb der merkwürdige Fall bestehen, daß ein katholischer Bischof Kanzler einer ausgesprochen protestantischen Universität war.

Es war keine Kleinigkeit für die Stadt, mit all diesen Rechten auch die notwendigen Pflichten zu übernehmen, aber sie hat alles getan, was möglich war, und so Eines erreicht, daß alsbald die Universität einer neuen Blüte entgegen ging. Wir sehen, wie Oekolompadius weiterhin eine Reihe von Männern gewinnt, wie Grynäus, Paul Fuge und ganz besonders Sebastian Münster. Und die bedeutenden Lehrer zogen bedeutende Lehrer an: so eröffneten vor allem Felix Plater seine Tätigkeit, um Basel den Ruf einer der glänzendsten medizinischen Fakultäten zu verschaffen. Auch Johannes Buxdorf, der vor allem ein Kenner der rabbinischen Literatur war, hat hier eine glänzende Rolle gespielt, freilich nicht, ohne daß er von seiten der Stadt deren Engherzigkeit zu fühlen bekam. Es ist sozusagen eine kleinstädtische Idylle, die sich hier abspielte. Er hatte die Bewilligung erhalten, als Korrektoren seines hebräischen Bibelwerkes zwei Juden anzustellen, die lediglich mit dieser Arbeit beschäftigt werden sollen. Aber nun gebar die Ehefrau eines dieser Korrektoren einen Sohn und dem Vater wurde von dem Oberratsdiener, der bis in das 19. Jahrhundert herein die Gerichtsbarkeit über alle aus- und einwandernden Juden in Basel hatte, die Erlaubnis erteilt, die Beschneidung des Kindes in Basel vornehmen zu dürfen. Nun wohnte Professor Buxdorf dieser Zeremonie bei, ebenso sein Schwiegersohn, der Buchdrucker König und auch der Oberratsdiener selbst. Darüber geriet der Rat in Zorn, und so wurde denn Buxdorf zu einer Strafe von 100 Gulden wegen verbrecherischen Zuschauens verurteilt. Denn der Begriff der Aufklärung ist im Grunde ge-

nommen nur ein leerer Wahn. Aber trotzdem blieb er in Basel und hat sich auch nicht durch sehr vorteilhafte Berufungen nach Leyden und Saumur verlocken lassen. Auch die Glieder der Familie Grynäus sind wohl nach auswärts verzogen, um in Tübingen und Heidelberg die Reformation durchzuführen, aber sie sind doch nach ihrem Basel zurückgekehrt. So steigerte sich denn auch die Zahl der Zuhörer zusehends, und in den Jahren von 1586—1660 haben nicht weniger als 6015 sich in die Matrikel eingetragen. Diese weist überdies eine Fülle von glänzenden Namen auf, ein Zeichen, daß Gelehrte und der Adel aller Nationen, zumal der deutschen, gerne diese Hochschule besucht haben, darunter viele, die, wenn sie auch damals dort weniger Bedeutung fanden, von ihrem späteren Ruhm einen gewissen Schein auf Basel haben zurückleuchten lassen. So vor allem Theophrastus Paracelsus, der einst wegen einer Kränkung die Stadt verlassen hat. In der Tat gehörte Basel zu den blühendsten und bedeutendsten Universitäten Deutschlands. Rührend ist das Lob, das Johannes Grynäus 1582 ihr erteilt. Es ging denn auch ein vornehmer Zug durch die Studentenschaft, der im gewissen Sinne auf die Professoren selbst zurückgewirkt hat. Freilich war die Lage der Stadt eine außerordentlich günstige, und ihr Verhältnis zu der schweizerischen Eidgenossenschaft, aber auch zum Deutschen Reich, kam ihr nach jeder Richtung hin zugute. Und die Quellen erzählen, daß Basel damals der Freude und dem Frauendienst im besten Sinne des Wortes diente und die Schönheit der Frauen viele anzog.

Freilich, der Reformation folgten die großen Kriege, und zwar kamen für Basel die Hugenottenkriege ebenso in Frage wie der Dreißigjährige Krieg. Zunächst blieb Basel freilich vollkommen verschont und war neutrales Gebiet, auf das sich sehr viele flüchteten. Aber für die Universität konnte weder aus Frankreich noch aus Deutschland der rechte Zuzug erfolgen. Alles wandte sich dort anderen Dingen zu, denn dem Studium. Es muß ja überhaupt gesagt werden, daß die Reformation als solche, trotzdem ihr zuliebe eine ganze Reihe von Universitäten gegründet worden ist, dem eigentlichen Geiste der Universität völlig abhold war und nur die großen Folgerungen, die man aus Luthers Lehre zu ziehen vermochte, vielleicht noch mehr aus denen Zwinglis und Calvins, haben dem Geist der Forschung neue Kräfte gegeben. Luther wäre, wenn er heute erstünde, zweifellos nicht nur unbedingter Gegner jeder historischen Forschung, sondern auch der Forschung auf allen Gebieten der spekulativen und der Natur-Wissenschaften. Wie hätte denn auch eine Hochschule weitergedeihen können, wenn überall dem bisherigen Blühen und Gedeihen ein jäher Absturz folgte und schließlich nichts übrig blieb als ein weitgedehnter Kirchhof. Basel tat, was es konnte. Es zog neue Gelehrte an die Universität, vermehrte die Gebäude, kaufte ganze Sammlungen, wie die Amerbachsche, an und legte dadurch den Grundstock zu jenen glänzenden Sammlungen, die heute noch seine Zierde bilden. Wir sehen, wie die Universität dann weitervegetierte. Doch immer fand sich eine Kraft, die anzuziehen vermochte, so der Theologe Samuel Wehrenfels, der auch in Deutschland und

selbst in England hohes Ansehen genoß. Auch der Jurist Johann Rudolf Turneysen, der Jubiläumsrektor von 1760, war ein Mann von hoher Bedeutung, dessen juristische Abhandlungen heute noch nicht veraltet sind.

Köstlich ist, daß Basel seinen Vorrat an Professoren selbst zu decken suchte und zu decken vermochte. Eine ähnliche Reihe von wissenschaftlichen Dynastien sind wohl an keiner Universität zu finden, wie die der Familie Bernoulli, die nicht weniger als acht Mathematiker hervorgebracht, von denen fünf als Basler Professoren gestorben sind, die aber auch im Ausland sich hohen Ruhm erworben haben. Einer derselben ist auf einer Forschungsreise in Petersburg in der Newa ertrunken. Doch das System war gefährlich von Anfang an und es mußte der Augenblick kommen, wo Basel völlig von dem Zusammenhang mit der Entwicklung der deutschen Hochschulen ausgeschlossen wurde. War es doch so weit gekommen, daß man über die Berufungen nicht mehr abstimmen lassen konnte, weil dadurch „im Rat und in der Regenz“ Zwistigkeiten aller Art entstanden wären, so daß man unter den ausgewählten drei Spitzenkandidaten das Los entscheiden ließ. Gewiß hatte das seine Schäden. Auch das Vorrücken von einer Professur zur anderen mußte natürlich eine üble Wirkung tun. Und so war es kein Wunder, wenn, zumal seit der dritten Säkularfeier, Männer wie Isaak Iselin auf Reform und Reorganisation der Universität drangen.

Indessen kamen andere Anregungen gewaltsam von außen. Die französische Revolution pochte auch an die Mauern von Basel, das mitten zwischen den Ereignissen und Kämpfen stand. Darunter litt vor allem die Universität, die nur durch eine volle Restauration zu retten war. Im Jahre 1813 hat man sie rücksichtslos durchgeführt. Die Privilegien und Statuten wurden aufgehoben und die Universität war jetzt nichts anderes als eine Schule neben anderen. Aber es ist doch ein starker und aus einem gesunden Gemeinwesen heraus sich entwickelnder Zug auch in diese Verhältnisse gekommen. Die Universität blühte wieder auf und der Rat der Stadt hat es verstanden, nicht bloß Männer an die Spitze des Erziehungswesens zu stellen. sondern auch in den Berufungen sicher und glücklich vorzugehen. 1818 wurde gewissermaßen die Neuorganisation zu Ende geführt. Und nun sehen wir, wie Basel von neuem aufzublühen beginnt. Man hat jetzt nicht mehr aus den Geschlechtern allein gewählt, obwohl die Basler Söhne immer wieder eine gewisse Berücksichtigung gefunden und zweifelsohne auch verdient haben. Aber es sind doch eine ganze Reihe von hervorragenden deutschen Gelehrten nach Basel gekommen und haben dort in schweren Zeiten auch als Flüchtlinge eine neue Heimat und einen neuen Wirkungskreis gefunden, so de Wette, den man daheim so schlecht behandelt, ist dort mit offenen Armen aufgenommen worden und gereichte eine Zeitlang der Universität zu höchster Zierde.

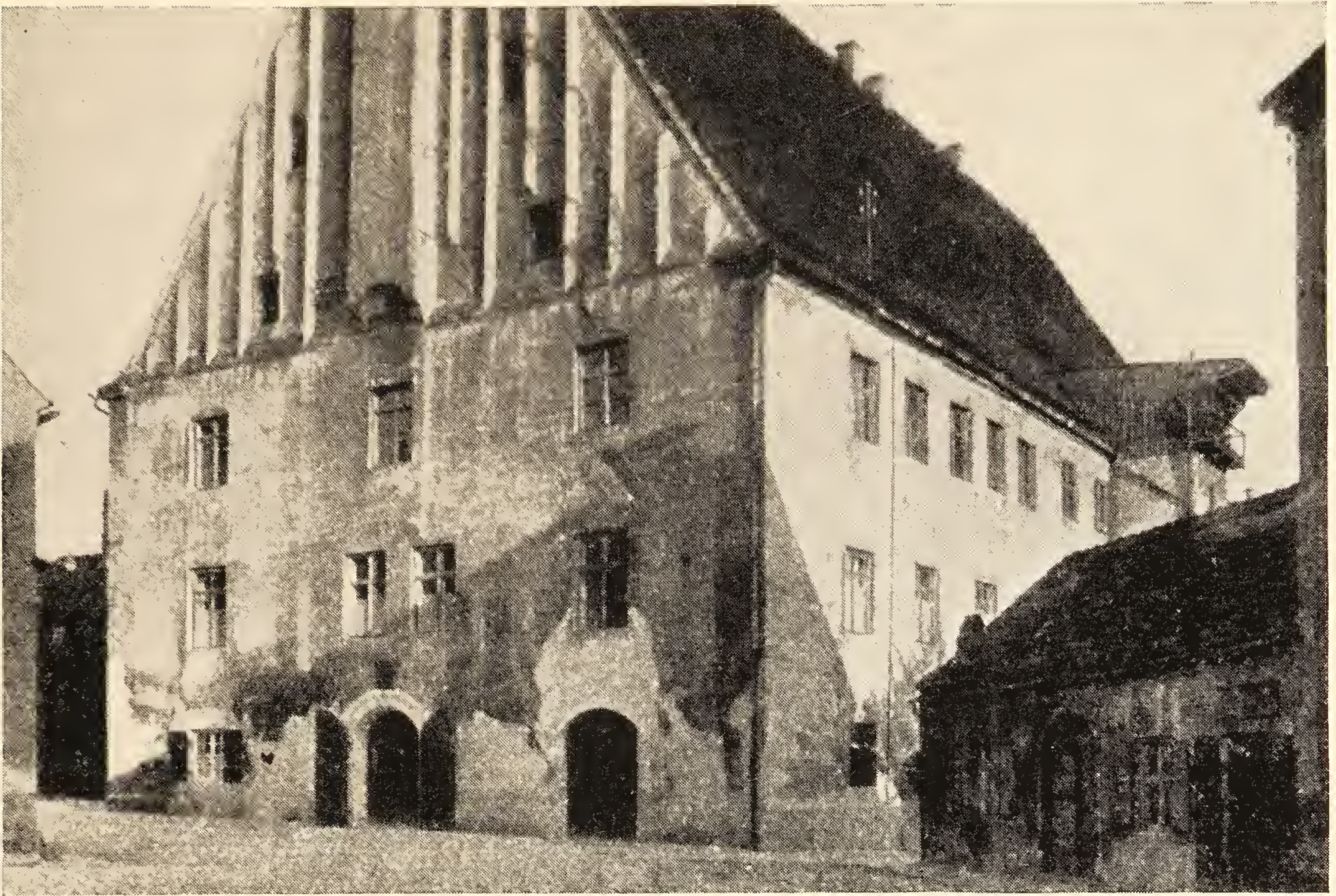
Gewiß hat die Stadt Basel selbst in ihrer Bedeutung eingebüßt als im Jahre 1833 durch die Eidgenossenschaft die Trennung von Stadt und Landschaft durchgeführt worden ist. Ihre Mittel wurden beschränkt und sogar sehr schmal. Aber da griff doch die Bürgerschaft in glänzender Weise ein und hat

ganz von selbst die Mittel durch die Gründung einer Art von Universitätsschutzverband geschaffen, wie er heutzutage von allen deutschen Hochschulen angestrebt wird und Amerika in so großzügiger Weise ihn ausgebildet hat. Und so sind nicht bloß immer Männer von Bedeutung berufen, sondern auch Institute gegründet, Laboratorien geschaffen worden, die zu den großen und bedeutenden Arbeiten, die gerade hier vollführt worden sind, die notwendige Grundlage bildeten. Es darf nicht vergessen werden, daß in Basel Schönbein seine Versuche über das Ozon und über die Schießbaumwolle gemacht.

So hat man denn alle Hemmnisse beseitigt, den Fakultäten größere Freiheit gegeben und den Raum und die Mittel zu voller wissenschaftlicher Entfaltung. Die letzten Eierschalen der mittelalterlichen Stiftung wurden abgestreift, aber auch die letzten Reste jener Statuten aus der Reformationszeit beseitigt, und damit kam Basel selbst wiederum auf eine gewisse Höhe. Nichts ist interessanter als die Verhandlungen zu lesen, die sowohl von Gelehrten selbst als von den Vertretern der Stadt über die Berufung, die Wirksamkeit und den Abgang Friedrich Nietzsches geführt worden sind. Und in der Tat ist die Zeit in Basel für diesen bedeutenden und doch so tragischen Charakter von großem Einfluß gewesen. Zuerst gelobt und gehoben, dann aber erfüllt von dem Gefühl, beengt und verfolgt zu sein, mehr als es in der Tat der Fall war, suchte er der Enge einer Fakultät, der er längst entwachsen war, zu entfliehen.

Nicht minder bedeutungsvoll aber war, daß einer unserer größten deutschen Philologen und Altertumskenner, der wie kaum ein anderer in die Schriften der griechischen Poesie hinuntergetaucht ist und uns sein unsterbliches Buch „Psyche“ hinterlassen hat, dort wirkte — Erwin Rohde, der dann, nach Heidelberg berufen, dort freilich allzu früh vom Tode abberufen worden ist. Eine der merkwürdigsten und tiefgehendsten Erscheinungen in dem deutschen Professorentum. Aber einen ganz besonderen Charakter hat der Universität Basel ihr eigener Sohn Jakob Burckhart verliehen, der für die deutsche Wissenschaft einer der eigenartigsten und sympatischsten Träger geworden ist. Es muß ja gesagt werden, daß er von der französischen Schule ausgegangen ist. Aber er hat mit so echt deutschem Gelehrten- und Kunstsinn die Zeit der Renaissance erfaßt und von ihr die letzten Schleier, die sie noch verhüllten, hinweggezogen. Keiner war vielleicht in Basel so populär wie er. Und sein Bild lebt weiter: wie er an stillen Nachmittagen über die Rheinbrücke ging, um in einem bescheidenen freundlichen badischen Weinhaus seinen Schoppen zu trinken, immer liebenswürdig und doch verschlossen, immer still und doch stets anregend! Er war wie Gottfried Keller für Basel die Persönlichkeit, die gewissermaßen der Universität wie der Stadt den Charakter gegeben hat.





Ehemalige Universität Ingolstadt



Anatomisches Theater mit botanischem Garten in Ingolstadt

MÜNCHEN

INGOLSTADT-LANDSHUT-MÜNCHEN

1472

Das Wittelsbachische Haus hatte mit der Gründung der Heidelberger Universität im Jahre 1386 die erste hohe Schule auf dem eigentlichen deutschen Gebiete geschaffen. Es sollte fast ein Jahrhundert dauern, bis die bayerische Linie dazu kam, eine Landesuniversität zu gründen. Und zwar unter ganz anderen Verhältnissen, als die Stiftung der hohen Schule am Neckarufer erfolgt war. Als Ludwig der Reiche den Gedanken dazu faßte, hatte sich die Welt im wesentlichen gewandelt. Von Italien her strömte ein anderer Geist. Aus Mailand und Venedig kam etwas von dem Wesen der politischen Renaissance über das bayerische Herrschergeschlecht, und Verwandtschaften mit Mailand haben diesem Hauche besondere Stärke verliehen. Und von der Blüte von Florenz unter den Medici erzählten die deutschen und auch die bayerischen Kaufleute, die dort heimisch wurden, wie sie es im „Fondaco dei Tedeschi“ in Venedig schon längst waren. Aber für die Gründung der Universität war vielleicht vor allem das Aufblühen der Wiener von Bedeutung und das Beispiel, das der Kaiser Maximilian I. als Mäzen gab, und nicht zuletzt der Einfluß des Papstes Pius II., der als Enea Sylvio in Deutschland viel gereist war und großen Einfluß geübt hatte. Er erteilte denn auch dem reichen Fürsten die Bulle und zwar in jenem eitlen persönlichen Ton, der ihm als einem Vorläufer der Humanisten eigen war. Er wies ausdrücklich auf das Wiener Muster hin, war aber in finanzieller Hinsicht weniger knauserig, indem er mehr Zugeständnisse von Pfründen und Kanonikaten machte, als viele seiner Vorgänger.

Die Wahl des Herzogs fiel auf Ingolstadt. Die Ursache, daß er diese Stadt an der Donau erwählte, ist wohl vor allem auf das Vorhandensein von geeigneten Gebäuden zurückzuführen und doch auch darauf, daß Ingolstadt eine der vielen kleinen bayerischen Residenzen war. Die Lage an sich war natürlich eine wenig erfreuliche und wenig anmutige. Immerhin floß die

Donau vorüber und es entsprach dem Geiste der Zeit, Gründungen an Strömen vorzunehmen. Die Gründung verzögerte sich infolge der Kämpfe zwischen Kurfürst Albrecht Achilles und Kaiser Friedrich III. Aber im März 1472 war die Universität mit einer für damalige Zeit immerhin stattlichen Jahresrente von 2500 Gulden geschaffen. Es hieß, sie solle dieselben Ehren haben wie Athen, wie Bologna und wie Wien. Und sie begann ihr Dasein in der Tat mit 23 Professoren. Man hatte also weder Mühen noch Kosten gescheut, sie ins Leben zu rufen, und Professor Dr. Krymann konnte bis zum 25. Juli des Jahres 1472 nicht weniger als 489 Studierende immatrikulieren.

Das war ein glänzender Anfang. Freilich müssen sich allerlei Gegensätze schon damals herausgebildet haben. Denn man hat bereits im Juni sechs Studierende exkludiert, und zwar einen wegen einer Schmähschrift gegen den Herzog Ludwig selbst. Am 26. Juni erfolgte in Anwesenheit des Herzogs Georg die feierliche Eröffnung, bei der der herzogliche Rat Martin Maier die Festrede hielt, schwülstiger als es eigentlich in der dafür so geneigten Zeit sonst der Fall war. Im folgenden Jahre wurde die erste Promotion in sehr feierlicher Weise begangen, indem der Herzog selbst ein Festmahl gab. Die Universität erhielt sofort ihre Einteilung in die vier bekannten Fakultäten und eigene Gerichtsbarkeit. Die Statuten waren sehr streng und wurden noch strenger gehandhabt und zwar aus einem ganz bestimmten Grund: dem Rektor fiel nämlich der vierte Teil der Strafgelder zu und so wurde dieses Recht von den jeweiligen Rektoren in durchaus eigensüchtiger Weise ausgeübt und der Magnificus schmunzelte wohl über jeden Fall. Denn auch diese Universität wurde wie alle anderen auf den fiskalischen Gesichtspunkt eingestellt. Das lag in dem Geiste der Zeit. Doch sehen wir aus den Bestimmungen für die theologische Fakultät doch das Bestreben, unlautere Elemente von der Hochschule fernzuhalten. Sonst war eigentlich alles wie an den übrigen, so vor allem in Wien. Die juristische Fakultät war schon einigermaßen auf die Bedürfnisse des Staates eingestellt. Die medizinische begann mit drei Professoren ihr Dasein und ihren Schülern wurde vor allem ein Verbot eingeschärft, nämlich die „Gemeinschaft mit Pfuschern, namentlich jüdischen Bekenntnisses“, zu meiden.

Die philosophische Fakultät übernahm die Wiener Statuten und bestand eigentlich aus zwei Fakultäten mit je einem eigenen Dekan. Sonst war alles wie an den anderen Hochschulen. Man war über Aristoteles und die Scholastik noch nicht hinausgekommen und auch nicht über den Lehrbetrieb, der, von Paris stammend, zwar etwas revidiert worden war, aber nun doch in gleicher Weise gehandhabt wurde wie ehedem. Die Studenten hausten in den Bursen. In Privatwohnungen durften nur die Reichen wohnen, die mit einem eigenen Magister ankamen, und die armen Studenten, die deren famuli waren. Und natürlich die Ingolstädter Bürgerssöhne. Von einer bloßen Landesuniversität kann man trotzdem nicht sprechen. Denn von allen Seiten strömten die Hörer zu: aus Württemberg, Hessen, Thüringen und Sachsen, aus Österreich und der Schweiz, bald aber auch aus Frankreich, Schweden, Polen, Ungarn und Italien.

Einen besonderen Passus in den Statuten bildete das Waffenverbot für die Studenten, das schon im Jahre 1507, in der neuen Ordination des Herzogs Albrecht IV. auf die Professoren ausgedehnt wurde, bei diesen freilich nur für den Besuch der Senatsitzung. Sonst ist eigentlich wenig aus dieser Zeit zu berichten. Nur von dem Verbot von Injurien aller Art von seiten der Professoren in den Sitzungen! Es muß also dort sehr stürmisch zugegangen sein. Dann erschien in den Neunziger Jahren der Humanist Konrad Celtes, der jedoch nach kurzer Zeit Ingolstadt wieder verließ. Die Luft dort behagte ihm nicht und der Geist, der dort herrschte und eine ganz besondere Ausartung in der „Depositio" zeigte, machte ihm wenig Freude.

Aber die Universität gedieh. Herzog Ludwig der Reiche stiftete im Jahre 1494 das Collegium Georgianum als Heimstatt für arme Studenten, die allmählich wuchs und aus der das heutige Priesterseminar hervorgegangen ist. Aber von Anfang an spielen in den Akten der Universität die Klagen über Mißbräuche die Hauptrolle. Nicht bloß von seiten der Studenten. Auch der mangelnde Fleiß der Professoren wird gerügt und Albrecht IV. hat in seiner „Ordination" einen Abzug an der Besoldung für unentschuldigt unterbliebene Vorlesungen festgesetzt. Dazu kam es zu großen Streitigkeiten zwischen Universität und Magistrat. Der Rat der Stadt Ingolstadt hat sogar eines Tages Rektor und Senat der Universität vor sich geladen. Die Antwort lautete freilich: „Der Rat möge sich nur selbst zum Rektor bemühen."

Aber diese kleinen und kleinlichen Streitigkeiten, die schließlich an jeder Universität eine gewisse Rolle gespielt, traten zurück gegenüber den schweren Konflikten, in welche die Universität bei Losbruch der Reformation geriet und in welche Ingolstadt im Grunde das ganze Reich gebracht hat. Die Ursache lag vor allem in einer Persönlichkeit, deren Berufung von Freiburg im Jahre 1510 als ein unseliger Schritt betrachtet werden muß: des Professors Johann Eck, der mit seinem Schüler Balthasar Hubmaier erschien, einem Manne, der sich freilich bald von seinem Lehrer getrennt hat und in Wien später als Ketzer verbrannt worden ist. Aber noch ehe Johann Eck seine Fehde mit Martin Luther begonnen, hatte er die Artisten-Fakultät schwer aufgewühlt. Der Geist in derselben war nichts weniger als friedfertig und in dem Streite des Professors Philipp Locher gegen den Kollegen Zingel steigerte sich der Ton ins Ungemeine. Der eine beschuldigte den anderen als „verrückten Greis", als „giftgeschwollene Natter", als „gehörnte Bestie", als „das Verbrechen des Jahrhunderts". Trotzdem war dieser Locher ein begabter Philologe und kein unbedeutender Dichter. Die Universität hat ihn, nachdem er auf kurze Zeit nach Freiburg gegangen, wiederum zurückgerufen. So ist es kein Wunder, daß Persönlichkeiten wie Aventinus, der Schöpfer der bayerischen Geschichtsschreibung, und eine der sympathischsten Erscheinungen der Epoche, es nur kurze Zeit in Ingolstadt ausgehalten haben. Freilich hat er trotzdem die Spuren seines Wirkens zurückgelassen in der Gründung der „gelehrten Gesellschaft". Wie sehr auch er unter dem Geiste der Universität litt, mag bezeugen, daß er im Jahre

1528 wegen Bruch des Fastengebots zu elf Tagen schweren Kerkers verurteilt wurde.

Aber mehr und mehr wußte Johannes Eck die Führung der Universität zu übernehmen und sie in den Kampf gegen Martin Luther hineinzuhetzen. Den Thesen des Wittenbergers setzte er seine 18 Gegenthesen entgegen, die er bei der berühmten Leipziger Disputation im Jahre 1519 verwertet hat. Als er zurückkehrte, sah sich die Universität veranlaßt, ihm für seine hohen Verdienste eine Remuneration zuteil werden zu lassen. Noch verhielt sich die Regierung durchaus neutral. Aber Eck reiste nach Rom und kehrte als päpstlicher Protonotarius mit der Bulle Leo X. zurück, welche die Universität zu publizieren beschloß, während Luther sie ganz einfach verbrannt hat. Aber Eck trat seine zweite Romreise an und bei seiner Rückkehr veranlaßte er die Regierung zum Einschreiten gegen die neue Ketzerei. Die Folge war das erste Religionsedikt gegen Luther und die Fanatisierung der Universität, die sich nun mit Ketzergerichten und Denunziationen gegen ihre eigenen Leute befaßte. So wurde der Magister Seehofer, weil er die Briefe des Plautus gemäß dem Kollegheft Melanchthons erklärte, dem Herzog zur Bestrafung überwiesen und zum Widerruf vor dem Senat der Universität gezwungen und dann in das Kloster Ettal gebracht. Es häuften sich die Fälle und seit dem Jahre 1523 erfolgten direkte Verurteilungen von Ketzern und Auslieferungen von Priestern und Laien an die Behörden. So ward der erste Ketzer in München auf Grund eines Gutachtens des Ingolstädter Professors Burkhard hingerichtet. Johann Eck hat selbst verschiedene auf dem Gewissen. Und doch hatte er einen Augenblick geschwankt, als der Kaiser seine Widerlegung der Augustana ignoriert hatte, und sich Melanchthon angeboten, ja bereit erklärt, Protestant zu werden, wenn man ihm seine Versorgung garantiere. Das konnte und wollte man nicht und so trat er im Jahre 1521 in Worms wiederum gegen Melanchthon auf. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, wenn die Universität in Verfall geriet, trotz der neuen Statuten von 1522, die vielleicht gerade wegen ihrer Strenge den Zulauf der Universität gemindert haben.

Dazu kam, daß im Jahre 1539 Ingolstadt Festung wurde. Damit hebt ein neues Kapitel an. Es war klar, daß die Begriffe Universität und Festung an und für sich wenigstens in damaliger Zeit nicht vereinbar waren. Zu den Gegensätzen zwischen Hochschule und Bürgertum kamen neue zu der Besatzung. Ferner minderte der Aufwand für die Festung und deren Bauten die Mittel für die hohe Schule. Papst Paul griff zwar im Jahre 1548 ein. Aber der Ertrag seiner Zuweisung eines vollen Zehnts kam der Universität nicht zugute, sondern floß einfach in die Landschaftskasse, die diesen anderweitig verwendete. Gelehrte kamen und gingen. Wir sehen Reuchlin ein Jahr lang wirken, wir sehen den berühmten Mathematiker Petrus Appianus dort erscheinen. Aber der Zustand war doch ein armseliger und wurde durch die religiöse Unduldsamkeit der Professoren allmählich unerträglich.

Da gingen ihnen mit einem Male die Augen auf. Im Jahre 1549 kamen die Jesuiten. Und zwar waren es zunächst drei Persönlichkeiten, die den ein-

heimischen Gelehrten weit überlegen waren: Claudius Jagius, Alfons Salomon und Petrus Canisius. Sie wurden festlich empfangen. Aber die Gründung eines Kollegs gelang ihnen zunächst nicht. Da griff Kaiser Ferdinand, der Schwiegervater Herzog Albrechts V., ein und forderte von diesem die Gründung eines Jesuitenkollegiums in Ingolstadt. Dieser zögerte zunächst, leistete aber dann doch Gehorsam und im Jahre 1555 wurde unter Leitung des Petrus Canisius das „Collegium theologicum" eröffnet. Es war dies durch das persönliche Eingreifen des Ordensgründers ermöglicht. Ignatius von Loyola schickte sechs Patres und zwölf Alumnen, von denen zwei als Professoren der Universität eingegliedert wurden, während die übrigen sich mit der Erziehung der Knaben beschäftigten. Nun erkannten die Professoren die ihnen drohende Gefahr und nahmen den Kampf auf. Aber schon war es zu spät. Die Überlegenheit des Ordens über die bisherigen Lehrer trat deutlich hervor, und wenn auch ein Mann wie Professor Eberhard in klarer Weise seine Beschwerden zu formulieren wußte, die Regierung und vor allem der Herzog waren längst in den Händen der Jesuiten. Jener wagte wohl zu sagen, die Jesuiten seien das Verderben der Hochschule und führten den Kampf mit ganz merkwürdigen Mitteln. Aber diese erklärten wiederum, daß sie allein die Universität halten könnten. Und wie die Dinge lagen, hatten sie auch bis zu einem gewissen Grade recht. So ging der Streit weiter, bis der Herzog selbst eingriff, freilich ohne dabei einen großen Erfolg zu erzielen. Die Angelegenheit war unrettbar verfahren. Wohl klagte die Universität, daß die Jesuiten sie zwar als Haupt, aber nur als abgeschlagenes Haupt gelten lassen wollen, und der Rektor sei nichts anderes als wie der Sesselkönig Chilperich, ein Schaustück, um dann mit geschorenem Haupte vom Papst davongejagt zu werden.

Schließlich aber überspannten die Jesuiten im Jahre 1573 den Bogen und die Regierung stellte sich auf die Seite der Universität. Zwei Jesuitenpatres wurden aus Senat und Fakultät ausgeschieden, siedelten sich aber in München an. Die Folge war, daß Ingolstadt die Ungnade des Herzogs fühlen mußte und bereits im Herbst 1575 sandte der Senat eine Deputation nach München, die um die Rückkehr der Jesuiten bat. Und nun konnten diese aus dem inzwischen fertiggestellten Kollegium sechs Professoren nach Ingolstadt überführen, von denen drei in die artistische Fakultät und drei in das theologische Pädagogium eintraten. Als nun im Jahre 1579 Albrecht V. starb, da schien für einen Augenblick der Kampf zu ruhen. Aber dann erfolgte trotz mancher Bedenken, die auch in der herzoglichen Regierung aufgestiegen waren, im Jahre 1585 die Übertragung der theologischen Fakultät für ewige Zeiten ausschließlich an die Jesuiten. Statuten, Kasse und Siegel mußten ihnen ausgehändigt werden. Das war ein voller Sieg der nach einem dreißigjährigen Krieg voller Prozesse und Beschwerden nunmehr von den Jesuiten gewonnen war. Pius IV. hatte außerdem durch die Forderung des Eides auf das „Tridentinum" schon im Jahre 1564 der Universität eine neue Richtung zu geben gewußt.

Somit beginnt mit dem Jahre 1588, wo diese Dinge zur Vollendung gekommen waren, eine ganz eigenartige Periode der Universität. Sie war eine Jesuitenschule geworden und ganz den Bestimmungen des Ordens angepaßt. Das schloß nicht aus, daß viel Bedeutendes von den Gliedern des Ordens geleistet wurde, wie ja überhaupt der Kampf mit den Jesuiten nicht nach den alten Prinzipien der Aufklärung darzustellen ist. Persönlichkeiten wie Petrus Canisius waren ganz zweifellos von lauterster Art. Auf der anderen Seite war doch der Geist, der sich dort ausgebildet hatte, ein anderer, als er sich mit den Prinzipien einer Hochschule vertrug. Das hat auch Herzog Maximilian I. richtig erkannt, der ja selbst ein Jesuitenschüler war und unter dem die Jesuiten den Ausschluß der ihnen untauglich erscheinenden Studenten forderten. Das war ein zweifellos unberechtigtes Übergreifen in die juristische Fakultät und die Klage der älteren Studenten über die Bedrückung durch die Jesuiten, die in einer Eingabe vom Jahre 1609 zum Ausdruck kam, bestand zweifellos zu recht. In dieser Eingabe hieß es von der Universität: „Deficit, Deflorescit, decrescit Universitas“. Nun wurde im Februar 1611 von der Regierung eine Kommission berufen, in welcher ein haßerfüllter Ton auf beiden Seiten hervortrat. Es wurde ausdrücklich erklärt, daß die Universität ebenso degeneriere wie die Jesuitenschulen in Dillingen und Graz. Die Jesuiten übertrieben weit weniger als ihre Gegner, welche sagten: seit der Teufel die Jesuiten hat gen Ingolstadt gebracht, sei kein Glück mehr da, sei auch nichts zu wünschen, als daß eben der Teufel sie wieder hinwegführe. Die Regierung konnte sich zu keinem entscheidenden Vorgehen entschließen und so wurde schließlich trotz allem die Exklusion der Studenten zugestanden. Darauf erwiderte die Universität: „Das Wort Jesuit sei so verhaßt, daß niemand seine Söhne in eine Universität schicken wolle, wo dieser Orden allgewaltig sei.“ Und nun erlitten die Jesuiten tatsächlich eine Niederlage. Herzog Maximilian schwächte das Exklusionsrecht dadurch, daß er in allen Fällen die Appellation an den Senat und die Landesregierung festsetzte.

Dann kam der Dreißigjährige Krieg und brachte im Jahre 1632 die Belagerung durch Gustav Adolf. Tilly war im Hause eines Professors an seiner schweren Verwundung, die er bei Rain erlitten, gestorben. 1633 sah sich die Regierung veranlaßt, zur Verteidigung von Stadt und Festung gegen den heranziehenden Herzog von Weimar die Studenten einer Konskription zu unterwerfen. Dann wurde im folgenden Jahre die Universität infolge des herrschenden ungarischen Fiebers auf acht Monate geschlossen. Im übrigen war es erstaunlich, wie noch während des Krieges 300 Hörer in Ingolstadt sich fanden, freilich meistens Ausländer, und zwar Österreicher, Engländer, Dänen, Italiener, Spanier und selbst Russen. Es haben auch eine Reihe von Fürstlichkeiten aus dem bayerischen und dem habsburgischen Hause studiert. Ein Herzog von Mantua war selbst Rektor gewesen.

Aber die Fremden brachten einen neuen Geist der Unruhe und Luxus in die Stadt. Die Regierung sah sich veranlaßt, die Satzungen zu verschärfen,

vor allem gegen Waffentragen, Zweikampf, gegen die ganz besonders die Polen verstießen.

Es hat indessen auch jetzt nicht an tüchtigen und braven Männern gefehlt. So finden wir neben dem Juristen Waizenegger den Nationalökonomen Karl Manz und den Mediziner Besold. Auch den Dichter Jakob Balde. Freilich mangelte es auch nicht an verzweifelten Existenzen unter den Professoren selbst. Jedenfalls trug diese Periode den Stempel der Zeit. Und doch muß man sagen, daß trotz alledem der Gang der Studien, abgesehen von jenen acht Monaten der Belagerung, kaum unterbrochen worden ist. Kurfürst Maximilian I. war eben doch ein Fürst, der über Kriegsnöte und über seine unbedingte Anhängerschaft an den Jesuitenorden hinweg klar und sicher seinen Weg ging und auch die hohe Schule von Ingolstadt doch auf einer gewissen Höhe zu halten versuchte.

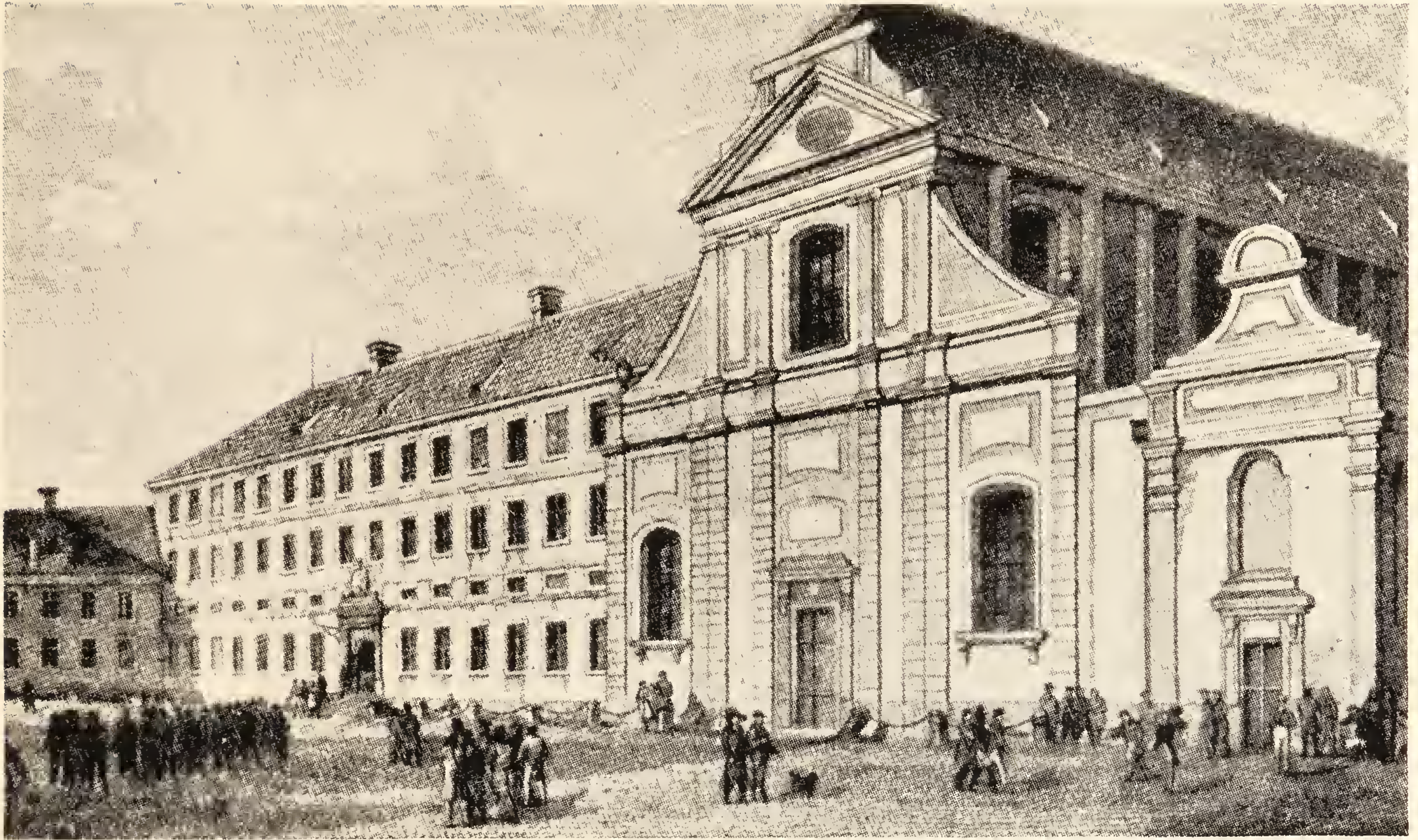
Dann „bestellte er sein Haus“. Ihm folgte sein Sohn Ferdinand Maria, für den noch dessen Mutter, Maria Anna die Regentschaft führte. Sie war von außerordentlicher Kirchlichkeit und gestand den Jesuiten sogar den Lehrstuhl für kanonisches Recht zu, wodurch diese auch in der Juristen-Fakultät heimisch wurden. Merkwürdig ist die Begünstigung der „Depositio“, gegen die sich die übrigen Glieder der Universität selbst mit Abscheu ausgesprochen, durch die Jesuiten. Der Senat erklärte im Jahre 1712, daß nur noch auf der Universität Dillingen und Ingolstadt diese in Brauch sei.

Es war die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges, in welcher Bayern nach der Schlacht am Schellenberg von den Österreichern besetzt war, und so wandten sich die Professoren an den Kaiser in Wien. Dessen Bescheid fiel gegen die Jesuiten aus. Aber diese wußten in dem „Cursus philosophicus“ sich immer mehr auszudehnen und dadurch das Fachstudium zu beeinflussen. Es war eine traurige Zeit. Im Jahre 1704 war die Universität geschlossen worden. Der Kaiser aber hat den Befehl dann wieder zurückgenommen, nachdem die Professoren ihm den Huldigungseid geleistet. Also war von 1705 bis 1715 Ingolstadt eigentlich habsburgische Universität. Erst in diesem Jahre erfolgte der Abzug der Österreicher, und nun konnte die hohe Schule wiederum ihrem angestammten Herrn Max Emanuel huldigen. Aber welches Bild bot sie jetzt dar! Alles war in Verfall. Eine unerhörte Korruption hatte die Professoren ergriffen. Ihr Lebenswandel bot den Studenten ein schlechtestes Beispiel. Dazu Zwiste mit dem Bischof von Eichstätt, mit dem Magistrat und mit der Militärbehörde! Dazu kam die peinliche finanzielle Lage. Die Besoldungen blieben im Rückstand und der Versuch von Reformen, der jetzt gemacht wurde, scheiterte an den gegebenen Verhältnissen. Immerhin sind die Namen Ignatz Roth und Dominikus von Bassus, vor allem aber Chr. Chlingensberg in Ehren zu nennen.

Aber die schlimmste Zeit schien überstanden. Allenthalben in deutschen Landen regte sich der Geist der Aufklärung. Auch bei den Jesuiten fanden sich ohne Zweifel Persönlichkeiten, die Tüchtiges leisten konnten und ernste wissenschaftliche Arbeit pflegten. Die Universität war denn auch im Laufe

der ersten Hälfte des Jahrhunderts wieder mehr frequentiert worden. Sie zählte jetzt etwa fünfhundert Hörer, als die politischen Bedrängnisse des Bayerischen Erbfolgekrieges die Existenz der Universität gefährdeten. Im Jahre 1742 war die Stadt von bayerischen und französischen Truppen besetzt und die Regierung beantragte die Übersiedlung nach Eichstätt. Aber Karl Albrecht lehnte ab und wäre nur für eine eventuelle Verlegung nach München gewesen, an die damals zum ersten Male gedacht worden ist. Aber dieser Sorge wurde er sehr rasch enthoben. Denn kurze Zeit darauf verfiel Ingolstadt wiederum den Österreichern. Maria Theresia bestätigte der Universität nach dem geleisteten Huldigungseid die Privilegien und die schweren Kontributionen, die ihr auferlegt waren, wurden erlassen. Dann machte der Tod des unseligen Kaisers Karl VII. dieser Lage ein Ende.

Und nun kam auch für Ingolstadt eine bessere Zeit. Maximilian III. war ein Fürst, der nach den unseligen Tagen und Projekten seines Vaters daran ging, das gerettete bayerische Erbe durch friedliche Maßregeln zu heben und dem Geiste einer gesunden Aufklärung zu öffnen. Das Hauptverdienst daran kommt zweifellos seinem Lehrer I. A. Ickstatt zu, der, nachdem er auf weiten Reisen seine Erfahrungen gesammelt, den jungen Kurprinzen in der glücklichsten Weise beeinflußt hat. Ickstatt war im Jahre 1702 in Nockenhausen geboren, hatte dann die Universitäten Mainz, Paris und Marburg besucht, war als Soldat in französische und österreichische Dienste getreten und nach abenteuerlichen Reisen durch Holland, England, Schottland und Irland Professor in Würzburg geworden. Nun kam er als Professor des öffentlichen Rechts, vor allem aber als berufener Reformator der Universität nach Ingolstadt. Er griff denn auch die Schäden an der Wurzel an. So vor allem stellte er ein besseres Einvernehmen mit Stadt und Garnison her, was ihm als Soldat ein leichtes war, und beseitigte die seit 1676 über die Universität verhängte Kuratel. Die Stellung zu den Jesuiten war natürlich keine leichte und es häuften sich die Anklagen, die gegen ihn nach München gesendet wurden. Auch die Studentenschaft ward gegen ihn eingenommen. Sie hat ihm sogar die Fenster eingeworfen und bezeichnenderweise auch ein Pasquille veröffentlicht. Der Kurfürst ließ diese Schmähschrift von dem Scharfrichter öffentlich verbrennen. Dann kam jene berühmte Predigt des Professors Eckhart gegen Ickstatt und das Eingreifen des Eichstätter Bischofs. Aber alles das war vergeblich. Er wurde zwar zur Verantwortung aufgefordert, aber seine Verteidigungsschrift war so energisch und so deutlich, daß Eckhart, der gegen ihn die bekannten Beschuldigungen als Ketzer erhoben hatte, einen schweren Verweis erhielt und ihm vor dem Senat eine Ehrenerklärung geben mußte. Ickstatt hatte als Helfer vor allem den wackeren und für Bayern so segensreichen Professor Lori nach Ingolstadt gezogen. Auch diesem blühten in Ingolstadt keine freudigen Früchte. Er kehrte alsbald nach München zurück, um freilich dort eine sehr weitgehende Wirksamkeit zu entfalten, ebenso wie Ickstatt, der im Jahre 1763 dorthin versetzt worden war und zwar als „Direktor der Universität“. Der Kampf mit den Jesuiten aber ging weiter



Ehemalige Universität in Landshut



Stoßmensur von 1813

und endete im Jahre 1767 mit ihrer vollen Niederlage, die besonders dadurch herbeigeführt worden war, daß ein Jesuitenpater Angriffe gegen die gallikanische Kirche, und zumal gegen den König von Frankreich, erhoben hatte. Das war eigentlich sein gutes Recht und wenn man vom guten deutschen Standpunkt aus die Dinge betrachtet, so waren diese Angriffe, soweit sie den König betrafen, durchaus begründet. Aber auf Drängen des französischen Gesandten wurde er landesverwiesen.

Die Stimmung in der Universität war jedenfalls durch diesen neuen Geist gewandelt worden, auch unter der Studentenschaft. So spielte im Jahre 1768 eine große eigenartige Hexen- und Spukgeschichte eine gewisse Rolle, die von Studenten als Schabernack in Szene gesetzt war, und einen Franziskanermönch zum Exorzismus veranlaßte. Sie endete natürlich mit dessen Verhöhnung. Im Jahre 1769 denkt man in der Tat auf Veranlassung Ickstatts daran, die Universität überhaupt aus der Festung herauszuziehen und nach München zu verlegen. Dagegen sprachen keinerlei weitere Gründe als finanzielle. Da kam im Jahre 1773 die Aufhebung des Jesuitenordens. Der Papst selbst hatte sie verfügt. Und so konnte der Kurfürst, der den Wissenschaften und ihrem neuen Geiste so sehr gewogen war, ohne schwere Kämpfe eingreifen und wäre ihm noch eine längere Lebenszeit beschieden gewesen, so hätte er zweifellos eine Reform der Universität herbeigeführt.

Man hat die Bedeutung der päpstlichen Bulle gegen den Jesuitenorden im Sinne der Aufklärung von Anfang an überschätzt. Der Akt war im Grunde genommen ein Stück starken Undanks gegenüber der Gesellschaft Jesu, die doch vor allem die Interessen der Kirche stark verfochten hatte. Im übrigen hat, was die Universität Ingolstadt betrifft, die Aufhebung keineswegs so entscheidend gewirkt, als man für gewöhnlich anzunehmen pflegt. Denn schon seit dem Jahre 1746 war eine starke Wendung eingetreten und die Tätigkeit von Ickstatt und seinen Mitarbeitern hat zweifellos günstig gewirkt, und zwar nicht ohne ganz bestimmten Einfluß auf die Jesuiten selbst. Finden wir doch gerade um diese Zeit mehrere sehr tüchtige Männer im Orden. So ist vor allem Romberg zu nennen, der Rektor des Ingolstädter Jesuitenkollegiums, welcher der Universität eine astronomische Warte geschaffen hat.

Interessant ist immerhin, daß seit Ickstatt der Gedanke der Verlegung nicht mehr zur Ruhe gekommen ist. Noch im Jahre 1769 hat er dafür gewirkt oder wirken lassen, mit der besonderen Motivierung, daß in dem engen Raum von Ingolstadt Festung und Universität nicht zusammen ohne gegenseitige Schädigung existieren können. Er war aber unbedingt für die Verlegung nach München, wo sich für sämtliche Fakultäten große und bedeutende Einrichtungen fänden: in den Bibliotheken, den Archiven, den verschiedenen Gerichten und für die Mediziner in den Spitälern. Dazu kam, daß sich dort die Akademie der Wissenschaften in der glücklichsten Weise entfaltete und ein Zusammenwirken von Akademie und hoher Schule beiden nur zum Segen gereichen konnte. Aber er hat auch jetzt auf scharfe Reformen gedrungen und zumal die so lästige Form des Unterrichts, das Diktieren, abgeschafft.

Auch die medizinische Fakultät mußte sich eine starke Reform gefallen lassen, die durch den Leibarzt des Kurfürsten, Walter, durchgeführt wurde. Er sprach ganz offen davon, daß man in Ingolstadt durch allzu große Nachsicht und Nachlässigkeit in den künftigen Ärzten nichts anderes erziehe, als straflose Mörder. Auch sonst hat die Münchner Regierung sehr stark eingewirkt, wenn sie auch noch vielfach auf schwere Vorurteile stieß. So sollte trotzdem im Jahre 1766 der erste Protestant promoviert werden. Aber man hatte durch Verzögerungen aller Art den Doktoranden veranlaßt, nach Altdorf zu gehen.

Da starb am 30. Dezember 1777 Max Josef und an seine Stelle trat der bisherige Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor. Ihm ging keineswegs der Ruf eines engherzigen, unduldsamen oder gar despotischen Fürsten voraus. Er war in der Pfalz sogar sehr beliebt gewesen. Ja, er galt als freisinnig und hatte selbst mit Voltaire korrespondiert. Er kam nach München mitten in die Reformbewegung für die Universität. Eine Kommission war ernannt worden und lieferte ihren Bericht im Jahre 1779 ab mit der Befürwortung der Verlegung nach Landshut. Inzwischen hatte man an der Universität erhofft, durch die Säkularisation der Jesuitengüter finanziell unabhängig zu werden. Aber Kurfürst Karl Theodor verfolgte seine eigenen Zwecke und übergab die reichen Güter nicht der Universität, sondern dem Maltheserorden. Ingolstadt überließ er ruhig der finanziellen Misere, die von Jahr zu Jahr stieg. Ohne das Eingreifen der anderen Mönchsorden, so vor allem der Benediktiner und Augustiner, wäre die Universität zweifellos vollständig der Auflösung entgegengegangen.

Im übrigen begann sich doch auch in Ingolstadt der Geist der Aufklärung zu regen. Freilich, zunächst auf besondere Weise. Es war der Professor Adam Weishaupt, der im Jahre 1778 den Illuminatenorden ins Leben rief. Ursprünglich ein Bildungsverein, der aber seine Kreise weit über Ingolstadt und selbst Bayern hinaus zog. Das Verzeichnis der ordentlichen Mitglieder nennt uns nicht bloß den Pfalzgrafen Max Josef, also den künftigen Kurfürsten und König von Bayern, sondern auch eine ganze Reihe von hervorragenden Geistlichen und selbst Klosterherren, die in diesem Orden in der Tat den einzigen Weg zu geistigem Aufschwung sehen. Dieser ist in seinen Licht- und Schattenseiten weit überschätzt worden und seine Auflösung am 2. März 1785 geschah unter Formen, die nur allzu sehr zeigten, daß man Angst vor ihm hatte. Man suchte nun gerade an der Universität durch strenge und strengste Maßregeln diesem sichtbar gewordenen Geiste entgegenzutreten. Und der in der Pfalz so liebenswürdige Kurfürst ward zum Träger einer harten Intoleranz, die sich in den neuen Universitätsstatuten von 1787 in häßlicher Weise aussprach. Schließlich verbot man sogar den Studenten die Führung eines Hausschlüssels.

Trotzdem gingen die Dinge weiter. Schon war auch die Studentenschaft gereift und das Ordenswesen hatte doch auf sie einen gewissen Einfluß geübt und auch den Landsmannschaften einen ganz anderen Charakter gegeben. Im übrigen war doch eine Reihe braver und recht tüchtiger Lehrer in allen Fakul-

täten vorhanden, auch als man die Illuminaten ausgewiesen hatte. Im Jahre 1799 starb Karl Theodor und damit ging eine Zeit schweren und harten Druckes für Bayern zu Ende. Der neue Kurfürst Max Josef war im Gegensatz zu seinem Vorgänger, der sich in dem rauhen Lande und unter der Bevölkerung, die er nicht verstand, immer unglücklich gefühlt hatte, den Bayern von Jugend auf vertraut. So wurde kaum jemals ein Fürst so freudig begrüßt, als Max Josef, da er seinen Einzug in München hielt. Und nun begann sich allerdings ein neuer Geist zu regen. Auch die Universität sollte daran teilhaben. Sofort wurden von allen Professoren Verbesserungsvorschläge eingeholt und im Anschluß daran neue Verordnungen gegeben, die jetzt auch die Einführung des Privatdozententums brachten und das im Sinne des Staatsdienerwesens bisher gehandhabte Vorrücken der Professoren beseitigte.

Aber schon im Mai 1800 wurde wegen der Kriegsgefahr die Universität zunächst provisorisch nach Landshut verlegt, trotz des Protestes des Bischofs von Eichstätt, der die Universität nicht aus seinem Sprengel entführt haben wollte. Es hat an Unklarheiten und an grauser Planmacherei bei dieser Verlegung nicht gefehlt. Man darf aber nicht vergessen, daß Ingolstadt als Festung eine bedeutende Rolle spielte, daß es seinerzeit den Schweden Widerstand zu leisten vermochte und daß jetzt die Bedeutung der Festung noch mehr in den Vordergrund trat, zumal seitdem die ersten Fäden zwischen München und Paris gesponnen waren. Bonaparte hat von Anfang an die Wichtigkeit der Donaufestung gegenüber Österreich im Auge gehabt und sich darüber von seinem Generalstab eingehende Berichte machen lassen. So war es schließlich klar, daß man die Universität endgültig fort haben wollte, um die Festung vollständig ausbauen zu können. Aber auch eine Reihe weiterer Einflüsse hatte sich geltend gemacht, und ganz gewiß hatten auch die Augustiner ihre Hand im Spiel. Doch gingen von den früheren Jesuitenschülern vor allem Michael Sailer und der Benediktiner Hermann Scholliner mit nach Landshut. Von den Juristen blieben die beiden Professoren Siardi und Kandler schmollend in Ingolstadt zurück, während der frühere Illuminat Krenner mit einigen seiner Leidensgenossen nun wiederum Stellung fand.

Jedenfalls weckte die Verlegung gemischte Gefühle. Ingolstadt trauerte, und in Landshut gab es neben der Freude doch auch manche berechtigte Klage. Denn als im Jahre 1802 die Universität definitiv dorthin verlegt wurde, mußten die Dominikaner und Franziskaner ihre alten Klöster abtreten und der schöne Wald der alten wittelsbachischen Gründung Seligenthal wurde ohne wirkliche Rechtsgrundlage der Universität zugesprochen. Auf der Trausnitz errichtete man die Sternwarte. Im übrigen suchte man der Universität durch die Aufhebung der Fakultäten im Jahre 1804 einen neuen Charakter zu geben. Man schuf zwei Hauptklassen, von denen die erste die allgemeinen Wissenschaften in vier Sektionen umfaßte, während in die zweite Theologie, Jurisprudenz, Staatswirtschaft und Medizin eingepreßt wurden. Das war ein unglückliches Vorgehen, das der fast pathologischen Neigung zum Neuorgani-

sieren entsprang. Im Jahre 1814 ist man denn auch zu dem alten Fakultätensystem zurückgekehrt.

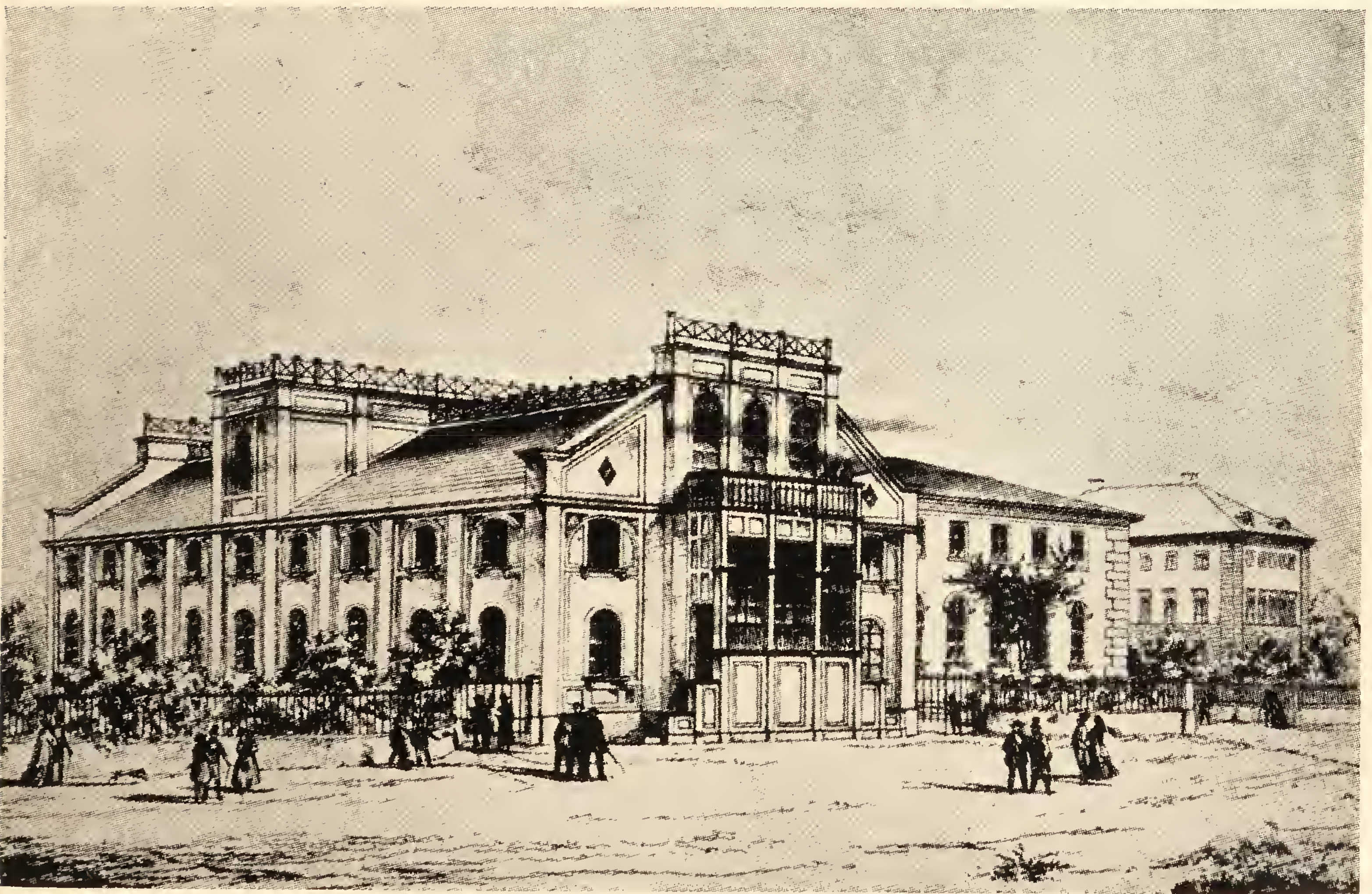
Immerhin ging durch die Universität ein starker Zug. Vor allem weist die juristische Fakultät eine ganze Reihe hervorragender Persönlichkeiten auf. Neben dem ersten Kameralwissenschaftler Mooshamm sehen wir Feßmaier und Gönner wirken. Aber auch Anselm von Feuerbach, der Schöpfer des neuen bayerischen Strafgesetzbuches, und Savigny haben dort gelehrt, ebenso wie der im Jahre 1818 nach Heidelberg berufene Mittermaier. Unter den Medizinern und Naturwissenschaftlern finden wir Röschlaub, Tiedemann, Schultes und den Chirurgen Reisinger. Die Studentenschaft fühlte sich trotz der immer noch strengen Bestimmungen, die zumal gegen die geheimen Gesellschaften und Duelle ergingen, doch mit der Bevölkerung bald im besten Einklang. Es haben sich dort die alten Landsmannschaften der Bayern, der Schwaben, der Oberpfälzer alsbald unter dem Vorgang der Schwaben zu Korps ausgebildet und der ganzen Studentenschaft damit einen neuen und eigenartigen Charakter aufgedrückt. Es waren ganz merkwürdige Vorgänge, die sich hier abspielten. Zweifellos haben sich dabei Einflüsse von Würzburg eine gewisse Rolle geltend gemacht. Auf der anderen Seite aber fühlten die Studenten selbst, daß sie auf das Molluskenhafte der alten landsmannschaftlichen Verbände verzichten und sich selbst strengere Gesetze geben mußten. Das haben sie getan und so sind am 16. Dezember 1803 die Schwaben gegründet worden, denen dann die Bayern und die Pfälzer folgten, während die Isaren sich später aus den Bayern heraus konstitutiert haben.

Aber auch die Universität selbst trug ein ganz besonderes Gepräge. Es fehlte nicht an Streitigkeiten und Konflikten, die zumal durch die begabten Frauen einzelner Professoren erhöht wurden. Es war ein ganz eigenartiger, fast leidenschaftlicher Zug, der durch Lehrer und Schüler ging und der doch für die Universität selbst und deren innere Entwicklung von ganz entscheidender Bedeutung war.

Es läßt sich streiten, ob es ein Glück für die Hochschule gewesen, daß man sie nach wenigen Jahren schon wieder von Landshut hinweggenommen hat. Am 31. Mai 1826 wurde die endgültige Verlegung nach München beschlossen. Auch jetzt haben verschiedene Erwägungen mitgewirkt. Vor allem lag dem König daran, der Stadt, der er seine ganze Liebe zuwandte, nun auch durch die Universität einen starken, wissenschaftlichen Rückhalt zu geben. Und dann darf man nicht vergessen, daß zwischen der Akademie der Wissenschaften und der Universität in Landshut eine gewisse Rivalität sich entwickelt hatte, die mit der Zeit zu schweren Konflikten und Scheidungen hätte führen müssen. Nun stand in München das Wilhelminum, also der ehemalige Jesuitenbau, zur Verfügung, sodaß die Universität dort in durchaus genügender Weise untergebracht werden konnte. Dabei verfuhr Ludwig I. zweifellos großzügig. Es wurden 18 Professoren nach München berufen, dazu kamen 13 Mitglieder der Akademie und sieben von anderen Lehranstalten. Darunter ohne Zweifel ganz hervorragende Kräfte. Außerdem wurden zweiundzwanzig weitere Lehr-



Universität in München



Chemisches Laboratorium in München zur Zeit Liebigs

kräfte aus der Akademie, den Gerichten und den Gymnasien als Honorarprofessoren und Dozenten der Universität zugesellt, so daß sie schon im ersten Semester mehr als 50 Lehrer umfaßte.

Demnach war die Verlegung nach München mit einer Fülle von Neuerungen verbunden, wie sie seit der Gründung noch nicht erlebt worden waren. Am 14. November wurde sie feierlich eröffnet. Die Professoren erschienen in ihrer neuen Amtstracht. Man konnte sich auch der Frequenz recht wohl freuen. Denn die Universität zählte jetzt nicht weniger als 1630 Studierende. Aus Landshut waren 785 mit nach München gezogen. Professor Tresch hielt seine Antrittsrede über die Würde der Wissenschaft und wußte darin so manches zu sagen, was ihm auf dem Herzen lag und auf der anderen Seite die Befürchtungen besänftigen konnte, zumal man über das Eindringen der jungen Studenten in die Münchener Verhältnisse vielfach erregt war. Ihm war auch die Bearbeitung neuer Statuten aufgetragen worden und er hatte sich dieser Aufgabe in durchaus freisinniger Weise entledigt. Anfangs hegte der König wohl Bedenken, der akademischen Jugend so weitgehende Rechte zuzuweisen. Dann aber unterschrieb er sie mit den Worten: „Nun, auch Wir wollen der Jugend selbst vertrauen." Und darin ist er weniger enttäuscht worden als in den übrigen Verhältnissen der Universität, die kein anderer als Boisserée als einen chaotischen Zustand charakterisiert hat, dem aber der König wohl abhelfen werde. Zunächst traten die Gegensätze, die schon in Landshut eine gewisse Rolle gespielt hatten, zwischen den Mystikern und den Aufklärern sehr stark hervor. Wenn man schon damals an anderen Hochschulen diesen Geist und diese Gegensätze völlig überwunden hatte und aus der Romantik heraus eine Fülle von neuen Lehrern, die zu gleicher Zeit die Schöpfer von neuen Disziplinen waren, erstanden waren, so mußte man in München diese Entwicklung erst durchmachen.

Aber im Jahre 1830 war der Lehrerbestand der Universität bereits auf einundachtzig, die Schülerzahl auf 1903 gestiegen. Es mag auffallen, daß die Armut der Studenten eine sehr große war. Denn im Jahre 1830 sind nicht weniger als 1200 Armutszeugnisse eingereicht worden. Staat und Stadt suchten durch Stipendien Abhilfe zu schaffen. Im übrigen entwickelten sich die von Landshut mit nach München gezogenen Korps in ihrer Art trefflich und wußten sich den großen städtischen Verhältnissen in durchaus richtiger Weise anzupassen. In manchen Dingen vielleicht sogar zu viel.

Da brach in der Christnacht des Jahres 1830 infolge einer Denunziation eine Aufruhrbewegung in der Studentenschaft los, die angeblich von einer neuen Verbindung Germania herrührte. Es kam zur Schließung der Universität, zur Ausweisung der Germanen und zur Untersuchung gegen diese, die mehrere Jahre dauerte. Aber auch von den übrigen Verbindungen sind eine Reihe tüchtiger junger Leute in strenge Haft genommen worden, u. a. auch der damalige Bayernbursch und spätere Minister des Innern, Freiherr von Pechmann. Der deutsche Vaterlandsverein wurde verboten und der König selbst fühlte sich in vielen Dingen enttäuscht und glaubte strenger vorgehen zu müssen, als es

wirklich nötig war. Vor allem aber, seitdem er von seinem Minister Abel beraten wurde. Wie alle Konvertiten, war auch dieser von einem gewissen Fanatismus erfüllt und machte ihn vor allem gegen die Hochschulen geltend. So war der Umzug in die neue Universität, in der sie sich heute noch befindet, wohl äußerlich ein erfreulicher Akt. Aber der Geist, der dort herrschte, war doch ein bedrückter und man darf wohl sagen, daß 1837 für die hohe Schule eine freudlose Zeit anbrach. Diese dauerte, bis der König vor allem auf Anraten seines Sohnes Prinz Luitpold, des späteren Regenten, Abel das Kultusreferat entzog und es dem Freiherrn von Schrenck übertrug.

Aber nun kam über die Universität selbst eine Zeit leidenschaftlicher Erregung. Diese ist zweifellos von außen hineingetragen worden und es war, wenn wir die Dinge näher betrachten, keine glückliche Stunde, da sich die alten Korps in diese Bewegung haben hineinziehen lassen. Die sogenannte Münchener Revolution ist ja mit dem Namen der Tänzerin Lola Montez eng verknüpft. Eine eigenartige und merkwürdige Frau. Sie hatte schon an anderen Orten eine große und bedeutende Rolle gespielt. Wir wissen, daß ihretwegen sich die Gräfin d'Agoult von Franz Liszt getrennt hat. Nun war sie nach München gekommen und hatte den König völlig in ihren Bann gezogen. Ursprünglich suchten gerade Abel und sein Anhang sie für ihre eigenen Zwecke zu gewinnen. Aber sie war zu klug, um diese dargebotene Hand zu ergreifen. Im Gegenteil. Sie stellte sich in Gegensatz dazu und wußte den König neue Wege zu führen, die nicht seiner Natur, wohl aber seinen Prinzipien widersprachen. Denn Ludwig I. ist ohne allen Zweifel der letzte König im Sinne und Geiste des ancien régime. Eine bedeutende Persönlichkeit, nicht bloß durch seine künstlerischen Neigungen, durch die zielbewußte und glanzvolle Bautätigkeit, die er entwickelt hat und die München wirklich zu einer bedeutenden Stadt gemacht, obwohl, das darf nicht vergessen werden, aus früheren Tagen wundervolle und geradezu ergreifende Denkmäler vorhanden gewesen waren. Auch die Zeit des Barock und Rokoko hat hier ebensowenig wie die frühere Periode der Gotik versagt. Es sind schöne und herrliche Werke entstanden, die heute noch unser Auge erfreuen. Aber was er wollte, das war doch groß. Er verzichtete auf einen neuen Stil, weil er sah, daß seine Künstler einen solchen nicht zu finden vermochten. Und so hat er der Stadt selbst in der Tat einen ganz eigenartigen Charakter gegeben.

Jetzt begann sich hier der Geist der Revolution leise zu regen und die Haltung der Lola Montez hat auch die Studentenschaft in Bewegung gebracht. Seitdem diese aus einigen abtrünnigen Pfälzern und Franken sich eine Schutzgarde in den Alemannen geschaffen, deren Bedeutung durch die Feigheit und Ehrlosigkeit einzelner Minister allzusehr gesteigert worden, war die Spannung ungemein gestiegen. Genug, es kam zu Auftritten, zum Schluß der Universität, zu all jenen stürmischen Tagen, an denen die akademische Jugend leidenschaftlichen Anteil nahm, und dann am 16. März zur Thronentsagung dieses großen und bedeutenden Königs. Er hat noch jahrelang seinen starken Einfluß auf die Münchener Kunst geübt bis zu seinem Tode. Sein Sohn Maximilian II. aber

war gewissermaßen im Gegensatz zum Vater ein Freund der Dichtkunst und Wissenschaften, wie dieser Malerei und Plastik vor allem begünstigt hatte, obwohl er selbst zweifellos stark dichterisch veranlagt gewesen war. Man darf daher auch für die Universität keinen allzugroßen Einschnitt machen zwischen der Regierung Ludwigs I. und seines Sohnes. Auch unter Ludwig I. sind eine ganze Reihe von hervorragenden Kräften gewonnen worden und die Entwicklung der Universität in dieser Periode darf nicht unterschätzt werden. Aber freilich Maximilian II. hatte eine ganz besondere Vorliebe für die Universität und ihre Reform. Die Statuten von 1849 trugen denn auch zu einem glänzenden Aufschwung bei. Sie waren freisinniger als die früheren und sind mit geringen Abänderungen geblieben bis auf den heutigen Tag.

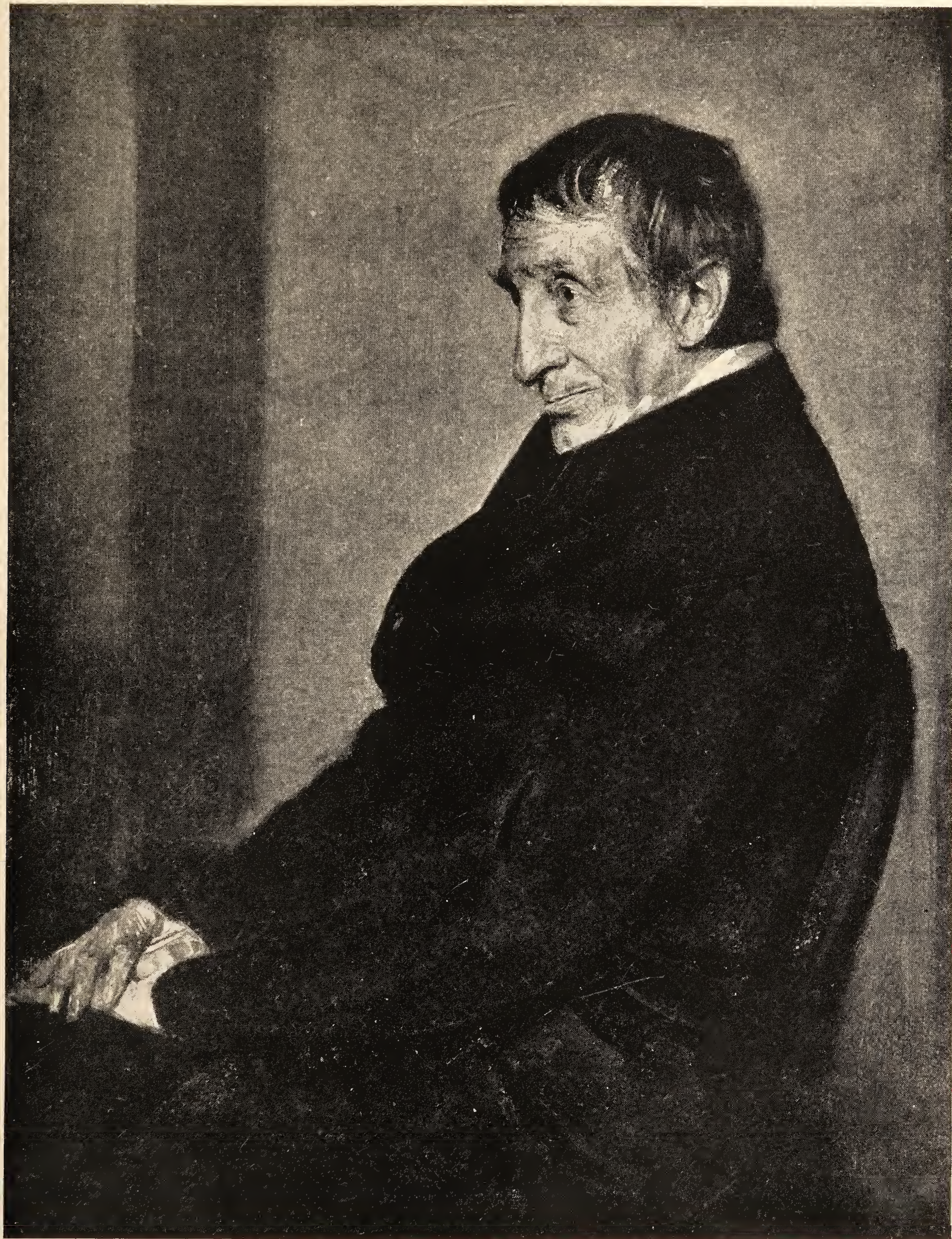
Und ihm kam es darauf an, die hohe Schule auf die gleiche Höhe mit den größten und bedeutendsten deutschen Universitäten zu bringen. Es hatte nicht an tüchtigen und hervorragenden Leuten in allen Fakultäten gefehlt. Gewiß war manches veraltet oder schien veraltet. Aber noch wirkte Tresch in seiner Art noch immer bahnbrechend und der alte Görres wußte auf seine akademische Jugend stark einzuwirken. Freilich wenn er die Weltgeschichte mit Erschaffung der Welt begann und am Aschermittwoch in der Regel die Sintflut darstellte, so kann man sich von der Art seines Vortrags ein Bild machen. Aber daneben standen doch auch andere. Von Landshut war Söltl, der eine Reihe bayerischer Biographien geschrieben, herübergekommen. Ferner begann Professor Neumann, der von seinen Reisen nach China eine Sammlung von Handschriften mitgebracht, die die Grundlage dieser Abteilung in unserer Staatsbibliothek geworden, über neue Geschichte von 1815 an zu lesen. Und der junge Kronprinz Maximilian hatte jetzt schon die bedeutendsten der Lehrer zu seinen Symposien geladen, wo er ihre Vorträge anhörte und mit ihnen eine Reihe von wissenschaftlichen, historischen und anderen Thematen besprach. Als König aber führte er der Universität neue Mittel zu. Der Staatszuschuß wurde verdreifacht und so war es möglich, eine Reihe von hervorragenden Männern nach München zu berufen. Er schuf die historische Kommission, an deren Spitze Leopold von Ranke stand, den er freilich vergeblich nach München zu ziehen versuchte, an den aber schon sein Vater einen Ruf hatte ergehen lassen. Auch Bluntschli hatte schon unter Ludwig I. Fühlung mit München gewonnen. Jetzt kamen auf die Veranlassung von Ranke Heinrich von Sybel und Wilhelm Giesebracht als Vertreter des historischen Faches an die Universität, wo nun auch Riebl, Carriere zu wirken begannen. Vor allem aber war bedeutungsvoll, daß Männer wie Liebig, Theodor Bischoff, Siebold, Jolly und Windscheid nach München berufen wurden. So begann denn ein Aufstieg, der schon in den Sechziger Jahren die Universität auf einer Höhe zeigte, die sie bisher noch nie erreicht hatte. Dazu kam die Einrichtung des Maximilianeums, die Schaffung einer Reihe von neuen Instituten. So wurde München Mittelpunkt regsten wissenschaftlichen Schaffens auf allen Gebieten. Jedenfalls stieg auch die Frequenz der Universität trotz der ungünstigen gesundheitlichen Verhältnisse fortwährend. Schon im Jahre 1858 hatte Professor

Reitmaier in seiner Rektoratsrede auf diese Schäden hingewiesen. Aber Pettenkofer war es vorbehalten, der Stadt jene gesunde und sichere Grundlage zu geben, und so jene häufigen und schweren Typhusepidemien unmöglich zu machen.

Dennoch würde man durchaus ein falsches Bild gewinnen, wenn man die Entwicklung der Universität unter König Max II. für sich allein betrachten würde. Wie überall und zu jeder Zeit das Blühen der hohen Schulen im gewissen Zusammenhang stand mit den Anregungen von außen her, so hat gerade Maximilian für diese Wechselwirkung in ganz eigenartiger Weise gesorgt. Wissenschaft und Poesie waren gewissermaßen die beiden Pole seines Denkens und seines Fühlens. Und er hat beinahe sich selbst in den Dienst dieser doppelten Entwicklung gestellt. Aber indem er an Emanuel Geibel und Paul Heyse einen Ruf ergehen ließ, daß sie an der Hochschule selbst wirken sollten, hat er zwei Menschen nach München gebracht, die, gerade weil sie auf ihre Tätigkeit an der Hochschule verzichteten, hier eine sehr starke Wirkung geübt haben, im engeren wie im weiteren. Jedenfalls müssen wir das Zusammenarbeiten von all den neuen Kapazitäten von Liebig bis zu Heinrich von Sybel nicht bloß vom Standpunkt der Universität aus betrachten, sondern als ein Stück Deutschland, das sie nach München gebracht haben. Man hat sie die „Nordlichter“ gescholten und es ist ihnen gewiß viel Neid und Mißgunst von Unberufenen entgegengetreten. Aber sie haben andererseits, und das gilt vor allem von Emanuel Geibel, das nicht verstanden, was in München wirklich vorhanden war. Wie zum Beispiel Hermann Lingg, der ganz zweifellos neben Heinrich Leuthold die stärkste Begabung dieser Zeit war.

Im übrigen ging die Universität ihren Gang eben auch im Zusammenhang mit der Entwicklung der Studentenschaft. In keiner anderen Stadt hat diese Entwicklung eine solche Bedeutung und auch eine solche Eigenart entwickelt, als wie gerade in München. Man darf nicht vergessen, daß die Universität drei große Entwicklungen durchgemacht: Ingolstadt, Landshut und München, und daß diese auf die Studentenschaft und ihre Tradition ganz besonders abgefärbt hat. Die alten Korps haben in ihrer ganzen Entwicklung es nie verleugnet, daß sie aus der Landsmannschaft hervorgegangen und daß sie in dem kleinen Landshut entstanden und groß geworden sind. Sie brachten also in die Münchener Verhältnisse hinein ein starkes Stück Leben und das ist der Universität in schönen und in schlimmen Zeiten zweifellos zugute gekommen. Das gilt im Grunde bis auf den heutigen Tag, wenn auch ganz andere Verhältnisse sich in der Zwischenzeit herausgebildet haben, Verhältnisse, die mit dem Werden von München und seiner Umgebung unbedingt zusammenhängen.

Aber Maximilian hat, wie gesagt, für die wissenschaftliche Entwicklung aller Fakultäten, vor allem auch der medizinischen und der naturwissenschaftlichen, alles getan, was zu tun war und so hatte im Grunde genommen sein Nachfolger, König Ludwig II. nach dieser Richtung hin leichtes Spiel. Man muß es sagen, daß der junge König der Universität gegenüber einen ungemein feinsinnigen Takt entwickelt hat. Dazu sollte er später ganz besondere Gele-



Lenbach pinx

Ignaz Döllinger

Domprobst und Professor der Theologie in München
geb. 28. Februar 1799 in Bamberg
gest. 10. Januar 1890 in München

Verlag F. Bruckmann, München

genheit finden. Aber im Gegensatz zu dem Vater und dem noch lebenden Großvater wandte sich der junge und ohne allen Zweifel geniale König ganz unmittelbar und aus sich heraus der Musik zu und zwar der Kunst Richard Wagners. Nun darf man nicht vergessen, daß an der Universität als Nationalökonom ein Riehl wirkte, der uns das schöne Buch über die Pfälzer geschrieben, der uns in seinen Novellen den Hundsrück kulturhistorisch nahegebracht und der sich auch, mehr als er berechtigt war, einbildete, in der Musik mitreden zu können und nun gewissermaßen ein Führer im Streit ward gegen Richard Wagner und seine Kunst. Durch ihn wurde ohne allen Zweifel ein gewisser Haß und Gegensatz gegen den großen Meister und dann auch gegen den König in einzelne akademische Kreise hineingetragen. Es hielten sich davon natürlich Männer wie Peter Cornelius vollkommen fern. Im Gegenteil. Dieser sah in der späteren Nachgiebigkeit des Königs gegenüber der antiwagnerischen Bewegung eine Schwäche und er meinte bei der Entfernung Richard Wagners im Winter 1865 „Das hätte sein Großvater nie getan." Aber wie der Gegensatz gewisser Münchner Kreise gegen die „Nordlichter" unter Maximilian sich geltend gemacht, so haben jetzt unter Ludwig II. gerade gewisse Uinversitätskreise gegen den Meister sich gewendet und zwar in der doktrinärsten und gehässigsten Weise.

Doch dann traten andere Fragen in den Vordergrund. Es kam die große kirchliche Bewegung, welche in dem vatikanischen Konzil und dem Unfehlbarkeitsdogma gipfelte. Gerade gegen dieses hatte sich, unter Anregung des Kardinals Hohenlohe in Bayern und zumal in München eine gewisse Stimmung geltend gemacht. Und da wird eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Münchner theologischen Fakultät in den Vordergrund gedrängt und auf diese Weise sozusagen eine welthistorische Persönlichkeit. Das war Ignatius von Döllinger. Wenn man sein Leben verfolgt, so muß man sagen, daß er einer der begabtesten und bedeutendsten Kirchenhistoriker und Historiker überhaupt ist. Ein Mann der deutschen Wissenschaft, aber in früheren Jahren von absoluter Unduldsamkeit. Bekannt ist sein Kampf gegen den Philosophen Professor Prantl in München, den er in der feindseligsten Weise verfolgte. Dessen junger Schüler, Felix Dahn hat sich als Student in Verteidigung seines Lehrers die ersten Lorbeeren geholt. Auch sonst hat Döllinger einen Geist äußerster Intoleranz entwickelt. Und wenn man das Bild, das Lenbach von ihm gemalt hat, betrachtet, so wähnt man unwillkürlich das Porträt des Konrad von Marburg zu schauen. Aber er war es, der nun in dem Streit und dem Protest gegen das Unfehlbarkeitsdogma die Führung übernahm. Er hat dabei eines übersehen, daß dieses Dogma nichts anderes war als der Schlußstein des ganzen Dogmengebäudes, zu dem ein Gregor VII. den Grund gelegt und dessen Kreuzgewölbe Bonifacius VIII. errichtet hatte. Aber zweifellos handelte er in ehrlicher und guter Meinung und es stand ihm eine Persönlichkeit zur Seite, die wohl zu den ritterlichsten und ehrlichsten der ganzen Universität gehört, Professor Friedrich. Als nun sein Protest gegen das Dogma von Rom mit der selbstverständlichen Maßregel erwidert wurde, da

trat die Universität wie ein Mann hinter ihn. Sie hat ihn im Gegensatz zu manch anderen Bewegungen an deutschen Hochschulen in keiner Weise fallen lassen, sondern ihn gehalten, wie auch der König schützend den Schild über den ehemaligen Lehrer hielt, obwohl er in einer vertraulichen Stunde einmal gesagt hat: „Ich hasse meine Lehrer."

Und dann kam als größere und schönere Bewegung: der Krieg und die Gründung des deutschen Reiches. Von der Münchener Universität sind 250 Studierende mit ins Feld gezogen. Das ist im Vergleich zum Jahre 1914 eine verhältnismäßig kleine Zahl, aber doch haben von den 250 neunzehn den Tod auf dem Schlachtfeld gefunden. Und so trat die Universität München in das neue Reich und damit auch in eine neue Entwicklung ein. Der Zuzug aus dem Norden, der immer schon ein reger gewesen, ist mit den Jahren immer stärker geworden, München ward zunächst „Sommeruniversität". Dann aber im weiteren Verlauf seiner Entwicklung das Eldorado all der Studierenden, die es aus engen, kleinstädtischen Verhältnissen im Norden und aus der Größe Berlins nach dem Süden trieb. Der wissenschaftliche Ausbau aller Institute war ein so hervorragender und bedeutender, wie ja die Universität selbst noch in letzter Zeit durch Bestelmaier eine prachtvolle Ausgestaltung erfahren hat, so daß in der Tat München in jeder Beziehung mit den übrigen großen Universitäten die Konkurrenz aufnehmen konnte. Es würde zu weit führen alle zu nennen, die in der neuen Zeit seit 1870 dieser hohen Schule das Gepräge gegeben haben. In allen Fakultäten gab es Professoren, die wirkliche Persönlichkeiten waren und die ihrem Fache den Stempel aufgedrückt haben. Und so entwickelte sich in der weiteren Folge ein so reges studentisches Leben, daß nicht bloß die Zahl der Korps in den Cösener S.C. eingetreten, sich verdoppelte, daß an der Technischen Hochschule, die seit dem Jahre 1868 blühte, ein eigener S.C. sich entfaltete, der schließlich dem Weinheimer sich anschloß und prächtig weiter gedieh, daß in allen Zweigen des studentischen Vereinswesens, in Burschenschaft und Landsmannschaft eine rege Entwicklung kam. Ganz besonders aber gedieh das katholische Verbindungswesen, das sich hier wie kaum anderswo stark und mächtig entfaltet hat. Aber nicht bloß das Korporationswesen blüht hier mehr als an jeder anderen Hochschule. Auch die Umgebung Münchens, die mehr und mehr erschlossen wurde, gewann eine Anziehungskraft sondergleichen. Das Gebirge lockte im Sommer und dann fast noch mehr im Winter. Diese Ausprägung des Sports gibt der Münchner Universität einen ganz besonderen und eigenartigen Charakter und hat auch auf die Entwicklung der Studentenschaft einen tiefgehenden Einfluß geübt.

Es kommt noch ein anderes hinzu: das Frauenstudium. Mit welchem Entsetzen hat man noch vor wenig Jahrzehnten an manchen kleinen hohen Schulen diese neue Bewegung wachsen sehen und furchtbare Folgen erwartet. Feindseligkeiten aller Art haben sich dem Frauenstudium entgegengestellt und es gab Professoren von hoher Kultur, die ihre Vorlesungen den Frauen überhaupt verschlossen. In München aber entwickelte sich gerade das Frauenstudium in einer frischen und freien Weise.

Und so steht München auch nach der Revolution klar und sicher unter den deutschen Universitäten da. Sie hatte Tausende seiner Schüler nach allen Kriegsschauplätzen gesendet und die Gedenktafel in der Halle der Universität gibt uns Kunde von den schweren, unendlichen Opfern, welche die Münchner Alma mater dem Vaterlande mit ihren Söhnen gebracht hat. Und der Geist, der in der Münchner Studentenschaft nach dem Kriege lebendig war und lebendig blieb, ist erfüllt von jenem starken, nationalen Drang, aus dem wir sicher und klar die Entwicklung einer neuen Zukunft und, sagen wir es ruhig, eines neuen dritten Reiches erwarten dürfen. Die Universität ist gegründet in den Zeiten eines Aenea Silvio. Sie hat Entwicklungen schwerster Art durchmachen müssen, aber sie ist zu einer Blüte gelangt und zu einem Ausbau im Großen und im Kleinen, der sie mit an die Spitze aller deutschen zu stellen geeignet ist.



TÜBINGEN
1477

Inmitten der großen Reihe von Universitäten, welche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts unter dem Eindruck der konziliaren Bewegung, aber auch des werdenden Humanismus geschaffen worden sind, nimmt Tübingen eine ganz eigenartige Stellung ein. Man hat wohl davon gesprochen, daß es die Konkurrenz der Nachbarstaaten gewesen ist, die den Grafen Eberhard veranlaßt, für sein kleines und schmales Land eine Hochschule zu gründen und man hat da nicht ganz Unrecht. Aber stärker als die Sorge um die Konkurrenz war vor allem der Stolz auf die Heimat und das Gefühl, auch für diese eine wissenschaftliche Geschlossenheit inmitten der ganzen großen Bewegung zu finden. Nun ist die Stiftungsurkunde fast völlig der von Freiburg entlehnt, also ein Zusammenhang mit dieser, erst wenige Jahre vorher geschaffenen Universität zweifellos. Aber auf der anderen Seite war ja auch Basel vorhanden und trotzdem hat Graf Eberhard es gewagt, die Universität zu gründen und in einem Flugblatt, das uns durchaus modern anmutet, hat er aufgerufen zum Besuche seiner Gründung, für die unterm 13. November 1476 das Privilegium durch Sixtus IV. gewonnen worden war. Wenn wir nach seinen Helfern fragen, so finden wir zu allernächst einen Hinweis auf seine Mutter Mechthildis, Erzherzogin von Österreich, war zweifellos eine Gönnerin der Wissenschaft, aber ihr Verhältnis zu Tübingen war sicherlich rein äußerlich. Dagegen war seine Gattin eine Fürstin aus dem Hause Gonzaga von Mantua und wir wissen, daß an diesem Hofe Kunst und Wissenschaft immer nicht bloß eine formelle, sondern auch wahrhaft warmblütige Unterstützung gefunden haben. Als sein eigentlicher Helfer aber erscheint uns vor allem jener Naukleros, wie Reuchlin den treuen Diener seines Herrn Vergenhans nennt, der, seinem Namen getreu in der Tat dieses schwanke Schifflein der Gründung durch alle Strudel und Fährden hindurchgeführt hat, ein Mann von außerordentlicher Bedeutung für die ganze Zeit. Aus kleinsten Verhältnissen, wie schon sein Name sagt, hervorgegangen, war er Eberhards Lehrer gewesen und sein Freund geworden. Er hatte sich seine

Bildung in Paris und in Italien, auch am Hofe zu Mantua geholt und wir finden bei ihm schon den starken humanistischen Einschlag. Er ist es, der in Rom die Ermächtigung zur Universitätsgründung erwirbt und ihr die ersten Professoren zugeführt hat. So vor allem jenen Johannes a Lapide, der der Stolz der Sorbonne und eine „Säule jeder schönen Wissenschaft“ genannt ward und nun, heimgekehrt als Prediger wirkte, aber sich bewegen ließ, der neuen Universität seine Dienste zu weihen. Er hatte zum Schluß in Basel gelehrt, genau wie die beiden anderen, die zu allererst in die neue Universität eingetreten sind. Nauklerus aber hat noch im Jahre 1482 bei der Romreise seines Herrn an der vollen Ausgestaltung der Universität mitgearbeitet, die doch sofort eine bessere Entwicklung nahm als sogar Freiburg und eine Durchschnittsfrequenz von ungefähr zweihundert Hörern aufzuweisen vermochte. Die Stadt war gut gewählt. Es war kein Bauernnest, sondern die Bevölkerung bewies Geschmack und Wohlstand und man braucht nur an jenen Hans Bräuning zu denken, der zur Ehrenrettung seines unschuldig hingerichteten Vaters eine Schrift aufgesetzt hat, die jedem Rechtsgelehrten zum Ruhme gereicht hätte, aber noch viel mehr war als juristisches Gutachten, eine aus voller Seele heraus geschriebene Anklage gegen die Feinde seines Vaters. Die Universität hatte eigene Gerichtsbarkeit und das war vielleicht für den ganzen Geist der Studentenschaft gut. Sie wären wohl zu tief mit den bürgerlichen Gesetzen in Widerstreit gekommen. Hieß es doch gerade von Tübingen sehr ironisch, was wäre das für ein Student, der nicht einmal eine Gans gestohlen hat. Aber das lag im Geist der Zeit, und im gewissen Sinne waren die Studenten ein Nebenstück zu den Raubrittern, die eben auch diesen Beruf als ihr gutes Recht betrachtet haben.

Indes war es nicht so einfach, die Universität zu gründen, und es hat in den ersten Jahren natürlich manche Schwankungen gegeben. Vor allem Johann a Lapide drängte es fort und er hat denn auch als Karthäuser sein Leben beschlossen. In der medizinischen Fakultät mußte man sich mit Joh. Wiedmann zufrieden geben, der Leibarzt des Markgrafen Friedrich von Baden gewesen und nun auch der des Herzogs geworden war. Aber das erste schwere Unglück war doch der Tod dieses Herzogs. Denn an seine Stelle trat im Jahre 1496 Eberhard II. und ohne die Beihilfe Maximilians I. wäre wohl Württemberg dem Unheil verfallen. Aber der Kaiser zwang den Unseligen, abzudanken und hat den eigentlichen erbberechtigten Herzog Ulrich eingesetzt. Unter diesen Ereignissen litt auch die Universität. Es war nicht alles, wie es sein sollte. So sehen wir als Nachfolger Wiedmanns dessen Schwager Krötlein, der ganz merkwürdige Bücher geschrieben hat. Vor allem eines über das Wildbad, das für alles gut war, für jedes Übel Heilung brachte vom Beinbruch bis zum Ohrensausen, wie es in dem Buche heißt. Unter den übrigen Dozenten finden wir zunächst einen raschen Wechsel, immerhin aber auch eine Entwicklung, die zeigt, daß nach Tübingen selbst die anspruchsvollen Herren den Weg gefunden und sich gerne haben anwerben lassen. So finden wir vor allem zwei Vertreter

der Philosophie und zwar der Scholastik, von denen der eine, Adler (Aquila), uns als Anhänger Wilhelms von Occam erscheint, während der andere Summenhard, der Verteidiger der Richtung des Duns Scotus gewesen ist. Gerade dieser war doch eine Persönlichkeit, die zeigte, daß er nicht bloß Nachbeter war, sondern daß er seine eigenen Gedanken zum Ausdruck brachte und mitten in der Zeit doch die Nöte derselben erkannte. Ruft er doch einmal aus:: „Wer wird mich erlösen von dieser Streittheologie.“ Dabei aber war er selbst ein recht streitbarer Mann und meinte, „die Herren Juristen sollten nicht so fest an ihren Texten kleben, die Augen an die Tierfelle des Pergaments geheftet, zufrieden damit, daß es so geschrieben stehe und der und jener Doktor in seiner Vorlesung so lehre, als ob das genüge, wenn man nicht Verstand und gesunde Vernunft befrage und nach den Gründen des Urteils forsche“. Er ging so weit zu sagen: „Justinian ist nicht zu entschuldigen, daß er Gesetze gegeben hat, die den Wucher gestatten“, „darum sind göttliches und kirchliches Recht dem weltlichen mit hohem Ruhm vorzuziehen“. Er war ein Verkünder der christlichen Caritas und man hat wohl gesagt, daß er ein Prophet der Reformationsbewegung gewesen sei. Nichts ist törichter als daß man ihn zu denen rechnet, „die in der Finsternis des Papsttums das Licht des Evangeliums von ferne leuchten sahen und die Besserung der Kirche vor allem herbeisehnten“. Das unhistorische Verfahren gerade in dieser Beziehung hat viel Schlimmes bewirkt und vor allem die eigentlich richtige Auffassung des Reformators und dessen starker Persönlichkeit getrübt. Man darf Luther nicht die eigene Unmittelbarkeit nehmen und es ist sicher, daß gerade Summenhard ein ausgesprochener Gegner des Inhalts der 95 Thesen von Wittenberg gewesen ist. Sein Nachfolger war Wendelin Steinbach, ein Mann, der in wielen Dingen an die späteren Bußprediger erinnert und dabei doch auch sich selbst zu demütigen weiß, wie es der Orden des heiligen Benedikt vorgeschrieben hat. Es mutet merkwürdig an, wie er einesteils die Studenten in schlimmster Weise anredet und sie als Ausgeburt der Hölle bezeichnet und dann wiederum von sich sagt: „Ich bin von ganz geringer Stellung, ein ungekämmter Kerl, verstehe mich schlecht aufs Latein, der rohen und schmutzigen Sprache der Kneipe und dergleichen Dinge bin ich ganz hingegeben.“ Aber wie man gemeinhin sagt: wenn die Ochsen fehlen, müssen die Esel pflügen! „Es ist ganz gewiß etwas Ursprüngliches in ihm. Doch wäre es falsch zu meinen, auch er wäre ein Vorbote Luthers gewesen. Auch Martin Plantsch war das nicht, von dem wir nur ein Buch von den „Sagis maleficis“ haben. Aber seiner Verteidigung des Hexenwahns setzte er eine geradezu komische Klausel hinzu, indem er meinte, daß „die Wirkung eines Zaubers nur möglich sei, weil Gottes Wille sie zuläßt, in den man sich schicken soll statt Gegenzauber anzuwenden“. Aber gegen den lodernden Hexenbrand hatte er doch nichts einzuwenden.

Doch finden wir eine Reihe von Persönlichkeiten in Tübingen, die mit dem Reformator in Beziehung getreten sind. So Johann Nathin, der Luthers Lehrer in Erfurt geworden und vor allem Hermann von Staupitz, der in

Tübingen seine erste Schrift hat drucken lassen. Eine merkwürdige Persönlichkeit aber war Paul Schreiber, der, in Paris erzogen, im Barfüßerkloster zu Tübingen seine Lehrtätigkeit begann, aber über Euklid und Ptolomaeus las, so daß die Professoren bei ihm hörten. Sein Lieblingsschüler ward Konrad Kürschner, der künftige Züricher Reformationstheologe. Dieser hat wohl von seinem Lehrer erzählt, daß dieser gesagt hat, die Zeit sei nahe, wo die Theologie sich wandeln, wo man die scholastische Methode aufheben und die alten Kirchenlehrer an Stelle der Pariser wieder wird hervorheben müssen. Doch auch bei ihm kann nicht die Rede davon sein, daß er ein Vorbote Luthers war, wenn er selbst auch wegen Irrlehren angeklagt wurde und suspendiert nach Basel ging, von dort aber nach Rom sich wandte, um, völlig gerechtfertigt, zurückzukehren. Sein Orden aber hat ihn von Tübingen entfernt und zwar nach dem fernen Toulouse. Auf der Reise dahin ist er, angeblich an Vergiftung, gestorben.

Im übrigen war die Wirkung der Universität Tübingen nach außen hin eine ziemlich starke, schon durch die Ordensgeistlichen, die dort hörten, aber auch durch das Beamtentum des Grafen Eberhard und die Lehrer: Ulrich Thomasius, Johannes Eck, Matthäus Lang, Thomas Wyttenbach und vor allem auch Valerius Anselm, der Geschichtsschreiber Berns, haben hier ihre Bildung gewonnen. Als Wittenberg gegründet wurde, hat man die Ratschläge dazu sich von Tübingen geholt und die neue Universität als eine Kolonie Tübingens betrachtet. Johann von Staupitz berief nicht weniger als sechs Tübinger dorthin. Tübingen war, wie man wohl gesagt hat, die spätgeborene Tochter der Scholastik, aber sie hat auch früh ihre Tore dem Humanismus erschlossen. Denn bei ihrer Gründung war er in Italien schon zur reifsten Vollendung gelangt und Eberhard hat von Anfang an den Humanisten seine Gunst zugewendet. Es wollte nichts besagen, wenn „der liederliche Wanderpoet“ Samuel Karoch und der aufgeblasene Jakob Locher in Tübingen verweilten. Aber ihnen folgte ein anderer und zwar ein Schwabe, der hier festen Fuß gefaßt hat. Das war Heinrich Bebel, ein Bauernsohn, der in der Fremde sich seine Bildung geholt, in Krakau großes Ansehen genossen, in Basel mit Sebastian Brandt befreundet war und 1495 nach Tübingen kam. Man hat ihn einen der größten deutschen Dichter der lateinischen Sprache genannt und sein „Triumph der Venus“, die er als Satire über die Sittenverderbnis jener Tage geschrieben, ist in der Tat ein Gedicht, das, gut geplant, in der Ausführung freilich manches zu wünschen übrig ließ. Aber es finden sich darin entzückende Einzelheiten und wenn er die Schönheit der Mädchen von der Alb lobt und den Landsknechten eine Art von Hymne singt, so zeigt er doch an all dem, daß er gut geschaut hat und daß er ein echter Dichter ist. Wir besitzen außerdem noch seine „Fazetien“, worin ihm der berühmte Italiener Poggio als Vorbild gedient hat, dem er aber in keiner Weise nachbetet. Denn er hat einen viel zu guten Blick für das Leben der Natur und für das Volkstümliche und dazu den ganzen Stolz für die Vergangenheit seines Volkes mit seinem Kaisertum, und vor allem



Tübingen



Das Stift in Tübingen

aber den Stolz für seine Schwaben. Seine Berufung an die Universität hatte eine gewisse Berechtigung und auch hier hat sein Wirken lange nachgehalten. Denn er ist der Reformator in der Pflege der lateinischen Sprache und Grammatik geworden. Und da hat er ein abgerundetes Unterrichtsprogramm hinterlassen, das ihm natürlich eine Fülle von Angriffen zugezogen hat. Sein ganzer Aufenthalt war erfüllt von diesen Kämpfen. Man hat alles getan, um ihn in einen Skandal hineinzuziehen, weil man dem von Maximilian I. schon im Jahre 1501 zum Dichter gekrönten Manne sonst nichts hätte anhaben können. Zu ihm aber kam gerade in dieser Periode Joh. Reuchlin, dessen Aufenthalt von außerordentlicher Bedeutung war und der für griechisch und hebräisch hier wie überall, wo er weilte, gewirkt hat.

Aber da brach die Katastrophe herein und wir sehen, wie Herzog Ulrich es in keiner Weise verstanden hat, für die Universität zu sorgen und durch seine Kämpfe, durch seine Vertreibung auch für Tübingen schwere Tage hereinbrachen. Es war schon im Jahre 1510 Vergenhans gestorben, 80 Jahre alt, und erst sechs Jahre danach erfuhr man bei der Veröffentlichung seines Werkes „Die Weltchronik“, was man eigentlich an ihm für einen bedeutsamen Gelehrten besessen hatte. Sein Nachfolger Wiedmann konnte die Universität nicht auf der Höhe halten. Aber in dieser Zeit hat doch ein anderer gewirkt, nämlich Johannes Stöffler, der Mathematiker, Astronom und Geograph. Man hat ihn als Kalendermacher verschrien, und in der Tat, sein „neuer Almanach von 1509“ war ein merkwürdiges Buch. Aber doch strotzte es von Gelehrsamkeit. Man hat ihm nachgesagt, daß er im Jahre 1524 die Sintflut prophezeit. Diese kam natürlich nicht, aber man darf nicht vergessen, daß er doch das Unheil, das in jener schweren Flut des Bauernkrieges ganz besonders über Württemberg hereingebrochen ist, vorausgesagt hat. Sein Schüler aber war Sebastian Münster, der, wie er ganz offen und ehrlich eingesteht, in seinen Werken nur die Vorarbeiten seines Herrn und Meisters benützt hat. Außerdem hat Stöffler doch eine solche Wirkung geübt, daß seine astronomischen und mathematischen Kenntnisse aufgenommen worden sind von Tycho de Brahe, und so ist die Tübinger Schule fortgepflanzt worden bis zu Keppler. Daneben finden wir für das Griechische Georg Semler und neben diesem Johann Ökolampadius und Philipp Melanchthon. Ambrosius Blarer aber ist es, der dann späterhin die Reformation mit hat durchführen helfen, während Johannes Hildebrand in den Streit Reuchlins mächtig mit eingegriffen und mit einem Vorwort Melanchthons die „Briefe berühmter Männer“ herausgegeben hat, während Nikolaus Gerbel den zweiten Teil der „Briefe von dunklen Männern“ hat erscheinen lassen. Es ist also ein rühriges Leben, das hier sich abspielt, wenn auch die neue Richtung hier keineswegs rasch festen Fuß zu fassen vermochte. Erst bei der zweiten Rückkehr des Herzogs Ulrich ist erfolgt, was man immer schon von Tübingen erwartet hatte. Wie er das zweite Mal das Land verlassen mußte, da hatten sich seine Frevel gehäuft, die Ermordung des Hans von Hutten, die Flucht seiner Gattin, die Flucht des

Kanzlers Lamparter, die grausame Hinrichtung jenes Konrad Braeuning, all das lastete wie ein Fluch auf seinem Namen. In der Zwischenzeit freilich hatte das Haus Österreich die Hand auf Tübingen gelegt und es schien die Zeit gekommen, wo auch Württemberg dem Hause Habsburg unterworfen werden sollte. Aber da kehrte doch der Herzog zurück und vermochte der ganzen führerlosen Schar in Tübingen eine neue Richtung zu geben. Denn 14 Jahre war er fern gewesen. Nun hatte ihn der Landgraf Philipp von Hessen zurückgeführt und nach der Schlacht bei Laufen lag ihm Württemberg wieder zu Füßen und auch die Universität Tübingen. Nun hat Blarer freie Hand gehabt, es wurde ihm zum Genossen Grynäus aus Basel gerufen und wenn noch bei der Rektorwahl ein Freund der neuen Lehre, Armbruster, gewählt wurde, so griff nun der Herzog durch, und am 30. Januar 1535 hat er der Universität sein Programm diktiert, das eine volle Änderung Tübingens und seines Systems bedeutete. Die Alten wurden entlassen oder traten freiwillig den Rückzug an, über den ja vor allem Freiburg jubelte, weil ihm eine Fülle neuer Lehrkräfte zuströmte. Aber nach einer Zeit ungeheuren Darniederliegens war doch die Epoche eines bewußten Aufwärtsstrebens gekommen. So schrieb gerade Blarer um diese Zeit: „Wir berufen hervorragende Mediziner, ausgezeichnete Juristen, glänzende Theologen, vortreffliche Sprachkenner."

Aber bald kam der Rückschlag. Und Justus Jonas konnte schreiben: „Seitdem das Evangelium seinen Weg durch die Welt angetreten hat, sind viele Universitäten so gut wie ausgestorben. Als ob das Studium jetzt, wo die wahre Methode Theologie zu lehren und zu lernen am Tag ist, ein Verbrechen und ein Schimpf wäre. Andere nicht zu nennen, so ist von Erfurt der Alma mater so vieler Gelehrten nicht viel mehr als eine dürftige Spur, eine jammervolle Ruine übrig. Ebenso sind von den Akademien in Meissen, Tübingen, an der Donau und am Rhein nichts als trübselige Leichname übrig." Man muß doch sagen, daß um diese Zeit Tübingen schon eine starke Wendung zum Besseren gemacht hatte. Hatte doch Melanchthon selbst es sich nicht verdrießen lassen, auf Ersuchen des Fürsten auf ein paar Wochen nach Tübingen zu kommen, um sich der Universitätsreform anzunehmen. Freilich, dort zu bleiben, lehnte er ab. Die neue „Ordnung" aber wurde von Camerarius verfaßt und damit war das Tübinger Studium eine der Wittenberger und Marburger treu nachgebildete Organisation: dieselben Lektionen und Übungen, kurz und gut ganz ähnliche Einrichtungen wie dort, und vor allem auch Stipendiaten als Insassen.

Eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit der Tübinger war die starke Betonung des Griechischen. Das kam wohl von den beiden Persönlichkeiten Melanchthon und Camerarius und ihrem Einfluß auf diese Reform her. Kurz und gut man hatte Tübingen jetzt nach dem Muster von Wittenberg umgebildet, nachdem Wittenberg einst nach dem Muster von Tübingen geschaffen worden war. Auch die Neuordnung von 1557 bewegt sich auf diesem Gebiete und man kann nicht sagen, daß dadurch ein Fortschritt erzielt worden sei. Sie

verliert vielleicht gerade die Eigenart, die sie bisher ohne allen Zweifel behauptet hatte. Freilich darf man nicht vergessen, daß Tübingen bis zu einem gewissen Grade die süddeutschen Universitäten auch fernerhin bis über den Krieg hinaus repräsentierte.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat sich hier die Modernisierung durchaus vollzogen. In der zweiten Hälfte des vorigen hatte noch die alte Einrichtung bestanden, wie sie die Reformation geschaffen hatte, aber seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts wurde doch schon über Hugo Grotius, über Pufendorf und Thomasius, ja auch über deutsche Dichtkunst und Antiquitäten gelesen. Es ist bezeichnend, wie im Jahre 1720 der Theologe Pfaff bei Antritt des Kanzleramtes über die Aufhebung der scholastischen Universitäten und die Beseitigung des literarischen Pedantismus an denselben sprechen konnte. Das war ohne allen Zweifel Symptom. Gewiß, in die theologische Fakultät war der Pietismus eingedrungen und Professor Bilfinger hatte seit 1721 nicht ohne Widerspruch in diesem Sinne zu wirken begonnen. Die neuen Statuten von 1752 weisen bereits neben dem Naturrecht Allgemeine und Deutsche Geschichte auf. Die Geschichte der Literatur und Philosophie wurde beibehalten, aber die Poesie und Eloquenz wurde merkwürdigerweise dem Professor der Moral übertragen. Es war das doch ein Sinken der klassischen Philologie. Und das war nicht bloß in Tübingen zu konstatieren, sondern auch an den meisten übrigen Universitäten.

Die weitere Entwicklung Tübingens war eine sehr einfache. Gewiß wurde, wie ganz Württemberg, auch die Universität in die Kämpfe der Revolutionskriege hineingezogen, aber die feste und energische Haltung seines Herzogs und künftigen Königs war doch maßgebend dafür, daß die Einwirkung auf Tübingen selbst nicht in dem Maße verspürt wurde, wie an anderen Universitäten. Und so hat auch bei der Weiterentwicklung der deutschen Dinge, so vor allem in der Zeit, da die Studenten an anderen Universitäten der Gegenstand heftigster Verfolgung wurden, Tübingen weit weniger darunter zu leiden gehabt, zumal ja ein großer Teil der Studierenden im Stift ihr Unterkommen gefunden und dort streng und fest unter fast klösterlichem Zwang erzogen wurde. Um die Wende des Jahrhunderts war in der Tat die theologische Fakultät die führende, und es sind aus dem ihr untergeordneten Stift eine ganze Reihe führender Männer hervorgegangen. Die Theologie selbst in Tübingen erhielt durch Ferdinand Bauer eine starke Stütze und er ist es, der in späterer Zeit die „Tübinger Schule“ begründet hat, die doch der Kritik und der Freiheit die Tore öffnete. Zu seinen Füßen saßen Männer wie D. Fr. Strauß und Fr. Th. Vischer, die neben den vielen bedeutenden, die aus Tübingen hervorgegangen sind, der Universität selbst doch im gewissen Sinne den Charakter aufgedrückt haben. Denn Hegel war gleichfalls Stiftler gewesen, wie ja das Schwabenland eine unvergleichlich große Zahl von glänzenden Persönlichkeiten der deutschen Wissenschaft gegeben hat. Und dann darf man nicht vergessen, daß hier, inmitten all der theologischen Engherzigkeit, die nicht zu leugnen war, mit

einem Male ein Jungquell deutscher Gelehrsamkeit zu fließen begann, und zwar durch den Dichter und Germanisten Ludwig Uhland. Gewiß, das Schicksal hat es gewollt, daß er nie eigentlich Professor im Sinne des Gesetzes, der Berufung oder der Beförderung geworden ist. Aber dafür hat er in seinen Kollegien über mittelhochdeutsche Literatur, über deutsche Mythologie, kurz und gut über das germanische Altertum eine Fülle von Wissen in dem Augenblicke, da seine eigentliche dichterische Ader versiegte, in den wundersamen Schätzen unserer mittelhochdeutschen Poesie uns reichen Ersatz dafür geboten. Der Name Uhland ist mit der Geschichte Tübingens aufs engste verbunden. Wenn wir sein Gedicht lesen: „Droben stehet die Kapelle, schauet ruhig ins Tal hinab", so werden wir unmittelbar in die schöne Landschaft versetzt und fühlen uns erhoben mit den tiefinnerlichen Worten dieses Dichters, der als Mensch so bescheiden und so unscheinbar gewesen ist, und der doch so viel Kraft in sich trug, daß er auch politisch für Württemberg ein führender Geist gewesen ist und die schönen Worte gedichtet hat:

„In Fährden und in Nöten
Zeigt erst ein Volk sich recht,
Drum soll man nie ertöten
Sein altes, gutes Recht."

Bei ihm hat ein anderer nur noch kurze Zeit zu hören vermocht: das war der Schüler Bauers D. Fr. Strauß, der gleichfalls als Repetent an das Stift berufen worden war und eigentlich ausersehen, einer der Stützen der theologischen Fakultät in Tübingen zu werden. Aber da erschien sein Buch „Das Leben Jesu", und nun wurde über ihn Gericht gehalten. Er verlor seine Stellung und es war nicht mehr daran zu denken, daß er hier zu lehren vermocht hätte. Aber er ist nicht nur ein echter Sohn Schwabens geblieben, wie er auch ein Schüler Hegels geworden ist, zunächst mit einem gewissen landsmännischen Stolz, um dann freilich über ihn hinwegzuschreiten. Aber sein Name ist trotzdem von der Geschichte der Tübinger Universität nicht zu trennen. Denn es kommt nicht bloß auf jene an, die dort gelehrt, sondern auch auf jene, die dort geworden sind.

Da ist vor allem noch einer, der unter den deutschen Professoren der neuen Zeit vielleicht die interessanteste und auch imposanteste Erscheinung genannt werden darf, Fr. Th. Vischer. Auch er hat in Tübingen eingesetzt und dort erreicht, außerordentlicher und ordentlicher Professor zu werden. Sein Einfluß war ein wunderbarer. Aber auch er, der große Ästhetiker, der ein tiefes Verständnis für die Literatur hatte und selbst ein Dichter, war eine Künstlernatur, die sich nur schwerfällig dem wissenschaftlichen Menschen untergeordnet hat. Er hatte in Strauß und Märklin und zumal auch Gustav Pfitzer den Freundeskreis gefunden, an dem er Zeit seines Lebens festgehalten hat. Es wäre nicht unmöglich gewesen, daß er als Lehrer in die Fußstapfen Uhlands getreten wäre, den er noch mit Begeisterung gehört hatte. Aber es war doch

unmöglich, daß er sich von seiner großen ästhetischen Richtung abwandte. Aber wenn man ihn später zwang, Tübingen zu verlassen und eine Zeitlang in Zürich zu wirken, so hing sein Herz doch mit Tübingen aufs engste zusammen. Mit Schwegler, mit Zähler, mit Griesinger, Vierordt, Kreuser, Reichart und vor allem auch Karl Blanck war er in engster Weise verbunden. Aber freilich die theologische Fakultät sah auch in ihm eine schwere Gefahr, und so blieb ihm eben nichts übrig als sich abzuwenden, nachdem er früher schon die Strafe einer zweijährigen Suspension hatte über sich ergehen lassen müssen. Es mutet komisch an, wenn man sieht, wie die Lehrfreiheit gerade eines der bedeutendsten mit Rücksicht auf den Größenwahn einer Fakultät von der Engherzigkeit einer Regierung geopfert wird. Aber das sind die Schwächen, die bis in die neue Zeit herein den Universitäten angehaftet haben, und es hat eigentlich immer Segen gebracht, wenn der eine oder andere — oder es können auch sieben oder acht gewesen sein, wie in Göttingen und Kiel —, das Opfer wurden. Davon wußte natürlich die moderne Zeit nichts mehr, in der Tübingen zu der protestantischen Fakultät eine katholisch-theologische bekam, die von Ellwangen herübergelegt worden war. Tübingen ist nun mit allen anderen Universitäten in eine Reihe getreten und wenn ihm ein besonderer Charakter anhaftet, so ist es das Schöne und Reizvolle des Schwabenlandes, dem sich auch jene Lehrer nicht zu entziehen vermochten, die hoch vom Norden gekommen sind, hier aber sich einzuleben vermocht haben und nur schwer wieder schieden. Dazu gehört vor allem Dietrich Schäfer, welcher der Tübinger Universität und ganz Württemberg eine bestimmte organisatorische Richtung gegeben hat durch die Einleitung der Herausgabe der württembergischen Geschichtsquellen.

Und in allen Zweigen sehen wir dort im Austausch mit sämtlichen deutschen Universitäten eine stets große und bedeutsame Entwicklung sich vollziehen, die aber doch dem spezifischen Charakter Tübingens keinen Abbruch tut. Das liegt wohl auch an der ganzen studentischen Atmosphäre dieser verhältnismäßig kleinen Universität, die aber doch wie kaum eine andere sämtliche Stämme vereinigt. Gewiß, die Schwaben herrschen hier auch in den Verbindungen bis zu einem gewissen Grade vor. Aber in Korps und Burschenschaft und in allen anderen neueren Zweigen studentischer Korporationen tritt ein ganz eigenartiges und erfreuliches Gepräge zutage. Tübingen ist seiner ganzen Lage nach reizvoll, wie es schon bei seiner Gründung gepriesen wurde, und es ist geblieben bis auf den heutigen Tag, wie es schon im 15. Jahrhundert ein Dichter besungen:

Glücklicher ist kein Land
Und lieblicher keines als dieses,
Das der Neckar bespült,
Das wohlbebaute Gefild,
Aber trägt der Hügel die Burg,
Bald rieseln die Bäche, die klaren;

Hier bietet Schatten der Hain,
Dort erhebet die Pracht sich des Hochwalds,
Stattliche Dörfer wechseln mit mauerumgürteten Städten.
Flüssen begegnest Du,
Siehst hoch ragen die Zinnen der Burgen.
Wend' den Blick immer wohin Du magst,
Dir beut allenthalben reichlich
Augenwaide sich Dir und frohes Entzücken.



WITTENBERG
1502

Über Stadt und Universität Wittenberg liegt ein heller Strahl, der von der Persönlichkeit Martin Luthers ausgeht. Und doch muß man sagen, daß sein Wirken wohl für die Universität den Höhepunkt bedeutet, daß er Wittenberg Weltruhm verschafft hat, daß aber die Universität selbst doch unter ganz anderen Zeichen und Gesichtspunkten gegründet worden war, als unter denen, die der Reformator selbst wollte und hervorgerufen hat. Es war freilich sein späterer hoher Gönner, Kurfürst Friedrich der Weise, der im Jahre 1702 die Universität geschaffen hat, aber nicht für streitbare Reformatoren, sondern als ein Heim der Humanisten. Und die Humanisten haben denn auch den Gründer gepriesen und verherrlicht. Kaiser Maximilian I., der ja selbst der Abgott und Freund der Humanisten war, hat ihm mit Freude für diese neue Gründung die Urkunde ausgestellt. Auf die Vorlage des päpstlichen Privilegs hat er nicht gewartet. Er freute sich, daß gewissermaßen eine neue humanistische Herberge geschaffen wurde. Und in der Tat, die Urkunde selbst deutet in ihrer Ausfertigung die neue Zeit und den neuen Geist schon an. Es wird auf die Pflege der Wissenschaft und der schönen Literatur besonders hingewiesen und auch darauf, daß das weltliche Regiment von dieser hohen Schule tüchtige Kräfte gewinnen werde. Dann wurde nachträglich auch der päpstliche Konsens eingeholt. Aber schon war am 18. Oktober 1502 die Universität durch die Feier in der Pfarrkirche von Wittenberg eröffnet worden. Man hatte sofort Rektor und Dekane bestellt. Auch mit der Aufnahme der Vorlesungen zögerte man nicht, und um der Gründung sofort das Gepräge der Hochschule zu geben, wurden eine Reihe von Promotionen vorgenommen. Dann erst folgte das Gesuch um die kirchliche Bestätigung, die man bei dem damals in Deutschland weilenden apostolischen Legaten einholte und erhielt. Die eigentlichen Helfer des Kurfürsten aber waren zwei Männer gewesen, sein Leibarzt Martin Pollich, der Leipziger Professor war, und der Augustinerprior Staupitz. Aus dem Jahre 1507 ist eine interessante Kundgebung des Doktors beider Rechte, Christoph Scheuerl, erhalten,

der als Rektor der Universität nun die ganze Welt zum Besuche seiner hohen Schule aufforderte. Er verzeichnete dabei all die Namen der Männer, die jetzt hier wirkten. Unter diesen Staupitz und Pollich, ferner eine ganze Reihe von Humanisten, sodaß man sagen muß, daß die Universität in der Tat glänzend ausgestattet war und einer großen Zukunft entgegenzugehen vermochte. Es war im Grunde genommen für alles gesorgt. Auch die Scholastik war in ihren Richtungen vertreten. Neben Thomismus und Scotismus kamen auch die Okkamisten zum Wort. Und dann wurde im Jahre 1508/9 Martin Luther nach Wittenberg berufen. Er war in das Augustinerkloster in Erfurt eingetreten und im gleichen Jahre von seinem Obern Staupitz als Lehrer der Schulphilosophie nach Wittenberg versetzt worden. Nun aber vollzog sich bei ihm eine große und bedeutsame Wandlung. Während er selbst noch Schulphilosophie las, löste sich sein Geist mehr und mehr von ihr. Und als er an die Universität kam, fand er in ihr zu viel Heidentum, während die Humanisten oder Poeten, wie man sie nannte, zu viel Christentum darin fanden, und so wurde die Scholastik denn von beiden Seiten in der allerschärfsten Weise angegriffen. Luther faßte allmählich geradezu einen Haß gegen die Universitätsphilosophie und hat sie in der allerschärfsten Weise, ja mit einer Heftigkeit bekämpft, die zur Austreibung der gesamten „Barbarei" führen sollte. Es ist eigenartig, wie er allmählich die ganze Universität als sein Eigentum zu betrachten begann und sie völlig seinem reformatorischen Gedanken zu unterwerfen gewillt war. Man kann nicht sagen, daß er dabei dem Gedanken der wahrhaften Gelehrsamkeit zunächst große Dienste geleistet hätte. Im Gegenteil. Auch Philipp Melanchthon, der jetzt auf Empfehlung Reuchlins nach Wittenberg kam, war anfangs ziemlich entsetzt über die krasse Art der Lehre, vor allem aber auch der Schärfe und unduldsamen Propaganda, die Martin Luther betrieb. Aber es kam ja schließlich nicht darauf an. Das Bedeutsame war: Luther und Melanchthon lösten sich völlig von der mittelalterlichen Schulphilosophie, wenn auch immer an Luther ein Rest scholastischen Wesens und selbst scholastischer Methode trotz allem haften geblieben ist. Aber der Krieg war erklärt, und Melanchthon sprach es schon am 25. Januar 1520 bei einer Disputation klar aus: „Mit dem, was man Philosophie nenne, zerbreche man nur die guten Anlagen der Jugend." Und er fügte hinzu: „Possentreiben heißt nicht philosophieren." Damit war eigentlich sehr gegen den Willen Melanchthons Aristoteles an sich der Krieg erklärt, aus religiösen Gründen wie auch in rein philosophischen Fragen. Er ist, wie er ja auch als Gelehrter zweifellos bedeutender als Luther war, niemals so weit gegangen wie dieser, wenn er auch in vielen Punkten die Härte seines Urteils gegenüber der Scholastik teilte. Aber die Scholastik blieb eben doch. Ihre Tradition saß zu fest: man hätte, um diese zu brechen, überhaupt den ganzen Charakter der Universität umstoßen und auch eine Reihe von Persönlichkeiten beseitigen müssen, die doch schließlich wertvoll waren und auch eine gewisse Existenzberechtigung hatten. Immerhin hat der Kampf gegen die Scholasitik



Wittenberg. Augusteum
Ehemaliges Universitätsgebäude

seinen Wert gehabt, wenn auch der Ruf der Universität durch die Kämpfe, die dort sich abspielten, eingebüßt hat.

Dafür war aber der Ruf Luthers als Reformator um so größer geworden. Sein Name zog alles nach Wittenberg, nicht bloß aus Neugier, sondern man wollte in der Tat jetzt den Mann und seinen Freund hören, die den unerhörten Mut bewiesen und dem Papsttum, ja der ganzen Kirche, den Handschuh hingeworfen hatten. Aber die Folgen zeigten sich alsbald. Denn die Reformation mußte in gewissem Sinne alle Gelehrsamkeit eine Zeitlang zum Schweigen bringen. War sie doch selbst gar nicht das Produkt der Wissenschaft, sondern in gewissem Sinne der Kampf selbst. So verlor sich die große Zahl der Hörer auch sehr rasch und es dauerte Jahre, bis ihre Zahl wiederum auf 600—700 stieg. Der Reformator aber hat das was er wollte, die Reform der Universität Wittenberg, nicht erreicht. Er klagte bitter, ebenso wie sein Freund Spalatin, welcher zugleich der wärmste Freund der Universität und der Vermittler aller Wünsche des Reformators bei seinem Kurfürsten war, daß die Regierung die Universität vernachlässige. Die wittenbergischen Kräfte müßten überall hingehen, in die Welt hinausziehen wie die Jünger, um dort Schulen einzurichten, und der Hochschule würden damit die Kräfte entzogen, sodaß schließlich nichts übrig bleibe, als daß sie sich auflöse. Friedrich der Weise sah das mit einer gewissen Trauer, aber er konnte und wollte nicht helfen. Sein Nachfolger Johann der Beständige, an den Luther 1532 eine Denkschrift richtete, hat wohl einzelne dringende Verbesserungen, vor allem, was die Gehälter betraf, genehmigt, aber ihm selbst waren durch die Zeitnöte die Hände gebunden. Luther hatte nicht den Blick für dergleichen Dinge und konnte sich gar nicht vorstellen, daß der Bauernkrieg den Fürsten nicht dazu kommen ließ, ihm seine Wünsche zu erfüllen.

Im Jahre 1532 aber folgte ihm sein Sohn Johann Friedrich. Und dieser hat 1536 in der Tat eine Art von Neugründung der Universität vollzogen. Es wurde von der Zahl der Professoren an bis zu den Lehraufgaben alles gewissermaßen in Ordnung gebracht. Die Theologen und Mediziner wurden eingereiht und auch wieder alte Einrichtungen erneuert. Jedenfalls war es ein Fortschritt, und es machte sich augenblicklich die Wirkung dieser „Fundation“ dadurch geltend, daß in den Jahren 1540—1545 nicht weniger als 3000 Studenten in Wittenberg immatrikuliert worden sind. Die Universität kam in Blüte, und so sehr herrschte jetzt dort das studentische Treiben, daß der an und für sich stark nervös gewordene Luther darüber in hohem Grade unglücklich war. Es fehlte gewiß nicht an starken Ausschreitungen, die selbst einen sonst so beliebten Lehrer wie Melanchthon bedrohten, und zwar in schlimmster Weise bedrohten. Und Luther wandte sich noch kurz vor seinem Ende an den Kurfürsten, um eine neue Reform herbeizuführen und dem studentischen Unfug ein Ende zu bereiten. Zweifellos hat er die Dinge allzu hart beurteilt.

Dann kam die Schlacht bei Mühlberg, und Wittenberg fiel nach tapferem Widerstand am 19. Mai dem Kaiser in die Hände. Der Kurfürst ging einem schweren Schicksal entgegen. Land und Universität wurden dem Kur-

fürsten Moritz aus der Seitenlinie übergeben. Man hatte wohl von diesem erwartet, er würde die Universität zu Gunsten seines Leipzig eingehen lassen, aber darin täuschte man sich. Man sprach sogar davon, daß er aus reiner Verehrung für die Manen Luthers die Universität bestehen lasse. Jedenfalls berief er die zerstreuten Professoren wiederum zusammen und steigerte sogar ihre Einkünfte! Auch sein Bruder und Nachfolger August tat ein gleiches. Er bestätigte die Rechte und Freiheiten der Professoren. Wir sehen, wie Matthias Flacius unter diesen Eindrücken die Universität, wo er zu Füßen Luthers und Melanchthons gesessen, verließ, weil ihm der ganze Ton zu friedlich war und nun Melanchthon die seinem ganzen Wesen entsprechende Politik der Ausgleichung durchführen konnte. Er fand an anderen Kollegen durchaus Stütze, vor allem aber an seinem Schwiegersohn Peucer und an dem Hebräisten Professor Eber. Kurz und gut, es herrschte ein guter Geist. Auch die juristische Fakultät hatte tüchtige Vertreter, so vor allem Wesenbeck, der viele Schüler anzog.

Aber nun kam die Katastrophe. Der Kurfürst wurde durch eine Reihe feindseliger und gehässiger Zwischenträgereien dazu veranlaßt, den Professor Peucer, der wohl einer der besten Kräfte der Universität war, zu verhaften und jahrelang im Kerker festzuhalten. Es ist eine der grauenvollsten Erscheinungen, die ruhig dem aus fanatischem Doktrinarismus und doktrinärem Fanatismus hervorgegangenen Hexenwahn an die Seite gestellt werden kann. Denn was ihm vorgeworfen wurde, seine „philippistische Neigung“, also sein Festhalten an der sanften und milden Lehre des Melanchthon, wurde ihm als Verbrechen ausgelegt, das auf Grund theologischer Denunziationen ihm eine Kerkerstrafe von 12 Jahren eintrug. Man hat ihn von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt. Er litt in Rochlitz, Zeitz, und schließlich auf der Pleißenburg in Leipzig, wo ihn sein Kerkermeister, der Bürgermeister Rauscher, mit seinen Helfern geradezu geistig folterte. „Die beiden Konkordienmänner“ Andres und Selnecker taten das ihrige dazu. Aber zum Widerruf war er nicht zu bewegen, obwohl seine Frau aus Gram über seine Leiden starb. Hinter den „wackeren“ Kollegen stand wohl die Kurfürstin Anna, die dem Wittenberger Professor nicht verzeihen konnte, daß er von der Weiberherrschaft am kurfürstlichen Hofe gesprochen. Erst nach deren Tode hat die junge zweite Gemahlin des Kurfürsten, die dreizehnjährige Prinzessin Agnes Hedwig von Anhalt die Freilassung des unschuldig Gefangenen erwirkt. Am 8. Februar 1586 wurde er aus dem Gefängnis entlassen und schon am 11. starb der Kurfürst August, und sein Nachfolger Christian I. hat Peucer von dem auferlegten Revers, nie etwas öffentlich oder geheim über die ihm widerfahrene Unbill mitzuteilen, entbunden. Er fand noch glückliche letzte Jahre, aber der Haß, der ihn um seines Schwiegervaters Melanchthon willen getroffen, hat auf ihn doch einen bleibenden Einfluß geübt. Jedenfalls war die Handlungsweise des Kurfürsten und seiner theologischen Helfershelfer eine unerhörte und das Schicksal Peucers gehört zu den dunkelsten Punkten in der Geschichte der Universität Wittenberg, der lutherischen Kirche und der deut-



Lucas Cranach pinx

Philipp Melanchthon

Professor der Theologie und Philologie in Wittenberg
geb. 16. Februar 1497 in Bretten
gest. 19. April 1560 in Wittenberg

Aus dem „Corpus imaginum" der Photographischen Gesellschaft Berlin

schen Kulturgeschichte überhaupt. Es kann ja nicht geleugnet werden, daß Kurfürst August, für die Universität zu sorgen, in seiner Art beflissen war. Aber wenn er bedenklichen Zuständen entgegenarbeiten wollte, so tat er es nur mit bedenklichen Mitteln. Gewiß waren die Professoren trotz aller Frömmigkeit entartet, weil ihnen der große Zug der Wissenschaft fehlte, und die Studentenschaft ergab sich hier, mehr vielleicht als auf anderen Universitäten, den Auswüchsen des Pennalismus, weil ihnen eben von den Professoren der Weg nach oben nicht gewiesen wurde. Und wer konnte es ihnen verdenken, wenn sie sich der Trunksucht hingaben, nachdem den Professoren selbst Bier- und Weinschank verboten werden mußte, mit dem sie ihre wissenschaftlichen Einnahmen ergänzten.

Vor allem aber zeichnete sich die Universität durch den Kampf gegen das ganze Lehrsystem Melanchthons aus. Sogar mit seiner griechischen Grammatik und seiner Dialektik war man nicht mehr zufrieden. Da war keiner stärker als Rufer im Streit als der Schwabe Leonhard Hutter, den man aus diesem Grunde und in voller Verkennung des großen Reformators als den wiedergeschenkten Luther bezeichnete. Im übrigen mußten die Professoren selbst ihre Engherzigkeit am meisten büßen. Mußten sie doch ihre Hefte der Regierung vorlegen mit der genauen Angabe des täglich verarbeiteten Pensums. Dagegen halfen alle Proteste nichts. Die Übersichten ihrer Kollegien sind übrigens gar nicht erfreulich, wie überhaupt die ganze Universität, zumal was die theologische und philosophische Abteilung betrifft, keineswegs einen günstigen Eindruck macht. In der medizinischen finden wir einzelne Gelehrte von Ruf wie Sennert und Schneider. Die theologische aber wurde beherrscht von dem Fanatiker Karlow, dem sich gewissermaßen alle unterordnen mußten. In der mathematischen Wissenschaft ist Georg Joachim von Lauchen, den man wegen seiner vorarlbergischen Heimat den Räticus genannt hat, ein Bewunderer und Gehilfe des Kopernikus. Unter den Philologen finden wir den Antwerpener Janus Kruterus, der, aus großen Verhältnissen herauskommend, sich hier in kleine finden mußte. Eigentlich bedeutete die Wirksamkeit der philosophischen Professoren in Wittenberg nichts anderes als die Rückkehr zu Aristoteles und bei der falschen Auffassung desselben auch zur Scholastik. Nur daß diese jetzt nicht mehr eine reine Wissenschaft war, sondern alle Zeichen der Entartung an sich trug, so daß der Doktor Albert im Jahre 1690 mit Recht von ihr sagen konnte: Die Methode, in der an der Universität Logik und Metaphysik betrieben wird, ihre pedantisch barbarischen Lehrer und die Erfolge dieser Pedanten, Kleinigkeitskrämer, Dunkelmänner und Duckmäuser, die aus der Republik der Wissenschaften hinausgeworfen zu werden verdienten!

Dann kam gewissermaßen als Retter Johann Sperling, der diese Einflüsse zurückdämmte. Aber wenn neben ihm Christoph Notnagel als sein Helfer genannt wird, so darf man nicht vergessen, daß dieser die Grundgesetze des Copernikus leugnete und noch im Jahre 1648 geschrieben hat, daß die Erde sich nicht um die Sonne bewege, und daß sie nicht in Bewegung sei, son-

dern auf ständigem Ruhepunkt. Die Zeiten der Scholastik an den deutschen Universitäten bekundete wahrlich eine höhere Blüte der Wissenschaften als die Herrschaft der bibeltreuen Professoren in Wittenberg. Deren System hat sich herausgebildet bis zur Lächerlichkeit. So hat ein Professor Balthasar Meißner die Universität mit der Arche Noah verglichen, freilich nur, was ihre Einteilung betraf. Aber wollte man den Vergleich weiterführen und nicht bloß ad absurdum, so ergäbe sich daraus ein wundervolles akademisches Spielzeug, wie es die Kinder gewöhnt sind, wenn sie die Tiere aus ihrer kleinen Arche Noah heraus- bzw. hineinmarschieren lassen.

Besseren Geist bezeugte der Historiker K. S. Schurzfleisch, der in das öde und traurige Wittenberg einen Hauch von italienischer Schönheit gebracht hat. Freilich ihm und anderen stand immer wieder jener Karlow entgegen, ohne indes die trotz allem einsetzende neue Bewegung hemmen zu können. So ist vor allem Buchner zu nennen, der die Fächer der Dichtkunst und der lateinischen Sprache mit Eifer und Empfindung vertrat und als ein eifriges Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft auch ein Gefühl für deutsche Sprache und deutsches Vaterland hatte. Es mutet einem inmitten all des erbärmlichen theologischen Gezänks doch wundersam an, wenn er ausruft: „O Deutschland, wo ist Deine unüberwindliche Stärke geblieben! Entschwunden ist die Zeit, wo Du nicht nur den umwohnenden Völkern, sondern dem ganzen Erdkreis Ehrfurcht zugleich und Schrecken einflößtest. Jetzt ist Dein Ruhm ausgelöscht, Deine Waffen sind stumpf geworden und Deine Treue wankt.“

In der juristischen Abteilung war es endlich dem Professor Kaspar Ziegler gelungen, Hugo Grotius und damit das Naturrecht in Wittenberg einzubürgern. Daneben suchte die medizinische Fakultät Schritt zu halten mit der neuen Zeit. Doch war dies schwer genug. Wenn Professor Jessen die Sektion einer weiblichen Leiche vornahm, so mußte er diese medizinische Tat mit den Worten entschuldigen, daß mit größerer Dezenz niemand einen Psalm Davids zu zergliedern imstande sei. Es erübrigt sich, die Ausführungen der Professoren auf diesem Gebiete näher zu erörtern. Sie gehören mehr in einen Anekdotenschatz.

Vielleicht war es ein Segen für Wittenberg, daß der nordische Krieg auch diese Stadt in Mitleidenschaft zog und das Schwert des gewaltigen Schwedenkönigs Karls XII. ihr drohte. Denn sie gehörte ja dem sächsischen Kurfürsten und polnischen König und mußte damit die Folgen tragen für diese Vereinigung von Kursachsen und Polen. Aber die andere Wirkung, die diese Kämpfe mit sich brachten, war schlimmer. Von Dresden aus wurde man immer karger in den Ausgaben für Wittenberg und so war es kein Wunder, wenn die Zahl der Studenten zurückging und auch die der Professoren zu sinken begann. Das wurde nicht besser seit der französischen Revolution und 1804 sehen wir nur noch etwas über 200 Studierende immatrikuliert. Immerhin hob sich die Zahl noch einmal auf dreihundert und zu Beginn des 19. Jahrhunderts hoffte man in der Tat auf eine neue Blüte, indem nun doch eine Wand-

lung eintrat in der Neigung und Abneigung gegen das übertrieben lutherische Wittenberg, weil die dortige theologische Fakultät in der Tat die Allüren des Hasses und der Intoleranz abzulegen begonnen hatte. Aber die Zeit war erfüllt. Die Franzosen hatten auch Wittenberg besetzt und im Jahre 1813 legten sie direkt die Hand nicht bloß auf die Festung, und den stark befestigten Brückenkopf, sondern auch auf die Gebäude der Universität. Es mußte auf Befehl der französischen Machthaber die Universität und das Augusteum binnen 24 Stunden geräumt werden. Es ist ein eigenartiges Bild, wenn wir nun die Schätze der Bibliothek, des Archivs und der Sammlungen in Kähnen auf der Elbe nach Dresden gebracht sehen. Aber schon fielen diese den Russen in die Hände und so wurde denn die kostbare Ladung auf einem benachbarten Rittergut untergebracht. Die Professoren selbst waren samt den Universitätsbehörden nach dem kleinen Schmiedeberg geflüchtet.

Dann kam die Schlacht bei Leipzig und der Übergang Wittenbergs an Preußen wurde Ereignis. Auf Grund eingehender Beratungen erfolgte die Vereinigung mit Halle. Eigentlich war, abgesehen von ein paar Professoren, dieser Übergang nichts anderes als die Aufteilung des Erbes dieser an Altersschwäche gestorbenen hohen Schule an die von neuem Leben erfüllte Schwester, die in schweren und schwersten Zeiten gezeigt hatte, daß sie auf anderen Grundlagen aufgebaut und deshalb allen Schwierigkeiten zu trotzen fähig war. An Wittenberg knüpft sich der glorreiche Name Martin Luthers und Philipp Melanchthons. Im übrigen aber muß man sagen, daß es vielleicht besser gewesen wäre, wenn sie die glorreiche Zeit des Reformators nicht überlebt hätte. Denn das eigentliche Erbe der Reformation und vor allem Luthers hat nicht Wittenberg gewahrt. Das fiel anderen Universitäten zu, die in freierem, klarerem und edlerem Sinne den Geist der Reformation in sich aufgenommen und weitergeführt haben bis in unsere Tage.



FRANKFURT A. ODER
1502

Es war der Kurfürst Albrecht Achilles, welcher zuerst an die Idee einer Universitätsgründung in dieser Oderstadt gedacht hat. Aber er konnte nicht zur Ausführung schreiten. Sein Sohn wurde von Kaiser Maximilian I. angeregt, den Plan seines Vaters auszuführen, indem er meinte, daß nur die Aufklärung des deutschen Volkes den beschlossenen Wormser Landfrieden sichern könne. Da gab der Streit der beiden Leipziger Professoren, Pistor und Pollich, der in bitterste Feindschaft ausartete, dem Kurfürsten eine neue Anregung. Denn Pistor war sein Leibarzt. Und er stellte an ihn die Frage, ob er bereit sei, an seine Universität überzutreten. Dieser war Feuer und Flamme für das Projekt. Die Lage sei so günstig wie möglich zwischen den Marken, Schlesien, Lausitz und Polen. Und dazu käme der schwunghafte Handel dieser Stadt. Davon hörte nun sein Gegner Pollich und schlug, nachdem er der Leibarzt des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen war, diesem die Gründung der Universität Wittenberg vor. Und Pollich ward in der Tat deren erster Rektor. Nun hatte Pistor in Leipzig die Bahn frei. Die Universitätsgründung verzögerte sich, so daß erst Joachim I. daran gehen konnte, die Universität zu gründen. Er erhielt das Privilegium von Kaiser Maximilian und die Bulle von Julius II. und erweitert auf die medizinische und juristische Fakultät von Leo X.

So wird am 26. April 1506 die Universität feierlich eingeweiht und als erster Kanzler fungiert der Bischof von Lebus, bei dessen Nachfolgern das Amt gewissermaßen erblich erscheint, bis Markgraf Joachim Friedrich im Jahre 1598 das säkularisierte Land mit Brandenburg vereinigt. Es ist der Gelehrte Wimpina, der als erster Rektor fungierte, während aus Leipzig und Tübingen die übrigen Professoren herbeigeholt wurden. Immerhin ist ein großer Zug hier nicht zu konstatieren. Denn Wittenberg war zu nah und schon war im Lande die Reformation heimisch geworden, aber nicht in der Universität. Erst Joachim II. hat im Jahre 1539 im Sinne der evangelischen Lehre diese neu organisiert und in der Tat erst mit den nötigen Mitteln völlig ausgestattet. Es

kommen eine Reihe bedeutendster Gelehrter wie Sabius Pretorius, Schlosser und Schurfius nach Frankfurt, während freilich Männer wie Melanchthon und Johannes Camerarius den ehrenvollen Ruf abgelehnt haben. Immerhin war die Frequenz auf 3—400 gestiegen und wenn nicht der leidige Theologenstreit zwischen Andreas Musculus und Abdinus Prätorius ausgebrochen wäre, so wäre die Universität zweifellos in Blüte geblieben. Aber die Heftigkeit, mit der dieser Kampf durchgeführt wurde, störte den Geist der Universität und bewirkte, daß die Studenten fernblieben, und die anwesenden größtenteils abzogen. Als im Jahre 1606 die erste Säkularfeier begangen wurde, da tobte gerade ein Konflikt mit dem Magistrat von so unerhörter Heftigkeit, daß dieser gewissermaßen den Hauptinhalt der Jubelrede bildete.

Kurfürst Sigismund aber dachte nun an die Reform der Universität, ließ neue Statuten schaffen und setzte eine Kommission ein, an deren Spitze Adam von Schlieben wohltätig auf die Universität wirkte. Doch dann kam die Einführung der reformierten Lehre, die selbstverständlich in der theologischen Fakultät wiederum Irrungen und Wirrungen hervorrief. Erst als im Jahre 1640 der große Kurfürst die Regierung übernahm, brachen bessere Zeiten an. Die Universität wurde jetzt doch auf eine gewisse Höhe gehoben. Wir sehen in der juristischen Fakultät die beiden Brüder Friedrich und Gottfried von Jena wirken, die später als Minister und Gesandte eine große Rolle gespielt haben und dazu waren auch in den übrigen Fakultäten immerhin Männer getreten, die, wenn keine besonderen Lichter, doch immerhin tüchtige Lehrer waren. Es war ein Unglück, daß im Jahre 1656 die Pest die Verlegung der Universität nötig machte. Und dann sehen wir gerade in Frankfurt den Pennalismus zu ärgster Entartung sich entfalten. Aber wenn die Universitätsfeier im Jahre 1705 unter dem ersten Preußenkönig feierlich begangen wurde und dessen Sohn, der Kurprinz, die Würde des Rektors Magnificentissimus übernahm, so war es gerade dieser, der als preußischer König der Universität alle Mittel gekürzt und dadurch deren Rückgang herbeigeführt hat. Nach dem Tode und Abgang der beiden Brüder Hoffmann, dem Hinscheiden des Professors Dittmar und der Abberufung des Heineccius nach Halle war eigentlich keine besondere Lehrkraft mehr in Frankfurt und man hätte die Universität ruhig schließen können. Dann ward die Stadt 1759 von den Russen besetzt wie auch General Laudan hier einmal Quartier aufgeschlagen hatte.

Da kam unmittelbar nach dem Friedensschlusse in Hubertusburg der König selbst nach Frankfurt. Er hatte mit dem Bürgermeister über das Schicksal der Universität eine lange und wichtige Unterredung und die Folge davon war, daß er an den Obersten Gichard den Befehl ergehen ließ, die Lücken im Lehrerkollegium auszufüllen. So wurde denn Professor Darjes sowohl für die juristische wie die philosophische Fakultät berufen und dann der Mediziner Hermann aus Helmstädt. Der König genehmigte die Sozietät der Wissenschaften, die mehr guten Willen als Mitglieder zählte und als die Universität ihm ihre Drucksachen schickte, also die Programme usw., da erstattete er den Dank ab mit den Worten: „Dank für die Programma, Rede und Ode, nur aber würde



Universitätsgebäude in Frankfurt a. Oder

ich es lieber sehen, wenn statt dergleichen Universitätsgebräuchen die Zeit vielmehr zum Nutzen der Studenten angewendet würde." Man kann übrigens nicht sagen, daß in der Folgezeit der Bestand der Universität ein schlechter gewesen wäre. Wir finden eine große Reihe guter Namen, Jablonski, Stosch, Schultze, Michaelis und unter den Juristen vor allem von Böhme und Madhin und ganz besonders den Mediziner Hartmann, in der philosophischen Fakultät Darjes, Baumgarten und Steinwehr, den Historiker. Aber es kam der Krieg, der Zusammenbruch Preußens, und als der Staat Friedrichs des Großen sich neu aus dem Staube zu erheben begann, da schlug für die Universität Frankfurt die Stunde. Sie ward nicht aufgehoben, sondern mit ihren lebendigen und toten Kräften mit der Universität Breslau vereinigt. Das war ein Schritt, der zweifellos klug und politisch war und den der preußische Staat, aber auch die Wissenschaft nie zu bereuen gehabt hat.



MARBURG
1521

Die Universität Marburg hat von je den Ruhm genossen, die erste deutsche reformierte Universität zu sein und damit zugleich den weniger freudigen Ruhm auf sich genommen, als die erste rein landesherrliche zu erscheinen. Sie ist ohne allen Zweifel und trotz der Verdienste seiner Mitarbeiter, vor allem seines Kanzlers Feige, das Werk des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen. Aus der Not der Zeit heraus, im Gefühle des persönlichen Stolzes, aber auch getrieben durch die Pflicht, die ihm aus dem Reichsabschied von Speyer im Jahre 1526 und der daran anschließenden Kirchenversammlung in Homberg erwuchs, ist er an die Gründung herangegangen. Zur Seite stand ihm hier zu allererst jener Bote einer neuen Lehre aus dem Westen Lampert von Avignon. Sein erstes war natürlich, daß er sich nach Wittenberg wandte. Doch dort herrschte selbstverständlich gegen Lampert eine scharfe Einstellung, ja beinahe Haß. Dieser galt vor allem dessen Einfluß auf die zu gründende theologische Fakultät. Bei der artistischen redete Melanchthon mit und da findet man doch den großen und starken Zug des feinen und feinsinnigen Humanisten. Denn auf diesem Gebiete behielt er die Oberherrschaft. Das war ein Glück für den Protestantismus und für Deutschland. Und so hat er doch auch für die eigentliche Tendenz dieser Gründung ein volles Verständnis gehabt. Sie sollte nicht engherzig sein und abhängig von den Doktrinen, wie sie die plötzliche Wandlung vorschrieb und wie sie in Wittenberg alles beherrschte. Der überkonfessionelle und ökonomische Beruf der Fakultät wurde von ihm verstanden und von dem Landgrafen, wenn auch nicht immer mit voller äußerer Erkenntnis, so doch geradezu intuitiv festgehalten. Der merkwürdige Renaissancecharakter, der durch die Reformation einen merkwürdigen Druck erhielt, hat sich auch bis zu einem gewissen Grade seiner Gründung eingeprägt. 1529 erteilt er dem Universale Studium Marpurgense den Freiheitsbrief. Sie ist also unbedingt aus landesherrlicher Machtvollkommenheit gestiftet. Aber freilich hat sie eine ausgesprochen theologische Spitze. Denn sie sollte ein geistiges Institut werden zur Beruhigung des Landes

in den irregehenden Zeiten. Noch fehlte die universale Anerkennung, die trotz allem nötig war und aus diesem Grunde ging eine landgräfliche Gesandtschaft an den Kaiser ab. Von der päpstlichen konnte keine Rede mehr sein. Die Bewerbung war anfangs vergeblich. Erst auf dem Regensburger Reichstage von 1541 wurde am 16. Juli dieses Privileg erteilt. Die Ursachen dieser späten Zustimmung Kaiser Karls V. aber ist im hohen Grade bezeichnend für die Lage. Sie war die Folge der Doppelehe des Landgrafen, die Luther in seiner Art gebilligt und gewissermaßen sanktioniert durch „eine große Lug“, die aber jener in seiner Art durch eine Versöhnungspolitik möglich machte, welche ihm in diesem Punkte persönliche Freiheit gab, den schmalkaldischen Bund aber schwer geschädigt hat. So war die kaiserliche Verleihung an und für sich ein Schaden für den Protestantismus überhaupt. Aber trotz alledem: in Regensburg wurde die Gründung Marburgs vollendet. Wir können ruhig darüber hinweggehen. Denn eines gibt ihr sofort einen gewissen schönen und großen Charakter: sie trägt spezifisch humanistisches Gepräge und die überkonfessionelle Haltung ist gewahrt. An ihr sollten alle Typen des evangelischen Christentums zur Geltung kommen, nach der Absicht des Landgrafen nebeneinander, bei der Schwäche menschlicher Einstellung zu den göttlichsten Dingen nacheinander und in einer Folge von durchzufechtenden Streiten.

Aber dazu kam, daß die neue Universität vollkommen im Territorium verankert war. Als Philipp das kaiserliche Privileg erhielt, war die ökonomische Grundlage bereits durch die Fundationsurkunde vom 4. Oktober 1540 gesichert. Es war die Form der neuen grundsätzlichen territorialen und gemischten protestantischen Universität und darin lag im gewissen Sinne sogar die unmittelbare Rettung in den Zeiten des Schmalkaldischen Krieges und der jahrelangen Gefangenschaft ihres Stifters. In dieser Zeit konnte Kanzler Feige, wie er es von Anfang an war, als ein einzigartiger Patron dieses „Studiums“ gelten. Nicht weniger als dreizehn Klöster und eine Reihe von weiteren Instituten haben die Mittel zur Gründung geliefert. Da ergab sich eine gewisse Selbständigkeit der Universität, die ihr über die Zeit der Gefangenschaft des Landgrafen hinweghalf und zweifellos die korporative Selbständigkeit befördert hat. Freilich von der Selbständigkeit der alten Universitäten konnte keine Rede mehr sein. Denn hier war von Anfang an Wille und Recht zum Eingriff und zur Beeinflussung gegeben. Jährliche Visitationen wurden veranstaltet und die Universität war nichts anderes als eine ökonomische Landesangelegenheit. Und schon aus der Haltung des an sich so verdienstvollen Professors und Reformators der Universität Oldendorp ergibt sich, daß die Professoren bei ihrer Berufung ihre Unabhängigkeit aufgegeben hatten. Waren doch selbst die Pedelle aufgestellt, darauf zu achten, daß die Professoren fleißig lasen. Es gab hier von Anfang an selbstverständlich Grund zu Beschwerden, und auch die Frage der Gerichtsbarkeit zu allerhand Dissidien Anlaß! Es fällt ein tödlicher Schuß! Große Aufregung in Marburg. Wer entscheidet und wer richtet? Aber man half sich über dergleichen Dinge hinweg!

Die Universität selbst war zufrieden, da sie eröffnet war. Der Plan, der drei Juristen, einen Mediziner und acht Philosophen vorsah, wurde natürlich nicht vollständig durchgeführt. Man mußte sich mit zwei Theologen, Krafft und Lampert — letzterer schied schon 1530 — begnügen. Juristen waren zwei, Artisten vier, Mediziner einer. Aber es waren doch Männer, wie z. B. Eisenmann und Emmerich in der juristischen Fakultät, und vor allem Oldendorp, die Marburg sofort in eine gewisse Blütezeit versetzten. Trotzdem war es sehr traurig, daß gerade das Prinzip der Reformation im Territorialstaat, nämlich die Visitation, von Anfang an eine böse Stimmung ins ganze brachte. Landgraf Philipp hat nach seiner Rückkehr erkannt, daß einzig die Disziplin dieser „teuflischen Universität" helfen könne. Und doch muß man die Nachrichten über diese Disziplinlosigkeit in keiner Weise tragisch nehmen. Viel schlimmer war es, daß Marburg eben eine kleine Universität war und eine solche immer blieb und daß hier die Gefahr der Inzucht und Cliquenwirtschaft nach und nach eine geradezu furchtbare Rolle spielte. Dagegen gab es nur ein Mittel, und das war das selbstbewußte und kräftige Auftreten der Humanistengruppe, welche gegen die „Verfilzung", Verwandtschaft und Verschwägerung vorgingen. Hatte doch Eisenmann unter den juristischen Kollegen nicht weniger als zwei Schwiegersöhne. So hat denn Oldendorp, als er zum zweiten Male nach Marburg kam, sich auf die Humanistengruppe stützen müssen und hat dies mit aller Energie getan. Wenn einer geholfen hat, dem Schlendrian in der Ökonomieverwaltung und in der Vernachlässigung der Nebenverpflichtung eine Änderung herbeizuführen, so ist es er gewesen. Nach jahrelangem Ringen hat er endlich Ordnung geschaffen.

Gewiß, in der ersten Zeit stand sie noch vollkommen unter Wittenberg. Die Professoren Krafft, Schnepff und Drach waren im gewissen Sinne Lutherschüler und Luther selbst schrieb, als Lonicer nicht nach Marburg gehen wollte, er möge es doch tun, denn der Teufel habe nicht nur in Marburg, sondern auch anderwärts seinen Sitz. Die Humanisten waren, wie der Kanzler Feige selbst aus dem Kreise Mutians und der Erfurter Schule und die dritte Gruppe, die hier in Frage kam, das waren die Juristen, die freilich auch alle von der Reformation ergriffen waren, aber auf dem Standpunkt des gemeinen Nutzens ihres christlichen Territorialstaates standen. Und da hat Oldendorp gewirkt und Gutes erreicht. Wir erkennen, wie man hier jetzt vom Humanismus und seinen allgemeinen mit der Zeit verwässerten Gesichtspunkten zur Einzelforschung übergeht und durch Männer wie Dryander der Weg vom christlichen Humanismus zum forschenden Gelehrten gefunden wird. Die theologische Fakultät trug in sich als schöpferisches und führendes Element neben dem wittenbergischen polemischen Geist die Ruhe der vom Westen kommenden Gelehrten, die ihre Schüler auch wieder nach dem Westen wiesen. So vor allem Lampert. Man hat mit Recht gesagt, daß er der Universität sofort ein Fenster nach der großen Welt geöffnet hat. Aber freilich, von Anfang an begann auch der Kampf. Und das Intermezzo des Professors Thamer und seiner Anhänger gegen Drach und Krafft ist ein düsteres Kapitel. Wir kennen ein

Wort darüber: „Etliche lachten des seltsamen Handels, etliche aber wurden, wie billig, darüber entrüstet.“ Die Folge war, daß Drach ging und Thamer blieb, um dann an Ostern 1549 wiederum zum Wanderstab zu greifen und schließlich den Weg nach Rom zu finden, wo er als Konvertit und katholischer Theologe starb. Mit ihm war das Ende der ungebrochenen lutherischen Tradition erreicht, und wenn auch der Versuch der Erneuerung gemacht wurde, er war vergeblich. Denn während seines kurzen Aufenthalts bzw. Lebens hat Franz Lampert eine reiche Arbeit geliefert.

Nun aber kam in Marburg eine andere Zeit, und diese ging vor allem von der Artistenfakultät aus, und zwar von Hermann von dem Busche, welcher zweifellos der kühnste unter allen späteren Humanisten und zugleich der größte humanistische Wanderlehrer, der durch Deutschland gewallfahrtet. Er ist es, der die Notwendigkeit der klassischen Studien für die Theologen nicht bloß erkannt, sondern auch verfochten, und in seinem Meisterwerk „Triumph Hochstraten“ die zündendste Kampfschrift gegen die Dunkelmänner geschrieben hat, ein Mann von außerordentlicher Kühnheit. Sehen wir ihn doch am Werk, wie bei Verbrennung der Lutherschriften in Köln und Mainz bei dem Einzug Karls V. nicht eine einzige Schrift Luthers wirklich dem Feuer verfiel. Er war es, der dafür sorgte, daß nur einige Stöße Makulatur und scholastische Schmöker in die Scheiterhaufen geworfen wurden. Und er nimmt Luther bei seiner Reise nach Worms in Empfang und in Worms selbst bildet er mit seinen Getreuen sozusagen die lebendige Mauer, mit der er ihn während der Reichstagssitzung umgab. Nach dreijährigem Aufenthalt in Heidelberg kommt er mit 58 Jahren nach Marburg und hier liest er Geschichte als „Rhapsodus“ und, so sehr der Groll der Theologen gegen ihn tobte, er war zweifellos einer der ersten bedeutendsten Kämpen der Marburger Professorenschaft. Er ist dann in seine westfälische Heimat zurückgekehrt und 1534 gestorben.

Wir sehen in Marburg bereits eine Reihe von bedeutenden Leuten sich der Geschichte zuwenden, Goldenbauer, Glandorp, vor allem Eobanus Hessus, der seinen Psalter herausgibt und die lateinische Ilias „König David und der trojanischen Helden stolze Schar“. Er ist es, der der Geschichtsprofessur für diese Zeit ihre Arbeit zuweist: Verwendung der profanen und heiligen Geschichte. Nach seinem Tode verfiel die Professur für Geschichte, und andere übernehmen die Führung; so vor allem war Sonitzer ein Gelehrter ersten Ranges, der auch dadurch einen Vorhang niederriß, der Marburg von der neuen Zeit trennte, daß er die Verbindung von Physik und Theologie herstellte. Auch Rudolfi war einer „der originellsten aller Marburger Professorenoriginale“ des 16. Jahrhunderts. Er ist es, der die Einheit von Humanismus und Reformation erkannt und gewahrt hat. Denn diese erzeugte doch gerade in der Polemik gegen die Gegenreformation das System des biblischen Offenbarungswissens, aus dem sich ganz von selbst das System des natürlichen Wissens von der Welt in dem Menschen ergab. Aber dabei erhob doch die Orthodoxie ihr Haupt immer höher, und zwar wurde sie durch das „Jus reformandi“ der Territorialfürsten immer weiter entwickelt, und sie sind es, die nun auch Marburg ihren Familien-

zwisten unterwerfen. Marburg war nach dem Testament des Landgrafen Philipp eine „Sammeluniversität", über die vor allem Wilhelm von Kassel und Ludwig von Darmstadt herrschten. Die Situation war schwer und wurde immer schwerer, zumal als in Kassel Landgraf Moritz nachfolgte und 1604 im Erbgang Land und Universität von Marburg an ihn fielen. Er beanspruchte die Universität für sich allein. Da kam vonseiten Darmstadts der Protest, und kurze Zeit darauf der Kampf. Denn nun setzte gegen die bisherige lutherische Fakultät, die im Jahre 1584 vollendet war, die Reaktion ein. Marburg wird reformiert, und am 22. Juli 1605 geschah die feierliche Entlassung der lutherischen Theologen, über die freilich eine starke Erregung unter den Studenten losbricht. Es erfolgt nun vonseiten Darmstadts die Gründung Gießens, und damit war für den Calvinismus der Weg nach Marburg vollkommen frei. Es war eine ernste Krise, die über die Universität hereinbrach. Aber das Präzise, das die Theologen von Frankreich und Utrecht in sich trugen, hätte die Rettung sein können, wenn man eben den Geist von Holland und vom Genfersee an die Lahn hätte übertragen können. Man hat wohl zu der berühmten Synode nach Dortrecht (1618—1619) offiziell zwei Marburger Professoren geschickt und dadurch die niederhessische Kirche und die Universität unbedingt an den Calvinismus angeschlossen. Bei der Visitation aber mußte man freilich erkennen, daß die meisten Marburger Professoren auf so niederer Stufe standen, daß man ihnen besser den Abschied geben würde. Aber das hätte die Aufhebung bedeutet, und dagegen wandte sich einer, der in diesen Tagen der Retter wurde. Das war Johann Grotius, der seine Aufgabe in der Aufrechterhaltung der reformierten und philippinischen Tradition sah.

Doch nun kam jene berühmte Wendung in dem Erbstreit zwischen Kassel und Darmstadt, durch welche Ludwig in den Besitz von Marburg gesetzt wurde. Es war ein Höhepunkt des Territorialismus, der gar nicht überboten werden konnte. Ludwig brachte die Wiederherstellung des lutherischen Bekenntnisses, die übrigens nur noch als Mittel zum Zweck erschien. Die Exekution gegen Moritz ward durchgeführt. Moritz muß verzichten und die Universität ging in darmstädtische Hände über. Gießen hörte auf zu sein und Marburg vegetierte weiter. Wohl hat Moritz daran gedacht, die Universität in Kassel fortzuführen. Aber die Gründung selbst war erst 1633 fertig geworden, und zu einer Blüte ist sie nie gelangt. Doch auch Marburg stand unter den Leiden des Dreißigjährigen Krieges. Wohl hat Ludwig sein Recht nur mit Hilfe der kaiserlichen Truppen, und vor allem Tillys, erreicht, aber was er gewonnen hatte, ist weder ihm noch dem Lande, noch der Wissenschaft zur Freude gediehen. Der einzige, der jetzt wirkte, das war Balthasar Schuppius, der einer der berühmtesten Marburger Lehrer war und durch den in der Tat vieles geschah, was das Ende des orthodoxen Zeitalters vorbereitet hat.

Aber der Marburger Sezessionsstreit ging weiter und forderte beinahe die Universität als Opfer. Ja man kann sagen, daß in diesem Streit, der erfüllt ist von dem Hader der Konfessionen und von dem Kampf um die Macht, auf Marburg nicht die geringste Rücksicht genommen worden ist. Eine Zeit furcht-

baren Leidens brach an: Plünderung, Druck der Besatzungen! Und schließlich erscheint nach dem Tode des Landgrafen Moritz die Markgräfin Elisabeth vor Marburg. Sie verlangt von den Professoren die Huldigung und diese weigern sich, weil sie eben noch nicht von Darmstadt her ihres Eides entbunden worden sind. Die Angelegenheit sollte in Münster bei den Friedensverhandlungen entschieden werden. In der Tat war man dort des Streites müde geworden und sah in den hessischen Fehden nichts mehr als ein Hindernis für den allgemeinen Frieden. So mußte denn ein Abschluß kommen, und damit wurde die „Communio" für die Universität wieder hergestellt, deren Folge die bekannte Separation war: Darmstadt zog seine Professoren nach Gießen zurück.

Für den Augenblick war freilich nichts geschaffen als Klarheit. Diese aber zeigte für Marburg eine furchtbare Lage. Die Not der Stadt war aufs höchste gestiegen. Von den dreitausend Einwohnern waren kaum mehr zwei Drittel vorhanden und was sollte nun geschehen? Es regierten „der gemeine Nutz und die wahre Religion". Die Marburger waren lutherisch, und die Universität sollte calvinistisch werden. Die Verhandlungen wurden mit dem notwendigen theologischen Gezänk ausgestattet und erst durch die Tätigkeit des Professors Dauber, der gegen Haberkorn in Gießen zu arbeiten hatte, der allgemein als der „Satan" galt, wurden die grundsätzlichen Voraussetzungen erledigt und Landgraf Philipp erteilte am 1. Januar 1653 ein neues Privileg. Die Restauration begann.

Aber von Frieden war keine Rede. Denn gerade jetzt mußte eine neue Kampffront gebildet werden der orthodoxen Theologie gegen den wissenschaftlichen Rationalismus, der bereits in den Anfängen der Cartesianischen Schule hervortrat. Die Universität ward eröffnet und es galt nun, Professoren und Geld herbeizuschaffen. Das erstere war leichter als das letztere, und die Berufung von Johannes Grotius war im gewissen Sinne Symbol für die Universität. Am 12. Dezember war man einig über den Bestand: zwei Theologen, zwei Mediziner, vier Juristen und vier Philosophen, und nach Einziehung sehr eingehender astrologischer Gutachten wurde am 16. Juni die Universität eröffnet und in der Inskription, die vom 21. Juni bis 29. Juli dauerte, haben sich in der Tat 146 Studierende eingeschrieben. Die Feier war ganz dem Lebensstil des damaligen Zeitalters angepaßt und wir hören Dauber in seiner Art weltmännisch sprechen, während der neue Rektor Grotius in seiner Rede das ganze schwere Rüstzeug theologischer Gelehrsamkeit aufbot. Und nun sehen wir hier zwei Generationen bei dem Feste der Eröffnung beieinander und zu gleicher Zeit zwei Bildungswelten nebeneinander. Und wenn man jetzt die Vorlesungen begann, so mußte man doch erkennen, wie die Zeit selbst noch abhängig war von den äußeren Dingen. Die Studenten brachten den Pennalismus mit, wie ihn die letzten Abziehenden mitgenommen hatten. Ihr Leben war eben leer, ohne jede Anregung und Inhalt. Und Praxis und Theorie des Hochschullebens fiel durchaus auseinander. Ringsum herrschte ein roher Geist, dem das Menschenleben nichts galt. Und die Universität? Die juristische Fakultät war berühmt als Spruchhof und verdiente sich als solcher damit ihren Unter-



Marburg a. d. L. mit Universität und Schloß



Universität in Marburg a. d. L.

halt. Von den Theologen sprach man wenig freundlich. Denn man fühlte, daß sie lediglich „ombrage" machten. Die Hauptsache war eben die Polemik, und es ist nicht anders: minderwertige Professoren leben wie in unserem Zeitalter des Parlamentarismus mindergebildete Abgeordnete von der Polemik.

Im übrigen waren das doch die allmählich verschwindenden Ausnahmen, und wir finden, daß aus dem Humanismus sich eine recht ernsthafte philologische Kritik entwickelt hatte, die dann ihre Lehre auf rationalistische Basis stellte. Es war die Zeit, wo man den Kampf gegen den Sozinianismus eröffnete. Wenn man in dem kleinen gemütlichen Altdorf diese ketzerischen Bücher verbrannte, so war es kein Wunder, wenn eine ähnliche Kampfstimmung sich in Marburg entwickelte. War doch, wie Ernst Tröltsch sagt, Sozinianismus der Ketzername, mit dem der Konfessionalismus alle moderne Theologie in ihren Anfängen stigmatisierte. So brach auch in Marburg ein neues Jahrzehnt des Kampfes an, und Träger desselben waren zwei Hugenotten, Denis Papin und Thomas Gautier. Und dieser siegt über Papin und dessen Freund Otho. Papin selbst war ja nicht eigentlich zu solchem Gezänk gekommen. Er war als Vertreter der Naturwissenschaften berufen, er war Experimentator und exakter Forscher und ein unschätzbarer Gewinn für die Universität. Er war der erste Sendbote der neuen europäischen Wissenschaft, welche den scholastischen Druck vollkommen durchbrochen hat. Der Bann gegen Descartes war nichts anderes als eine Ablehnung Galileis. Gautier hingegen war ein verfolgter Waldenser, mit der ganzen Glut und Leidenschaft des Südfranzosen, ein Mann von entschlossener Tatkraft. Und es war kein Wunder, wenn diese beiden Männer aufeinanderplatzten. Und so begann denn der Kampf um die geistliche Vorherrschaft der Theologie. Er gipfelte in der vollen Feindschaft gegen Otho, dessen Exkommunikation und Ausschluß vom Abendmahl beschlossen wurde. Und als er sich an den Landgrafen wandte und die Untersuchungskommission zwar erklärte, daß von allen Seiten pressiert worden sei, erhoben die Orthodoxen die Beschuldigungen gegen ihn wegen des Sozinianismus. Damit war eine dreifache Anklage entstanden, von der wenigstens ein Punkt einschlagen mußte. Otho erhielt einen scharfen Verweis, der ihn tief und aufs schwerste kränkte und Gautier schien gesiegt zu haben. Aber es war ein kurzer Sieg. Denn die große Wendung stand bevor. Nach Marburg kam Christian Wolf, der Vertriebene aus Halle. Er war dort das Opfer der Theologen geworden. Und zwar hatten diese ihre Anklage gegen den Verhaßten geknüpft an dessen Rektoratsrede „de Sinarum philosophia practica". Er aber hatte in Marburg Zuflucht gefunden und ihm war dort einer der berühmtesten Theologen beigesellt worden, Professor Kirchmeier aus Heidelberg. Die Berufung Wolfs war der Bruch mit der jüngsten Vergangenheit und mit dem konfessionellen Prinzip. Aber es kann noch ein anderes hinzu. China spielte damals, nachdem es von den Jesuiten entdeckt worden war, deren Verdienste gerade Wolf anerkannt hatte, eine große Rolle in der Kultur. Die fürstlichen Sammlungen waren erfüllt mit Produkten der chinesischen Kunst und man hatte sich sogar mit der geistigen Welt

des chinesischen Heidentums versöhnt. Und nun wurde ausgesprochen für Marburg im Jahre 1726 diese Dissertation gedruckt und konnte gedruckt werden. Die Professoren haben damals freilich nicht geahnt, daß eine Person von historischer Bedeutung in ihren Kreis getreten war. Denn keiner kannte Wolfs Philosophie, man wußte nur von dem Hallenser Skandal. Ein trauriger, aber doch sehr bezeichnender Fall! Sonst hätten die Theologen vielleicht auch hier gesiegt. Doch als sie zur Erkenntnis kamen, da war er schon völlig durchgedrungen und seine Lehre, gewissermaßen das System der aufgeklärten wohlwollenden Despotie, drang in die Rechts- und Staatsverwaltung Friedrichs des Großen ein und wurde in ihr lebendig. So zog mit ihm die Bildung der neuen Zeit in Marburg ein. Er hat auch hier das wissenschaftliche Denken aus dem Zwange der lateinischen Form befreit und die deutsche Sprache zur Geltung gebracht. Das ist der Zauber, der mit überraschender Neuheit auf die Hörer wirkte und vielleicht das höchste Verdienst der deutschen Universitäten überhaupt.

Sonst ging das Leben immer weiter. Man feierte das zweihundertjährige Jubiläum am 14. August 1727. Und dann starb Karl II., der Gönner der Universität, und mit dessen Nachfolger beginnt wiederum eine Periode der Stagnation. Kirchmeyer starb im Jahre 1743 und Wolf ging nach Halle zurück. Neue Berufungen, die wohl versucht wurden, waren vergeblich und Göttingen eröffnete seine stark wirkende Konkurrenz. Denn es war die moderne Hochschule, auf welche die ganze Welt mit Staunen blickte. Die Hauptursache aber des Darniederliegens Marburgs war die Vernachlässigung des naturwissenschaftlichen und medizinischen Unterrichts. Als man eine Eingabe nach Kassel machte, da betonte man freilich vor allem den Mangel an Professoren, in zweiter Linie den Mangel an Holz! Es wurden nun in der Tat zwei Professoren berufen. Böhmer von Göttingen und der Theologe Stapfer aus Bern. Aber einer, der Jahrzehntelang doch über der Universität gewacht hatte, Estor, ist 1773 gestorben. Eine schlimme Zeit. Es wirken die schlesischen Kriege ein und Marburg ist vier Sommer lang von den Franzosen besetzt. Es ist ein Schmachten nach Erlösung und das traurige Gefühl, daß man nichts bedeutet, das über der Universität waltet. Dann freilich kam im Herbste 1775 als ein Helfer der Minister Martin von Schliefen, der erklärte, man müsse abhelfen, und meinte, das beste wäre die Vereinigung der Universität mit dem Carolinum, dem Rest der Hochschule in Kassel. Man darf nicht vergessen, daß diese Stadt sich glänzend entwickelt hatte und auch fähig war, die hohe Schule aufzunehmen. Aber Professor Honbergk wußte als Finanzkanzler das rettende Wort zu sprechen. Die Universität Marburg sei an die Scholle gebunden und ihre Verlegung unvereinbar mit der hessischen Verfassung. Die bodenständige Tradition dürfe nicht aufhören. Das war gerade jetzt von Bedeutung. Aber vielleicht hat hier die Studentenschaft die Entscheidung gebracht. Denn die Aufklärung war allenthalben auf ihrem Höhepunkt angelangt und auch die Studentenschaft war von ihr ergriffen, nicht durch das, was sie in den Hörsälen gelernt hatte, sondern durch den Geist der Zeit überhaupt. Sie hatte sich eine gewisse ideo-

logische Weltanschauung von selbst gebildet. Die Zeit der Orden war gekommen. Diese waren ein neues Element der akademischen Bildung, wohl herübergeholt aus der ganzen Bewegung der Masonei, aber doch in ihrer Art eingestellt auf den studentischen Geist. Dieser war fortschrittlich, aber in keiner Weise revolutionär. Man wandte sich, und zwar auf eigene Faust, ab von dem veralteten Bildungsideal, man suchte eine freigewählte Gemeinschaft, eine unverbrüchliche Gesellschaft und es war klar, daß man dabei doch den Degen an der Seite und in der Faust behielt. Denn die Waffe konnte und kann keine Zeit dem Studenten entwinden.

In die Blütezeit der Orden fällt nun die Entwicklung der empfindsamen Dichtung. Dem äußeren Auge wird die Schönheit der deutschen Landschaft erschlossen. Sie lesen jetzt Ewald Kleists Frühling, sie lesen Gleim und Bürger und Hagedorn und mit einem Male taucht vor den Burschen von Marburg die Landschaft auf und ihre Schönheit wird gewissermaßen von ihnen entdeckt. Dabei macht sich ein großzügiger Idealismus geltend und weltbürgerliche Ideale treten zutage. Sie mußten kommen, genau so wie sie bei Fichte später vorhanden gewesen sind, ehe er die Kraft fand und den Geist, seine Reden an die Deutsche Nation zu halten. Aber an der Universität sehen wir, wie, trotzdem Männer da waren, wie Jungstilling und manche andere, von den Theologen und ihren Denunziationen eine Vorlesung Berings über Kant durch ein Verbot aus Kassel unmöglich gemacht wird. Doch dieser läßt nicht nach. In einer Disputation stellt er eine Reihe von „verfänglichen“ Thesen auf und nun erfolgte ein schmählicher Denunziantenstreich und es kommt die Aufforderung an den Senat, ihn zur Justifikation zu ziehen. Da raffte sich doch die Universität auf, um die Gedankenfreiheit, das edelste Kleinod, vor dieser neuen Periode der Inquisition zu verteidigen. Aber wenn sie nun den Fall entschuldigt, so war doch die theologische Gegenpartei bei der Hand und in dem Gutachten war sogar die Rede von der Verteidigung einer „redlichen Denunziation“. Indessen wurde das alles überholt durch das steigende Interesse der Fürsten an der politischen Richtung ihrer Untertanen. Wir sehen, wie unter Wilhelm IX. der aufgeklärte Despotismus in Kassel einzieht, aber alsbald von dem Kampf gegen die Ideen von 1789 überholt wird. Man ruft wiederum die Theologen zur Hilfe, um die Untertanen zum schuldigen Gehorsam gegen die Obrigkeit anzufeuern. Das politische Leben wird also gewissermaßen unter landgräfliche Obervormundschaft gestellt. In solchen Tagen ist man natürlich über alles beunruhigt, und so wollte man Näheres wissen, was denn eigentlich Kant und seine Philosophie bedeute. Es war das ausgesprochen fürstliche Mißtrauen gegen die Intelligenz, das sich hier kundtat und das nun trotz der Erklärung Jungstillings und anderer weiterwirkte und zwar dadurch, daß man eine „Surveillance Commission“ aus drei Kollegen der Universität ernannte. Es waren der Jurist Erxleben, dann der Theologe Arnoldi und der alte Professor Kurtius. So ward in das an und für sich ja keineswegs erfreuliche Leben von Marburg noch das Gefühl des Grolles und des Ärgers gegen die in der Mitte weilenden Denunzianten ge-

tragen. Das übte natürlich einen um so größeren Druck aus, als man sich ja gerade jetzt einer gewissen landesväterlichen Fürsorge erfreut hatte. Denn unter Wilhelm IX. waren in der Tat die kümmerlichen Zustände der letzten Zeit überwunden und zumal auch Medizin und Naturwissenschaften auf eine neue Grundlage gestellt worden. Der letzte Versuch, das Carolinum zu retten, war mißlungen und so ist denn im Jahre 1786 der Rest von Professoren, unter denen wir Johannes von Müller und Georg Forster, sowie den Anatomen Sömmering finden, abgeschoben worden. Ein größerer Teil davon kam nach Marburg. So fühlte man in dem Augenblicke schärfster Reaktion den Druck einer ungeheuren Bevormundung, wie sie ja dann später in ganz ähnlicher Weise wiederum hervorgetreten ist. Man sprach von der ungesunden Luft, die hier herrschte und von der Freudlosigkeit des Wirkens unter solchen Umständen. Man muß ja sagen, daß Arnoldi und seine Kollegen von ihrer Aufgabe einen verhältnismäßig mäßigen Gebrauch gemacht haben. Aber nun kam ein anderes. Nämlich die Stadt erklärte, daß die Universität als Nahrungsstand der Bürgerschaft nicht mehr genüge und daß sie im Rückgang begriffen sei. Daran seien die mangelnden Zelebritäten und die geringe literarische Produktion schuld. Das war eine Frechheit der Bürgerschaft, die dabei nicht etwa die Professorenschaft treffen wollte, sondern die strengen Bestimmungen gegen die Orden und Landsmannschaften. Denn von diesen lebte ja gerade die Stadt.

Im übrigen spielte sich in dieser Zeit dort ein wundervolles Idyll ab. Die Romantik hielt für einen Augenblick Rast an der Lahn. Denn hier studierte und lehrte Karl von Savigny, in seinem Hause verkehrten Bettina von Arnim, die beiden Brentanos. Dann geht als sein Schüler bei ihm ein und aus, der junge Student Jakob Grimm. Und ihm befreundet ist Friedrich Creuzer, der später den Weg nach Heidelberg fand. Schon ist er im Begriff, sein großes Buch „Symbolik und Mythologie der Griechen" zu schreiben, und Clemens Brentano ist über Marburg, die alte Stadt und dessen Geist aufs höchste entzückt. Aber was half das alles! Die Zeit ging voran, der Revolution und ihren Kriegen folgte die Weltherrschaft Napoleons und an jenem Oktobertag 1806 wurde auf dem Schlachtfeld von Jena auch das Schicksal Marburgs für lange Zeit entschieden. Schon war die Stadt längst besetzt, als durch den Tilsiter Frieden (Art. 8) der Bruder Napoleons Jerôme zum König dieses Gebietes gemacht wurde und nun aufs neue die Frage lebendig wurde, sollte Marburg bestehen bleiben, oder sollte es gleich den anderen kleinen Universitäten beseitigt werden. Es war ein Hangen und Bangen, das jahrelang dauerte. Man sprach von einem Zustand des Übergangs, in welchem sich die Professoren durchweg auf den „Boden der gegebenen Tatsachen" stellten, bis dann am 10. Dezember 1809 die Entscheidung fiel. An dieser war Johannes von Müller, der sein Schiff mit vollen Segeln zu Napoleon hingelenkt hatte, nicht mehr beteiligt. Wohl hatte er noch das Gutachten für Marburg abgegeben und zwar dabei die merkwürdige Motivierung gebraucht, daß keine Universität besser sei als eine sterbende. Aber noch war man nicht so weit. Es kam der Aufstand jenes tapferen Oberst von Dörnberg, der in diese Gegend hereinspielte,

aber für die Universität keine Folgen hatte. Marburger Studenten scheinen nicht beteiligt gewesen zu sein. Nur die Göttinger, die dann unruhig wurden und nach Heidelberg auswanderten. Ein Teil davon aber blieb in Marburg. Erst durch den Wiener Frieden vom 14. Oktober 1809 wurden die Universitäten von Göttingen und Halle gesichert. Noch nicht aber die Universität an der Lahn. Es ist interessant, wie jetzt eine Persönlichkeit eingreift, die uns bei der Geschichte jener Universität ganz besonders beschäftigt. Das ist der Schüler Pütters, Justus Christian Leist, „ein strebsamer, von bedenkenlosem Ehrgeiz erfüllter Mann, der auch die äußere Beweglichkeit besaß, immer auf seiten des Machthabers zu stehen". Er aber hat hier doch ein Gutes getan und ein gewisses Verdienst an dem Fortbestand der drei Universitäten Göttingen, Halle und Marburg. Und nun kam der König selbst zu Beginn des neuen Jahres und erkundigte sich in seiner liebenswürdigen Art nach der Sternwarte usw., und da man ihm erklärte, diese gäbe es nicht, meinte er, es fehlten ja die einfachsten Elemente des Unterrichts. Nun hat Professor Robert den Wunschzettel der Universität eingereicht, und es muß gesagt werden, daß ein großer Teil desselben erfüllt wurde. Das erregte natürlich nicht nur ein an und für sich selbstverständliches Dankgefühl, sondern auch bei einzelnen den „notwendigen" Byzantinismus. So lesen wir denn in einer Äußerung des Prorektors Bauer die schönen Worte: „Die unter der ewig denkwürdigen Generaldirektion des Baron Leist so glücklich begonnene Wiedergeburt der Universität erfüllte nach den langen Jahren banger Ungewißheit die Angehörigen der Universität mit neuer und begründeter Zuversicht auf das künftige Gedeihen der über die Wechselfälle fast drei Jahrzehnte geretteten Stiftung Philipps. Auch Karl Wilhelm Justi hat den Leistungen des Generaldirektors Leist und noch mehr des Königs Jerôme in der überschwänglichsten Weise und unbeschwert von allen nationalen Gefühlen das Lob gesungen. Anders die Studenten, aus denen unter der französischen Herrschaft „Musterknaben" gemacht werden sollten, so daß also die Französierung bei dem deutschen Burschen beginnen sollte. Das ist ihnen nun in sehr schlimmer Weise vorbeigelungen. Denn gerade damals veranstalteten die Studenten wiederum nach einem Renkontre, bei dem auch französische Offiziere eine Rolle spielten, einen Auszug, und die Bürger sahen mit Sorge in die Zukunft. Aber sie kehrten zurück und von nun an herrschte, nicht bei den Studenten, wohl aber bei den Professoren und zumal bei Karl Wilhelm Justi „ein lebensfroher Optimismus einer verspäteten Aufklärung". Dann kamen die großen Jahre der Befreiung und die Rückkehr des „Siebenschläfers", also des Landgrafen, der den Staat von da weiter führen wollte, wo er ihn verlassen hatte. Das hieß also, daß alle Beamten, die inzwischen avanciert waren, auf ihre frühere Stellung zurückgeschraubt werden sollten — eine Farce, die aber ernst genommen und bis zu einem gewissen Grade auch durchgeführt wurde. Marburg kam unter das Haus Kassel zurück und man ging dort nicht bloß bei dem Landgrafen, sondern auch bei den Beamten von dem Gesichtspunkt aus, daß, je weniger sie geistig zu bedeuten hatte, desto ungefährlicher die Universität für den politischen

Bereich bliebe. Auf diesem Standpunkt hat man sie denn auch gehalten. Und so ist die Zeit von 1813—1866 eine Periode des fortdauernden Notstandes, bitterster Sorge, enttäuschter Hoffnungen und erregter Kämpfe; man fühlte eben das Ungeheure der geistigen Gebundenheit. Was wollten für diese Universität die Karlsbader Beschlüsse bedeuten! Sie waren sozusagen nur eine neue Feder auf dem Hut des Landgrafen bzw. des Kurfürsten. Der landesherrliche Bevollmächtigte, der auf Grund der Frankfurter Bestimmungen ins Werk treten sollte, war ihm viel zu sanft. Baron Hanstein warnte sogar vor jeder Überwachung der Universität. Er mußte sich natürlich auf den Polizeidirektorposten zurückziehen und an seine Stelle trat Regierungsrat Hein, der nun alles tat, um der Universität das Leben zu erschweren. Es war ja nicht alles ruhig, trotzdem man eigentlich die Ruhe des Kirchhofs in Marburg hätte erwarten können. Auch hier erfolgte jene Umwandlung der Studenten aus ihrer weltbürgerlichen Gesinnung zu einer nationalen und damit trat die Idee der Burschenschaft auch hier in die Erscheinung. Aber sie war doch viel leichter zu unterdrücken, nachdem man das Leben nie hatte recht aufkommen lassen. Und doch war alles vergeblich. Die Landsmannschaft gedieh trotz alledem. Die Burschenschaft wurde äußerlich zwar vernichtet, aber sie hielt sich. Die deutsche Lesegesellschaft wurde aufgehoben. Man baute das Turngeräte ab, und es wurde nachts von den Studenten wieder geholt. Sie mußten es aber dann herausgeben. Bei einem Fest in Bellenhausen wurde ein Hoch auf Sand ausgebracht und zwar von August Vilmar, dem späteren Literarhistoriker und Haupt der geistigen und politischen Reaktion in Kurhessen. Mehr hat kein Professor getan für die Reaktion als wie er. Es kamen die Karlsbader Beschlüsse und die anschließende Instruktion dazu von Kassel, die besonders gegen die „schwarzen Brüder“ sich wandte, vor allem aber gegen die Professoren. Dem Bevollmächtigten wurde der Besuch der Hörsäle, die Teilnahme an den Senatssitzungen, ja die Einberufung derselben gestattet. Dazu kamen noch geheime Artikel, von denen die Professoren keine Ahnung hatten. Das ist vielleicht das schmählichste, was eine Regierung je über ihre Universität verhängt hat. Diese geheimen Artikel autorisierten den Bevollmächtigten, in Fällen offenbarer Widersetzlichkeit oder eines Aufstandes der Studierenden den Prorektor provisorisch zu suspendieren und einen anderen, welcher ihm am tüchtigsten schiene, zu ernennen. Das war das höchste, was man erwarten konnte. Aber bis zum Jahre 1836 haben die Bevollmächtigten doch nicht gewagt, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Sie hatten zu viel Schamgefühl und zu viel Achtung vor den Opfern der Willkür ihres Herrn. Da kam ein neuer Bevollmächtigter im Jahre 1836, namens Ungewitter. Und dieser verweigerte das Visum für die Sittenzeugnisse, welche die Studenten bei ihrem Abgang erhalten sollten. Er könnte es nicht geben, ohne die Belege. Das war nun eine volle Kontrolle der Professoren, gegen die freilich feierlich Protest eingelegt wurde. Und nun wurde alles enthüllt. Man war ja ohnedies auf der absteigenden Linie. Ranke, der um diese Zeit durch Marburg kam, hat nur mitleidig von dem „Universitätsdorf“ gesprochen. Aber der Rückgang

schritt noch weiter, man kann sagen, lediglich durch die Schuld der Kurfürsten und ihrer Berater. Denn eine Universität darf eben nicht bloß Lehranstalt sein, sondern sie muß jenen Charakter tragen, der eine Wechselwirkung zwischen Studentenschaft und dem Lehrkörper ermöglicht, aber auch die ganze Entwicklung der Welt und der Wissenschaft auf sich reflektieren läßt.

Doch die Leidenszeit ging zu Ende und der Kurstaat, der jede weitere Existenzberechtigung verscherzt hatte, hat im Jahre 1866 aufgehört zu sein. Man hatte noch das Jubiläum „unter bewußtem Ausschluß der Öffentlichkeit" begangen. Denn man fühlte selbst, Marburg zählte nicht mehr als Universität. Die Teilnehmer an der Feier erhielten aus dem kurfürstlichen Keller jeder ein Glas Rüdesheimer. Auf dem Kämpfrasen aber wurde von den Studenten ein Kommers gefeiert, der doch zeigte, daß nach einer Richtung hin Marburg nicht vergeblich existiert hatte. Zu den jungen gesellten sich die alten Studenten und da brach sonnig und hell die Liebe zu der alten Alma Philippina durch. Der alte Landgraf hätte über dieses Gefühl sich freuen können. Es war das Einzige, das zur Geltung kam. Denn sonst war alles öde und leer. Jene tanzten auf dem Rathausball, es wurden unendliche Massen Weins vertilgt, es wurden auch in alter Weise die Straßen Marburgs „durchtobt", aber der Spuk des Festes ging zu Ende und die Wirklichkeit blieb. In den Verfassungskämpfen freilich spielten die Marburger noch eine Rolle und wir sehen wie eine Reihe von Professoren tatkräftig eingreifen und infolgedessen auch des Hochverrats angeklagt werden. So vor allem Sylvester Jordan. Er wurde 1839 verhaftet, 1843 zu fünfjähriger Festung verurteilt, aber am 5. November desselben Jahres verminderte das Oberappellgericht in Kassel, das sich denn doch nicht als Vorspann der Willkür des Kurfürsten benützen ließ, die Strafe auf fünf Taler. Und nun verlangte der Senat die Aufhebung der Suspension seines Professors. Aber erst am 17. März 1848 ist diese erfolgt.

Nicht besser ging es Bruno Hildebrand, der in Untersuchung kam wegen einer Sympathieadresse nach Schleswig-Holstein und wegen Hochverrates. Er wurde verhaftet, ging aber dann zur Frankfurter Nationalversammlung, war Mitglied des Rumpfparlaments und wandte sich nach der Schweiz. 1854 wurde er in Kassel abwesend zu zwei Jahren Festung und zum Verlust der kurhessischen Nationalkokarde verurteilt. So verfuhr man gegen einen Mann, der in dieser Zeit schon wieder schweizerischer Professor war. Auch Maierhofer, der Präsident der Kammer war, wurde zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt, entfloh aber rechtzeitig nach Amerika, wo er als Farmer ein friedvolles Dasein führte. Das waren die letzten Wechselbeziehungen zwischen der Universität und der Regierung. Wohl fühlte diese jetzt unter dem Hauch der neuen Zeit, daß etwas für Marburg geschehen müsse und es gingen auch schon Pläne hin und her für den Ausbau der Universität und ihrer Institute. Aber da kam der Krieg von 1866 und machte dem Kaßler Spuk ein Ende. Marburg wurde preußisch und Preußen hat nun in der Tat alle Hoffnungen erfüllt, die drei Jahrhunderte lang dort gehegt worden waren und einen äußeren Ausbau der Universität vollführt, in welchem bedeutungsvoll das innere Leben sich entwickelte. Man

kann sagen, erst von 1866 an ist Marburg im vollen Sinne des Wortes eine hohe Schule. Damit ist der Zauber der Erstarrung gelöst, Marburg ist eine moderne Universität geworden, und wer heute das alte Bild vergleicht mit dem modernen, der wird staunen, wie nun schon äußerlich die Gebäude der hohen Schule den Stadtberg beherrschen. Zu diesen Gebäuden kommen andere. Mit Recht hat der glänzende Geschichtsschreiber der Universität, Hermelink, in seinem prachtvollen Buch auf dieses Nebeneinander von staatlichen Gebäuden und den Studentenhäusern hingewiesen. Er betont, daß hier eine Welt für sich entstanden ist, die für Marburg von Bedeutung, aber auch für das ganze akademische Leben Deutschlands ein Symbol ist. Man kann sagen, wenn man das militärische Wort etwas humoristisch auffaßt, es heißt hier: getrennt marschieren und vereint schlagen. Sie sind doch eines Wesens und finden sich zusammen in dem von echtem nationalen Fühlen getragenen Geist, der einzig und allein unsere Universitäten weiter führen kann, der aus der Scholastik heraus sich entwickelt, aus dem Territorialstaat vergeblich neue Kräfte zu gewinnen gesucht, nun aber einzig zu erhalten ist unter dem Schutze des ewig jungen deutschen Geistes.



KÖNIGSBERG
1544

Der Professor und Dichter Felix Dahn hat in den achtziger Jahren eine Reihe von Abhandlungen aus Königsberg geschrieben, die unter dem Titel „Briefe aus Thule" erschienen sind und in der Tat, eine „ultima Thule" ist diese Stadt an dem wogenden Busen der Ostsee, die, als die Gründung des Böhmenkönigs Ottokar, eine der Stätten des deutschen Ordens und schließlich die Hauptstadt des Preußenlandes geworden ist. Wie heute ein Korridor dieses Gebiet von Preußen und Deutschland äußerlich und zwangspolitisch trennt, so lag damals eine große Scheidewand zwischen der deutschen Kultur und diesen fernen Gebieten, die aber mit stärkster deutscher Kraft durch Schwert und Pflug gewonnen worden sind. Der deutsche Orden hat das, was er im Besitze der mittelalterlichen Bildung selbst zu geben vermochte, den eroberten Landen zu verleihen getrachtet und große Geister wie Winrich von Kniprode haben für Schulen und für das Aufblühen der Kultur gesorgt. Aber von einer eigentlichen Blüte konnte doch erst in einer Epoche die Rede sein, da Deutschland selbst einem neuen Gebiete sich drangvoll erschloß, und die reformatorische Bewegung mit ungeheurer Kraft ganz Deutschland überwogte und mit den letzten, aber nicht minder starken Wellen auch das Ordensland Preußen berührt hat. Ja, die Reformation brachte diesem die Entscheidung und man darf sagen die Rettung. Schon war nach der Schlacht bei Tannenberg 1410 der Verfall des Ordens im vollen Gang. Ist doch die Schlacht selbst der Ausdruck nicht des äußeren, sondern des längst eingetretenen inneren Zusammenbruchs, und im Jahre 1466 hat der Friede von Thorn die letzte Kraft des Ordens gebrochen. Es war ihm nur noch Ostpreußen geblieben, und er suchte nun durch die Wahl eines Prinzen aus mächtigem Hause die Rettung im letzten Kampfe. So kam es, daß der zwanzigjährige Markgraf Albrecht von Brandenburg aus der fränkischen Linie der Zollern das Großmeisterschwert erhielt und nun zum letzten Kampfe für des Ordens Selbständigkeit auszog. Aber es ward ihm nimmer Sieg. Als er nach dem Waffenstillstand von Thorn im Jahre 1521 zum Reichstage nach Nürn-

berg reiste, um deutsche Hilfe zu gewinnen, fand er dort polnische Gesandte, die ihn vor eine dreifache Wahl stellten, entweder Abdankung oder Huldigung dem Polenkönig oder Auflösung des Ordens. Er entschloß sich trotz inneren Widerstrebens zu letzterem Schritt. Zweifellos hat dabei der Rat Martin Luthers mitgewirkt, den er auf seiner Reise in Wittenberg aufgesucht und der ihm auch schriftlich nahegelegt hat, den geistlichen Charakter des Ordens abzustreifen und ein auf der neuen Lehre fußendes Herzogtum zu schaffen. Und so hat er denn am 8. April 1525 in Krakau den ewigen Frieden mit Polen unterzeichnet, den Ordensmantel abgelegt und am 10. April dem König Siegismund als Vasall gehuldigt. Er erhielt dafür Ostpreußen als erbliches Herzogtum. Er war kein glücklicher und kein starker Fürst. Aber einen Drang hatte er, in seinem neugewonnenen Herzogtum, wo ihn nun nicht mehr die Komture des Ordens mit ihren egoistischen Wünschen hemmten, in Königsberg eine Universität zu gründen. Schon im Jahre 1539 hat er sich deshalb an Philipp Melanchthon mit der Bitte gewendet, ihm zunächst einen guten Lateiner aus Wittenberg zu senden, da ja Preußen arm an solchen sei, aber der diplomatische Verkehr mit Polen einen solchen wohl erfordere. War doch Latein im Osten zur diplomatischen Sprache geworden. Melanchthon bot ihm seinen eigenen Schwiegersohn Sabinus an, dem er zu ihrem Unglück sein zartes Töchterchen anvertraut hatte. Glücklich ist sie nicht geworden, wie ja auch der eitle, wenn auch begabte Schulmeister kein Glück weder nach Königsberg noch später nach Frankfurt a. d. Oder gebracht hat. Aber er kam und zunächst wurde im Jahre 1541 eine Partikularschule eröffnet. Denn zu einer Universität fehlten vor allem die Studenten. Die mußten erst an dieser Schule herangebildet werden und es war nicht leicht, selbst diese zu halten. Aber schon nach drei Jahren konnte am 17. August 1544 die Einweihung der neuen Universität stattfinden, Sabinus war als ihr „Rector perpetuus“ bestellt. Er hatte übrigens bereits eine Reihe von Mitarbeitern, die sich in die vier Fakultäten teilten. Es waren nicht weniger als zehn Professoren, für die damalige Zeit immerhin eine stattliche Zahl, die hier nun zu wirken begonnen hatte. Die theologische Fakultät zählte einen Lehrer, ebenso die juristische und medizinische, dagegen die philosophische nicht weniger als acht. Der Professor der Theologie Stanislaus Raphagelanus aus Litauen war ein Mann von gediegener Gelehrsamkeit und besonders geeignet, die jungen Geistlichen der neuen Lehre zu erziehen, weil er die litauische Sprache völlig beherrschte. Aber er starb schon am 13. Mai 1546.

Georg Sabinus war zunächst der einzige Lehrer der Rechte. Die Medizin vertrat Johann Brettschneider, des Herzogs Leibarzt. Unter den philosophischen Professoren finden wir einen unseligen Menschen, namens Isander, der zunächst Dekan und erster Professor dieser Fakultät, 1548 sich in Wittenberg zum Doktor der Theologie promovieren ließ und nach seiner Rückkehr 1549 zweiter Professor der Theologie wurde. Aber es scheint, daß seine Verdrängung ihn so schwer traf, daß er erkrankte und nun als Wahnsinniger, zugleich in schrecklichster körperlicher Verkrümmung, noch 33 Jahre in einem Zimmer

des Albertinums bis zum Jahre 1578 gelebt hat. Ein schauerliches Symbol der düsteren Entwicklung, die zunächst die Universität nehmen sollte. Freilich, der Herzog tat alles, sie auszustatten: der Ausbau des Albertinums wurde begonnen und im Jahre 1549 vollendet. Es ist eigenartig, wie der Herzog doch versuchte, die Privilegien, wie alle Universitäten sie hatten, aus Papstes und aus Kaisers Hand zu erreichen. Zu diesem Zwecke hatte er sich durch den gelehrten Kardinal Bembo an Papst Paul III. gewendet und dieser gab die liebenswürdige Antwort, daß er seine Einwilligung gerne erteilen werde, sobald sie von Seiten des Kaisers Karl V. erfolgt sei. Daß diese versagt würde, wußte er recht wohl. So sicherte denn Herzog Albrecht die Universität durch das Privileg der polnischen Krone, das ihm glatt erteilt wurde und Königsberg in volle Gleichberechtigung mit der Universität Krakau stellte. Am 28. März 1560 wurde auf dem Reichstag zu Wilda die allerhöchste Konfirmation der Statuten und Privilegien der Albertina erteilt. Nach den Statuten war der oberste Aufseher oder Konservator der samländische Bischof, nach dessen Abgang sie auf den pomesanischen Bischof überging, und schließlich kam sie in die Hände der Konsistorialräte.

Die Universität hatte sich alsbald einer starken Sympathie zu erfreuen und der Besuch scheint von Anfang an ein ganz bedeutender gewesen zu sein. Aber wenn Herzog Albrecht gewähnt hatte, eine Hochschule für den neuen freien Geist zu schaffen, so hatte er sich geirrt. In der Entwicklung zeigte sich, daß der protestantische Geist mindestens ebenso unduldsam war wie der der Jesuiten, und daß der Haß, der sich jetzt nicht etwa bloß gegen Andersgläubige, sondern auch gegen die Andersmeinenden regte, in hellen Flammen emporloderte. Der katholische Begriff der Rechtgläubigkeit war gewissermaßen eine harmlose Sache gegenüber der unerhörten theologischen Polemik, die jetzt an verschiedenen Universitäten wie Tübingen und Jena, nirgends aber in solcher Schärfe und mit solcher Verbissenheit einsetzte als in Königsberg. Die Berufung Osianders, die vom Herzog so wohl gemeint war, brachte eine ungeheure Erregung in die Universität und man zankte sich nun dort in der schwärzesten Weise über den Gnadenbegriff, und die Scholastik des Mittelalters herrschte hier nicht in minderem Grade wie einst an den alten Universitäten. Vor allem aber war die Verketzerungssucht, die ja im Reiche selbst Melanchthon nicht verschont hatte, in höchster Blüte und trieb die giftigsten Früchte. Der Herzog schützte wohl Osiander, aber es war vergeblich, und wenn er dessen Gegner nun entfernte, so vor allem den kampfgierigen Theologen Graphneus und Mörlin sogar verbannte, so nahm sogar die Bevölkerung Partei für den Vertriebenen. Selbst der Schwiegersohn Osianders wurde in diese Kämpfe hineingezogen, die schließlich damit endeten, daß dieser Professor Funk mit den Professoren Schnell und Horst als Opfer des theologischen Hasses auf dem Markt des Kneiphofes enthauptet wurden.

Das war gewissermaßen der erste Akt, oder besser noch, das Vorspiel der Entwicklung der Universität Königsberg. Andere kamen, aber die Ge-

sinnung wurde nicht besser. Wir sehen dort den Tillemann Hussius, der schon von vier Orten als berüchtigter Streiter vertrieben war, Macht gewinnen und unter diesem Einfluß mußte auch der junge Herzog sich von seinem eigenen Berater Veit trennen. Man stritt nicht bloß über den Gnadenbegriff, sondern auch darüber, ob die Menschheit Christi abstrakt oder konkret göttlich sei. Das Volk verstand nichts davon, wahrscheinlich auch nicht die Professoren. Aber sie stritten sich bis aufs Blut. Zu diesen Kämpfen kam noch ein anderer, nämlich der heiße Streit der Lutheraner gegen die Calvinisten, der bis in die Gemächer des Brandenburger Kurfürsten drang. Da konnte von einer eigentlichen Blüte der Universität kaum die Rede sein, und die wissenschaftlichen Äußerungen der Professoren sind ausgesprochen polemischer und zelotischer Natur und bis tief in den dreißigjährigen Krieg hinein, der ja Königsberg nicht berührte, ziehen sich diese Fehden. Man kann wohl sagen, das erste Jahrhundert der Universität Königsberg war ein rein theologisches und die Seiten, welche die Professoren geschrieben, sind von Haß erfüllt und mit Blut getränkt. Vielleicht von allen Universitäten bietet in dieser Zeit Königsberg den unerfreulichsten, ja den gräßlichsten Anblick dar.

Freilich, der große Krieg selbst hat Königsberg wenig berührt. Nur daß Gustav Adolf, ehe er sich zu seinem Zuge nach Deutschland rüstete, den Kampf mit König Siegismund von Polen ausgefochten hat. Er hat ihm bereits im Jahre 1626 den Krieg ins Land getragen und mußte zu diesem Zwecke bei Pillau landen. Im folgenden Jahre kehrte er wieder und die Folge war, daß Fischhausen den Schweden verpfändet und damit die Einnahmen der Universität beschränkt wurden. Indessen wurde der Ausfall doch durch andere Gefälle gedeckt. Sonst blieb der König ihnen fern und es scheint sich sogar hier in Stadt und Universität eine Art von Idylle entwickelt zu haben. In diesem von Sonnenschein so karg beschienenen Land, das eine harte und freudlose Vergangenheit hatte, regte sich doch während des Dreißigjährigen Krieges, ähnlich wie in Schlesien, der poetische Geist und suchte sich heimisch zu machen. Statt des theologischen Gezänkes, das in den Predigten, in den Schriften, in den Kollegien und Fakultätssitzungen zum Austrag kam, hören wir jetzt die stillen, liebenswürdigen, nur manchmal etwas überschwänglichen Weisen des Simon Dach, der aus seinem Geburtsort Memel in Königsberg eingewandert war und sowohl als ehemaliger Konrektor wie auch als Dichter einen gewissen Ruf genoß und deshalb zum Professor der Poesie ernannt wurde. Er eröffnete an der Albertina seine Vorlesungen mit einer Erklärung von des Horaz „Ars poetica“, und als das erste Jubiläum der Universität kam und vom 27. August bis 14. September gefeiert wurde, da führte man sein Singspiel „Prussiarchus“ auf, das er zur Verherrlichung des Zollernhauses geschrieben hatte und das ihm bei dem großen Kurfürsten wie bei der Witwe König Gustav Adolfs, Marie Eleonore, reichliches Lob eintrug. Er ist wohl einer der wenigen Professoren, dem in seinen Liedern der Volkston so geglückt ist, wie er in dem „Ännchen von Tharau“ zum Ausdruck kommt.

Freilich, wenn es heute gesungen wird, denkt man nicht daran, daß er es auf die Tochter des Predigers von Tharau gedichtet, als diese, ihm untreu werdend, mit einem anderen Hochzeit machte. Immerhin zeugen seine Lieder von einer gewissen Freude an der Natur, an der Geselligkeit und vor allem von einer guten und gesunden Gesinnung. Das schwächste daran ist wohl der Titel seiner Gelegenheitsgedichte, der ganz den Stempel des professoralen Wesens der damaligen Zeit trug: „Kurbrandenburgische Rose, Adler, Löwe und Zepter". Er stand indessen nicht allein, und seine Freunde Roberthin und Heinrich Albert, der zu gleicher Zeit Musiker war, haben immerhin der Hochschule damals ein gewisses Gepräge gegeben. Man darf auch nicht vergessen, daß in späterer Zeit dort Ewald von Kleist, der Sänger des Frühlings, der bei Kunersdorf gefallen ist, gelernt und gesungen hat, ganz abgesehen von den späteren.

Es war eine stille Zeit, die nun folgte, trotzdem zwischen Berlin und Warschau, aber auch zwischen Berlin und Stockholm mancherlei Kämpfe und Verhandlungen geführt worden sind. Immerhin hat der Kurfürst es verstanden, durch den Frieden von Oliva 1606 das Land von der polnischen Lehensherrschaft frei zu machen und damit war Königsberg im vollsten Sinne des Wortes eine preußische Stadt und Universität geworden. So hat denn auch in Königsberg sich der Kurfürst Friedrich III. am 18. Januar 1701 die Königskrone aufs Haupt gesetzt.

Dieser erste preußische König war im übrigen ein Freund der Universität und wurde an der besonderen Ausstattung Königsbergs nur durch seine Neugründung in Halle gehindert. So hatte Preußen zu seinen anderen eine neue Universität erhalten. Aber während in Halle der Pietismus blühte und im stillen wirkte, stand in Königsberg die streitbare Theologie noch immer im Vordergrund, bis schließlich auch hieher der Geist der neuen Zeit gedrungen ist. So unphilosophisch die preußischen Fürsten und Könige, mit Ausnahme Friedrichs II., waren, so sehr haben sie doch die Entwicklung der Philosophie begünstigt. Leibnitz hatte seine Beziehungen nicht bloß zum Hofe in Berlin, sondern auch vor allem zu der Akademie: in Halle war der Philosoph Wolff der eigentliche Erzieher einer neuen Art von preußischem Beamtentum, das in seiner Art einzig dastand, und nur durch Zwang und Druck seiner Fürsten die eigene tiefere Initiative verloren hat. Aber durch diese Philosophie wurde doch eines erreicht, wie durch den Geist der Aufklärung überhaupt, nämlich die Fortsetzung der Reformation. Man hat die Befreiung der deutschen Wissenschaft von der Tyrannei der kirchlichen Orthodoxie als die Reformation der Reformation bezeichnet. Nicht mit Unrecht, und man darf wohl sagen, daß gerade König Friedrich II. es gewesen ist, der hier vollendet hat, was übrigens sein Vater schon begonnen oder wenigstens durch die Wirkung der Universität Halle hat werden lassen. Wenn man aber meint, daß Friedrich II. ein besonderer Freund der Universität gewesen, so irrt man sich. Selten hat ein Fürst mit solcher Geringschätzung, ja man darf sagen, Verachtung für die ganze deutsche Professorenschaft, mit wenigen Ausnahmen, wie Gellert, geblickt, wie der preußische König, der denn auch keine Ahnung hatte von dem Werte der

akademischen Freiheit und von den Notwendigkeiten für die Entwicklung eines gesunden aufrechten Studententums und für die Bedeutung eines solchen für den Staat. Das Verständnis hiefür fehlte ihm ebenso wie im gewissen Grade für die deutsche Literatur. Er ahnte auch als Greis nicht, was alles schon im Werden und geworden war: daß aus seinen schlesischen Kriegen Lessing den Stoff und den Schwung für seine „Minna von Barnhelm" gewonnen hatte, und daß unter ihm das sonnigste Genie jener Tage seinen Flug begonnen — Goethe.

Aber auch nach Königsberg kam nun der Genius geflogen und hat in Immanuel Kant und dessen Werken der Universität seine welthistorische Bedeutung gegeben. Schon war auch bei den Theologen eine Wendung eingetreten. An Stelle der Polemik, die bisher alles beherrschte, war die Apologetik als der eigentliche Inhalt des theologischen Wirkens erkannt worden, und ein Professor wie Theodor Christian Lilienthal (1744—1782) hat jenes umfangreiche Werk der Apologetik des Neuen Testamentes geschrieben.

Doch nun hat auch Kant zu lehren begonnen. Die Wirkung seiner Philosophie für das ganze geistige Leben Deutschlands, und man darf sagen der gebildeten Welt überhaupt, war von geradezu wunderbarer Bedeutung. Was Kant den Deutschen gegeben, geht über den Rahmen seiner Philosophie weit hinaus. Er hat es selbst nie geahnt und nie gewußt, was er eigentlich schuf, wie er durch „die Kritik der reinen Vernunft" dem kirchlichen Dogmatismus ein Ende bereitete und alles, was damit zusammenhing, zurückdämmte in das Gebiet der Frömmigkeit und religiösen Erbauung: wenn er in seinen scharfsinnigen Untersuchungen geradezu neue Lebensquellen eröffnete und sich aus diesen eine Fülle neuen Lichts ergoß, wenn sein kategorischer Imperativ einen unerhörten Einfluß auf unsere ganze große Epoche machte, wenn wir von Herder bis Schiller alle unsere Dichter beeinflußt sehen von ihm, wenn Scharnhorst und Gneisenau in ihrer kraftvollen Entfaltung Preußen wieder aufgerichtet haben, wenn ihnen als weltlicher Helfer der Freiherr von Schön an die Seite getreten ist, so geschah das alles unter der großen Idee des kategorischen Imperativs. Aus dieser Lehre hat in Königsberg selbst nicht bloß eine Generation alles geschöpft, sondern auch eine ganze Reihe von folgenden, trotzdem einer der bedeutendsten Schüler Kants, Wilhelm Herbart, die großen Gedanken seines Lehrers beiseite schob. Wenn dieser kleinere Ideen desselben über die Pädagogik gewissermaßen als den Lebensinhalt des deutschen Schulmeisters proklamierte, so blieb doch der Geist lebendig, der in seiner Art die Revolution überwunden und die Befreiungskriege mit möglich gemacht hat.

Darin liegt die eigentliche Bedeutung der Universität Königsberg. Als im Jahre 1755 sich der junge Kant dort habilitierte und 1770 zum ordentlichen Professor ernannt wurde, da war sie eigentlich erst gegründet. Es war ein Geschenk der Vorsehung, daß auf dem blutigsten Zankplatz der Theologen die reine Wissenschaft ihre Zelte aufzuschlagen vermochte. Denn in das weltentlegene Königsberg kamen nun Jünglinge und Männer, nicht bloß aus

Deutschland, sondern auch aus fernsten Landen. Vor allem England hat ihm eine Reihe von bedeutenden Schülern gesendet. So blieb es auch, als in den Tagen Friedrich Wilhelms II. und seines Ministers Wöllner infolge der theologischen Denunziationen seinem Wirken Hemmung auf Hemmung bereitet worden ist. Dieser Minister in seiner Verbohrtheit erkannte nicht, daß der Weltruf dieser preußischen Universität einzig und allein auf der Person Kants beruhte. Aber seine Wirksamkeit dauerte bis zu seinem Tode, obwohl er sich längst von der öffentlichen Tätigkeit zurückgezogen hatte. Am 12. Februar 1804 ist er gestorben und wurde feierlich in der „Stoa Kantiana" beigesetzt.

Man war gerade um diese Zeit aufmerksam geworden, daß es galt, Königsberg nun wirklich zu einer modernen Hochschule zu machen. Gewiß, im Jahre 1735 hatte sie eine neue „Lektionsordnung" erhalten. Aber aus dieser vermögen wir nur eines zu erkennen, daß der Unterricht noch durchaus schulmäßig war, und wenn der Pennalismus gerade in Königsberg eine besondere Heimstatt fand, sozusagen eine Kolonie, so muß man hinzufügen, daß dies nicht Wunder zu nehmen vermochte gegenüber den engherzigen Bestimmungen, die lange Zeit und weit bis in das 19. Jahrhundert hinein auf der Albertina gelastet haben. Vor allem blieb trotz der größten Vorsätze die Ausstattung der Universität eine im hohen Grade ärmliche. Gewiß war gerade um diese Zeit Westpreußen von einer schweren Hungersnot heimgesucht. Aber der Professor Christian Jakob Kraus hatte recht, wenn er, der in der Tat in der entbehrungsfreudigen Selbstlosigkeit ein glänzendes Beispiel gab, sagte: „Wer sich der Königsberger Universität widmet, der legt ein Gelübde der Armut ab." Die Gebäude waren furchtbar, und auch die Ausstattung der Lehrstühle armselig genug. Man war noch keineswegs über den Charakter einer mittelalterlichen Universität hinausgekommen. Da hat denn damals der Professor Daniel Christoph Reidenitz eine Denkschrift geschrieben über die notwendig gewordene Verbesserung der Universität, in der er alle Schäden aufdeckte, aber auch auf alles hinwies, was für die Besserung geschehen konnte. Er sagte darin die denkwürdigen Worte: „Es ist Zeit und Pflicht, die Lenker der Staaten auf jenes schädliche Prinzip, die Studien einschränken zu wollen, aufmerksam zu machen." Und er meinte: „Wenn nur alles auf einen Punkt hinarbeitet, das Ganze zu befördern", „wenn nur überall von der Maxime ausgegangen wird, daß das Amt nicht des Lehrers, sondern der Lehrer des Amtes wegen da ist, so kann es nicht fehlen".

Indessen wäre, selbst wenn das Ministerium bereit gewesen wäre, in diesem Augenblicke die große Reform durchzuführen, die Zeit selbst seinem guten Willen in den Weg getreten. Dazu kam aber, daß einzelne Professoren von diesen Reformen eigentlich gar nichts wissen wollten. Köstlich war dabei der Professor der Poesie und Eloquenz Karl Ludwig Pörschke, der seine Beredsamkeit auf Erhaltung des alten Zustandes in Bau und Persönlichkeiten anwendete und meinte: „Wir müssen uns vor dem unseligen Niederreißen alter Gebäude, welche ausgebessert länger stehen als neue, hüten: die guten Bau-

risse sind eine Gabe Gottes, die er selten austeilt, und die neuen Baumaterialien sind unerhört teuer". Es gab nur Gezänke und die starken Persönlichkeiten, wie der Professor der Rechte, August Wilhelm Heidemann, der zweifellos für die Reform alles getan haben würde, traten in den Dienst des Staates und der Stadt über.

Doch nun kam der Krieg von 1806. Königsberg wurde der Zufluchtsort der königlichen Familie, bis sie weiterflüchten mußte, der Friede von Tilsit dem Krieg ein Ende und den König wieder zum Herrn in den Resten des Staates Friedrichs des Großen machte. Wie hatte Königsberg bei der Kriegserklärung vom 6. Oktober aufgejubelt! Man hatte im Theater einen Gesang von Max von Schenkendorf als Kriegslied angestimmt. Aber rasch war es mit dieser Stimmung vorbei. Am Sylvesterabend sehen wir, wie König und Königin sich nach dem glücklichen Gefecht bei Pultusk dem jauchzenden Volke zeigten, während die Polizei sofort einschritt und warnte, daß diese Kundgebung nicht den Beifall des gesitteten und mit Überlegung handelnden Publikums finde. Feigheit und Zaghaftigkeit überall!

Aber am 9. Juli wurde der Tilsiter Friede unterzeichnet und am 12. der Vertrag, demgemäß die Franzosen bis zum 20. August die Provinz Preußen zu räumen hatten. Die Haltung der Universität während des Krieges und in der Folgezeit war denkbar schlecht. Rektor und Senat ließen es sich nicht nehmen, den Siegern zu schmeicheln, und man hat dem General Lannes sogar die Ehrenmatrikel vorgelegt und ihn unter die Bürger der Albertina aufgenommen. Und wenn man die Männer zusammenzählt, welche den Wiederaufbau des preußischen Staates begonnen und vor allem in Königsberg so stark gewirkt haben, so ist unter ihnen kein Professor an der Albertina. Die Träger des hohen nationalen Berufes, den gerade diese Hochschule in jener Zeit zu erfüllen hatte, wurden für sie neu gewonnene Männer, deren Eintritt in den akademischen Lehrkörper zu dessen innerer Erneuerung wesentlich beitrug. Wir sehen unter ihnen Christian Jakob Kraus, der freilich schon im August 1807 gestorben ist, wir sehen I. G. Hoffmann, S. G. Wald und vor allem I. G. Fichte, der für den Augenblick an dieser Universität wirken sollte, nachdem er heimatlos geworden war. Am 5. Januar 1807 hat er seine Vorlesungen dort eröffnet und man muß gestehen, daß er hier ein Verständnis zunächst nicht gefunden hat, auch nicht bei der Studentenschaft. Er mußte sich durchsetzen und er hat es auch getan, obwohl hier sein Verhältnis zu Universität, Studenten und Professoren niemals ein freudiges geworden ist. Die höhere Besoldung, die er erhielt, erregte eine gewisse Feindseligkeit. Den Geist, den er in diese theologische Zunft hineintrug, vertrugen die Herren am allerwenigsten; und doch ist er gerade in Königsberg jenem Kreise, der auf die nationale Wiedergeburt hinarbeitete, nähergetreten. Er beteiligte sich an der Zeitschrift „Vesta" und schrieb dafür eine Reihe wertvoller Artikel. Aber seine Zeit war gemessen, und als der Tilsiter Friede geschlossen wurde, hatte er bereits wieder zum Wanderstab gegriffen.



Königsberg. Auditorium maximum



Blick auf Königsberg

An seine Stelle trat ein Mann von hoher Bedeutung, J. W. Süvern, der nun die politische Geschichte Europas seit Karl dem Großen las. Und zwar waren seine Vorträge von ausgesprochen politischem Geiste durchweht und darauf eingestellt, durch den Blick in Deutschlands Vergangenheit die Hoffnung für dessen Zukunft zu beleben. Kurz und gut, eine Reihe vortrefflicher Männer, wie auch I. F. Delbrück und ganz besonders Hüllmann, begannen nunmehr ihre Wirksamkeit und man muß gestehen, daß jetzt der Staat in Zeiten seiner Not eigentlich mehr tat, als es in der glänzendsten Epoche des preußischen Staates geschehen war. Man hat dann dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm nach alter Sitte das Rektorat angetragen und dieser hat es denn auch mit großer Freude angenommen, wenn auch die Hoffnungen, die man darauf gesetzt, fast gar nicht in Erfüllung gegangen sind. Aber der preußische Staat tat, was er konnte und der alte Scheffner hat mit Recht in sein Tagebuch geschrieben: „Sonderbar ist es doch, daß in den preußischen Unglücksjahren mehr für die Wissenschaften getan und auf sie verwendet wird, als in jenen Zeiten geschah, in denen die Monarchie unter Friedrich II. sich so wohl befand und für den Nähr- und Wehrstand reichlich gesorgt wurde. Sollte die jetzige Ausgabewillfährigkeit aus einer verborgen liegenden Ahnung entspringen, daß es unmöglich sei, sich aus dem Sinken der physiologischen und politischen Kräfte auf anderem Wege zu retten als auf der wissenschaftlichen Kulturbahn?“ Sie konnten sich nicht vorstellen, daß dieser Zustand wieder aufhören würde, aber auch nicht begreifen, daß eine Reform geschehen mußte, um auch die „Tat“ der Befreiung möglich zu machen. Wie sollte ein Geschlecht sich begeistern, das, wie Heidemann ernstlich schrieb, als Schulknaben oder Personen gemeinen Standes behandelt wurde. „Wie man sie bisher behandelt hat, das beweisen die Justizbehörden in Militärinjurien. Als geringfügige Kleinigkeit wird es angesehen, wenn ein Offizier den bürgerlichen Studenten ehrlos nennt, ja, wenn er ihn schlägt, wird nicht viel daraus gemacht. In meiner Gegenwart hat einst ein Referent einen Studenten und einen Musketier für Personen gleichen Standes betrachtet. Der Staat selbst entrierte in dieser Idee und erließ das famöse Prügeledikt vom Jahre 1798. Welchen Geist soll der akademische Lehrer bei den Studenten rege machen, wenn diese herabwürdigend, ja entehrend behandelt werden. Wie soll man von den Studierenden Pflichten des jungen Mannes fordern, wenn sie sich als Knaben betrachtet sehen. Die Erfahrung zeigt es, daß junge Menschen das nicht ertragen und deshalb nehmen sie sich doppelt, was ihnen zur Ungebühr im gehörigen Grade verweigert, und werden Renommisten. Sobald wir die Studenten als junge Männer von Bildung ehren, werden wir sie auch leicht zu den Pflichten dieses Standes führen. Jenes Prügeledikt aber besagt wörtlich: „Bei groben, die Öffentlichkeit störenden Exzessen soll in keinem Fall auf Geldbuße oder Relegation, sondern jederzeit auf Gefängnis oder körperliche Züchtigung erkannt werden“.

In der Tat, der preußische Staat mußte sich selbst reformieren, wenn er eine Jugend heranziehen wollte, die reif und fähig war, ihn aus seiner Tiefe

des Elends und der Schmach herauszuheben. Trotz alledem muß gesagt werden, daß alles, was in den Kräften des Staates stand, zur Hebung der Universität geschehen ist, und eine ganze Reihe von Berufungen zeigte, daß man die Besten nach Königsberg zu setzen gesonnen war. Man war freigebiger als es einige Magister der Universität eigentlich wollten. Als man daranging, eine Sternwarte zu bauen, hat sogar der alte Scheffner den Kopf geschüttelt und der dazu berufene F. W. Bessel wurde keineswegs besonders freudig begrüßt. Wenn etwas hinderlich in den Weg trat, so war es der Gegensatz zwischen den alten und neuen Professoren, der sehr stark sich geltend machte. Aber bei beiden finden wir leider ein trauriges Symptom, nämlich den Mangel an nationalem Empfinden. Dies ist besonders in den Jahren 1811 und 1812 hervorgetreten, zumal während des russischen Feldzugs, wo Professoren und die Hochschule selbst mit Einquartierung, allerdings in schwerster Weise, belastet worden sind. Aber sie mußten eben wie alle, diese Last tragen. Konnten sie doch zufrieden sein, daß sie zu den Kontributionen nicht herangezogen wurden. Man ließ es sich indessen nicht nehmen, den französischen Generälen die Hochachtung zu bezeigen, und als Napoleon selbst am 12. Juli in Königsberg eintraf und im Schlosse Quartier nahm, da wurde auch die Universität mit den übrigen Zivilbehörden empfangen. Aber es ist bezeichnend für die Herren, daß sie zu spät kamen. Nur der Professor Remer befand sich in dem Audienzsaal und er stellte eine Reihe von geistlichen Herren als angebliche Professoren vor. Aber so leicht ließ sich Napoleon nicht abspeisen. Er frug ihn gründlich nach allen Verhältnissen der Universität, nach dem anatomischen Theater, nach der Sternwarte, nach den Studenten, nach den Kollegienhonoraren, kurz und gut, der gute Remer war froh, als er durch einen Wink vom Kaiser entlassen wurde. Die Universität seiner Huld zu empfehlen, dazu hatte er gar keine Gelegenheit gefunden.

Nach dem Kaiser kamen die verschiedenen Generäle, so vor allem Davoust. Dieser empfing die unvermeidliche Universitätsdeputation in gewohnter Art und Weise, polternd und drohend, so daß den Herren das Herz geradezu in die Hosen fiel. Professor Schweiker bemerkte schüchtern, daß es franzosenfeindliche und aufrührerische Professoren in Königsberg nicht gäbe. Aber die Audienz verlief trotzdem günstig und in der Folgezeit hat man sich immer wieder schlüssig gemacht, den neuangekommenen Generälen Reverenz zu bezeigen. Am schmählichsten war eigentlich das Verhalten der Universität gegenüber dem Grafen Peter Daru. Diesem verliehen sie den Ehrendoktor und diese Verleihung sollte möglichst pomphaft durchgeführt werden. Studierende als Marschälle mit den Chapeaux d'honneur sollten die Ordnung aufrecht erhalten und mit einer feierlichen Rede ihm der Ehrendoktor gerade am Jahrestage des Tilsiter Friedens verkündet werden. Die Urkunde machte den allerübelsten Eindruck. Aber eines wurde erreicht, daß Daru darüber sehr erfreut war. Und als er später sein Werk über Venedig einsandte, hat ihm die Universität einen schwulstigen Dankbrief geschrieben. Das war im Jahre 1818. Man war in Berlin über die Anfertigung des Diploms, in welchem man

von der bisherigen Formulierung absehend, König und Kronprinz geradezu daraus verdrängt hatte, mit vollem Recht empört. Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die jemals auf einer deutschen Hochschule sich ereignet haben, und das Ministerium hatte recht, als es mit aller Schärfe den Senat auf den ungeheuren Verstoß und auf die Charakterlosigkeit seines Verhaltens aufmerksam machte.

Wahrscheinlich hätte man diese servile Tat unterlassen, wenn man eine Ahnung gehabt hätte, daß bereits ein halbes Jahr später die Katastrophe über Napoleon hereingebrochen war. Denn das neue Jahr zeigte ein anderes Gesicht. Am Abend des 4. Januar sah man von Königsberg aus bereits den Horizont gerötet von den Biwakfeuern der Russen. Die französische Armee rückte so schnell wie möglich ab und alsbald erschien Fürst Wittgenstein mit seinem Korps, der die fliehenden Franzosen durch die Stadt hindurch verfolgte, und am 8. Januar kam General York, „der Pulvermüller von Tauroggen". Dieser wurde — und hier treten die Studenten eigentlich zum ersten Male selbständig auf den Plan —, von diesen feierlich begrüßt. Sie bildeten Spalier und als ihr Sprecher fungierte Hans von Auerswald, der älteste Sohn des Kurators der Universität, der dann am 17. September 1848 in Frankfurt so blutig geendet hat. Aber wenn man nun glauben würde, daß jetzt wenigstens der nationale Geist der Professoren erwacht wäre, so irrt man sich. Keiner, aber auch keiner, hat in diesem Sinne gewirkt und außer Heidemann, der ja längst der Universität nicht mehr angehörte, keiner den Degen gezogen im Befreiungskampfe. Aber auch von einer starken Wirkung auf die Studentenschaft ist nichts zu spüren. Diese hat freilich immerhin eine Reihe von Freiwilligen gesendet, aber keineswegs so viele als die anderen Universitäten. In den Feldzügen 13/14 waren es 34, 1815 28. Wohl hat dann, als man so weit war, den Sieg zu feiern, Professor Lobeck bei den akademischen Feierlichkeiten auf die großen Zeitereignixe Bezug genommen, anfangs noch ängstlich, dann aber in freudiger Hoffnung und froh des Aufschwunges, „den Kunst und Wissenschaft nach gewonnenem Frieden nehmen würden". Und er sprach von Napoleon als dem finsteren „Alastor", der ins klanglos dumpfe Höllenreich der Nacht hinabgesunken war. Der Prorektor hat dann am 18. Januar 1818 eine Einladung an die noch in Königsberg anwesenden akademischen Freiheitskämpfer, es waren 44, zu einem festlichen Mahl ergehen lassen.

Besser war die Haltung der Professoren in den Zeiten der Demagogenverfolgungen und der Karlsbader Beschlüsse. Diese Periode brachte auch für Königsberg eine Art von Martyrium, und man kann nur den kleinlichen und geradezu blöden Sinn der Regierung bestaunen, mit der sie alles als revolutionär auffaßte und, anstatt sich des nationalen Geistes der Jugend zu freuen, jede Regung desselben mit eiserner Strenge zu unterdrücken suchte. Das war das schlimmste Olmütz, das der preußische König hat über sich ergehen lassen, da er sich von dem Fürsten Metternich zu den Karlsbader Beschlüssen einfangen ließ. Aber ihm war ja die ganze Regung von 1813, dieses

Erwachen des nationalen Sinnes nichts anderes als eine revolutionäre Erscheinung und er ging nach dem Kriege gerne daran, ihn zu unterdrücken.

Dann kam die Tat des Georg Sand. Sie machte natürlich gerade in Königsberg besonderen Eindruck. Denn hier hatte in den Jahren 1806 und 1807 Kotzebue gelebt und sich sogar mit archivalischen Studien für seine Geschichte Preußens beschäftigt. Freilich, als er im Jahre 1809 und 1810 zum gleichen Zweck zurückkehrte, wurde er im Theater bei der Aufführung seines „Carolus Magnus“ ausgepfiffen und beinahe körperlich mißhandelt. Aber da er 1813 als russischer Generalkonsul erschien, konnte man gegen ihn nichts unternehmen. Die philosophische Fakultät tat sogar ein weiteres und hat ihm, genau wie dem Grafen Daru, den Ehrendoktor verliehen. Ein Mißgriff sondergleichen. Aber man kann doch nur gewisse Elemente für diese Entgleisungen verantwortlich machen. Denn Scheffner schrieb bei der Nachricht der Tat Sands folgendes in sein Tagebuch: „Um Herrn Kotzebue ist es nicht schade, und gottlob, daß er nicht aufleben kann, weil er im letzteren Fall sich seines wohl nicht erwarteten Martyriums freuen und dann seine Rabenfeder noch mehr gegen Preßfreiheit, Volksrepräsentationen, Magnetismus, Universitätswesen usw. schärfen würde, indem er nicht sowohl der Sache wegen als aus einem Drange häßlicher Persönlichkeit haßt“.

Freilich sah Scheffner auch die Folgen der Tat voraus, und diese machten sich in Königsberg in besonders schwerer Weise geltend. Man verfolgte die Burschenschaft, man verfolgte einzelne Vertreter derselben und nichts ist merkwürdiger als das Verhalten der Behörden gegen den Medizinstudierenden J. F. Dieffenbach, der durch die Denunziation jener berüchtigten „Madame Eggert“, mit der er ein Liebesverhältnis gehabt haben sollte, zur Verantwortung gezogen wurde. In diesem Konflikte, wie überhaupt in allen Fragen, welche die Studentenschaft und auch die einzelnen beschuldigten Professoren betraf, hat sich ohne allen Zweifel die Universität tüchtig benommen. Freilich muß gesagt werden, daß zum Beispiel Herbart durchaus kein Freund der akademischen Freiheit war und seine Pädagogik auf recht gymnasialmäßigen Begriffen aufbaute. Und so hat er in der Folge, als die strengen Bestimmungen und die Drohung der Auflösung der Universität von Berlin auch nach Königsberg kamen, darauf hingewiesen, daß man die Studenten auf diese Gefahren aufmerksam machen müsse, damit sie um der Universität willen auf ihre Stellung verzichteten und klein beigäben. Aber was geschah und was den Professoren von seiten der Regierung geboten wurde, das war, um mit Heinrich von Treitschke zu reden, „eine rohe Beleidigung der deutschen Universitäten“, und als man das Überwachungssystem durchführen wollte, hat der alte Scheffner in sein Tagebuch geschrieben: „Hätte ich wie mancher russische Fürst Millionen wegzuschenken, ich würde die Professoren in Jena, Heidelberg, Bonn usw. über ihre Einnahmen entschädigen, um sie zu plötzlicher allgemeiner Niederlegung ihrer Lehrämter zu bewegen, das sollte doch wohl wirken, denn Hochschullehrer in solcher Quantität lassen sich gewiß schwerer ersetzen als ein übermäßig bezahlter Minister“.

Aber die Dinge gingen weiter und man kann nicht sagen, daß es die Justizbehörden in Königsberg gewesen sind, die hier Schlimmes gewirkt. Sie haben doch immer bis zu einem gewissen Grade Herz und Blick für die Freiheit der Studentenschaft gehabt und erkannt, daß von Berlin her der Bogen in gefahrbringender Weise überspannt wurde. Dieses Aufgebenwollen aller studentischen Kreise, dieses Unterdrücken jeden jugendlichen Frohsinns hat etwas so Abgeschmacktes und Lächerliches, daß man es eigentlich nicht verstehen kann. Es erinnert in gewissem Sinne an den Geist, aus dem die Hexenverfolgungen hervorgegangen sind, einer großen und furchtbaren Intoleranz, die eigentlich unvereinbar war mit den bedeutenden und starken Fortschritten, die im übrigen der preußische Staat, der sich trotz allem auf aufsteigender Linie befand, hervorgerufen hat. Aber wenn man gegen die Studentenschaft ein Edikt erläßt, in welchem es heißt, daß diejenigen Studenten, welche der Stiftung, Teilnahme oder der Beförderung von akademischen Verbindungen verdächtig sind, ohne weitere gerichtliche Untersuchung und ohne Mitwirkung des Universitätsrichters und des akademischen Senats von der Universität sofort zu entfernen sind, so ist das nichts anderes als die Arbeit des Comité du Salut Public während der Schreckenszeit in Paris. Es dauerte lange, bis man sich in Berlin endlich von dieser „Burschenfurcht" bekehrte, bis man sich gewöhnte, in den deutschen Studenten doch etwas anderes zu sehen als einen Revolutionär und Feind des Staates. Das traurigste dabei ist, daß selbst Wilhelm Herbart, der Nachfolger auf dem Lehrstuhle Kants, von dieser Demagogenfurcht sich hat anstecken lassen und eigentlich bereit war, der Regierung in die Hände zu arbeiten. Das mutet bei diesem Patriarchen der deutschen Pädagogik, der diese so lange beherrscht hat, geradezu komisch an. Ebenso wie das Bestreben des preußischen Staates, der den „Geist der Universitäten" schaffen wollte und doch alles tat, um ihn zu unterdrücken. Es wäre ja kein Wunder gewesen, wenn die Professoren wirklich nervös geworden wären. Denn was sie von auswärts hörten, von Bonn und Berlin, das konnte sie nur betrüben und man muß sagen, daß in Königsberg zu irgendwelchen Klagen, geschweige denn Befürchtungen, so gut wie gar kein Anlaß war, und daß die Vorurteile von Berlin nach jeder Richtung hin unberechtigt gewesen sind. Das zeigte sich im Jahre 1831, als die Cholera in Königsberg eingezogen war und nun die Art und Weise, wie man die Kranken behandelte und die Toten in aller Stille begrub, das niedere Volk empörte. Es kam nach dem Begräbnis eines Zimmergesellen zu einem direkten Aufruhr. General von Wrangel, der zu Hilfe gerufen wurde, verstand es nicht, trotzdem gefeuert wurde und seine Kürassiere auf die Menge einhieben, den Aufstand zu dämpfen. Da, mit einem Male rückte der Universitätsrichter Grube mit etwa 100 Studenten an: es waren die letzten, die sich bei Beginn der Ferien noch in der Stadt befanden. Sie haben nun in energischer und sicherer Weise die Tumultanten aus der Hauptwache vertrieben, diese verteidigt und die Menge zerstreut. Der Oberpräsident von Schön hat es sich nicht nehmen lassen, der Universität und

besonders den Studenten seinen Dank auszusprechen, was auch das Ministerium tun mußte.

Aber von einer Besserung der Anschauung und von einer Hebung des Vertrauens gegenüber den Studenten war auch jetzt keine Rede. Es sind dies traurige Zeichen, die freilich zurücktreten gegenüber der immerhin großartigen Entwicklung, die nun langsam, aber stetig, die Universität zu nehmen begonnen hatte. Ein Zeichen von dem neuen Geiste war das Verhalten der Fakultäten gegenüber den Göttinger Sieben. Die philosophische Fakultät ließ es sich nicht nehmen, E. Albrecht, der als geborener Elbinger zu Königsberg landsmännische Beziehungen hatte, zu promovieren, und die medizinische tat ein gleiches mit Professor Weber, der den Ehrendoktor zweifellos auch durch seine wissenschaftlichen Leistungen verdient hatte. Aber das erregte nun wiederum in Berlin einen Sturm der Entrüstung, dem zumal der Rector Magnificentissimus sehr energischen und entrüsteten Ausdruck gab. Denn, was war ein geächteter Professor und was war die Verleihung des Ehrendoktors an diesen gegenüber der Angst und Sorge, man könnte den König von Hannover kränken. Denn nur diese Staatsmaximen sind es gewesen, die in Berlin damals eine Rolle spielten. Hat doch wenige Jahre später gerade Friedrich Wilhelm IV. es sich nicht nehmen lassen, Jakob und Wilhelm Grimm nach Berlin zu berufen.

Doch die traurige Zeit ging zu Ende, Friedrich Wilhelm III. starb und sein Sohn bestieg den Thron. Auch hier herrschte nun eine große, ja vielleicht eine ganz besondere Hoffnung, daß eine Zeit der glänzendsten Aussichten angebrochen sei. Und zumal, als der König zur Krönung in Königsberg erschien, glaubte man, daß die Tage der Freude, der Erlösung und einer neuen Blüte für die Albertina gekommen seien. Ging sie doch daran, ihre dritte Säkularfeier zu begehen. Sie hatte dazu neue Statuten erhalten, die aus der alten Gründung des Herzog Albrecht eigentlich erst eine moderne Universität geschaffen haben. Jetzt wurde erst alles frei und der erste gewählte Rektor hat im Jahre 1843 den Katheder feierlich bestiegen. Vielleicht lag es auch daran, daß die Gegensätze, zumal die theologischen, dort nicht zur Ruhe kommen wollten und der Kampf des Professor Hävernick mit Cäsar von Lengerke erfüllte doch noch einmal nicht bloß die Universität, sondern auch die Straßen von Königsberg. Als Hävernick zu seiner Vorlesung erschien, fand er sein Auditorium gedrängt voll. Kaum aber hatte er die Vorlesung begonnen, erhoben sich die Studierenden und verließen den Saal, um dann am Abend ihrem Liebling Lengerke eine Ovation zu bringen. Die Folge: Denunziation, Karzerstrafen und eine ganze Reihe von Untersuchungen recht kleinlicher Art. Das war das Vorspiel zum bevorstehenden Jubiläum, zu dem gerade wegen dieses Konfliktes der König nicht kommen wollte. Aber schließlich drangen sie so herzlich in ihn, daß er zusagte und seine Teilnahme an der Feier in Aussicht stellte. Freilich auch in dieser Zuschrift wußte er von den auf göttlichen und den auf diese gegründeten menschlichen Ordnungen gegen „zuchtlose Phantasie“ zu sprechen.

Dann wurde in den letzten Augusttagen 1844 in der Tat diese Feier festlich begangen und der König selbst hätte zufrieden sein können mit dem Geiste, der ihm hier entgegengebracht wurde. Die Tage wurden in einer ganzen Reihe von Denkschriften verherrlicht, die Reden, die gehalten wurden, waren gediegen, erfüllt von dem Geiste, der gerade in damaliger Zeit an allen Universitäten lebendig war. Königsberg wuchs denn auch innerlich erstarkend und wenn nicht alle Kräfte Wurzel faßten, so lag das nicht an den Berufungen und an dem Willen der Berufenden, sondern an der geistigen und auch persönlichen Engherzigkeit und dem starken wissenschaftlichen Egoismus der einzelnen. So war es vor allem Wilhelm Herbart, der als Nachfolger seines Meisters Kant sich doch nicht abbringen ließ, seine ganze philosophische Anschauung für die Pädagogik einzustellen. Wer sich dem nicht fügte, erregte sein Mißfallen und da kam es natürlich zum Konflikt mit einem Kollegen, der seine Dienste dann Jahrzehntelang der Alma Albertina geweiht hat. Das war Karl Lehrs, der in seiner Art doch mehr zu bieten hatte als der doktrinäre Herbart, der dann, nicht zum Schaden von Königsberg, nach Göttingen übergesiedelt ist. Mit seinem Abgang hörte die einseitige Begünstigung der Pädagogik, die wirklich etwas Lähmendes hatte, auf und die ganze philosophische Fakultät fühlte sich befreit. Sein Nachfolger Rosenkranz, auch ein Kantianer, ist ganz andere Wege gegangen. Er hat die alte Tradition aufrecht erhalten. Dazu kam, daß nun durch Friedrich Wilhelm Bessel Mathematik und Astronomie in glänzender Weise vertreten waren und auch auf diesem Gebiete eine Tradition sich bildete, die später durch Lindemann fortgepflanzt worden ist. Eine ganze Reihe großer und hervorragender Naturwissenschaftler, Physiker und Mathematiker ist aus der großen Schule hervorgegangen. Kurz und gut, Königsberg gedieh in seiner Entlegenheit und die Fülle der Namen mehrte sich in stolzer Weise. Auch die germanische Sprachwissenschaft ward nun hier gepflegt und kein anderer als Karl Lachmann hat von hier seinen Ausgang genommen.

Es würde viel zu weit führen, die ganzen Wissenschaften und ihre Vertreter darzustellen. Denn gerade Königsberg wurde in kluger und glücklicher Weise mit den besten Kräften ausgestattet. Und doch lag während der 40er und 50er Jahre auch über der Universität eine Schwüle. Der König war auch der Rektor der Universität und hatte bei der Grundsteinlegung des neuen Hauses die schönen Worte gesprochen: „Es soll ein Herd des Lichtes sein, ihre Losung sei vorwärts.“ Aber er hatte es sich doch nicht nehmen lassen, selbst bei dieser Gelegenheit auf die kleinen und kleinlichen Konflikte mit dem Ministerium und auch mit seinen Günstlingen, die berufen worden waren, anzuspielen, so daß es in der ganzen Zeit nicht an einer leisen Spannung gefehlt hat. Indessen haben die Professoren keineswegs die königliche Ungnade gescheut und bei aller unwandelbaren Treue doch ihre Meinung gesagt, so daß Gottfried Hermann an den Professor Lobeck schreiben konnte: „Ich freue mich immer, wenn ich von Königsberg etwas höre. Denn dort scheint ein wackeres, tapferes Geschlecht einheimisch

zu sein, das der aufgedrungenen Nacht feind ist, und ihre Kommilitonen sind eine tüchtige Armee, die sich nicht werfen läßt, wie sehr man auch von allen Seiten darauf ausgeht, die Universitäten in Schulen zu verwandeln und womöglich die Studenten wie Korrentschüler in schwarzen Mänteln geistliche Lieder durch die Straßen singen zu lassen."

Hatte man doch auch auf die Einrichtung der Privatdozenten ein strenges Auge geworfen. Die Universität hatte allen Grund, deren Existenz vor weiteren Einschränkungen zu sichern. Es lag eben nicht im Sinn und Geiste dieses Königs und auch nicht seiner Umgebung, sich vorstellen zu können, wie nur aus freiester Handhabung der Wissenschaft eine Blüte derselben zu erzielen sei. Diese war um so mehr nötig, als an und für sich ja der ganze Betrieb einer Schule leicht in das Fahrwasser nicht bloß des doktrinären, sondern des handwerksmäßigen geleitet werden kann, und anstatt der Hemmungen mehr der Impulse bedürfte, die Blicke nicht nach abwärts, sondern nach oben zu richten. So war es kein Wunder, wenn in den 40er Jahren selbst, so fern Königsberg von der Welt eigentlich ablag, auch hier gewisse Gegensätze selbst politischer Art zum Durchbruch kamen. Die Spannung, die in den inzwischen weiter entwickelten Parteien sich regte, hat auch dort sich geltend gemacht, wenn auch Rosenkranz als Prorektor und auch sonst immer verstanden hat, zu vermitteln. Aber durch allerlei Hetzungen und Denunziationen war doch in die akademische Jugend eine gewisse Erregung gebracht worden. Dazu regten sich die unruhigen Geister eines Rudolf Gottschall, Wilhelm Jordan und Wallesrode, die eigentlich lieber sich selbst reden hören wollten als den großen Notwendigkeiten der Zeit ihren Tribut zu erstatten.

Es kam ja auch in dieser Zeit zu ganz eigenartigen Verhandlungen. Noch war Königsberg eine rein protestantische Universität und es galt schon als ein sehr liberaler Zug, wenn man sich dazu verstand, auch Andersgläubige zuzulassen. Und nun geschah das geradezu Komische. Kein anderer wie Schubert, der wirklich ein duldsamer und liebenswürdiger Mann war, trat mit Wärme für die Zulassung sowohl der Juden, wie der Katholiken ein, während die beiden Historiker I. Voigt und Drumann diesen Gedanken schroff ablehnten. Drumann sprach es offen aus, daß er die Konkurrenz der Juden für die Christen fürchte. Aber es handelte sich dabei tatsächlich mehr um den Kampf für die Juden als wie für die Katholiken. Und es wurde denn ausdrücklich erklärt und mit 18 gegen 5 Stimmen beschlossen, daß man die Aufhebung der Ausschließung aller Nichtevangelischen beantrage. „Sollte diese — die auch den Katholiken zu gute kam — nicht zugestanden werden, so sollte, wie ebenfalls mit 18 gegen 5 Stimmen erklärt wurde, auch von der Zulassung der Juden abgesehen werden." Man sieht, wie engherzig man in dem fernen Königsberg den christlichen Konfessionen gegenüberstand und lieber dem Semiten als einem katholischen Lehrer den Zutritt zu gestatten bereit war.

Das Jahr 1848 hat im übrigen in Königsberg wenig Widerhall gefunden.



Immanuel Kant
Professor der Philosophie in Königsberg
geb. 22. April 1724 zu Königsberg
gest. daselbst 12. Februar 1804

Aus dem „Corpus imaginum“ der Photographischen Gesellschaft Berlin

Diese Juden- und Katholikendebatte war hier eigentlich der Höhepunkt des tollen Jahres. Es gab wohl einzelne Tumulte und man hat einen akademischen Schutzverein gegründet und ihn zur Studentenwehr ausgebildet. Diese erhielt Waffen, exerzierte für sich, bis man nach einer gewissen Zeit es für klüger hielt, diese Wehr wiederum aufzulösen und die Waffen zurückzufordern, und zwar, wie das ja immer noch geschah, in einer Art und Weise, die nicht bloß den guten Willen der Studentenschaft nicht anerkannte, sondern dieselbe auch schwer verletzen mußte. Denn es wurde ausdrücklich erklärt: Gegen diejenigen Studierenden, welche auch nach wiederholter Aufforderung die Waffen nicht zurückgeben, ist im Wege der Disziplin mit Nachdruck einzuschreiten und nötigenfalls die sofortige Entfernung von der Universität zu verhängen. Das war nun einmal der Geist, der auch durch das Jahr 48 keine besondere Milderung erfahren hat. Und doch, um das hier einzuschalten, muß gesagt werden, daß die Studentenschaft sich in durchaus sachlicher und glänzender Weise selbst diszipliniert und entwickelt hat. Ja man konnte die erfreuliche Beobachtung machen, daß sie sich durch fremde Elemente in keiner Weise beeinflussen ließ, daß sie in unbefangener sachlicher Erwägung ihrer nächsten Aufgaben, auf Grund der eigenen Erfahrung ihre Wünsche äußerte und dabei extremen Forderungen vollkommen ferngeblieben ist. Es stand eigentlich um die Studenten viel besser als um die Professoren. Denn gerade im Jahre 1848 wurde der Gedanke eines allgemeinen deutschen Professorenparlaments von Jena aus in Vorschlag gebracht, das weder für die Hochschulen noch für die Allgemeinheit von besonderem Wert gewesen wäre. Es waren ja nur einzelne, die sich wichtig machten, wie jener Rudolf Gottschall, der dennoch seine Zulassung zur Habilitation erreichte. Große Erfolge hat er auf diesem Gebiete nicht erzielt, und bald hat er der akademischen Laufbahn den Rücken gekehrt. Immerhin war es eine Zeit der Unruhe, wie jede Revolution auch auf die Universitäten abfärbt. Aber wir dürfen wohl sagen, daß in Königsberg selbst davon verhältnismäßig wenig zu spüren war. Die Studentenschaft ärgerte sich über das Blatt „Der Freimütige", das Pflug herausgab und das allerlei kränkende und verletzende Artikel brachte, ohne eigentlich produktiv arbeiten zu können. Im übrigen war noch im Jahre 1850 die Behörde durchaus gegen die Studentenschaft eingestellt, und es fehlte nicht an Konflikten, wobei die Polizei sich sogar des Militärs bediente und der Leutnant sein Mütchen an den Studenten dadurch kühlen wollte, daß er ihn mit Kolbenstößen traktieren ließ. Das war das Verhältnis zwischen Militär und Studentenschaft, wie es sich in einer ausgesprochenen Festung ausbilden mußte, wenn die Studentenschaft nicht den vollen Schutz der Zivilbehörde oder noch besser des unbedingten Satisfaktionsrechts genoß. Hier hat die Universitätsbehörde immerhin tatkräftig eingegriffen. Erfreulich wurde dadurch das Leben und das akademische Treiben in Königsberg noch keineswegs. Aber in seiner engeren Geschlossenheit hat sich das akademische Leben, und zumal das Verbindungsleben in durchaus tüchtiger Weise ausgebildet. Die Landsmannschaften sind

Korps geworden, die Burschenschaft hat sich durchaus tüchtig entwickelt und alle jene Zweige der Studentenschaft, die in der weiteren Folge sich zusammenfanden, haben auch in Königsberg Wurzel zu fassen gewußt.

Dann ging die traurige Zeit zu Ende. König Friedrich Wilhelm IV. erkrankte und ist am 2. Januar 1861 gestorben. Nun erfolgte im Oktober desselben Jahres die feierliche Krönung König Wilhelms I. Dabei hat der fungierende Rektor Rosenkranz die Bitte ausgesprochen, dem Konprinzen die Würde des Rektors übertragen zu dürfen, und der König kam diesem Wunsche im vollsten Maße entgegen. So wurde ihm denn am 18. Oktober der Purpurmantel des Rector Magnificentissimus, den er länger tragen sollte als später den Kaisermantel, umgehangen. Man hoffte auf eine neue Zeit und diese ist auch gekommen. Aber gerade in Ostpreußen hat man den Beginn der Bismarckschen Aera, besonders den Druck auf das Parteileben, sehr schmerzlich empfunden und auch die Universität hat sich den vielen und heftigen Protesten angeschlossen, die gegen die Verkümmerung des Wahlrechts erhoben wurden. Bismarck, der ja diese Kämpfe und diese Proteste gewissermaßen schon übernommen hatte, machte sich bekanntermaßen sehr wenig daraus, und die kleinen Konflikte, die Rufe sittlicher Entrüstung, wie sie auch von der Universität Königsberg nach Berlin drangen, haben ihn wenig berührt. Er ging ruhig seinen Weg. War er es ja doch gewohnt, gerade von Professoren verkannt zu werden. Er hat gegen Heinrich von Sybel und Virchow im Parlament zu kämpfen gehabt, die Proteste aus der Ferne haben ihn soviel wie gar nicht berührt.

Auf der anderen Seite aber war doch eines zu konstatieren, nämlich, daß die Universität Königsberg gerade von jetzt ab ganz besonders begünstigt wurde und daß die Mittel, die ihr zugewiesen wurden, die Freiheit in den Berufungsfragen, die jetzt vollkommen durchgeführt wurde, ein stetes Wachsen und Emporblühen auf allen Disziplinen herbeigeführt hat. Professor Lobeck hat einmal geschrieben, „um Deutschland zu einigen, brauchen wir, fürchte ich, ein Stückchen Dreißigjährigen Krieg, dann eine Militärdespotie, zuletzt vielleicht eine liberale Monarchie mit der jetzigen Volksfreiheit". So hatte er im Jahre 48 gedacht. Und er hatte viele Anhänger, die politisch ziemlich weit links standen, wie das ja eine Zeitlang gewissermaßen zum preußischen Professor gehörte. Im übrigen aber begann sich die Universität doch mehr und mehr in den neuen Geist zu finden und sie hat auf allen Gebieten nun Männer hervorgebracht und Männer gehegt, die mit zu den ersten Kräften Deutschlands gehörten. Man darf sogar sagen, daß auf gewissen Gebieten Königsberg eine Zeitlang die Führung behauptet hat. Immerhin konnte sie, zumal nach dem Jahre 1870, mit den zentral gelegenen Universitäten den Schritt nicht halten und blieb doch immer eine Art von Provinzuniversität, wo nur ein großer Teil sowohl des Adels, als auch der ärmeren Studentenschaft ihre letzten Semester verbrachte, während alle übrigen, welche fähig waren, den weiten Flug ins Reich zu wagen, es sich nicht nehmen ließen, einige Semester in den süddeutschen und westdeutschen Universitäten zu verbringen. Das war

übel von Anfang an. Und so ist denn auch die Frequenz der Universität eigentlich nie eine so ganz günstige gewesen. Dafür aber war das Zusammenleben ein um so rührenderes, ebenso wie in den Kreisen der Professoren selbst, bei denen die alten verstrittenen Streite nun wirklich vergessen waren. Man mußte Felix Dahn hören, mit welcher Wärme und Herzlichkeit er von den Tagen sprach, da er dort an der Ostsee lehrte und sich einer großen Popularität bei seinen Schülern, aber auch bei seinen Kollegen erfreute. Und die Namen derer, die dort gelehrt, finden wir zum großen Teil bei anderen Universitäten wieder. Denn allmählich war Königsberg eine Durchgangsstation geworden, nicht weil die Lehrer sich fortsehnten, sondern weil sie hier in der Stille und der Ferne der ostpreußischen Landschaft zu einer so starken und bedeutsamen Entwicklung ihrer wissenschaftlichen Persönlichkeit gelangt sind, daß ihr Wirken und ihr Schaffen die Merksamkeit der ganzen Gelehrtenwelt auf sie lenkte. So blüht die hohe Schule und hat nach harten und vielfach selbst verschuldeten schweren Jahrhunderten sich durchgesetzt, und die alte Regiomontana ist in der Tat eine Zierde der deutschen Universitäten geworden und geblieben.



DILLINGEN
1554

Die Entstehung der „Universität" Dillingen ist wohl eine der eigenartigsten Erscheinungen in der Geschichte des deutschen Hochschulwesens überhaupt. Die Universität selbst ist sozusagen ein Typ unter den hohen Schulen und bedarf daher einer näheren Darstellung, die vielleicht umfangreicher ist, als es ihre Bedeutung an sich beanspruchen würde. Sie ist im Jahre 1554 gegründet worden und ganz aus den Nöten und Bedürfnissen der Zeit heraus entstanden. Man darf nicht vergessen, daß der Protestantismus gerade im Lande der Alemannen besonders Wurzel gefaßt hatte und zumal im Bistum Augsburg eine geradezu rapide Zuwendung zur neuen Lehre, ganz besonders vonseiten der Kleriker vor sich gegangen war. Waren doch nicht weniger als 200 Pfarreien ohne jede Schwierigkeit in die Hände der Protestanten gelangt. An eine Abhilfe von oben war nicht zu denken. Wenigstens nicht vor dem Losbruch des Schmalkaldischen Krieges. Und der Bischof Otto Truchseß von Waldburg war ein viel zu gebildeter und kluger und vor allem auch kirchlich instruierter Mann, als daß er nicht erkannt hätte, daß hier die Wiederherstellung des Katholizismus nur von unten herauf geschehen könnte und zwar durch einen nach jeder Richtung hin gebildeten und erzogenen Klerus. Er war ein weitsichtiger Mann. Gehen doch auf ihn die ersten Ideen der Gründung des Collegium Germanicum zurück. Er hatte in Italien studiert, war in Padua Rektor gewesen und hatte sich in Bologna den Doktorhut erworben. Das wollte in der damaligen Zeit für einen jungen Adeligen aus so gutem altem Geschlecht, wie die Truchsesse waren, nicht viel besagen, wenigstens was die Bildung betraf. Aber er hatte den Weitblick gewonnen, der einen Hutten geleitet, wenn auch in ein ganz anderes Lager. Er wurde im Jahre 1541 Domkapitular in Augsburg, und zwei Jahre darauf Bischof. Man hat ihn vielfach mit dem berühmten Mailänder Erzbischof Karl Borromäus verglichen. Nicht ganz mit Unrecht. In Trient sind ja auch die beiden zusammengekommen und haben jedenfalls in dem gleichen energischen und rücksichtslosen Sinn auf dem Konzil gewirkt. Als Bischof von

Augsburg aber schloß er sich unbedingt dem Kaiser gegen die Schmalkaldner an. Das sicherte ihm zunächst eine ganz hervorragende Stellung unter den deutschen Bischöfen. Sein Rat war der Jesuit Le Jay, mit dem er den Plan der Gründung einer Universität längst erwogen hatte. An Augsburg war ja nicht zu denken. Dort hätte er nicht bloß den größten Teil der gut protestantischen Bürgerschaft, sondern auch das Domkapitel zum Gegner gehabt, das mit der Gründung an sich und zumal mit seinen weiteren Schritten zu Gunsten der Gesellschaft Jesu im schärfsten Gegensatz stand. Nach dem Schmalkaldischen Krieg ging er an die Ausführung dieses Planes und richtete, genau wie das von den frühesten Gründungen an geschehen, ein Gesuch an den Papst. Durch den Wechsel im Primat erhielt er die Ausfertigung erst am 22. Februar 1550 von Paul III., und zwar zu der Gründung eines Kollegiums vom „Heiligen Hyronimus". Dillingen ward als Sitz ausersehen, weil es die Residenz der Bischöfe von Augsburg war und gerade Bischof Otto dort viel verweilte. Die Fundierung machte zunächst keine übermäßigen Schwierigkeiten, abgesehen vom Domkapitel, das sich ihm gegenüber sehr zurückhaltend verhielt. Der katholische Adel und die Klöster sandten dagegen alsbald ihre Söhne und Novizen dahin und man kann von Anfang an von ganz entschiedenen Erfolgen sprechen. Es gab freilich nur zwei Fakultäten. Und dieser Zustand zog sich bis ins 17. und 18. Jahrhundert fort.

Da kam die große Wendung in der deutschen Politik. Kurfürst Moritz von Sachsen übernahm die Rache für die Schmalkaldner. Sein Kriegszug erregte auch in Dillingen große Furcht, Professoren und Studenten verschwanden über Nacht. Paul de Sotto, den man als Rektor der Gründung bezeichnen kann, floh über Landshut nach Salzburg und nach Villach. Dann wurde der Friede hergestellt und Karl V. erteilte 1555 der Universität seine Genehmigung, die 1559 von seinem Bruder Ferdinand II. bestätigt wurde. Bereits 1554 war die feierliche Eröffnung erfolgt und als erster Rektor fungierte Cornelius Herlem von Rosenthal. Bischof Otto vollzog am 14. Mai 1547 die Grundsteinlegung des Universitätsgebäudes. Eigenartig ist, daß die Universität wie eine Filiale der Löwener hohen Schule erschien. Denn vor allem Petrus de Sotto und Martin de Olave waren von dorther gekommen. Aber vielleicht gerade aus diesem Grunde war die Universität doch auf wenig festen Grund gebaut. Man sprach sogar von ihr als einem Collegium Gallicum und Ranke meint, daß eine Reihe ausgezeichneter spanischer Theologen hier gewirkt und daß auch Protestanten als Lehrer hier fungiert hätten. Letzteres ist wohl nur denkbar in dem Sinne, daß einzelne Professoren konvertiert haben, also aus Protestanten Katholiken oder später katholische Professoren Protestanten geworden sind. Aber das Ganze zeigt, daß bei der Gründung die Bodenständigkeit der Universität, auf die es unter allen Umständen immer angekommen ist, und ohne die niemals etwas von Bedeutung erreicht werden konnte, vollkommen außer Acht geblieben ist. So wurden denn all die Lehrer aus Holland, Seeland, Belgien alsbald nach auswärts berufen, und Bischof Otto erklärte, daß ihm die Bezahlung der Professoren große Schwierigkeiten mache.

Denn ihre Honorare seien sehr groß. So trat denn auch hier die leidige Geldfrage zutage und beschleunigte den Beschluß des Bischofs, die Universität einfach den Jesuiten zu übergeben. Petrus de Salo hat ihm zu diesem Schritt geraten, den er mit den beiden Vätern der Gesellschaft Jesu Le Jay und Petrus Canisius, der damals in Augsburg Domprediger war, beschlossen hat. Und dieser hat bei dem Großmeister seines Ordens das Weitere veranlaßt.

Man darf nicht vergessen, daß inzwischen bereits eine ganze Reihe jesuitischer Kollegien in Bayern gegründet worden war. Vor allem hat im Jahre 1559 Herzog Albrecht V. das Münchener geschaffen. An ihn wandte sich denn auch der Bischof, um die näheren Bedingungen zu erfahren, unter denen sich die Jesuiten bereit erklärt hatten, nach München zu kommen. Die Verhandlungen in Rom verzögerten sich und es dauerte bis in den November 1563, bis endlich in Bozen der endgültige Vertrag abgeschlossen wurde und der Orden sich verpflichtete, eine genügende Anzahl angesehener und gelehrter Männer zu senden. Als der Rektor Rosenthal nach dem Abschluß des Vertrages wiederum in Dillingen erschien, da waren die bisherigen Professoren fort, die anderen aber noch nicht angekommen. Trotzdem wurde die Universität eröffnet und zwar durch eine Rede des Petrus Canisius. Am 20. Oktober kamen aus Rom 16 Jesuiten und am 22. begann der Unterricht. Man sieht, sie machten sofort ernst, ließen aber den Professor Rosenthal zunächst als Rektor fungieren, bis die feierliche Übergabe erfolgte, und zwar in einer ganz eigenartigen Form. Der abgehende Rektor legte die Insignien zu den Füßen des Bischofs Otto nieder. Dieser übergab sie Petrus Canisius und dieser seinem Schwestersohn Heinrich Dionysius. Es kam sofort das neue Kollegienverzeichnis heraus, nach Sitte der Zeit in lateinischer Sprache und mit einer Vorrede über den Zusammenhang von Religion und Wissenschaft. Die Rede ist eigenartig und man erkennt daraus die sichere Geschlossenheit des Ordens.

Aber das Merkwürdige ist, daß nun das Domkapitel gegen die ganze Gründung Einspruch erhob und, trotzdem Petrus Canisius als Domprediger in Augsburg fungierte, gegen die einseitige Bevorzugung der Jesuiten unbedingt protestierte. Der Orden wurde als exemter Orden behandelt und man erhob gegen ihn vor allem den Vorwurf, daß er die ganzen jungen Leute, die in Dillingen studierten, an sich zöge, und sie dann der Diözese verloren gingen. Das war zweifellos ein richtiger Gesichtspunkt. Und so ging der Streit immer weiter, wenn auch das Domkapitel keineswegs rigoros gegen den Orden eingeschritten ist. Aber auch die Nachfolger Ottos haben sich an dem Wortlaut des Vertrages, der dem Orden die Universität „für immer" verlieh, gestoßen. Und selbst die einberufene Synode vom Jahre 1566 änderte daran nichts. So war denn bis zum Tode Ottos am 2. April 1573 ein Ausgleich nicht geschehen und auch seine Nachfolger haben trotz der letzten Bitten des Bischofs auf seinem Totenbett die Bestätigung der Transaktion mit den Jesuiten nicht durchsetzen können. Das Domkapitel zahlte die ausgemachte Summe, das Kollegium wirkte weiter, aber das Rechtsverhält-

nis blieb ein ungeklärtes und unsicheres. Man bestand darauf, daß das Recht, den Rektor und die Professoren zu ernennen und abzusetzen, einzig dem Domkapitel zustehe. So erhob in der Tat Bischof Marquart gegen einen Rektor italienischer Abstammung Einspruch und derselbe mußte durch einen deutschen ersetzt werden. Erst seit dem Jahre 1598 schlug die Stimmung zu Gunsten der Jesuiten um. Es mag dies an ihren zweifellosen Erfolgen gelegen haben, die selbst von dem Schweizer Fortunat von Juvalta bestätigt wurden. Da fühlte der Orden die Zeit gekommen, seinen Willen durchzusetzen: er drohte mit Abmarsch, für den Fall, daß seine Einkünfte nicht völlig gesichert würden. Nun gab das Domkapitel nach. Man verhandelte und schloß einen Vertrag, dessen Bedingungen aber vom Provinzial abgelehnt wurden. Erst im Jahre 1607 hat ihn Claudius Aquaviva vollzogen.

Aber nun kamen andere Zeiten, und auch Dillingen ist in die Nöte des Dreißigjährigen Krieges hineingezogen worden. Freilich nicht sogleich. Wurde doch noch im Jahre 1625 der Anfang gemacht zur Gründung einer juristischen Fakultät und zwei Professuren für kanonisches Recht und Zivilrecht geschaffen. Die eigentliche Leidenszeit brach erst an, als die Schweden nach Süddeutschland vordrangen. Auch jetzt wurde die Universität notdürftig erhalten und der Schwedenkönig Gustav Adolf erwies sich den Professoren gegenüber durchaus huldvoll. Es hatte auf ihn Eindruck gemacht, daß die Väter der Gesellschaft Jesu nicht vor seinen Truppen davongelaufen waren, sondern Kloster und Universität behauptet hatten. Auch der eingesetzte schwedische Gouverneur David von Osten zeigte sich vorerst durchaus als ein Freund und Gönner der Universität. Dann aber kam es zu merkwürdigen Gegensätzen, deren Ursachen geradezu phantastisch genannt werden müssen. In einer kleinen Schrift des Theophrastus Paracelcus fand sich eine Nachricht, die ein ganz klein wenig an die Geschichte von den „drei Ringen“ erinnert und vielleicht auch mit dieser, durch die Renaissance vermittelten Novelle im Zusammenhang steht. Darin hieß es, daß es drei kostbare Steine gebe, von denen der eine zwischen Bayern und Schwaben geborgen sei. David von Osten schöpfte nun den Verdacht, daß er im Kloster verwahrt würde und ließ die ganze Universität vom Dach bis zum Keller auf das genaueste durchsuchen. Die Leute spöttelten, aber er machte nun erst recht ernst und legte dem Orden eine Kontribution von 100 000 Reichsthalern auf. Es wurden die Geiseln des Ordens nach Ulm abgeführt, aber nach dem Appell an den König von Schweden, unter dessen Schutz die Universität stand, am 8. Juli wiederum befreit. Doch am 25. November wurden sie wieder verhaftet und erst im April des folgenden Jahres von dem Kanzler Oxenstierna gegen ein Lösegeld freigegeben. Dann kam der Oberst Wurmbrandt, der im Jahre 1634 die ganzen Insassen des Klosters nach Lauingen abführen ließ. Erst die Schlacht bei Nördlingen machte der bedrängten Lage der Gefangenen ein Ende. Doch als sie zurückkehrten, fanden sie alles durch kaiserliche Kroaten geplündert. Nach dem Prager Frieden von 1635 herrschte bis zum Jahre 1643 einigermaßen Ruhe. Dann aber erschienen die Schweden wieder und verließen

die Stadt erst nach dem abgeschlossenen Nürnberger Traktat. Am 22. August 1650 sind die letzten abgerückt.

Allmählich begann die Universität trotz der Not der Zeit wiederum zu gedeihen. Der Bischof Johann von Freyberg hat sogar im Jahre 1688 die Erbauung eines neuen Universitätsgebäudes begonnen, und man kann sagen, daß immerhin der Zulauf ein ziemlich starker war und die Zahl der Hörer im Vergleich zu anderen Hochschulen eine sicherlich bedeutende. Freilich das Verhältnis zum Domkapitel in Augsburg war trotz des Vertrages kein günstiges und im Jahre 1737 sind Orden und Kapitel direkt in einen Prozeß wegen der vom Orden beanspruchten Rückstände geraten. Der Prozeß scheint indessen zu Gunsten des Ordens ausgegangen zu sein. Aber das Domkapitel erklärte einfach, daß es die Zahlungen nicht anerkenne, und verweigerte sie. Weitere Ansprüche sind dann vom Orden nicht geltend gemacht worden. Das hing wohl damit zusammen, daß man an Neuerungen in der philosophischen und juristischen Fakultät dachte und zumal unter dem Bischof Joseph, der ein Landgraf von Hessen war, ist in der Tat eine Art von Reform durchgeführt worden. Interessant in dieser Zeit sind die Jesuitenspiele, die ja ohne Zweifel eine bisher noch viel zu wenig berücksichtigte Gruppe in der Entwicklung des deutschen Theaters bilden. Die Stücke „Das befreite Augsburg“ und „Otto und Ulrich“, deren Aufführung zu Ehren des Bischofs Clemens Wenzeslaus statthatte, scheinen in der Tat auch dichterische Bedeutung gehabt zu haben.

Aber dann erfolgte im Jahre 1773 die Aufhebung des Ordens durch die päpstliche Bulle „Dominus ac Redemptor“, der am 13. August des gleichen Jahres ein Breve folgte, dessen Anfang schon wie eine Entschuldigung des päpstlichen Schrittes aussieht: „Gravissimis ex causis.“ In der Tat war dieser Schritt ein Akt des größten Undankes vonseiten der römischen Kurie. Denn kein Orden hat ihr so große Dienste geleistet, als der Jesuitenorden und es war zweifellos ein Zeichen der Schwäche, daß sie dem Drängen der verschiedenen Staaten auf Aufhebung nachgegeben hatte. Die Anzeichen für diese Wendung in der Geschichte des Ordens hatten sich freilich schon früher gezeigt und Bischof Clemens Wenzeslaus, der zu gleicher Zeit Kurfürst von Trier war, sprach, als er die Mitteilung durch den Nuntius Visconti erhielt, die denkwürdigen Worte: „Es fiel die Krone von unserem Haupt“.

Der päpstlichen Weisung mußte Genüge geschehen. Doch von einer Entfernung der Jesuiten aus Dillingen war nicht die Rede, wie das wohl in anderen Ländern der Fall gewesen ist. Waren doch schon im Jahre 1762 10 französische Patres in Dillingen eingetroffen, um hier Unterkunft zu suchen, ehe sie weiter nach dem Osten zogen. Die Professoren wurden übernommen und durften ohne Ordenskleidung weiter „wohnen, hausen und lehren“. Der Aufhebungsakt vollzog sich in durchaus würdiger Weise. In dem Bericht Steiners heißt es, daß alles ruhig und sittsam war. — In der Zeit von 1563—1773 hatten in der theologischen Fakultät nicht weniger als 202 Professoren gewirkt, von denen 101 literarisch tätig waren.

In der philosophischen Fakultät wirkten 212 Jesuiten als Professoren, von denen 144 eine gewisse literarische Tätigkeit entfaltet haben. Bedeutende Kräfte waren es freilich nicht. Man kann aus allem erkennen, daß es sich für den Jesuitenorden hier um einen Durchgangsplatz handelte und daß aus diesem Grunde schon ein so häufiger Wechsel in dem Lehramt eingetreten ist. Doch ist dieser Zustand nicht bloß auf den Jesuitenschulen zu konstatieren. Immerhin hat eine Reihe von recht tüchtigen Leuten hier gewirkt, so vor allem der Mathematiker und Astronom Christoph Scheiner, der als einer der ersten Entdecker der Sonnenflecken und auch als Erfinder des Storchenschnabels gelten kann. Auch der Historiker Johann Brunner hat recht gute und für die damalige Zeit brauchbare Annalen geschaffen. Von größter Bedeutung für die Zeit aber war Paul Laymann, der im Jahre 1629 eine Schrift veröffentlichte, die auf eine Vereinigung der Konfessionen hinarbeitete. Unter den Philologen gab es gleichfalls eine Reihe zwar nicht überragender, aber tüchtiger Lehrer, so vor allem Jakob Pontanus. Im übrigen hatte Dillingen einen bedeutenden Namen, schon deshalb, weil ein großer Teil des bayerischen Adels seine Söhne sowohl auf das Gymnasium, wie auch auf die Universität schickte.

Clemens Wenzeslaus hat übrigens auf Grund der Steinerschen Berichte eine Art von Neuordnung der Universität vorgenommen, „damit sie in immerwährend blühendem Zustand verbliebe und zusammengesetzt sei aus solchen Lehrern, welche die nötigen Eigenschaften haben, die Grundsätze der Religion und reiner Sittenlehre sowohl anständiger Lebensart der Jugend beizubringen." Sie ward jetzt dem Bischof unterstellt und als erster Kanzler fungierte der Exjesuit Graf von Werenko, den der Bischof aus seiner polnischen Heimat mitgebracht hatte. Im übrigen war wohl die Hauptsorge, die Güter der Jesuiten zu retten, die nun fast allgemein einer ziemlich rigorosen Säkularisation verfielen. Es war nicht ganz leicht, hier dem Übergreifen der verschiedenen weltlichen und geistlichen Herren Einhalt zu tun und so tauchte sehr bald, und zwar schon im Jahre 1775, der Vorschlag auf, die Universität einem anderen Orden zu übergeben. Aber der Statthalter Umgelter wandte sich mit allem Nachdruck dagegen und sprach die Hoffnung aus, daß durch den Nachwuchs eines jungen Klerus es unnötig werde, sich die Leute aus den Orden zu holen. Jedenfalls wurde schon im Jahre 1774 der Beschluß gefaßt, keine Exjesuiten mehr in der Theologie oder im kanonischen Recht anzustellen.

Dann erfolgte im Jahre 1786 eine volle Reform der Universität, zu der Thomas Joseph D. Heiden den Plan ausgearbeitet hat. Das wichtigste in diesem Plane war, daß für die Vorträge, die bis 1773 natürlich nur lateinisch gehalten worden waren, lateinische oder deutsche Sprache erlaubt war. Deutsch durften alle Vorträge über Philosophie sein, auch die für Pastoraltheologie; nur in der Theologie wurde das Latein beibehalten und bei den Juristen, mit Ausnahme der Reichshistorie. Das weckte nun natürlich einen neuen und ganz eigenartigen Konflikt: man kann sagen, zwischen den Konservativen und

den Modernen. Es war ganz klar, daß die lateinischen Vorträge in der Form, in der sie einmal mit Mühe und Fleiß zusammengeschrieben worden waren, von den Professoren Jahr um Jahr, Semester um Semester vorgelesen wurden, und somit weiter keine Mühe machten. Über diesen Kollegien brütete natürlich eine grenzenlose Langeweile. Hingegen forderte ein deutscher Vortrag eine viel tiefer gehende Bildung. Denn wenn wir aus der Klage, die damals von Dillingen zu dem Bischof drang, schließen dürfen, daß das Latein von den Studenten vernachlässigt werde, so können wir auch annehmen, daß die lateinischen Vorträge mit der Unkenntnis der Sprache geradezu rechneten. Von den Alten aber wurden nun in ganz merkwürdiger Weise Klagen über die Zustände unter den Professoren und Studenten erhoben. Es war die Zeit, da man in München und Ingolstadt den Illuminatenorden entdeckt und ihm eine ganz unerhörte revolutionäre Bedeutung zugelegt hatte. Die Folge war eine Verfolgung sowohl der Professoren, wie auch der den Illuminatenorden vertretenden Beamten, die zum Teil aus Bayern weichen mußten, oder es vorzogen, freiwillig das Land zu verlassen, wie zum Beispiel der spätere Minister Montgelas. Nun aber war an die Universität neben einer Reihe anderer tüchtiger Kräfte Johann Michael Sailer berufen worden, der wohl als der Glanz und der Höhepunkt der ganzen Universität betrachtet werden kann. Jedenfalls ist er einer der eigenartigsten und charakteristischsten Persönlichkeiten, die in der damaligen Zeit den Weg zur Bildung gesucht und in so reicher Weise gefunden haben, daß sie in der Tat nicht bloß Lehrer an einer Hochschule, sondern Lehrer ihrer Zeit geworden sind. Im Jahre 1770 hatte er den Eintritt als Novize in den Jesuitenorden erhalten. Er verblieb darin bis zu dessen Auflösung. Er meint selbst, daß er als Novize zu Landsberg darin ein fast paradiesisches Leben geführt habe und daß die Betrachtung der Ewigen Liebe, des Göttlichen und eine Andacht, die sich in diesem Doppelelement bewegt, dies wahrhaft höhere Leben des Geistes, der Gewinn dieser Jahre gewesen sei. Über den Orden selbst sagte er: „In der Entstehung des Ordens regte sich viel Göttliches, in der Ausbreitung viel Menschliches, in der Aufhebung vieles, das weder göttlich noch menschlich war". Er hatte dann seine Studien in Philosophie, Physik und Mathematik in Ingolstadt fortgesetzt, war 1775 zum Priester geweiht und 1780 Pastor der dogmatischen Theologie geworden. Schon im Jahre 1784 ward er als Professor der pastoralen und Volkstheologie nach Dillingen berufen. Dort wurde er bald der Liebling seiner Schüler. Und in der Tat scheint er auf sie durch die persönliche Art seines Vortrags besonderen Einfluß gewonnen zu haben. Jedenfalls hielt er sich nicht an die engherzigen und strengen Vorschriften, und machte sie auch auf die Produkte der neueren Literatur, auf Lessing, Kant, Herder und viele andere aufmerksam. Die Folge war, daß eine Untersuchungskommission nach Dillingen ging, die ganz besonders ihre Spitze gegen Sailer gekehrt zu haben scheint. Jedenfalls arbeitete sie ganz im Sinne und Geiste der Inquisition und forschte auch danach, welcher Art die Bücher seien, die die Professoren ihren Schülern empfohlen oder geliehen. Sailer hat darüber geschrieben: wenn er zuweilen eine Schrift

von Protestanten empfohlen oder gelesen, so hätte er von den Protestanten den Gebrauch gemacht, den die heiligen Väter von den Heiden auch gemacht und der in allen katholischen Gegenden noch bis auf diese Stunde von den Heiden Cicero, Virgil, Horaz gemacht worden ist.

Es war viel die Rede von der Disziplinlosigkeit einzelner Professoren, während auch die Studenten als einem völligen Verfall preisgegeben dargestellt wurden. Den Professoren wurde es förmlich zum Tadel angerechnet, daß sie diesem Treiben nicht energisch genug entgegentraten. Es wurde besonders Sailer die Schuld gegeben, daß er an dem Ruin der Disziplin Anteil gehabt. Darüber hieß es in dem Untersuchungsprotokoll vom Jahre 1793: derselbe habe es verstanden, nicht bloß an der Akademie, sondern auch in dem Gymnasium und Konvikt eine gewisse Herrschaft geltend zu machen. Er habe das volle Zutrauen der Alumnen bald gewonnen und sehe jeden Tag einige auf seinem Zimmer. Er betrachte jeden Alumnus als seinen Augapfel und suche, wo eine Strafe bei gewissen Gelegenheiten diktiert werde, sie nach Möglichkeit zu hindern; er wolle alles durch Liebe und Güte erreichen und heiße eine ernsthafte Drohung eines Vorstandes schon Tyrannei. — Man sieht aus den Untersuchungsakten, daß diese ganz verkehrt eingestellt worden ist, und daß man eigentlich tadelte, was einen Fortschritt bedeutete. So macht denn die ganze Kommission und ihre Tätigkeit einen geradezu lächerlichen Eindruck. Aber es muß doch gesagt werden, daß sich hier unter der Ära des polnischen Bischofs Clemens Wenzeslaus ganz ähnliche Dinge abspielten, wie später in den Tagen der Demagogenverfolgung auf den preußischen Universitäten. Besonders „schlimm" war es, daß ein Professor Weber eine Zeitlang für die Kantsche Philosophie eingetreten ist, deren Eindringen in Dillingen starke Besorgnis erregte. Man erwähnte es zunächst nur mit Bedauern, erlebte dann aber die Freude, daß Weber selbst von Kant zurück kam und sich bereit erklärte, ihn in seiner Weise zu interpretieren.

Für die Zucht der Studenten aber sind die besonderen Bestimmungen im hohen Grade interessant. Bei der letzten Visitation im Jahre 1799 erklärte der geistliche Rat Lumbert, eine Partei der Professoren halte die andere für Freunde der Aufklärung. Um aber diese unter den Studenten zu hindern, wurden folgende Bestimmungen getroffen: Das Baden in der Donau oder in einem anderen Flusse und alle Maskeraden werden strengstens untersagt! — Inzwischen aber war Sailer schon auf eigenartige Weise von der Universität entfernt worden. Nicht eigentlich im Zusammenhang mit dieser Untersuchung, aber auf das direkte Betreiben der Exjesuiten in Augsburg, die mit Sailers Entwicklung nicht mehr Schritt zu halten vermochten und an seiner Neigung zur Aufklärung Anstoß nahmen, wurde er seines Amtes entsetzt und auf seine Pfarrei verwiesen. Dort blieb er brach liegen, bis er im Jahre 1799 nach Ingolstadt zurückberufen wurde, um dann mit nach Landshut überzusiedeln. Auch später hat es an Angriffen gegen ihn vonseiten der Aufgeklärten und vonseiten der Kurialisten nicht gefehlt. Die einen verdächtigten ihn, daß er ein Römling sei, die anderen als Mystiker. Aber im Jahre 1821 wurde er Ko-

adjutor des Bischofs von Regensburg und Ludwig I. ließ es sich nicht nehmen, ihn 8 Jahre später zum Bischof zu ernennen.

Aber neben Sailer ist auch anderen Professoren der Prozeß gemacht worden. So vor allem dem Professor Zimmer, und zwar deshalb, weil er sich eines Studenten angenommen, dessen sittliches Verhalten angeblich nicht den Satzungen entsprach. Auch Professor Weber mußte Dillingen räumen und ist im Jahre 1799 nach Ingolstadt gegangen. Die drei bilden das sogenannte „Kleeblatt", das an dem Verfall der Disziplin besonders beteiligt gewesen sein sollte. Weber war immerhin als Physiker bedeutend. Er hat für die Entwicklung des Blitzableiters viel getan. Andererseits ist er für die Einführung des Impfsystems sehr stark und sehr energisch eingetreten. Von Kant freilich, den er sozusagen nach Dillingen gebracht hatte, wandte er sich ab, als er dessen „Kritik der Offenbarung" und dessen Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" gelesen hatte. Da konnte er nicht mehr mit. Immerhin hat er für die Entwicklung der medizinisch chirurgischen Schule in Dillingen mit Hofer und Höschle manches getan.

Inzwischen aber tauchte doch wiederum der Gedanke auf, die Universität einem Orden zu übergeben. Man verhandelte mit den Franziskanern und im Jahre 1798 auch mit den Benediktinern. Zumal Pater Braun von St. Ulrich in Augsburg hat in dieser Beziehung viele Schritte getan. Aber man konnte sich nicht einigen, obwohl mit fast allen Äbten der bayerischen Benediktinerklöster Verhandlungen angeknüpft worden sind. Da schien sich ein Ausweg zu finden in den Fideisten, die ihr Kloster in Valsuganatal bei Trient gegründet hatten. Aber diese waren doch nur eine Abart der Jesuiten und bestanden lediglich aus französischen und welschen Brüdern. Infolgedessen wurde ihr Gesuch im Jahre 1801 abgelehnt. Die Frequenz der Universität, die während des ganzen 17. und 18. Jahrhunderts keine unbedeutende gewesen war, hatte doch in den letzten Jahren sehr stark abgenommen. Im Jahre 98/99 waren es noch 109 Akademiker, im Jahre 99 nur noch 104. In den Zeiten, da das Kleeblatt lehrte, soll der Besuch ein stärkerer gewesen sein.

Aber schon erfüllte sich das Schicksal dieser Universität. Im Jahre 1802 fiel auch das Bistum Augsburg an Bayern. Sofort reichte man von Dillingen aus eine Reihe von Gesuchen um Erhaltung der Universität bei dem Kurfürsten ein, für die auch die provisorische bayerische Regierung in Dillingen eintrat. Wirklich erging am 4. November der Befehl der Landesdirektion, die Verhältnisse sollen bleiben, bis die höchste Stelle durch anderweitige Verfügung sie ändert. Also sollte das Schuljahr seinen Anfang nehmen. Aber gerade am Tage vorher war durch den Beschluß der Regierung selbst die Aufhebung der Universität beschlossen worden. Die „Vervielfältigungen", so hieß es in dem Erlaß der hohen Schulen, seien nicht zweckmäßig und es genügten die zwei Universitäten Landshut und Würzburg. Damit war das Ende dieser hohen Schule erreicht, die als rein bischöfliche eine ganz besondere Rolle gespielt hat. Gewiß, sie teilte das Los und auch die Entwicklung aller Jesuitenschulen. Aber nach deren Aufhebung gab es doch eine Periode, wo es

schien, daß hier ein neuer Geist einzuziehen vermöchte und von Dillingen aus Ideen hinausgetragen werden könnten, wie sie von Wessenberg gepflegt worden sind und wie wir sie auch an der kurzlebigen kurfürstlichen Universität Bonn finden, die also auf eine Reform des deutschen Katholizismus hinarbeiteten. Freilich die kurfürstliche Regierung von Trier hat alles getan, diese Regungen zu unterdrücken, und man kann ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß sie gerade gegen einen Mann wie Sailer in rigoroser und harter Weise vorgegangen. Vielleicht ist der Vorwurf noch ein viel schwererer, daß man an den maßgebenden Stellen die große und tiefgehende Bedeutung Sailers für die Kirche vollständig verkannt hat und zwar lediglich aus kleiner und kleinlicher Angst vor der Aufklärung und aus Mangel an der nötigen menschlichen und wissenschaftlichen Erkenntnis.



JENA
1558

Man hat wohl gesagt, die Geschichte der Universität Jena bedeute die Geschichte des deutschen Protestantismus überhaupt. Das ist gewiß richtig. Aber man muß hinzufügen, die Geschichte des deutschen Protestantismus umfaßt nicht die Geschichte der Universität Jena. Freilich in ihren Anfängen war das anders. Sie wurde gegründet, um den Verlust zu ersetzen, welchen der Protestantismus und die sächsischen Fürsten der Ernestinischen Linie dadurch erlitten, daß Wittenberg in die Hände ihrer Feinde, dann aber freilich in die ihres Vetters gefallen war, der sich in letzter Stunde besann, es seinen eigenen Plänen zu opfern. Aber Jena sollte im gewissen Sinne Wittenberg ersetzen, ist aber doch eigentlich nur ein Ableger der Universität Martin Luthers geworden. Kurze Zeit nach der Schlacht von Mühlberg, als Wittenberg wiederum hergestellt war und Melanchthon in seiner liebenswürdigen und versöhnenden Art und auch beeinflußt durch die neuen Herren, Konzessionen wegen der Versöhnung der protestantischen Partei unter sich und selbst mit der katholischen Kirche machte, sehen wir, wie die Universität Jena im Zusammenhang mit den Ernestinern sich zu einer scharfen Opposition gegen die Versuche Melanchthons hinreißen ließ. Wir sehen ferner, wie Jena durch Nikolaus von Amsdorf, Luthers Freund, und durch die Theologen Flacius Wigand und Index sich viel lutherischer zeigte, als Luther selbst es gewesen war. Sie nannte sich mit Stolz die Feste des wahren Luthertums. Luthers These, daß die guten Werke für das Heil der Seele nicht nötig und daß nur der Glaube es sei, welcher sie rette, wurde die Parole der Professoren. Luther hatte gerade diese These mit der ganzen Kraft und der ganzen Heftigkeit seines Wesens verfochten, weil er damit hoffte, seine Gegner und die ganzen Einrichtungen des Ablaß, der bezahlten Messen, der Wallfahrten, der Jubiläen und all' der tausende von guten Werken, welche den Schatz des Papstes füllten, anzugreifen vermöchte. Er selbst hat später recht wohl gefühlt, daß er sich zu weit hatte hinreißen lassen. Er hat auch in den letzten Tagen seines Lebens wenig mehr von dieser These gesprochen, die ihm allzuviel

Kraft gefordert hatte. Auch Melanchthon fühlte recht wohl, daß sein Freund und Meister darin zu weit gegangen war. Aber gerade da setzten die Jenaer Theologen ein und erweiterten die lutherische These sogar dahin, daß die guten Werke nicht bloß unnütz seien für das Seelenheil des Menschen, sondern daß sie ihm geradezu schadeten. Da brach denn der Kampf bis aufs Messer aus. Die strikten Lutheraner, das waren die Jenenser Professoren und ebenso die Ernestiner als Protektoren dieser Universität, setzten diesen Kampf fort und brachten damit den Krieg zwischen den Lutherischen und Evangelischen. Und so wurde das strikte Luthertum intolerant, wie es der Katholizismus vor Luther gewesen war, nur daß man eben die Ketzer nicht verbrannte, sondern sich begnügte, sie von der Universität und aus dem Lande zu jagen. Wir wissen indessen, daß es an größeren Grausamkeiten nicht gefehlt hat. Jedenfalls beherrschte dieser unduldsame Geist nicht bloß Jena, sondern ist von hier aus in eine ganze Reihe von protestantischen Landen gedrungen, so daß die Intoleranz seiner Theologen die Universität zugrunde zu richten drohte. Und dem mußte abgeholfen werden. Aus diesem Grunde suchte der Herzog die Professoren, wie die protestantische Landeskirche, einem Konsistorium zu unterwerfen, in welchem zur Hälfte Laien saßen. Das war natürlich ein schwerer Schlag für die allmächtigen Professoren der Theologie in Jena und sie verweigerten eine Zeitlang den Gehorsam, sowohl dem Konsistorium, wie geradezu auch dem Herzog. Dieser aber machte kurzen Prozeß. Und Flacius und Wigand hatten nun vollkommene Macht und übten sie denn auch in schärfster Weise aus. So sehen wir denn, wie die intoleranten Theologen bei ihrem Fürsten, welcher sie bisher unterstützt hatte, die Toleranz durch die Intoleranz zu behaupten, nun doch auf Widerstand stießen. Johann Friedrich II. glaubte sich in der Tat dazu berechtigt, mit Gewalt und mit äußerster Strenge gegen diese vorzugehen und seine Professoren selbst zu verbannen. Aber er mußte sich doch schließlich wiederum von Wittenberg neue Lehrer verschreiben lassen. Sein Schicksal war ein schweres, und wie sein Vater fiel er in die Hände seiner Feinde und ist als Gefangener gestorben.

Unter seinen Nachfolgern haben dann die freieren Regungen mehr und mehr Raum gewonnen und schließlich wurde die Universität doch das, was sie sein mußte, um existieren zu können, die Repräsentantin der freien Ideen im Protestantismus. Aber gerade dadurch ist es gekommen, daß die Ernestiner, trotz ihrer politischen Schwäche, während des Dreißigjährigen Krieges die erhabenen und mutigen Verteidiger des Protestantismus geworden sind. Und sie waren jetzt mehr Vertreter der Evangelischen als der Lutherischen. Freilich in diesen Zeiten des Krieges hat die Universität einen großen Einfluß nicht üben können. Die Studenten waren zum großen Teil, und gerade die besten, in die Armee des Herzogs Bernhard von Weimar eingetreten und haben in dieser, im Engeren und Weiteren, eine gewisse Rolle gespielt. Es kam der Friede, und wir sehen wie unter den Thüringer Fürsten nun vor allem Herzog Ernst der Fromme von Gotha darnach trachtete,



Graff pinx

Friedrich Schiller

geb. 10. November 1759 in Marbach a. Neckar
gest. 9. Mai 1805 in Weimar

Aus dem „Corpus imaginum“ der Photographischen Gesellschaft Berlin

Kultur und Protestantismus doch in einen gewissen Zusammenhang zu bringen. Die Universität Jena kam nun in eine Epoche hinein, wo der Protestantismus es war, der durch Frömmigkeit und Milde und gute Werke die blutigen Wunden dieses Krieges heilen sollte, die Deutschland im Grunde genommen sich selber geschlagen hatte. Der Krieg aber hatte neben der Verdumpfung und Erstarrung doch eines gebracht, nämlich, daß der Mensch erkannte, wie klein er selbst war gegenüber der Gewalt und den gewaltigen Werken Gottes. Und gerade dadurch war das religiöse Gefühl stärker geworden und darin lag ja auch der Inhalt und bis zu einem gewissen Grade der Segen des Pietismus, daß man die Religion über die Theologie stellte. Man kann nicht sagen, daß im Zusammenhang mit dem Pietismus oder aus ihm heraus jene philosophische Reaktion in Deutschland erwacht sei. Das waren Einflüsse von außen, und ganz besonders England hat durch die durchgreifende Kraft und Gewalt seiner Naturphilosophen in Deutschland eine neue Richtung zu erzeugen vermocht. Freilich Jena blieb zunächst von dieser philosophischen Aktion verschont. Noch herrschte hier der Theologe im guten und im bösen Sinne. Gut und kleinlich, arm und ärmlich: damit ist wohl alles für diese Zeit gesagt.

Aber ganz in der Nähe war in der Zwischenzeit durch die Brandenburger die Universität Halle erstanden und hier siegte über die vorherrschende theologische Gewalt zunächst der Philosoph Wolf mit seinem System, bis er, von den Theologen verfolgt und denunziert, durch den König davon gejagt wurde, so daß er in Marburg ein Unterkommen suchen mußte. In Jena hat die theologische Fakultät dem Vorgehen des Preußenkönigs und seiner Hallenser Professoren durchaus zugestimmt. Aber doch waren hier bereits Vertreter der Philosophie wie Wiedeburg und Stolle, die mit Begeisterung für Wolf, aber auch für die Idee der Toleranz eintraten und vor allem für ihre Universität die Freiheit des Wortes und der Diskussion über das Wolfsche System verlangten. Sie fanden an dem Herzog von Weimar einen Schützer, der sich um das Urteil des Preußenkönigs in keiner Weise kümmerte und ebensowenig um seine Theologen, sondern ruhig an seiner Universität das Wolfsche System gelten ließ.

Dann brach freilich eine andere Epoche an. Friedrich der Große und Kaiser Josef II. waren ja Freunde der Aufklärung und in der Tat hörte die Verfolgung der Philosophie in Deutschland auf. Aber Jena hatte sich eigentlich der Gunst des preußischen Königs nicht zu erfreuen. Denn er verbot seinen Untertanen den Besuch der benachbarten Universität und damit war sie geradezu zum Untergang verurteilt. Denn es war klar, daß das Fernbleiben der preußischen Studenten für Jena den schwersten Schaden brachte. Zumal ja auch Göttingen und Erlangen es gewissermaßen boykottierten. Aber es war doch eine andere Zeit gekommen, in der die kleine Hochschule durch innere Kraft, aber auch durch die Kraft des Weimarer Fürsten die geistige Bewegung, die in Deutschland sich erhoben hatte, an sich zu fesseln vermochte. Wir sehen, wie Struve als erster die Politik als Studium einführte, über das öffentliche Recht und Rechtsgeschichte las. Und nun wurde auch die Literatur und „die deutsche

Poesie“ eingeführt und vor allem deutsche Geschichte. Es ging ein ganz moderner Zug durch Jena, wie er an keiner anderen Universität in solchem Umfang sich regte. Freilich war es das Beispiel des Thomasius, dem man hier bewußt oder unbewußt folgte. Man suchte die jungen Leute für alles zu bilden, für Gesellschaft und Reise. Und selbst ein Zeitungskolleg wurde gelesen, in einer Periode, wo die Zeitungen selbst noch eine so armselige Rolle spielten. Dadurch kam es, daß eines erreicht wurde, was während der ganzen Entwicklung der deutschen Universitäten nur einzelnen Lehrern gelungen war, den Zusammenhang zwischen sich und ihren Hörern herzustellen, und die Liebe nicht bloß zu den Wissenschaften, sondern zum Studium überhaupt zu wecken, gerade durch die Liebe zu ihrem Lehrer. Theorien traten dabei zurück. Aber das wissenschaftliche Gefühl war erstarkt und wurde von den Schülern mit hinaus ins Leben genommen. Und das ist ohne allen Zweifel das Verdienst von Jena, daß dies erreicht wurde.

Und da kam nun in das stille Thüringer Land ein Fürst, der weit moderner dachte und doch eine viel geschlossenere Persönlichkeit war als die anderen. Gewiß, das Ernestinische Haus hatte gerade zu dieser Zeit in Gotha und Meiningen und in allen Herzogtümern Fürsten hervorgebracht, die im gewissen Sinne mit Karl August übereinstimmten. So begann auch für Jena eine Zeit unendlicher Blüte. Eine Reihe von hervorragenden Männern haben hier gewirkt und ihm einen ungemeinen Glanz gegeben. Wir können Eichhorn, Döderlein, Griesbach, Walch, Teinemann, Reinhold, Hufeland, Paulus nennen, außerdem Thiebaut, de Wette und die Gebrüder Schlegel, welche in dieser Zeit die Lehrstühle von Jena besetzt hielten. Vor allem aber sehen wir, wie Fichte, wie Schiller, Hegel und Schelling hier zu wirken beginnen. Es ging durch die ganze Universität eine gewaltige Bewegung, als Schiller seine Eröffnungsrede über das Thema: „Wie und wofür studiert man Universalgeschichte“ hielt, worin er die wunderbaren Worte sprach: „Wo der Brotgelehrte trennt, da vereinigt der philosophische Geist.“ In der Tat, ihm strömte die Jugend zu, und er ist eigentlich als Historiker viel zu wenig eingeschätzt worden und wird auch heute noch immer gewissermaßen nur im Vorübergehen genannt, obwohl gerade er, weniger durch seine Bücher, als vor allem durch das starke historische Empfinden, das er als Dichter ausgeströmt hat, beweist, wie unendlich viel er dieser Wissenschaft gegeben, die für ihn doch im Grunde genommen nichts anderes war als die Plattform für ein gewaltiges und wunderbares dichterisches Schaffen. Und schon hatte hier auch ein anderer seine Stimme erhoben, der auf die Jugend vielleicht den stärksten und tiefsten Einfluß übte in seiner Jenenser Periode, wie später in Berlin, wo er die Reden an die deutsche Nation gehalten. In Fichte war ja damals noch das Gefühl des weltumspannenden Philosophen lebendig und er hatte sich noch nicht zurückgefunden auf die festere, wenn auch engere Basis des Nationalismus, von dem aus er später die Jugend gelehrt hat. Aber er wurde verstanden und im gewissen Sinne hat er in seinen Kursen, die ja nicht eigentlich akademischen Charakter trugen, sondern allgemeiner Natur waren,

auch in Jena schon gewirkt. Seine Sonntagsvorlesungen wurden natürlich von den Theologen scharf angegriffen und er hat auch in Weimar bei der Regierung wenig Freunde gehabt. Er war eben nicht der Mann, der in jene Atmosphäre hineinpaßte, obwohl doch gerade Karl August für alles Verständnis hatte. Aber Fichte war ihm vielleicht zu ernst und zu doktrinär. Immerhin aber hat die Universität durch ihn gewonnen und später, als seine Wirksamkeit in Berlin begann, fühlte man auch in Jena und ganz besonders auch in Weimar, was man in ihm gewonnen, besessen und verloren hatte. Damals aber hat man ihn nicht bloß einfach ziehen lassen, sondern im vollsten Sinne des Wortes davongejagt. Unbegreiflich in einer Periode, wo die glücklichen Tage von Weimar noch in voller Blüte standen, unbegreiflich, um so mehr, als er eigentlich das sagte, was später der Herzog selbst empfunden hat. Denn das muß man gestehen, als Mensch und Fürst war er doch im gewissen Sinne seiner Jenenser Universität und ihren Kräften durchaus koordiniert.

Aber es kam nun eine andere Zeit. Gewiß, im Jahre 1803 war die große Blüteperiode von Jena bereits überwunden. Ein großer Teil der Professoren und auch derjenigen, die hier hörten, zogen wieder ab. Denn die ganze Romantik hatte eine Zeitlang hier ihr Heim aufgeschlagen und wir sehen neben den Gebrüdern Schlegel die Gebrüder Humboldt, vor allem auch Jean Paul Richter und eine ganze Reihe anderer hier wirken und walten. Aber nun kam Hegel. Und zwar war er von Frankfurt, wo er gewissermaßen im Bereiche der Revolution und ihres Bändigers sich befunden hatte, nach Jena übergesiedelt, und ging daran, sein größtes Werk zu vollenden. Hegel ist mit der Geschichte Jenas, Jena mit der Geschichte dieses großen Philosophen aufs tiefste verknüpft. Denn hier an dieser Universität war, was Hegel wollte und fühlte, doch gegeben. Mehr als anderswo war der Glaube an das Reich der Ideen und das Bewußtsein, damit dem nationalen Genius zu dienen, lebendig. Hier waltete ein Meister, der Herrscher war in dem Reiche der Geister und als Protektor der Universität den Philosophen, der jetzt schon auf der Höhe des Lebens stand, mit einem Gehalt von 100 Talern beglückte! Aber hier fand er Ruhe. Von hier aus konnte er schauen in die Welt hinein, und hier konnte er wirken. Und schon pochte Napoleon an die Pforte von Jena, die sich ihm geradezu von selber, wie durch Zauberschlag öffnete. Aber hier vollendete Hegel sein größtes Werk, seine „Phänomenologie des Geistes". Er mußte auf die Gefahr hin, daß ihm das Honorar gekürzt würde, bis zum 18. Oktobr 1806 den Rest des Manuskriptes liefern und somit alle Kraft anspannen, um zum Ziel zu kommen. Seine Mittel waren zu Ende. Aber schon war der Krieg ins Land gezogen und es war ihm unmöglich, nach Bamberg an den Ort des Verlags zu gehen, um hier das Buch zu vollenden. Das Manuskript mußte in abenteuerlicher Weise der Post anvertraut werden, und gerade in den schwersten Tagen hat er es zu Ende geschrieben. Am 10. Oktober hatte er einen Teil des Manuskriptes abgesendet, am Tage von Saalfeld! Und nun rückte der Feind an. Am 12. hörte er schon die Schüsse der feind-

lichen Patrouillen von den nahen Dörfern, am nächsten Tage rückten die Vortruppen in die Stadt und sie wurde völlig besetzt. Er sah den Kaiser, von dem er selbst in diesem Augenblicke niederschrieb: „Den Kaiser — diese Weltseele — sah ich durch die Stadt zum Rekognoszieren hinausreiten. Es ist in der Tat eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier auf einen Punkt konzentriert auf dem Pferde sitzend über die Welt übergreift und sie beherrscht.“ Völlig in seinem Bann hat er am Fenster gestanden und auf die Feuer geblickt, welche die französischen Krieger auf dem Markte angezündet hatten. Und in dieser Nacht hat er sein Werk vollendet und die Worte geschrieben, in denen er die Geschichte deutet als den an die Zeit entäußerten Geist. Als eine Galerie von Bildern, eine Stufenfolge der Geister, worin einer den anderen ablöst und jede das Reich der Welt von dem vorhergehenden übernimmt: jene Sätze, in welchen er die gewaltige Gedankensymphonie wie in erhabenen Akkorden ausklingen läßt: „Das Ziel, das absolute Wissen oder der sich als Geist wissende Geist, hat zu seinem Wege die Erinnerung der Geister, wie sie an ihnen selbst sind und die Organisation ihres Reiches zu vollbringen. Ihre Aufbewahrung nach der Seite ihres freien, in der Form der Zufälligkeit erscheinenden Daseins ist die Geschichte nach der Seite ihrer begriffenen Organisation, aber die Wissenschaft des erscheinenden Wissens; beide zusammen die begriffene Geschichte, bilden die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes, die Wirklichkeit, Wahrheit und Gewißheit seines Throns, ohne den er das Leblose, Einsame wäre; nur aus dem Kelche dieses Geisterreiches schäumt ihm seine Unendlichkeit.“ Es ist der Höhepunkt geistigen Waltens und philosophischer Kühnheit an den deutschen Universitäten gewesen, der nie wieder, weder vorher noch nachher übertroffen worden ist. Alsbald mußte er fliehen und eine Zeitlang hat er als schlichter Redakteur in Bamberg ein armseliges Dasein gefristet.

Es brach nun für Jena die napoleonische Zeit an. Der Herzog hatte auf Wunsch des preußischen Königs im entscheidenden Momente es verstanden, den Frieden mit Napoleon zu machen, nachdem er auf dem Rückzuge nach der Jenaer Schlacht am Wachtfeuer auf einer Trommel sitzend gelassen zu den Kameraden gesprochen hatte: „Herzog von Weimar und Eisenach wären wir nun einstweilen gewesen.“ Aber er gewann seinen Frieden und hatte nun Zeit, sein Land und sich selbst auf den Befreiungskampf vorzubereiten. Und so ist der Krieg über ihn hinweggegangen und Jena hat eigentlich nur einmal den vollen Groll Napoleons erfahren. Das war, als er von einer Bewegung in der Jenaer Studentenschaft gehört hatte. Da hat er davon gesprochen, daß man diesen Herren von Jena eine gute und recht strenge Lektion zu geben habe, damit sie sich in die Situation zu fügen verständen. „Und in der Tat, was wollen alle diese Ideologen, diese Ruhestörer? Sie wollen die Revolution in Deutschland, sie wollen sie“, so apostrophierte er, „die Beamten befreien von allen Banden, welche sie an Frankreich binden.“ „Wissen Sie, Sie anderen Deutschen“, fuhr er fort, indem er sich an die Hofleute wendete

und an die Minister von Weimar: „Wissen Sie, was eine Revolution ist? Sie wissen es nicht. Aber ich weiß es, ich habe diese Bäche von Blut Frankreich überschwemmen sehen. Ich habe sie überschwommen und ich will nicht dulden, daß diese furchtbaren Szenen sich in Deutschland erneuern. Aber sicher meine Herren, Sie werden die Revolution haben, wenn ich nicht gute Ordnung schaffe.“ Und es lag in ihm eine gewisse Angst und eine gewisse Sorge, aber auch ein starker Haß, der ihn gegen diese Regungen aufwallen machte und er wähnte mit der Unterdrückung dieses Geistes Deutschland und damit ganz Europa vollkommen zu unterjochen.

Aber es ist eine eigene Sache. In der Zeit, da der Befreiungskrieg losbrach, da sehen wir in der Tat, wie die Jenenser Studentenschaft, die früher schon für Schill und Dörnberg geblutet hatte, jetzt zu den Waffen eilt und wie gerade hier an der alten Saaleuniversität der nationale Geist seine Schwingen regt.

Dann kam die Ruhe wieder und der Philister zu seinem Recht. Aber Karl August war kein Philister und sah mit einer gewissen feinen Ironie, mit der er selbst Goethe gewachsen war, auf die Begehren nach dem Konstitutionalismus und hörte den Ruf nach Verfassung. So hatte er denn durch seine Jenenser Professoren das Grundgesetz seines Staates schaffen lassen und als der erste in Dornburg, wo Goethe einst in stiller Einsamkeit gedichtet, das erste Parlament Deutschlands eröffnet. Goethe selbst wollte von diesem Dilettantismus ebensowenig wissen wie von jeder anderen Äußerung dieses furchtbaren Nationalfehlers der Deutschen. Und nichts ist bezeichnender als sein Trinkspruch bei einem der Landtagsfeste:

„Ein jeder sei in seinem Hause Vater,
So wird der Fürst auch Landesvater sein.“

Doch diese Verfassung gewährte nun Pressefreiheit als eines der wesentlichsten Punkte. Da wurden in Weimar und in Jena die Schleusen geöffnet und eine schlechthin bodenlose Publizistik begann sich zu regen. Das war von Unheil für Jena wie für ganz Deutschland. Denn gerade hier begann, um mit Treitschke zu reden, „der verhängnisvolle Einbruch des Professorentums in die deutsche Politik“. In Jena erschien, von Luden herausgegeben, die „Nemesis“ und daneben hat Oken seine Zeitschrift „Isis“ gegründet. In der Tat blickte nun das offizielle Deutschland mit einer gewissen Sorge auf diese beiden Blätter, die doch im Grunde genommen nichts von Bedeutung leisteten und nur in einzelnen Artikeln Besseres geboten haben. Sie waren in ihrer Art und in ihrem Ton keineswegs erfüllt von dem Geiste von Jena, der bis dahin geherrscht hatte, und niemand empfand dies mehr als Goethe selbst, der freilich von irgendwelcher Unterdrückung und Maßregeln nichts wissen wollte. Aber dadurch kam nun auch Bewegung in die Studentenschaft hinein. Luden war ein glänzender Dozent, das mußte ihm der Neid lassen, und auch Oken wirkte und so mancher andere, während die Studentenschaft in ihrer Art doch eine andere geworden war. Nicht gleich. Denn wie sie zurückkehrte aus dem Kriege, waren es doch noch die alten Anschauungen und die alten Verhältnisse, die ihr lieb waren, und es ist bezeichnend, daß die 350 Mann starke

Jenenser Studentenschaft im Sommer 1815 in einer einzigen Woche 147 Duelle ausgefochten hat. Es war doch ein frohes und starkes Treiben und aus diesem Treiben heraus entwickelte sich nun mächtig ein Gefühl, das aus dem Kriege geboren, an Fichtes Ideen herangewachsen, vom Weltbürgertum zum stärksten nationalen Empfinden überging. Es war nicht das, was Jahn erschaut hatte, der doch, abgesehen vom Turnen, vor allem nur negativ zu wirken vermochte, sondern es war ein viel stärkeres und echteres Gefühl, das ohne die Jenenser Professoren wie Fries und Luden, Oken und später Karl Tollen in ganz anderer Weise sich entwickelt hätte. Diese Einflüsse haben gehindert, daß hier etwas zutage gekommen, was durchaus dem jugendlichen Empfinden entsprach und nicht durch den Doktrinarismus alter Semester, die so gerne entweder zum Radikalismus oder zu einer gewissen Art des Pietismus sich neigen, verdorben ward. Nichts ist schlimmer für die akademische Jugend, als der allzugroße Einfluß der älteren Semester und wenn wir die Wirkung letzterer in Jena in Rechnung ziehen, so müssen wir gestehen, daß gerade diese den Geist der Burschenschaft im Augenblick, da er wie ein Begeisterungstrank emporbrauste, durch den Zusatz philiströser Engherzigkeit, aber auch radikalen Geistes verdorben haben.

Die Idee der Burschenschaft hat sich in Jena entwickelt und hier war auch der Boden dafür. Man darf nicht vergessen, daß die Jenenser Studenten hinübergezogen sind nach Lauchstädt, daß sie sich auch in Weimar an den Werken Schillers berauscht und ihre ganze Tradition bis auf den heutigen Tag mit Schillers Wirken als Dichter im unmittelbaren Zusammenhang steht. Karl August sah diese Entwicklung mit einer gewissen Freude, bis zu dem Augenblick, wo ein allzu frommer Zug in sie hineingetragen wurde. Die volle Auflösung der Landsmannschaften wollte er nicht und sie hatte auch keinen Sinn, weil zu viel Bodenständigkeit in ihnen lebte. Aber die Auffrischung derselben durch den Geist der Burschenschaft, die hätte damals schon, wie es später dann in der Tat geschehen ist, unendlich viel Gutes wirken können. Denn in Jena hatten, wie an allen Universitäten, die Landsmannschaften ihr Heim gehabt. Dort hatte das Studententum in seiner Entartung und Ausartung einen gewissen Höhepunkt erreicht. Und doch muß man sagen, daß eine Parodie niemals als historische Quelle betrachtet werden kann. Das sind Übertreibungen, und leider Gottes hat eine gewisse auf Entrüstung eingestellte Geschichtsschreibung gerade nach dieser Seite hin das deutsche Studentenleben mehr grau in grau, ja schwarz in schwarz gemalt, anstatt daß man erkannt hätte, daß all diese Burschen im Sinne Goethes lebten: „grau, lieber Freund, ist alle Theorie; grün ist des Lebens goldner Baum".

Jetzt kam doch eine böse und eine ernste Zeit. Eben, weil durch die Professoren vor allem selbst Unklarheit in die jungen Gemüter getragen wurde, die sich in ihrem dunklen Drang des rechten Weges wohl bewußt gewesen wären. Es kam das Jahr 1817 und man vereinigte den Gedanken einer allgemeinen Burschenfeier mit der Feier der Reformation. Und so wurde das Wartburgfest beschlossen. Es gingen die Einladungen hinaus an

alle Universitäten, von denen aber doch, wie vor allem im Süden, ein Teil schon ausgeschlossen war durch die stark konfessionell gefärbte Feier auf der Wartburg. Aber die Feier an sich war rührend. Die herrliche Studentenschaft, zu der Jena gewiß die Hälfte gestellt hatte, und die nun unter der Fahne, welche die Jenenser Jungfrauen den braven und ritterlich strengen Burschen gestickt hatten, auf die Wartburg zog. Und hier wurde Luther gefeiert, wurde Blücher bejubelt und hier war nun alles einig in dem großen und herrlichen Gedanken und vor allem in der Freude an dem deutschen Wesen selbst. Da hat der doktrinäre Berliner Professor und Turner Maßmann, den Heine mit einem gewissen Recht lächerlich gemacht hat, in das ganze hochgestimmte Fest einen doktrinären und brutalen Zug hineingebracht. Man verbrannte bei dem Siegesfeuer auf dem Wartenberg ein ganzes Konvolut von Schriften, die der größte Teil der Studenten selbst wohl niemals gelesen hatte. Eine Reihe von Männern wurde dadurch gereizt und verletzt, die dann den Kampf gegen die Burschenschaft und gegen das Studententum überhaupt begannen. Als man nach Hause kam, haben in Jena die Professoren Fries, Luden, und in Gießen Karl Follen, der alsbald nach Jena übersiedelte, das glühende Eisen geschmiedet, aber nicht zu einem Schwert. Es ist nicht anders: das größere Teil der Schuld an dem Mißlingen und an der Katastrophe der Burschenschaft fällt den Professoren zu, die freilich, als die Entwicklung weiterging, erschreckt und entsetzt sich zurückzogen und das brennende Feuer, das sie doch selbst angezündet, nicht zu löschen vermochten. Die Jenenser Professoren waren ohne Zweifel nicht bloß die schlechtesten Berater ihrer Studenten, sondern auch ihre Verführer. Denn nichts ist schlimmer, als wenn man der begeisterten Jugend in ihrem Drängen noch ein gewisses Gefühl des leeren Doktrinarismus gibt. So kam, was kommen mußte: gewisse junge Leute haben radikalen Ideen Raum gegeben. Wir sehen Sand nach Mannheim wandern und Kotzebue ermorden, eine Tat, die mehr töricht als furchtbar war. Denn im Grunde genommen hat ja Goethe selbst die Ermordung Kotzebues nicht so tragisch genommen, als es sonst geschehen ist, wenn er auch natürlich von der ganzen Tat nicht so begeistert war. Und so nahmen in der weiteren Folge die Karlsbader Beschlüsse den ganzen Groll Metternichs gegen die Universitäten in sich auf. Es darf dabei nicht verschwiegen werden, daß der Geist des Antisemetismus, der sich gerade damals allenthalben regte, damit gleichfalls von Metternich, dem Freunde des Hauses Rothschild, das ja dem ewig geldknappen Hause Habsburg die Mittel bot, bekämpft wurde. Es ist eine ganz eigenartige Erscheinung, die das Bild dieser Verfolgung gegen die Universitäten ganz besonders beleuchtet. Es kommt die Demagogenverfolgung. Wir sehen, wie Herzog Karl August alles tut, um wenigstens sein Jena zu erhalten, indem er mit der einen Hand zu strafen scheint, mit der anderen den Schild über seine Schöpfung hält.

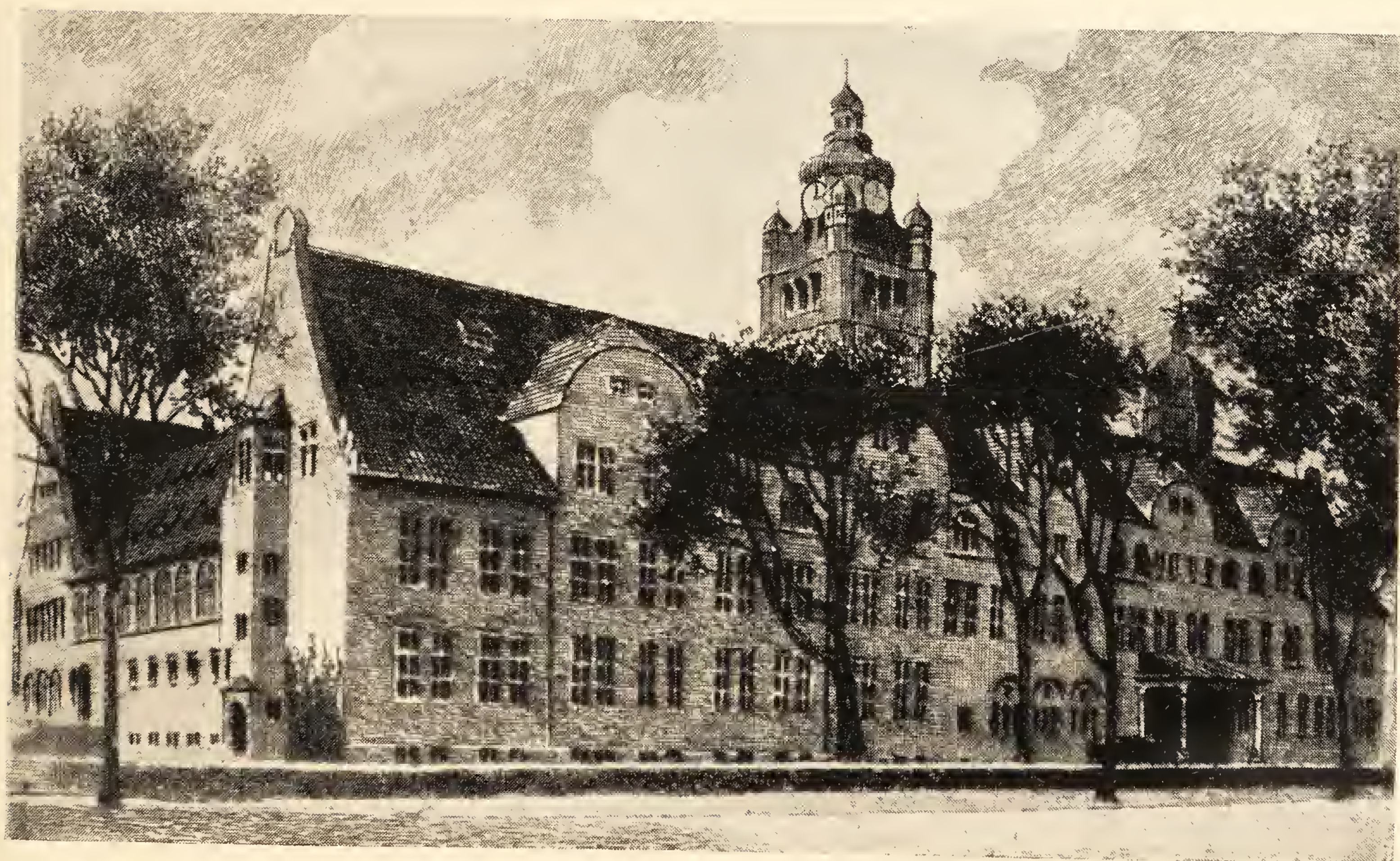
Freilich dessen große Zeit war vorbei. Erst gegen Ende der Dreißiger Jahre setzt ein neues Leben ein, das dann bei der dritten Säkularfeier im Jahre 1858 doch schon ein anderes Bild zu bieten vermag. Und der unend-

liche Reiz, der dieses Athen des Thüringer Landes schon immer ausgezeichnet hat, waltet auch heute noch. Jena ist in der weiteren Entwicklung durchaus in die Reihe der anderen Universitäten eingetreten. Die großen Institute, wie vor allem Zeiß, haben hier eingewirkt auf die bedeutsame Entfaltung der Naturwissenschaften und wir brauchen bloß an die Ära Häckels zu erinnern, in der hier ein starkes und mächtiges Leben einsetzte. Jena ward mit allen Errungenschaften der neuen Zeit ausgestattet und dabei war es doch bis zum Kriege wenigstens das geblieben, was es war: die schöne, liebenswürdige und reizvolle thüringische Universität, ein kleines Nest, wo aber doch das studentische Leben sich entfaltet wie kaum irgendwo anders, das stille Refugium für den schaffenden Geist, die freudige Stätte für den Werdenden. Es gibt wenig Universitäten, wo alles, was zu einer hohen Schule gehört, in so reizvoller und liebenswürdiger Weise sich zu entwickeln vermochte als hier. Eine Durchgangsuniversität für die Professoren, auf der anderen Seite aber auch eine Ruhestätte, wo für alles gesorgt war und wo das Zusammenwirken jene ganz rührende und vielleicht zu sonnig gezeichnete Stimmung sich entwickelte, wie sie Gustav Freytag in seiner „Verlorenen Handschrift" verewigt hat. Gewiß hat er Jena nicht gekannt und nicht gemeint. Aber diese Idealisierung des deutschen Professorentums, dem er die Schwäche seines professoralen Helden entgegensetzt, diese hat gerade dort im vollsten Maße sich entfalten können und man denkt unwillkürlich an diese alte liebenswürdige Eulenstadt, die ganz Universität gewesen ist und wo der Professor sich als Professor auslebte, wie der Student als Student. Dort wurde die Burschenschafter-Eiche gepflanzt und das Burschenschafter-Denkmal errichtet. Dort hausten und hausen die Teutonen ebenso wie die Anhänger des Burgkellers und die Germanen, hier entwickelte sich in reizvoller Art die Landsmannschaft zum modernen Korpsstudententum, ohne daß die große Stadt etwas darein zu reden hatte. Hier blieb die Bodenständigkeit und draußen in Ziegenhain und Lichtenhain leben die alten Bierkönigreiche fort, wie so mancher alte gute Brauch. Und nicht weit davon liegt die Rudelsburg, die der Mittelpunkt geworden ist des großen Kösener Korpsstudententums, wo es sich zu Pfingsten versammelt und wobei Jena gewissermaßen den Wirt spielt und immer wieder zeigt, daß von hier aus dem deutschen Volke mit sein Bestes und Schönstes gegeben worden ist.





Universitätsbibliothek in Gießen



Universität in Jena

HELMSTEDT
1576

Es ist nicht leicht, sich in Geist und Entwicklung einer Hochschule zu versenken, die nicht mehr ist. Man ist gewohnt, über sie hinwegzugehen, und dem Vergessen gesellt sich eine ans Undankbare grenzende Geringschätzung dessen, was dort geleistet worden ist. Man hält diese Gründung an und für sich nicht für lebensfähig und glaubt, daß sie das Schicksal ereilt hat, das ihr von Anfang an bestimmt war. Das kann man am allerwenigsten von der Universität Helmstedt sagen, die in ihrer Art ein ganz besonderes Interesse beansprucht und schon durch die persönlichen Motive ihres Stifters verdient, näher betrachtet zu werden. Denn ihr Schöpfer, jener Julius von Braunschweig, war eine eigenartige und selbst ehrfurchtgebietende Natur. Er war der dritte Sohn Herzog Heinrichs des Jüngeren, der ihn, da er infolge einer Unachtsamkeit der Amme etwas verkrüppelte Füße hatte, zum geistlichen Stande bestimmte. Der hochbegabte Prinz wurde daher auf die Universität Löwen gesandt und sollte dann in die Laufbahn treten, die den nachgeborenen Söhnen der deutschen Fürsten so häufig bestimmt war, und er hätte wohl, wenn er nicht selbst einen anderen Geist in sich treiben gefühlt hätte, auf irgend einem Bischofsstuhle geendet. Aber auf der Universität Löwen ist er, vor allem auch durch den Einfluß seines Hofmeisters Gottfried Herrneiß, der neuen Lehre gewonnen worden. Er war mit voller Überzeugung Protestant und bereit, dafür zu dulden und zu leiden. Das wurde ihm von dem strengen und auch strengkatholischen Vater in keiner Weise erspart. Dieser suchte ihn mit allen Mitteln zurückzuführen und war zum Schluß entschlossen, ihn lebendig einmauern zu lassen. Schon war das Gewölbe dazu erbaut und man bereitete sich zu dieser Zeremonie, die mit aller Feierlichkeit begangen werden sollte. Da wurde der Prinz durch einen Diener gewarnt, der in die Asche des Kamins die Worte „Fuge, Fuge!" geschrieben hat. Das Wort beherzigte der Prinz und er floh zu seinen Verwandten nach Küstrin.

Dort hat er die Zeit abgewartet, die ihm günstiger war, als die Gesinnung des Vaters. Seine Brüder fielen im Kampf und die zweite Ehe seines Vaters mit

der Prinzessin Sophie von Polen, die er absichtlich geschlossen, um einen neuen Thronerben zu gewinnen und deshalb seinen Sohn von der Thronfolge ausschließen zu können, blieb kinderlos. Und auch alle anderen Machenschaften gegen das Erbrecht des Prinzen Julius versagten. Er kam auf den Thron der Heinriche und hat sofort mit rührender Tatkraft eingegriffen. Vielleicht wird er gerade wegen seiner von einem gewissen Martyrium verklärten Jugend etwas überschätzt. Nicht in seiner Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, wohl aber in Beurteilung seiner Aufklärung. Darin war er nicht über seine Zeitgenossen hinweggekommen, und wenn er weiter, milder und klarer dachte, so hat er doch nicht den Mut gehabt gegenüber dem Zelotismus seines Klerus, dem Hexenbrennen ein Ende zu bereiten. Wir finden Äußerungen des Mitleids, aber im Grunde keinen Schritt, dem furchtbaren Brennen und der unerhörten Grausamkeit und Ungerechtigkeit, welche von den Konsistorien nicht minder sanktioniert worden sind, wie von den katholischen Professoren, entgegenzutreten. Aber das eine erkannte er: das Unzureichende seiner Prediger, die eigentlich alle gewissermaßen nur die Kutte gewechselt, aber ihre Gesinnung nicht durch Bildung fundiert hatten. Infolgedessen half seine Kirchen- und Klösterordnung, half seine Hofgerichtsordnung und sein „Corpus doctrinae Julium“ nichts. Er mußte, wenn er dem neuen Glauben tüchtige Führer geben wollte, eine Universität gründen. Und das hat er denn getan. Zunächst dachte er an Gandersheim, wo einst die geistvolle Roswitha als Äbtissin gewaltet, die einzige Frau, die im vollsten Sinne des Wortes dramatisches Talent besessen hat. Aber es fehlte in dem stillen Orte eigentlich jede Voraussetzung zu einer Universität. So kam er auf Helmstedt, eine Stadt, die bereits eine Vergangenheit hatte und die sich aus der geistlichen Herrschaft, die auf den heiligen Luitgerus zurückging dadurch losgemacht hatte, daß sie dem Hansebund beigetreten war und den tatkräftigen niederdeutschen Städten sich angeschlossen hat. Hier war schon im Jahre 1542 die Reformation durchgeführt und der Vater des Julius hatte vergeblich gegen das Umsichgreifen angekämpft. Die Stadt lag schön, hatte ihre Reize und war fähig, eine Universität aufzunehmen. So war denn Julius entschlossen, hier seine Gründung durchzuführen. Er erreichte durch seine Abgesandten bei Kaiser Maximilian II. die Privilegien für die Universität und ließ, so rasch es ging, die nötigen Gebäude aufführen, auf Grund und Boden des säkularisierten Klosters Marienthal, und am 15. Oktober 1576 konnte er selbst in feierlichster Weise die „Scola Julia“ eröffnen. Es war ein schönes Fest, das mit aller Prachtliebe durchgeführt wurde und wobei sein dreizehnjähriger Sohn Heinrich Julius als Rektor perpetuus schon im Festzuge mitzog und bei der großen Feier in der Stefanskirche die glänzenden Insignien seiner Würde empfing. Auch die Sprüche, die Herzog Julius für die verschiedenen Siegel ausgesucht hatte, waren sinnreich und von entschiedener Bedeutung. Das Universitätssiegel selbst zeigte Simson der den Rachen des Löwen aufreißt. Darüber der Wahlspruch — „ex forti dulcedo“. Dieses Wappen ist in ganz besonderer Art historisch geworden. Denn von Helmstedt aus hat sich das Wort Philister als Bezeichnung für alles

dem akademischen Leben Widerstrebende über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitet. Der Ausdruck Philister stammt von der Universität Helmstedt.

Der Herzog hat jedenfalls mit großer Liebe über seiner Gründung gewacht. Er hat jeden mit seinem Fluche bedroht, der mit ruchloser Hand sich an seiner heiligen Schöpfung vergreifen würde und schriftlich erklärt, daß er mit der Sorge um seine Universität erwache und mit ihr zur Ruhe gehe. Er ist im Jahre 1589 gestorben und hatte in der Tat mit Freude auf seine Schöpfung blicken können, die bereits in der Reihe der deutschen Universitäten sich einen glanzvollen Platz erobert hatte. Denn die Professoren die hier wirkten, genossen eines großen Rufes. Schon waren es deren 24 und zwar 4 Theologen, 5 Mediziner, 6 Juristen und 9 Philosophen. Unter diesen waren zu nennen Kirchner, Heshusen, der uns auch sonst als Schüler Melanchthons begegnet, Basilius Satler, Münzinger von Freundeck und Johannes Böckel. Der Sohn hielt die Schöpfung seines Vaters hoch und hat das Seinige zu dem Ausbau getan. Er hat es sich nicht nehmen lassen, des öfteren in Helmstedt zu erscheinen, seines Rektoramtes zu walten und dabei die Professoren in liebenswürdigster Weise zu bewirten. Aber nicht bloß das! Über Helmstedt brach der schwarze Tod herein. Alles drohte zu flüchten. Da hat Heinrich Julius ein Gutachten der medizinischen Fakultät über die Bekämpfung der Seuche gefordert und dessen Befolgung befohlen. Vor allem aber hat er seine beiden jüngeren Söhne, die sich dort zum Studium befanden, nicht etwa zurückgezogen, sondern auch in diesen Tagen der Gefahr dort belassen. Das hatte zur Folge, daß die ganze Studentenschaft blieb. Die Seuche hat sich dann ziemlich rasch verloren.

Im übrigen entwickelte sich das akademische Leben unter den gleichen Erscheinungen wie überall. Der Geist des Pennalismus, der schließlich sich mit dem des Renommistentums verband, hat auch hier wilde Blüten getrieben. Das erlebte noch Herzog Julius und er wollte den Studenten ein kräftiges „Quos ego" entgegenrufen und mit aller Strenge einschreiten. Aber daran hat ihn doch die milde und verständnisvolle Hand seines Sohnes gehindert. Als dieser nun zur Regierung gelangte, ging er sofort daran, seine eigenen Pläne durchzuführen und vor allem der Universität würdige Gebäude zu geben. So ist denn unter ihm und durch ihn jenes in der Tat glänzende Kollegiengebäude entstanden, das zu den schönsten von ganz Deutschland gezählt werden darf. Vom Jahre 1593 bis zum Jahre 1612 wurde dieser stattliche Bau, das „Julium Novum", errichtet und dann feierlich eingeweiht. Dazu hat er der Universität weitgehende Privilegien verliehen: die eigene Juristiktion in Zivil- und Kriminalfällen, dann die Befreiung von persönlichen Lasten der Angehörigen, die Immunität der Witwen und Waisen, und auch die Gehälter in reichlichem Maße erhöht. So rühmte man die Universität und ihr Leben. Auch die Entwicklung der Musik alldort hat nach den verschiedenen Nachrichten über Helmstedt freudige Bewunderung gefunden. Dazu kam die Schaffung einer Universitätsbibliothek, die von Anfang an eine ganze Reihe wertvoller Schätze barg, vor allem die Büchersammlung des Matthias Flacius, die damals schon

geradezu Weltruf genoß. Vor allem aber war doch von größter Bedeutung, daß es ihm gelungen war, das Professorenkollegium in glänzender Weise zusammenzustellen. Neben Valentin Schindler, der als der größte deutsche Philologe seiner Zeit galt, wirkte dort Johannes Caselius, der, ein Schüler Melanchthons, sich eine umfassende Bildung gewonnen und nun gerade für Helmstedt zwei Schüler erzog, die ihm besonderen Glanz verleihen sollten. Das waren Cornelius Martini und Georg Calixtus. Dieser Schleswiger, der dazu berufen schien, die Pfarrei seines Vaters bei Flensburg zu übernehmen, war über eine solche Stellung weit hinausgewachsen, nicht bloß durch sein Wissen, sondern vor allem auch durch seine tiefe Herzensgesinnung. Denn für ihn gab es nicht nur eine Theologie, sondern auch eine Religion, zumal eine Religion des Herzens. Er war seinen Schleswigern deshalb viel zu wenig hart und seine Versöhnung und Liebe atmende Predigt verschloß ihm nicht bloß die herben Gemüter, sondern auch die Pfarrei. So kam er nach Helmstedt und wurde dort der Träger jener eigenartigen Richtung des Synkretismus, der vor allem darauf ausging, die religiösen Parteien zu versöhnen. Seine Wirksamkeit reichte deshalb auch wie sein Ruf weit über die Grenzen Helmstedts hinaus. Neben ihm finden wir dann eine eigenartige Persönlichkeit in Hermann Conring, der als eine Art von Polyhistor, aber auch schon als Forscher und als Vertreter der Denkfreiheit eines gewissen Rufes genoß. Hatte er doch auch sonstige Verdienste. So hat er die Lehre vom Kreislauf des Blutes verbreitet, für die Entwicklung der Chemie und ganz besonders auch der juristischen Bildung seiner Deutschen sehr viel getan. Im Jahre 1645 erschien sein Buch: De origine Juris Germanici. Ein Werk, das lange als bahnbrechend galt. Freilich nach Art der damaligen Gelehrten und zumal der Rechtsgelehrten war er von einer gewissen Eitelkeit und man muß wohl auch sagen, von einer gewissen „Vielseitigkeit", die ihm sogar den Titel eines Rates vonseiten König Ludwig XIV. eingetragen hat. Wir wissen ja auch von Leibniz, daß er eine gewisse internationale Größe besaß. Aber dieser hatte doch mehr Charakter und vor allem auch Widerstandsfähigkeit als Hermann Conring. Doch war dieser zweifellos eine Zierde der Universität, wie er ja in der deutschen Gelehrtengeschichte seine bleibende Stelle hat. Dann sei noch an Johannes Saubert erinnert. Dieser Nürnberger hat den Lehrstuhl für hebräische Sprache in Helmstedt innegehabt, um dann später in seine Heimat zurückzukehren und in Altdorf zu wirken.

Nach dem Tode Friedrich Ulrichs kamen die Irrungen und Wirrungen des Hauses Braunschweig Wolfenbüttel zum Durchbruch. Aber aus ihnen ist die Universität immerhin ziemlich glimpflich hervorgegangen. Denn sie wurde als „das größte Stück des gemeinsamen Schatzes" betrachtet und durch die vereinten Kräfte der drei braunschweigischen Herzöge weiter unterstützt und geführt. Die Universität gedieh und hat im Jahre 1624, also mitten in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges, die unerhörte Zahl von 2000 Hörern erreicht. Der Krieg war ja für Braunschweig, das inmitten des großen Kampffeldes lag, eine schwere Last. Aber die Universität hat sich trotzdem glücklich

über diese Zeit hinweggerettet. Als der Friede geschlossen wurde, konnte der Alma Julia neues Leben beginnen. Freilich galt es, manche Lücken auszufüllen und einen neuen Geist zur Geltung zu bringen.

Es muß den Herzögen nachgerühmt werden, daß es ihnen gelang, eine wirkliche Blüte ihrer hohen Schule herbeizuführen. Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Stammvater, hat in der Tat ganz ähnlich wie Herzog Julius der Universität seine ganze Kraft zugewendet, sodaß er ihr Neubegründer genannt werden darf. Er hat alles getan, hat neue Bauten aufgeführt und konnte alsbald den übrigen Herzögen des Hauses Braunschweig sein Lieblingskind im vollen Glanz vorführen. In der Tat wurde das erste Säkularfest der Universität in einer Weise begangen, daß ganz Deutschland mit Stolz auf diese kleine hohe Schule blicken konnte.

Dann kam freilich eine Zeit absteigender Bewegung. Dennoch hat auch in dieser Helmstedt wiederum die Führung zu übernehmen gewußt. Es ist die Epoche, da von den Niederlanden her die Lehre des Hugo Grotius in Deutschland eindrang und nun langsam zur Geltung gebracht worden ist. Auch in Helmstedt. Freilich nicht sofort. Hat es doch, wie überall, auch hier an Widerspruch nicht gefehlt und das römische Recht behauptete seine Macht. Es darf sogar gesagt werden, daß bei allen großen neuerwachenden Bewegungen die Universitäten nicht die Führung hatten, sondern erst allmählich gewonnen werden mußten. So hat auch hier Heinrich Hahn die wachsende Abneigung gegen das römische Recht geradezu beklagt. Aber dann begann 1665 Samuel Rachel, der aus Helmstedt stammte, in Kiel über Naturrecht zu lesen und mit dem Jahre 1675 eröffnete Johann Eisenhart in Helmstedt selbst seine Vorlesungen über das Naturrecht. Damit war natürlich ein großer Schritt vorwärts getan.

Überhaupt muß gesagt werden, daß damals immerhin die Alma Julia mit einer Reihe vorzüglicher Kräfte besetzt war. Auch die Frequenz hielt sich auf der Höhe des ersten Tausend. Es war nun für die ausgesprochen protestantische Universität immerhin schicksalsvoll, daß Johann Friedrich von Kahlenberg im Jahre 1651 wiederum katholisch geworden war und somit die protestantische Hochschule in ihrem Jubeljahre einen katholischen Rektor hatte. Aber seine Prachtliebe ließ es sich nicht nehmen, die Feier so glänzend wie möglich begehen zu lassen. Denn anwesend konnte das ganze herzogliche Haus nicht sein wegen der mehrfachen Todesfälle, die gerade kurz vor dem Jubiläum eingetreten waren, sodaß allgemeine Landestrauer herrschte, die nur für die Universitätsfeier unterbrochen wurde. Dann folgten wieder Zeiten ruhiger Entwicklung und selbst des Stillstandes. Aber noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erhielt Hermann von der Hardt aus Westfalen, der eine Zeitlang Bibliothekar in Wolfenbüttel gewesen war, in Helmstedt die Professur der orientalischen Sprachen. Seine Hauptbedeutung aber liegt in der Literaturgeschichte der Reformation und in den Kommentaren zum Konstanzer Konzil. In seiner Erklärung des Alten Testamentes aber geht er über den bisherigen Brauch hinaus und beschränkt sich

nicht auf grammatische Interpretation, sondern er sucht auch die Wunder auf natürlichem Wege zu erklären. Das war freilich ein bedeutsamer Fortschritt, der auch im Auslande anerkannt wurde. Aber daneben hatte er auch seine Liebhabereien. Er machte nicht bloß in Mystik, sondern auch in einer ganz merkwürdigen und geradezu marktschreierischen Art von Hellseherei, die ihn ganz leicht mit der Inquisition hätte in Berührung bringen können. Denn diese bestand durchaus noch fort und leider muß gesagt werden, daß auch eine Reihe von Lehrern des Naturrechts in Helmstedt noch Hexenfolter, Hexenbrand und überhaupt die Folter für berechtigt, ja in gewissen Fällen für nützlich befunden haben. Auch hierin zeigt sich eine merkwürdige Erscheinung. Denn außer Thomasius, der von seiner Universität verfolgt wurde und flüchtig gehen mußte, hat zunächst kein Professor gegen den Hexenhammer Front gemacht. Es waren andere, ja sogar Jesuiten, die den ersten Schrei der Entrüstung hatten laut werden lassen. Von Wert ist, daß die Bibliothek von Helmstedt in der folgenden Zeit außerordentlich gefördert worden ist und daß sie auch eine Art von Kunstsammlung erhielt. Die Handschriften waren ziemlich bedeutend und erhöhten ihren Ruf. Dagegen machten sich hier ganz ähnlich wie in Leipzig die Konflikte zwischen Bürgerschaft und Universität geltend, sodaß auch die beiderseitigen Behörden sich mehrfach in die Haare geraten sind. Man kann nicht sagen, daß die Herzöge dabei die Universität besonders begünstigt hätten. Und zumal nach der Vereinigung Hannovers mit der englischen Krone macht sich eine Verschärfung der Stimmung gegen die Universität geltend. Die Duellmandate wurden unsinnig verschärft. Man glaubte dadurch dem Duell an den Leib gehen zu können. Das war mit nichten der Fall, wie ja überhaupt in akademischen Dingen mit Strenge niemals etwas erreicht worden ist und auch niemals etwas erreicht werden kann, außer ein Niedergang der hohen Schulen und eine Verminderung des geistigen Niveaus. Das hat man auch damals in Helmstedt erfahren. Im übrigen haben die beiden Lehrer Augustin Leiser und J. L. von Mosheim in der Tat der Universität neues Leben gegeben. Der eine als Jurist, der andere aber, indem er die Idee des Johannes Calixtus wiederum aufgriff, und zumal durch sein glänzendes Werk über die christliche Ethik seinen Ruhm und den seiner Universität aufs neue begründet hat.

Aber nun erfolgte doch ein schwerer Schlag für Helmstedt, der für die kleine Hochschule den Anfang vom Ende bedeutete: die Gründung der Göttinger Universität. Sie war ja keine ungesegnete, und sie hat sich in der weiteren Folge besonders unter preußischer Ägide glänzend entwickelt. Aber es war doch hart, als mit einem Male die Alma Julia sich auf ein viel engeres Gebiet und damit auch auf viel geringere Einnahmen stützen mußte, wenn das Haus auch jetzt noch für die Hochschule so viel als möglich sorgte. Es war immerhin eine Last, welche selbst der Herzog Karl I., der 45 Jahre lang herrschte, getragen hat, wenn er auch sein kleines Gebiet in schwerste Schulden stürzte, die ihn schließlich veranlaßten, dem Beispiel anderer Landesherren zu folgen und 4300 Landeskinder an den König von England zu verkaufen. Das bedeu-

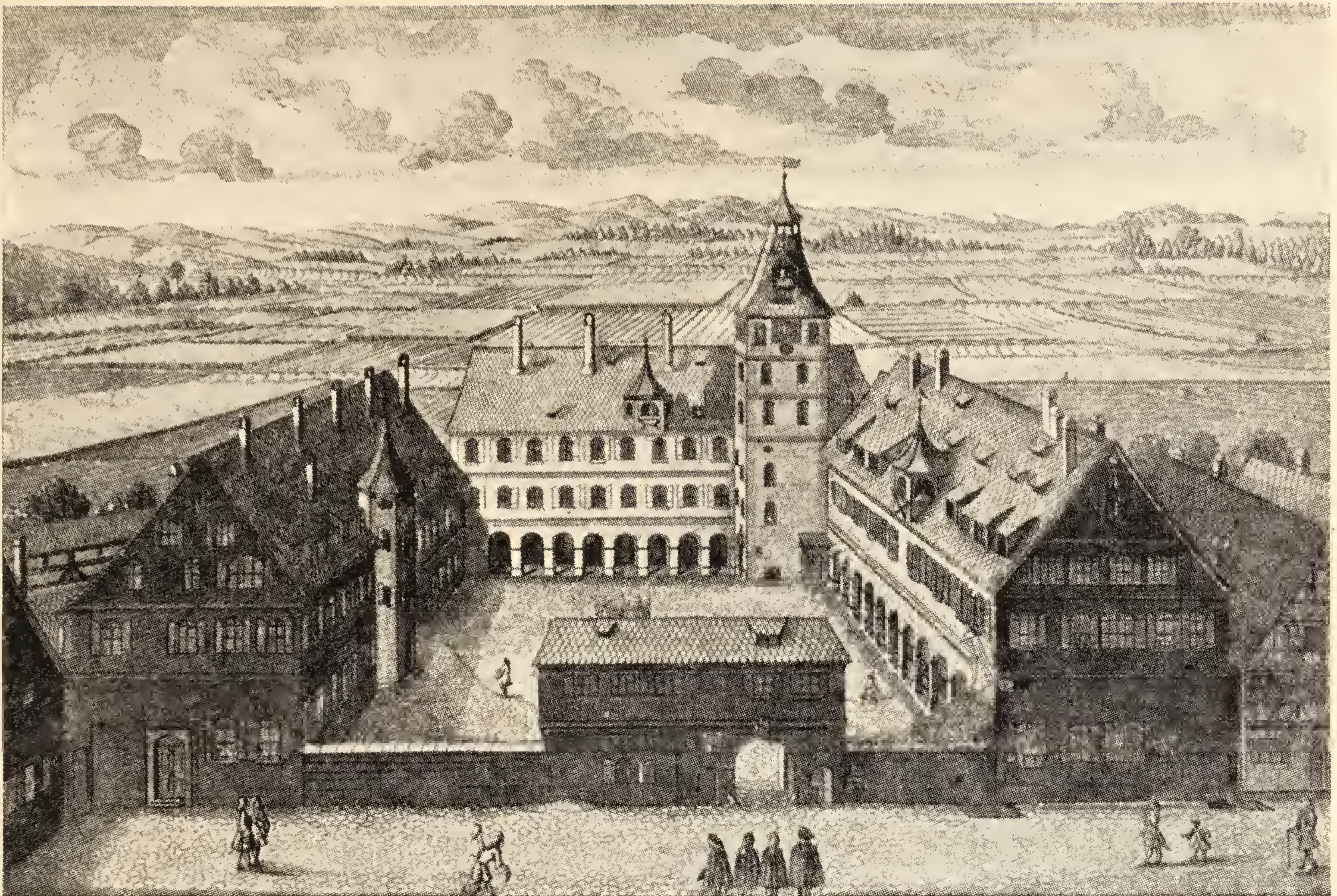
tete kein Glück für die Universität, wenn nun auch durch die Regreßverhandlungen mit Hannover der Selbständigkeit Helmstedts eine neue Basis gegeben wurde. Sie hieß Karl I. zu Ehren fortan „Julia Carolina“, aber man kann nicht sagen, daß dieser Zusatz ihr eine besondere Kraft gegeben hätte. Denn gerade dieser Fürst hat seine Mittel noch weiter zersplittert und in Braunschweig eine Schule gegründet, die als Mittelanstalt zwischen Universität und Gymnasium gelten sollte, das Collegium Carolinum. Auch das war ein schwerer Schaden für die alte Universität, die im übrigen immerhin durch eine Reihe von bedeutenden Namen gehalten wurde. So vor allem durch Mosheim und Heister und es ist interessant, wenn wir lesen, wie die berühmten Italiener Scarpa und Volta nach Helmstedt kamen, um an dem Grabe Heisters zu beten und ihm ihre Verehrung zu zollen. Sein Nachfolger war Wilhelm Abraham Teller, ein bedeutender Mensch, der aber bald einem schweren Siechtum verfiel und frühzeitig seine Arbeitskraft verlor. Anders ist es mit Johann Friedrich Eisenhart. Dieser Pfälzer war in der Tat eine im hohen Grade bedeutende Erscheinung, der durch seine „Institutiones historiae juris literariae“ und vor allem durch seine zehn Bände füllenden Erzählungen von besonderen Rechtshändeln mit Recht sich den Ruf eines der ersten Juristen verschafft hat. Vor allem letzteres Buch ist heute noch von großem Interesse, nicht bloß wegen der zahlreichen Fälle, die er darstellt, sondern ganz besonders, weil er zeigt, daß er nicht bloß mit doktrinärem Verstand den juristischen Fragen zu Leibe ging, sondern daß er ein Herz auch für die Angeklagten hatte. Auch Fr. D. Häberlin übte eine bedeutende Anziehungskraft aus und darf wohl als einer der bedeutendsten Historiker jener Zeit bezeichnet werden, der auf dem Lehrstuhl des Staatsrechts eine segensreiche Wirkung geübt hat. Seine „Umständliche deutsche Reichsgeschichte“, die in 32 Bänden erschien und bis Ende des 16. Jahrhunderts reicht, ist doch bei allen Mängeln die erste ausführliche Bearbeitung des Gesamtgebietes der deutschen Geschichte, wobei ihm seine staatsrechtlichen Kenntnisse von großem Vorteil gewesen sind.

Während nun diese Professoren wiederum eine starke Studentenschaft angezogen, haben die minutiösen Bestimmungen für diese, selbst da wo sie gut gemeint waren, das Gegenteil bewirkt. In der Tat finden wir, daß besonders in der damaligen Zeit diese Art der Bevormundung immer nur Widerspruch oder volle Abwendung von der betreffenden Landesuniversität hervorgerufen hat. Im übrigen war das Helmstedter Studentenleben ein durchaus schönes und freudiges und die Erinnerungen daran leben noch heute in der kleinen Stadt fort. Es war natürlich alles eng und selbst armselig. Aber trotzdem wußten sie sich hier wohl zu fühlen und sich sozusagen häuslich einzurichten. Freilich kam dann der Siebenjährige Krieg. Aber gerade die Besetzung Göttingens durch die Franzosen führte eine Abwanderung der Nachbaruniversität herbei, sodaß eine Zeitlang die Frequenz von Helmstedt wiederum auf 800 stieg. Dann freilich begann ein rasches Sinken und erst späterhin hat sich die Zahl wiederum im letzten Dezennium auf 300 gehoben. Und doch fehlte es nicht an interessanten Erscheinungen. Da ist vor allem jener Gott-

fried Beireis zu nennen, der 1759 zum Professor der Physik und dann der Medizin und Chirurgie ernannt wurde. 1803 wurde er Leibarzt des Herzogs von Braunschweig. Man kann nicht sagen, daß er ein ausgesprochen wissenschaftlicher Mensch gewesen wäre, trotz seiner Kenntnisse, und er verdankt seine Stellung in der Geschichte der Wissenschaften eigentlich nur seiner Originalität. Er wußte freilich neben seinen seltenen, zumal chemischen Kenntnissen und seiner außerordentlichen Begabung dem Publikum durch eine gewisse Art von Charlanterie zu imponieren. Aber er war ein reicher Mann und seine Gesellschaften in Helmstedt waren glänzende Feste, bei denen er den armen Professoren und ihren Frauen auf Silbergeschirr servieren ließ. Hat er doch ein Vermögen von 100 000 Talern gehabt, kostbare Sammlungen hinterlassen, in welchen sich Gemälde von Rafael und Albrecht Dürer befanden. Er stand noch im Schwefelgeruch des Alchymisten und der Goldmacherzunft, obwohl von all dem nicht die Rede sein konnte. Er war eben immer ein gesuchter Arzt gewesen, der seine Patienten auch ordentlich bezahlen ließ. Daß er Interesse einzuflößen wußte, das bezeigte der Besuch des Johannes Müller und ganz besonders Goethes, der ihn mit F. A. Wolf in Helmstedt aufgesucht hat und uns in seinen Jahresheften eingehend und nicht ohne Interesse über ihn berichtet. Er ist denn auch der Gegenstand mehrerer Romane geworden und in der Tat liegt über ihm ein gewisser merkwürdiger Schimmer, der aber doch zeigt, daß man es nicht mit einem gewöhnlichen Menschen und Charlatan zu tun hatte. Er ist 1808 einsam gestorben.

Neben ihm aber finden wir Karl Friedrich Häberlin, den Sohn des schon Genannten, der als eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Publizistik gelten kann. Streng erzogen, geradezu vom Vater mißhandelt, hat er sich doch durchzusetzen gewußt, war kaiserlicher Notar gewesen und hatte sich nach einer Professur in Erlangen wieder in Helmstedt angesiedelt, wo er die Professur der Rechtswissenschaft übernahm. Er war ein glänzender Lehrer und nicht minder ein ausgezeichneter Verteidiger, wie er das in einer ganzen Reihe von bedeutsamen forensischen Fällen bewiesen hat. Unter seinen Büchern finden wir sein „Handbuch des deutschen Staatsrechts", dann vor allem seine große Publikation im Sinne von „Schlözers Staatsanzeigen" und vieles andere. Er war jedenfalls ein Gelehrter von großem Können, von edler Gesinnung und von großem Mut, wie er gerade in diesen Tagen und in diesen Zeiten selten genug gewesen ist. Neben diesen beiden wirkte dann noch H. Ph. C. Henke. Er war der älteste unter ihnen und hat doch mit unermüdlicher Kraft und zumal in seinem Lehrbuch der kirchlichen Dogmatik und seiner allgemeinen Geschichte der christlichen Kirche bahnbrechend gewirkt.

Aber das Ende stand nahe bevor. Es zeugte daher von starkem Optimismus, daß man noch zum Schluß eine Art von landwirtschaftlicher Akademie schaffen und mit der Universität in Verbindung bringen wollte. Doch schon kam das Projekt nicht mehr zur Ausführung und alle Bemühungen, die Universität zu retten, waren vergebens. Häberlin war nach Kassel zu Jerôme gereist, hatte



Das Kollegium in Altdorf



Universitätsauditorium aus der Frühzeit

aber wenig Trost mitzubringen vermocht, obwohl man ihn eigentlich keineswegs übel aufgenommen hatte. Man darf nicht vergessen, daß dieses neue Gebiet des sogenannten Königreichs Westfalen nicht weniger als fünf Universitäten umfaßte. Halle, Göttingen, Helmstedt, Marburg und Rinteln. Das war natürlich für das kleine Gebiet zu viel und wenn man auch noch den Helmstedtern Hoffnung machte, weil es hieß, daß alles Land bis zum Rhein und selbst Ostfriesland hinzugezogen werden sollte, so war doch alles verlorene Liebesmüh' und am 10. Dezember erschien das von Paris aus erlassene Edikt, in welchem es hieß: „In Unserem Königreiche sollen in Zukunft nur drei Universitäten bestehen, nämlich die Universität zu Göttingen, Halle und Marburg, mit welchen die Universitäten zu Helmstedt und Rinteln sollten vereinigt werden." Mit dem 1. Mai 1810 hörte nach diesem Edikt die Universität auf zu sein und am 14. März fand die letzte feierliche Versammlung von Lehrern und Studierenden statt. Die Schöpfung des Herzogs Julius wurde zu Grabe getragen. Man hat wohl versucht, nach dem Zusammenbruch des Napoleonischen Reiches die alte Gründung zu erneuen. Aber alle Bemühungen waren vergebens und im Grunde genommen war es gut so. Aber ihr Name blieb bestehen und man muß sagen, daß wenige deutsche Universitäten ein so klares Bild des Aufstiegs und einer geschlossenen inneren Entwicklung geben wie Helmstedt. Zumal die juristische Fakultät war immer die Trägerin der herrschenden und ganz besonders auch der werdenden Ideen. Helmstedt hat aufgehört, aber für die Geschichte der deutschen Universitäten wird es seine Bedeutung behalten.



ALTDORF
1578

Wer heute durch dieses liebliche Städtchen des Frankenlandes schreitet, der wird gerne der Zeit gedenken, da dieser kleine und doch so reizvolle Ort ein immerhin bemerkenswerter Mittelpunkt akademischen Lebens, Treibens und Strebens gewesen ist. Man kann es sich ja kaum vorstellen, daß hier eine Universität gegründet wurde, und doch ist die Gründung derselben eine schöne und stolze Tat echten Bürgertums. Außer Erfurt, Straßburg und Basel hat keine Stadt den Mut und die Kraft besessen, eine eigene hohe Schule zu gründen, ohne jede andere Tendenz als die, eine wirkliche Universität zu schaffen. Jena, Marburg, Würzburg und Dillingen sind gegründet worden aus konfessionellen und religiösen Momenten heraus. Diese fehlten hier völlig. Gewiß hat Nürnberg selbst im Jahre 1526 ein Gymnasium gegründet, an welchem kein anderer als Philipp Melanchthon gewirkt hat. Aber man gab sich damit nicht zufrieden und wollte zunächst auf den Rat des Ephorus K. von Hallerstein und des J. Camerarius Roth eine Landschule eröffnen. Diese ist denn auch im Jahre 1565 geschaffen worden. Man hatte lange überlegt, hatte an Hersbruck gedacht und an das Kloster Engelthal und in der Tat wäre wohl Hersbruck von allen Nürnberger Städten die geeignetste gewesen. Aber es sprach etwas dagegen, was, für die damalige Zeit charakteristisch ist: nämlich Hersbruck hatte eine durchgehende Landstraße. Dann kam noch ein anderes hinzu, nämlich die Tiefe der Pegnitz. Man fürchtete, daß die hier Studierenden allzuleicht ertrinken könnten. Engelthal war zu eng begrenzt. Dagegen zeichnete sich Altdorf durch seine glänzende Lage aus und war der Reichsstadt „lauter und eigen“ zugehörig. Es hatte aber auch die für eine Schule vorteilhafte Einsamkeit und so wurde denn der Bau 1571 begonnen und 1575 vollendet. In diesem Jahre, am Peter und Paulstage, wurde die Schule eingeweiht und der erste Rektor war Valentin Ergehrträus, der von Straßburg gerufen und gekommen war. Die Entwicklung war eine außerordentlich günstige und so wurde denn alsbald die Schule durch das Privileg Kaiser Rudolfs II. in eine Akademie verwandelt, mit dem Rechte,

Baccalaureen und Magister zu kreiren. Doch das Privileg wurde erst im Jahre 1580 publiziert und am 4. Juni 1581 erfolgte die erste Magisterpromotion. Der Zulauf wuchs ungemein und die Entwicklung der ganzen Hochschule konnte die Stadt nur erfreuen. Von Anfang an waren vier juristische, vier theologische und fünf bis sieben philosophische Professuren geschaffen und nur die medizinische Fakultät war zunächst ein Stiefkind. Der Durchschnittsgehalt betrug jährlich 400 Gulden, doch wurde er mehrfach überschritten. In späterer Zeit, wie zum Beispiel in der höchsten Not des Dreißigjährigen Krieges 1646 trat man in Nürnberg wohl dem Gedanken nahe, die Gehälter zu sistieren. Aber der Fall ist doch nicht eingetreten. Freilich später ist es in dieser Beziehung noch schlimmer gewesen, und es steht fest, daß der auch als Dichter bekannte Professor der Geschichte, Johann Gottfried Bernhold, sich im Jahre 1766 aus Nahrungssorgen erschossen hat. Die ganze Universität hat, nachdem sie ihm ein feierliches Begräbnis hat zuteil werden lassen, diesen „casus tragicus" in einer Kollektivvorstellung dem Rat der Stadt Nürnberg vorgetragen mit dem klaren Hinweis auf die „miserable Gage". Im übrigen wußte man sich wohl selber zu helfen, indem man im Kollegiengebäude einen gemeinsamen Backofen schuf, eine Einrichtung, gegen welche die Altdorfer Bäcker, freilich vergeblich, beim Rate Sturm liefen. Denn dieser erklärte, es müsse jedem unbenommen bleiben, sein Hausbrot sich selbst zu bereiten.

Andererseits aber hat, als ein Professor eine Predigerstelle annehmen wollte, dessen Gattin dem Rat ihre Bitte vorgelegt, um Gotteswillen ihren Herrn nicht nach Nürnberg zu ziehen, sondern in Altdorf zu belassen. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß der aus Basel berufene Professor Taurellus den Weg nach Frankfurt am Main zu Fuß zurückgelegt hat, um bei dem dortigen Verleger sich sein Honorar persönlich zu holen. Er ist einer der bedeutendsten Männer gewesen, die damals dort gewirkt haben, zusammen mit Varel Gyphonius aus Bühl in Geldern und dem berühmten Mathematiker und Astronomen Johann Pretorius, der eine neue Art von Wasserwage erfunden hat. Von besonderer Bedeutung aber war Hugo Donelus, der Jurist, ein eifriger Hugenott, welcher, der Bartholomäusnacht glücklich entronnen, schließlich einen schönen Wirkungskreis und auch sein Ende in Altdorf gefunden hat. Er starb schon 1582. Sein Schüler war Scipio Gentilis, ein Italiener aus Ancona, der seinen literarischen Nachlaß geordnet hat und auch sein Nachfolger geworden ist.

Zweifellos begann die Stadt und Universität bald an Interesse zu gewinnen. Wir lesen vom Besuch der Öttingen, der Dohna, der Ortenburg, der Radziwill, Dietrichstein, Kollowrat und Puttlitz. Gottfried H. von Pappenheim, der spätere Reitergeneral, war gleichfalls immatrikuliert und wurde sogar zum Rektor erkoren. Eine der interessantesten Episoden in der Geschichte Altdorfs ist wohl die Zeit Wallensteins, der am 29. August 1599 sich als Albrecht von Waldstein, Freiherr aus Böhmen, in die Matrikel eingetragen hat. Er zählte erst fünfzehn Jahre und kam unmittelbar aus der Jesuitenschule in Olmütz. Es währte nicht lange, so saß er im Karzer. Denn in einer Dezembernacht des gleichen Jahres randalierte er mit seinen Freunden vor dem Hause des Pro-

fessors Schoper, warf ihm die Fenster ein und verübte den üblichen akademischen Unfug. Schon wenige Tage nachher ist er in einen anderen, viel schlimmeren Handel verwickelt worden, bei dem ein junger Bürger, der Fähnrich Wolf Fuchs, getötet wurde. Dabei half Wallenstein dem eigentlichen Täter, dem Sohne des Burggrafen von Rothenburg, zur Flucht. Dafür erhielt er nur Zimmerarrest. Dann aber wurde ihm wegen spöttischer Äußerungen über die heilige Dreifaltigkeit ein Verweis erteilt und wegen einer ganz brutalen Behandlung seines Famulus, den er an die Stubentüre festband und eine Stunde lang mit der Peitsche schlug, eine hohe Geldstrafe. Damals schrieb der Rat wohlmeinend, wie man sich von ihm versehe, werde er sich mit der Zeit nach Begleichung seiner Schulden von selbst hinwegzutun wissen. Da wurde dem Junker doch etwas angst und er glaubte, es handle sich um eine regelrechte Relegation. Deshalb reichte er die Bitte ein, daß man von seiner Relegation wegen seiner Oheime absehen wolle, er werde seine Schulden und die Kosten wohl bezahlen. Im April 1600 hat er denn auch Altdorf geräumt. Ranke bemerkt mit Recht, er habe dort das Andenken unbezähmbarer Heftigkeit hinterlassen. Im übrigen bewahrte er selbst kein besonders warmes Andenken an die Universität. Denn zu einer solchen ist sie durch den Erlaß und das Dekret des Kaisers Matthias am 3. Oktober 1622 erhoben worden. Es hatten sich der Septemvir Christoph Fürer von Haimendorf und der Konsulent Georg Hofer zu Ferdinand II. begeben und dieser hat das von seinem Vorgänger bereits genehmigte Dekret durch den Erzkanzler von Mainz ausfertigen und auf dem Kurfürstentage bestätigen lassen. So waren die Rechte von Altdorf mehr gesichert als von den meisten anderen Neugründungen.

So konnte denn am 29. Juni 1623 die Universität feierlich eröffnet werden. Der Rat der Stadt Nürnberg lud dabei zweihundert Personen zu einem prächtigen Gastmahl ein, wobei der von dem Magistrat der Universität geschenkte Pokal feierlich kreiste. Außerdem wurden noch 400 Personen bewirtet. Trotzdem verlief die ganze Feier, wie der Chronist zu sagen weiß, „ruhig und vergnügt". Der neue Rektor war Georg Nößler. Es wurde eine lateinische Komödie aufgeführt und am 24. November 1623 erfolgte die erste feierliche Doktorpromotion. Indessen machte sich, je mehr die Universität selbst wuchs, ein Rückgang des Gymnasiums geltend, sodaß man dieses schon nach zehn Jahren zurück in das Ägidienkloster nach Nürnberg verlegte. Dann kam freilich neben Krankheiten aller Art der Dreißigjährige Krieg mit seinen Nöten, die auch auf Altdorf eine starke Einwirkung gehabt haben. Sie machten aber auch gewissen unruhigen Verhältnissen ein Ende. Man hatte nicht mehr die Zeit, an dergleichen Dinge zu denken wie zum Beispiel an die Verfolgung des Sozinianismus, der eine in Holland und Polen sehr verbreitete Sekte war und das Dogma der Trinität anfocht. Ein Professor, der sich desselben annahm, wurde zwar selbst nicht verfolgt, aber nach seinem Tode hat man umso schärfer zugegriffen und Studenten, welche der Sekte anhingen, verfolgt. So den Studenten Dümmler, aber auch eine Reihe von übrigen Studierenden, die nach Nürnberg in den Turm eingeliefert wurden, dort ihre Erklärung abgaben und

— schließlich zu hohen geistlichen Ehren gelangt sind. Die Schriften des Sozinianismus aber wurden durch Urteil der Stadt Nürnberg auf dem Marktplatz von Altdorf feierlich verbrannt und man hatte es sich nicht nehmen lassen, dazu die Miliz von Nürnberg ausrücken zu lassen.

Sonst war man dort in anderen Dingen viel nachsichtiger. So ist zum Beispiel Professor Busenreuth mehrfach verklagt worden, daß er im „beweinten" Zustande einfach auf die Leute schieße und Scipio Gentilis war beschuldigt, daß er mit den Studenten „saufe und randaliere". Dabei war er zweimal Rektor und Busenreuth der Rechtskonsulent des Nürnberger Rates. Man sieht, daß es in dieser akademischen Idylle doch recht gemütlich zuging. Aber man mußte doch über das unruhige, „cyklopische Wesen" der Studenten klagen, über die steigende Verwilderung der Sitten. So hat man in der Tat einen Augenblick daran gedacht, die Universität nach Nürnberg zu verlegen, weil man glaubte, daß die größere Stadt einen veredelnden Einfluß auf sie üben würde. Aber da wurde doch von den Mitgliedern des Rates sehr stark abgewunken und, vor allem mit Rücksicht auf Frauen und Töchter, die Universität da belassen, wo sie war. Hingegen waren die Bestimmungen gegen Duelle sehr streng, ja man kann sagen drakonisch: denn Tötung im Zweikampf wurde als gemeiner Totschlag behandelt.

Inzwischen kam, wie gesagt, der Krieg und schon im Jahre 1621 ist ein großer Teil der Studenten aus Kriegsangst geflohen, obwohl die Stadt von dem böhmischen Feldzug nicht berührt wurde. Da kehrten die Studenten zurück. Professor Danner hielt eine sehr schöne Rede über „Xenika Strateumata" und man setzte den Unterricht freudig fort. Dann aber erfolgten in den Jahren 1631—32 die Durchmärsche der verschiedenen Armeen und da bat der Rektor Danner den König Gustav Adolf um seinen Schutz. Der wurde der Universität der dem König so treuen Stadt Nürnberg gerne erteilt. Aber dafür hatte sie von der Gegenseite um so mehr zu leiden. Sie mußte mit demütigen Schreiben und flehentlichen Bitten sich an Kaiser Ferdinand, Graf Pappenheim, Tilly, die Obersten Holk und Aldringer wenden, um nur das alleräußerste Unglück von Altdorf fernzuhalten. Im November 1631 wurde die Stadt von den Kaiserlichen eingenommen und nun erschien auch Tilly, — um den Professor Nössler zu konsultieren. Die Kaiserlichen mußten zu rasch wieder abziehen, aber sein Leibarzt Gisius wußte doch davon zu erzählen, daß er in Altdorf studiert und dort relegiert worden sei. All diese Szenen entbehren nicht einer gewissen Komik. Am drolligsten ist doch vielleicht, daß die Bürgerschaft von den Professoren der Universität den Anteil an der ihr auferlegten Kontribution forderte. Vor dieser Forderung aber schützte der Rat der Stadt Nürnberg die hohe Schule. Dann kamen am 8. Juni die Kroaten und nahmen bei Dutzendteich zwölf Angehörige der Universität Altdorf gefangen, darunter den Prorektor Nössler. Auch Professor Agricola und manche andere wurden nun mit ihren Frauen und Töchtern als Gefangene abgeführt und erst nach längerer Zeit wieder freigelassen. Nur den Professor Nössler behielt

Wallenstein als Feldarzt und es half auch kein Bitten und Schreiben der Universität an den Herzog von Friedland: er ließ ihn nicht los. Auch der Herzog Max von Bayern wollte davon nichts wissen. Indessen wurde er gut gehalten, erhielt eine güldene Gnadenkette zum Geschenk und als er mit nach Sachsen gezogen war, durfte er zur Kur nach Leipzig und nach der Schlacht bei Lützen hat er sich von seiner Gefangenschaft freigemacht und ist mit einem immerhin nennenswerten Kapital von 500 Goldgulden nach Altdorf heimgekehrt.

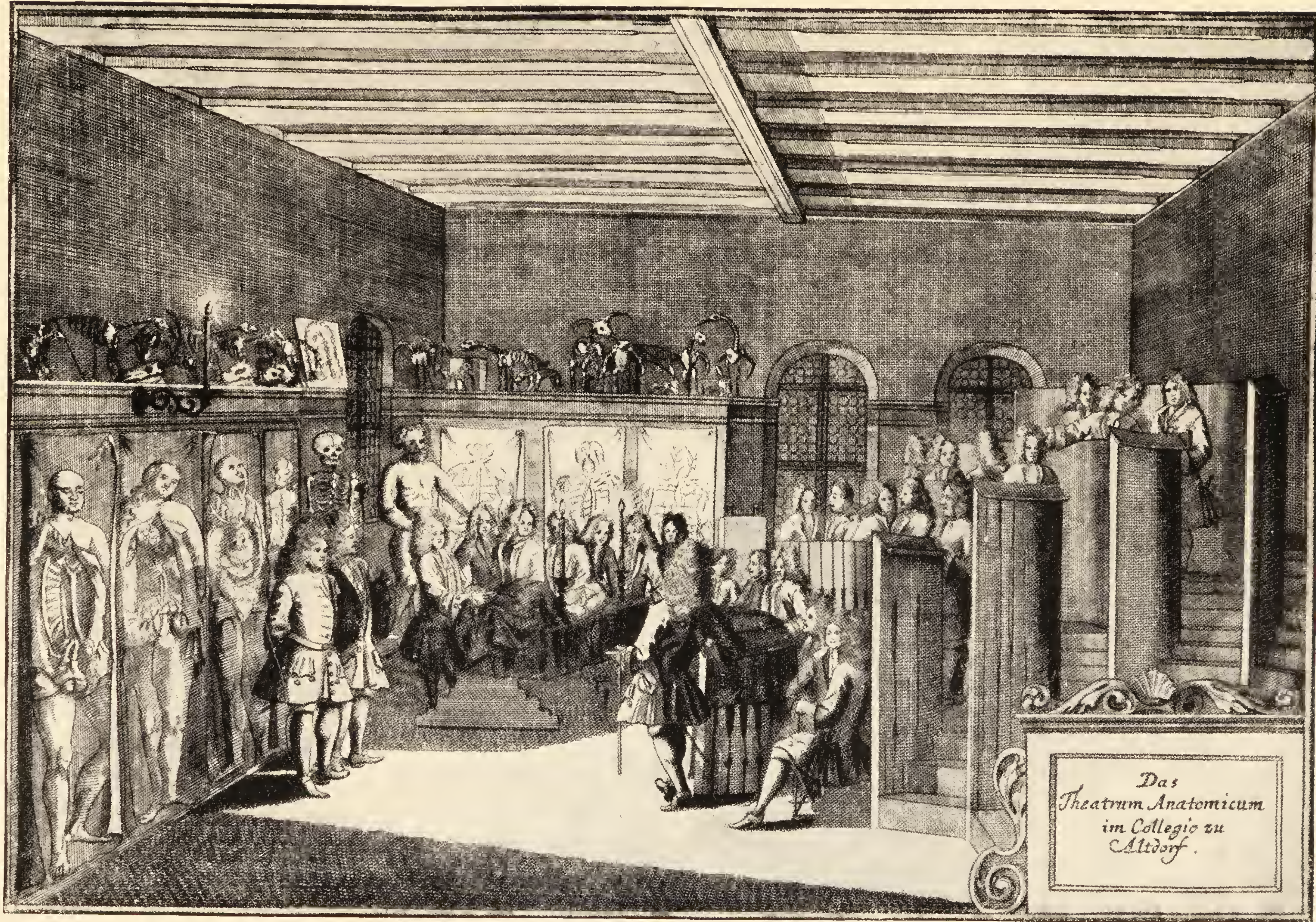
Inzwischen war die Universität in größter Not. Die Teuerung wuchs, der Hunger stellte sich ein und die Studenten hatten sich fast völlig verlaufen. Waren doch im Jahre 1632 nur noch 12 inskribiert. Da hat man denn die Professoren nach Nürnberg genommen, wo man sie leichter verpflegen konnte. Erst seit 1635, wo die Stadt dem Prager Frieden beitrat, begann die Universität allmählich wieder aufzuleben. Freilich Kriegsnot und Krankheit stellten sich immer wieder ein. Im Jahre 1688 fürchtete man den Angriff der Franzosen und im Jahre 1702 waren die Studenten in die Händel verwickelt, die zu Gunsten des Kurfürsten Max Emanuel vom bayerischen Hochland bis tief in die Oberpfalz hinein erregt worden waren. Der Senat ahndete diese Dinge scharf, aber man hat eine Zeitlang alles gepackt aus Furcht vor dem Feinde. Auch im Siebenjährigen Kriege fürchtete man die Besetzung Altdorfs. Doch wurden diese Nöte glücklich überstanden.

Aber eine sogenannte andere „Pest“ hatte sich eingestellt. Das war die des Pennalismus, an dem alle Hochschulen gekrankt. Hier aber fühlte man ihn ganz besonders. Da entschloß man sich denn im Rate der Stadt Nürnberg, dem Reichsbeschluß von 1661 beizutreten und zwar in der allerschärfsten Weise. Viel hat es natürlich nicht genützt. Und so ging das Leben und Treiben der Universität weiter. Man feierte im Jahre 1723 das hundertjährige Jubelfest, bei dem die sämtlichen Professoren von dem Maler Klemann in Öl und von dem Bildhauer Dorsch in Stein verewigt worden sind. Damals wurde eine Kommission eingesetzt zur Verbesserung der hohen Schule und diese hat denn auch einzugreifen und vor allem durch die Vermeidung der Feiertage, die Erhöhung der akademischen Disziplin und Ordnung des Schuldenwesens die Studentenschaft zu bessern gesucht. Aber da war natürlich wenig zu helfen. Es lag auch den Bürgern soviel nicht daran, ein Eingreifen von seiten des Rates zu erwirken. Denn schließlich wurden später die Schulden doch bezahlt und zwar mit hohen Zinsen. Im Gegenteil. Die Bürgerschaft pries mit wenigen Ausnahmen die Stadt doch sehr an. Man erklärte, daß man mit einem Wechsel von 300 Gulden bescheiden, mit 400 vortrefflich, mit 500 reichlich leben könne. Das Altdorfer Bier, das ja sprichwörtlich als gut galt, wurde besonders gelobt und auch die sonstigen Verhältnisse als schöne und gute hingestellt. In der Tat gab es dort eine Reihe von wissenschaftlichen Gesellschaften: die medizinische, welche im Jahre 1740 von Professor Dresenreuth gegründet worden war, die „lateinische Gesellschaft“ und ganz besonders die „deutsche Gesellschaft“, die den Fürsten Heinrich XIII. aus Reuß ä. L. zum

Patron hatte und alljährlich am Heinrichstage ihre Versammlung veranstaltete. Interessant ist übrigens die Einrichtung der Scholarchen, welche die Oberaufsicht über Studien und Studierende hatten, aber auch in den Professorenkreisen Etikettenstreitigkeiten zu erledigen hatten. Denn auf Etikette hielt man viel. Wenn noch im Jahre 1671 einem Studenten seine Perücke vom Haupte gerissen wurde, so gehörte zum Beginn des neuen Jahrhunderts gerade die Perücke zur Tracht der ganzen Studentenschaft.

Aber ganz echt sind die Streitigkeiten zwischen den Professorenfrauen, wie sie zum Beispiel bei dem Begräbnis des Rektors Fichtner im November 1729 ausbrachen, wo sich die Gattin des Prorektors und des Pflegers gegenüberstanden, wie weiland Krimhilde und Brunhilde vor dem Münster zu Worms. Schließlich aber wurde doch bei einem Festmahl im Hause des Prorektors Versöhnung herbeigeführt. Auch sonst ist das Eingreifen der Scholarchen sehr reizvoll. Zum Beispiel ein berufener Professor mußte das Examen zur Nostrifikation des Doktors machen: dabei aber wurde ihm auch sofort eine Braut in Aussicht gestellt. Außerdem war doch die Universität recht gut ausgestattet. Die Bibliothek war reichlich, der Botanische Garten vom Jahre 1625 befand sich in großer Blüte. Professor Jungmann sorgte für den Ausbau und sein Nachfolger Hofmann schuf eines der ersten Palmenhäuser in Deutschland. Auch das anatomische Theater, ebenso das chemische Laboratorium und die Sternwarte waren in einer Weise eingerichtet, daß Erlangen noch spät mit einem gewissen Neid auf Altdorf blicken konnte. Das Leben ging den Studenten eigentlich recht lieblich ein, sie spielten auch Theater, und zwar im theologischen Hörsaal oder im Stadthaus. Jener Johann Gottfried Bernhold schrieb im Jahre 1752 eine „Jungfrau von Orleans". Wandertruppen kamen und führten Voltaire, Gottsched, Gellert und sogar Lessing auf. Man darf nicht vergessen, daß eine ganze Reihe ganz hervorragender Männer hier ihre Bildung geholt haben. So hat hier Leibniz im Jahre 1666 als Jurist promoviert. Auch der berühmte k. k. Reichsschultheiß Wolfgang Textor, Goethes mütterlicher Großvater, hat sich hier im Jahre 1717 den juristischen Doktorhut geholt, nachdem schon von 1666—1673 dessen Großvater Professor der Pandekten in Altdorf gewesen war. Und aus dem Goetheschen Kreise haben auch die Gebrüder Schlosser in Altdorf studiert und in den Jahren 1775 und 1780 promoviert. Es war eine kleine, aber immerhin auch wissenschaftlich sehr regsame Universität und es ist so manches Bleibende und Bedeutsame geschaffen worden, das vor allem für die Zeit selbst von Wert war.

Aber alles hat sein Schicksal. Nürnberg sank von seiner Höhe als alte Reichsstadt herab. Es verlor sein Gebiet an die Markgrafschaften und an Preußen und schließlich wurde genau so wie Erlangen auch Altdorf an Bayern abgetreten. Dieses an alten und hinzugekommenen Universitäten so reiche, ja fast überreiche Land hat im Jahre 1809 auch Altdorf zur Ruhe bestattet. Noch klingt die Tradition nach und einen Augenblick schien es in der erregten Zeit der Demagogenverfolgungen, als ob die Erlanger Studentenschaft selbst es



Altdorf. Anatomie

durchsetzen könnte, die dortige Universität nach Altdorf zu verlegen. Es ist viel davon gesprochen worden, ob Altdorf mit Erlangen vereinigt werden sollte. Davon war jedoch keine Rede. Denn beide Universitäten waren noch vorhanden, als Bayern von ihnen Besitz ergriff. Altdorf wurde genau so wie Dillingen zum ewigen Schlafe verurteilt, während man Erlangen sich weiter entwickeln ließ und ihr sogar in besserer Weise geholfen hat, als es von ihren früheren Herren geschehen.



WÜRZBURG
1582

Würzburg gehört zu den schönsten, sonnigsten und reizvollsten deutschen Universitäten. Der Zauber einer wundervollen Landschaft liegt darüber und mehr als ein Jahrhundert glücklicher Entwicklung unter der bayerischen Herrschaft hat die Universität gehoben und der alten, schönen Frankenstadt völlig würdig gemacht. Eigentlich müßte man die Gründung der Universität auf das Jahr des Übergangs an die bayerische Herrschaft datieren. Aber eine gewisse und nicht unberechtigte Vorliebe für die Vergangenheit hat sogar ein übriges getan und eine Art von Gründungslegende erfunden, die Würzburg älter als Prag und Heidelberg hinstellt. Es handelt sich dabei um die Nachricht von einer Gründung des Bischofs Berchtold von Sternberg. Doch kann nur ein Studienhaus des Abtes Winrich vom Zisterzienserkloster Erbach für die Mitglieder dieses Ordens in Frage kommen, welches aber schon 1394 nach Erfurt übertragen worden ist. Es hat nun selbstverständlich das Stift sehr viele seiner Kleriker nach auswärts schicken müssen, nach Erfurt, Prag, Bologna, Paris, Köln und Wien. Die Priester hatten alle auswärtige Grade. Und nun kam der Bischof Johann von Egloffstein, welcher wirklich zur Tat schritt. Er hatte 1390 in Heidelberg studiert und war 1400 Bischof geworden. Er wollte nun aus ganz bestimmten Gründen, die vielleicht mit der Kirchenpolitik im Zusammenhang stehen, ein eigenes studium generale gründen. Am 10. Dezember 1402 hat er denn auch von dem Papste Bonifaz die Genehmigungsbulle erhalten, 1406 war dann bereits diese kleine Hochschule vollständig in Betrieb und bei den vielerlei Anfechtungen von außen wurde dieselbe unter den Schutz sogar fremder Bischöfe gestellt. Aber am 22. November 1411 starb der Bischof von Egloffstein und nun ging es rasch mit dieser jungen Gründung abwärts. 1413 wurde der Rektor Cantfort in seiner Behausung in Würzburg ermordet. Seitdem fiel langsam die Universität wieder auseinander, obwohl eine ganze Reihe ganz vortrefflicher Leute sich hier zusammengefunden hatten. Der Hauptgegner war ohne Zweifel das Domkapitel: denn dieses verfolgte ganz bestimmte finanzpolitische

Gesichtspunkte. Es mögen auch gewisse Gegensätze aus der Zeit des Gründers hervorgetreten sein. Denn der Bischof hat 1407 von einer Prozession hinweg nicht weniger als 18 Domherren verhaften lassen und jener ermordete Rektor stand ganz zweifellos dem Bischof im Kampfe gegen die Domherren bei. Aber nachdem Egloffstein gefallen, fehlte jede Sicherung für die Fortdauer und das Domkapitel konnte seinen Willen durchsetzen. Wie es sich zu dem Gründer der ersten Universität gestellt, das geht wohl aus dem Epitaph hervor, das es ihm gegeben hat. Da heißt es: „Johann, der Erbe des Nero, der Nachfolger des Herodes, der Enkel des Pilatus, der meineidige Kirchenräuber des Stiftes Würzburg". Das sagt alles.

Von nun an schweigt lange Zeit jede weitere Nachricht von der Universität. Es folgt ein Zwischenraum von 160 Jahren, bis die Gründung der Partikularschule in Würzburg, die nichts anderes war als eine Art von Gymnasium, den Anfang bildete zu einer neuen Universität. Es war dabei immerhin an eine gehobene Anstalt gedacht und es wurden die Lehenleute und die Ritterschaft des Stiftes aufgefordert, ihre Söhne dorthin zu schicken. Aber es fehlte an jeder anderen Grundlage und zunächst galt es ja nur die Erweiterung des theologischen Unterrichts. Man hatte zwei Dominikaner in das Kloster der Reuerinnen gesendet, dann aber knüpfte der Fürstbischof mit den Jesuiten an. Er war schon längst ein warmer Verehrer dieses Ordens und seine Wünsche stimmten mit jenen der Gesellschaft Jesu durchaus überein. Er hatte denn auch schon eifrig mit Petrus Canisius korrespondiert und am 27. Juni 1567 wurde das Jesuitenkollegium gestiftet. Bei dieser Gründung hatte die diplomatische Kunst der Jesuiten es verstanden, daß er als der Bittende, der Orden aber als der Gewährende erschien. Als Anfangsleistung des Bistums wurden 1500 Gulden, zugleich auch eine spätere Erhöhung des Betrages zugesichert, als Gegenleistung aber die Sendung von Professoren bestimmt. Petrus Canisius verweilte wegen dieser Verhandlungen mehrfach in Würzburg und der Fürstbischof hätte ihn gerne gefesselt. So erreichte man denn zunächst die Erneuerung der Partikularschule, welche im alten Agnetenkloster einquartiert wurde und die bewährten Prinzipien des Ordens vertrat. Der Erfolg war ein großer. Zahlreiche Schüler stellten sich ein, wie bei allen Jesuitenschulen, und nur die Domschule schien ihr noch Konkurrenz zu machen. Es fehlten zwar noch die notorischen Sicherheiten. Diese aber wurden durch den Beschluß vom 19. Mai 1568 durchgeführt, so daß ihr Wunsch endlich erfüllt war.

Am 12. November 1573 starb Friedrich von Wirsberg und am 1. Dezember wurde Julius Echter von Mespelbrunn zum Fürstbischof gewählt. Er stand zweifellos im engsten Zusammenhang mit dem System der Gegenreformation und Gregor XIII. hatte seinen Nuntius und auch den Erzbischof von Knöringen geschickt. Aber als diese päpstlichen Abgesandten erschienen, da war der Würfel schon längst gefallen und sie konnten damit zufrieden sein. Denn er gehörte zweifellos zur streng kirchlichen Partei. Immerhin enttäuschte er

zunächst durch sein sicheres und langsames Fortschreiten. Denn im Anfang war von der Durchführung der Gegenreformation noch kaum etwas zu verspüren. Im Gegenteil. Man erzürnte sich sogar in Rom, weil er alles beim alten ließ, und man hat ihm in dieser Beziehung recht energische Briefe geschrieben. Aber er wußte, daß er nur mit Hilfe des Nachwuchses die Gegenreformation zum Ziele führen könnte und auf diesem Wege kam er ganz unmittelbar zu dem Gedanken an die Gründung der Universität. Zuvor aber schuf er sein so berühmt gewordenes Juliusspital, das man als seine liebenswürdigste Schöpfung bezeichnen möchte. Am 12. März 1576 hat er den Grundstein zu diesem Spital gelegt, das so rasch gefördert wurde, daß schon vier Jahre später die Spitalkirche eingeweiht werden konnte. Der Stiftungsbrief aber wies darauf hin, daß nicht nur Kranke, sondern auch alte Leute, Waisen und fahrende Pilgrime in diesem Spital Unterkunft finden sollten. Von einer konfessionellen Stimmung war dabei keine Rede und das Spital selbst wurde von ihm nach und nach völlig sichergestellt.

Weit schwieriger aber war die Gründung der Universität. Denn hier handelte es sich doch um eine viel breitere Grundlage, die erst geschaffen werden mußte. Auf der anderen Seite aber drängte sich die Notwendigkeit immer mehr heran. Die Universität Wittenberg, wohin sonst die meisten Würzburger gezogen waren, war den Klerikalen schon durch das Breve des Papstes Leo X. vom Jahre 1520 verboten. Jena und Marburg waren im Interesse der neuen Lehre gegründet. So blieben für die jungen Domherren in Würzburg zunächst nur Loewen und Douay übrig und natürlich die französischen und italienischen Universitäten. Am meisten besucht waren Paris, Angers, Bourges und Pavia. Doch wurden auch Freiburg und Ingolstadt schon häufig gewählt, ebenso die Universität Dillingen. Aber all dies blieb ein Notbehelf, und der niedere Klerus war von diesen fernen und immerhin kostspieligen Studien doch völlig ausgeschlossen. Er konnte nur daheim erzogen werden und es drängte schon das landesfürstliche Prinzip den selbstherrlich veranlagten jungen Fürstbischof, in Würzburg eine Universität zu schaffen. Ganz zweifellos war während seiner Studienzeit und auf seinen vielen Reisen sein Interesse für die Wissenschaften gewachsen und er ging an die Gründung nicht bloß als Gegenreformator, sondern doch auch mit einer gewissen lebendigen Teilnahme am Humanismus.

Genug. 1574 geschahen die ersten Schritte zur Erlangung der päpstlichen und kaiserlichen Privilegien. Es handelte sich dabei nicht um neue Privilegien, sondern nur um die Erneuerung der Egloffsteinschen. Und in der Tat knüpft die päpstliche Bestätigungsurkunde daran an. Eine förmliche neue Urkunde gibt es nicht und hat es nie gegeben. Die alten wurden als rechtlich existierend betrachtet und mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten einer Neugründung griff man darauf zurück und er selbst knüpfte sogar an die vorhandene Partikularschule an. Er schickte nun den Chorherrn von Neumünster Veith Krepser nach Rom. Er war einer seiner Vertrauten, der auch an der Universität eine Rolle gespielt hat. Er war ein geborener Oberpfälzer aus Hirschau.

Er brachte aus Rom am 28. März 1575 alle Privilegien mit, die die Universität auf die gleiche Höhe stellte mit Bologna und mit Paris. Die Ähnlichkeit mit dem „Privilegium Bonifazii“ vom 10. Dezember 1402 ist doch im hohen Grade bezeichnend. Das kaiserliche Privilegium wurde am 11. Mai 1575 zu Prag erteilt. Doch wurde dieses erst nach längeren Unterhandlungen angenommen, wodurch der Kaiser der Universität die gleiche korporative Selbständigkeit verlieh, wie Heidelberg, Tübingen, Freiburg und Ingolstadt. Kaiser Maximilian II. gab ihm noch ein anderes im hohen Grade eigenartiges Privileg, nämlich das einer Universitätsbuchdruckerei, deren Bücher gegen Nachdruck auf 10 Jahre gesichert sein sollten.

Doch Julius Echter trat mit diesen Privilegien nicht unmittelbar hervor. Das mag wohl an den Zeitverhältnissen gelegen haben. Es spielten wohl die Fuldaer Händel, in welche der Bischof in recht unangenehme Weise verwickelt war, eine Rolle. Und so begann er direkt von unten den Ausbau der Partikularschule. Er forderte einen Bericht über alle gestifteten Stipendien, die er sämtlich für Würzburg beanspruchte. Dann erfolgte 1575 die Anzeige des Beginns der Vorlesungen. Zwei Jahre darauf sehen wir ihn in Wien, wo er sich mit den Regalien seines Fürstenbistums und Herzogtums in Franken belehnen läßt und wo er den Kaiser völlig für sich gewinnt, so daß ihn dieser in einer Reihe von wichtigen politischen Missionen verwendet. So auf dem Kongreß in Köln, wo er bis November 1579 verweilt und wo er auch mit dem Kurfürsten Gebhart Truchseß von Waldburg viel zusammen war. Er errichtete dann zu Hause das Klosterseminar und berief für das Jahr 1580 die sämtlichen geistlichen Würdenträger seines Hochstifts nach Würzburg ein, um mit ihnen die Forderungen des geistlichen Seminars zu beschließen.

Aber schon da stieß er auf Schwierigkeiten von seiten seines Domkapitels. Dieses besaß eine gründliche Abneigung gegen die Jesuiten und es fürchtete, daß er diesem Orden nun auch das Seminar übergeben werde. Diese Furcht war durchaus begründet. Denn schon zu Anfang 1581 ist dieser Schritt erfolgt. So herrschte denn an sich eine sehr scharfe Opposition gegen den Fürstbischof und wir sehen, daß die Domschule durch das Kapitel gegen die Gründungen des Bischofs ausgespielt wird. Der junge Nachwuchs sollte in dieser „Gegenschule“ in den liberalen Disziplinen unterrichtet werden und es wurde wirklich der Magister Sixtus Wenger aus Ingolstadt, der auf Kosten des Domkapitels dort studiert hatte, berufen, um den jungen Domherren die Humaniora zu lehren. Doch Wenger ging mit einem der jungen Domherren nach Pont à Mousson. Aber auch der Fürstbischof Julius ruhte nicht. Er begann den Umbau im Hofe zum Katzenwiecker. Er mußte indessen den Bau einstellen, weil das Domkapitel feierlichen Protest einlegte, wie es auch die vierhundert Gulden, welche die Jesuiten forderten, ablehnte. Doch der Bischof ließ sich nicht irre machen. Er arbeitete weiter, stieß aber dabei auf einen anderen Widerstand, der unter Umständen gefährlicher werden konnte als der des Domkapitels. Das war die Ritterschaft. Nun

war er selbst aus der fränkischen Ritterschaft hervorgegangen, wie fast alle seine Vorgänger. Aber sie fühlten sich, wie er selbst, als Fürsten den Rittern gegenüber, das Verhältnis war ein ähnliches wie das heutige zwischen den Arbeitern und ihren früheren Arbeitersekretären, die zu Abgeordneten und Ministern emporgestiegen sind. Jedenfalls erhob jetzt die Ritterschaft den Anspruch der Unabhängigkeit und stand alsbald im schärfsten Widerspruch zu den ganzen Maßregeln des Fürstbischofs. Sie war jetzt protestantisch gesinnt, aus religiöser Empfindung nicht minder wie aus politischen Gründen, und so erhob sie gegen alle Einrichtungen des neuen Fürstbischofs einen ganz entschiedenen Widerspruch. Am 17. Januar 1581 wurde ein Rittertag nach Würzburg einberufen. Dort erfolgte die Vorlage ihrer Beschwerden vor allem gegen die Kirchenobrigkeit und die ganze auf den Jesuitenorden eingestellte Richtung des Fürstbischofs. Sie forderten Abtun der geistlichen Räte, Restauration der lutherischen Diener, Entfernung der Jesuiten, Priesterehe auf dem Lande, lutherische Prädikanten an der Marienkapelle, keine großen Gebäude und vor allem kein Kollegium. Ferner, keine Universität zu errichten und sie mit den Jesuiten zu besetzen. Es war also die gleiche Stimmung, wie sie im Domkapitel herrschte. Wenn sich die beiden verbanden, war es um die Gegenreformation im Bistum geschehen.

Aber zu einem solchen Kartell der Gleichgesinnten und Verwandten kam es nicht und so siegte der Fürstbischof. Die Demonstration der Ritterschaft versagte und das Domkapitel ist allmählich aus seiner Zwitterstellung herausgetreten, nachdem der Fürstbischof freundlich, aber rücksichtslos den Gedanken an die Universität durchzuführen begonnen hatte. Gegen Ende des Jahres 1581 waren denn auch schon alle Vorbereitungen für deren Eröffnung getroffen und die Professoren designiert. Er begnügte sich aber dem Kapitel gegenüber lediglich mit einer Einladung zu der Feier, ohne dessen Zustimmung einzuholen. Da hat denn das Domkapitel den letzten Versuch gemacht, seine Stellung zu wahren, aber durchaus erfolglos. Der Bischof ging rücksichtslos vor und ließ Kapitel und dessen Deputation ruhig ihre Erklärungen abgeben, lächelte über ihre Drohungen der Anzeige beim Kurerzkanzler in Mainz oder beim Kaiser. Am 2. Januar erfolgte die feierliche Eröffnung. Und sie geschah in glänzender Weise. Er hatte kurz vorher noch dem Domkapitel erklärt, daß er seines bischöflichen Amtes walten wolle, bis er entweder naturaliter oder civiliter entsetzt und abgeschafft wäre. Zu all dem natürlich kam es nicht und schon der feierliche Eröffnungstag bewies, wie fest der Fürstbischof seine neue Gründung in dem Würzburger Boden verankert hatte. Alles war festlich bereitet und auch festlich gestimmt. Der kirchlichen Feier folgte ein Festmahl im Rathaussaal. Am nächsten Tage war ein Ruhetag, am 4. Januar aber erfolgte die Wahl des Rektors und die Ernennung der vier Dekane. Das geschah in einem Hörsaale des Jesuitenkollegiums und zwar nach einer ziemlich langandauernden feierlichen Disputation: „De poenitentia". Dann führte der Fürstbischof die Graduierten in ein Nebenzimmer, wo sich nun alle in die

Matrikel eintrugen und die Konstituierung der Universität als Korporation erfolgte. Statuten existierten noch nicht und deren Schöpfung ließ auch noch lange auf sich warten. Also blieb nichts anderes übrig, als daß der Gründer selbst die Dekane ernannte und zwar den „Weihbischof" Anton Resenius als theologischen, als juristischen den Veit Krepser (Kanzler), als medizinischen den Stiftsherrn von Neumünster Dr. med. Johann Adlwert. Das philosophische Dekanat wurde dem Generalvikar Michael Suppan zuerkannt. Es waren also alle geistlichen Charakters. Man sieht daraus, daß die ganze Universität sozusagen theokratisch aufgebaut war. Zum Rektor aber wählten die Graduierten einstimmig den Fürstbischof, der sich zuerst ablehnend verhielt, dann aber die Wahl annahm und Michael Suppan zum Prorektor ernannte. Mit den Insignien der Rektorwürde angetan, zog er dann in das Jesuitenkollegium. Hier war wiederum Te Deum und Festmahl. Die Jesuiten hatten also die theologische und philosophische Fakultät fest in der Hand und man kann ruhig sagen, daß dadurch die Universität völlig jesuitischen Charakter erhalten hat, fast noch mehr als Dillingen, das unter ähnlichen Voraussetzungen entstanden ist. Der Fürstbischof wußte indessen zu repräsentieren und hat dem Erzherzog Matthias, als er im Februar des nächsten Jahres nach Würzburg kam, eine geradezu akademische Feier bereitet, bei der die Jesuiten eine rühmende Rede auf die Geschichte des Hauses Habsburg hielten. Im übrigen wurde das Pädagogium in unmittelbare Verbindung mit der Universität gebracht, so daß jeder Schüler desselben zugleich auch akademischer Bürger war. Das war übel von Anfang an, hat aber fast bis zum Eintritt der bayerischen Zeit gedauert.

Es begann der Ausbau und die Ausstattung der Universität, zu der verschiedene verödete Klöster herangezogen wurden. Den bischöflichen Hof zum Katzenwieker konnte Julius dem Domkapitel nicht entreißen und so hat er denn das Kloster St. Ulrich zum ersten Sitz der Universität bestimmt und dort den Bau des neuen Gebäudes begonnen. Es ging wiederum recht feierlich zu, als er am 8. Juli den Grundstein dazu legte. Im übrigen wußte er im hohen Grade zu organisieren und trotz der immerhin bedrängten Verhältnisse gut zu wirtschaften. Seinen beiden Gründungen Juliusspital und Universität folgten die drei Kollegien der „Armen" und der „Adeligen" und das „Collegium Marianum". Das adelige Seminar hatte eine ganz besondere Bedeutung und sollte ein Lockmittel bilden, den fränkischen Adel mehr für das Hochstift und seine Universität zu begeistern. Er rühmte denn auch in dem Aufruf, der zu dem Besuch aufforderte, das hohe Alter und den leuchtenden Ruhm des fränkischen Adels. Vor allem aber war es ihm daraum zu tun, das Schwanken zwischen den beiden Konfessionen, das im Adel noch fortdauerte, zu beseitigen. Wie im Domkapitel selbst wurde auch hier Ahnenprobe gehalten und auf diese Weise zunächst 24 Zöglinge ausgewählt. Das Juristenhaus war diejenige Gründung, die eigentlich am wenigsten standhielt.

Julius aber verfolgte seine Ziele weiter. Man hat ihn wohl in Verbindung gebracht mit der Katastrophe des Kurfürsten Truchseß von Mainz. Aber der

Abfall dieses Kurfürsten Gebhard, der sich 1582 mit Agnes von Mansfeld verheiratet hat, hätte ihn in seinen Folgen wohl eingeschüchtert, wenn überhaupt Gleiches von ihm zu fürchten gewesen wäre. Gewiß hatte seine alte Mutter draußen in Mespelbrunn Sorge um ihn. Aber er war nicht in dieser Weise geartet. Schon sein Ehrgeiz hätte ihn zurückgehalten und ihn auf die Seite der Gegenreformation geführt. Wenn er in seinem Bistum nicht sogleich mit der Durchführung der Tridentinischen Beschlüsse begann, so hatte das seinen Grund, weil er immer ein klarer und vorsichtiger Mann war und recht wohl wußte, daß er ringsum von protestantischen Mächten umgeben war und unter Umständen auf einen Bund derselben mit seinem Domkapitel und seiner Ritterschaft hätte rechnen können. Aber im Jahre 1584 begann er die Gegenreformation der Diözese, die er höchstpersönlich in grenzenloser Härte durchgeführt hat. Er zog mit geringem Gefolge von Ort zu Ort, entfernte die zweifelhaften Pfarrer, sie durch Jesuitenschüler ersetzend, entließ die Beamten, die sich weigerten, das Tridentinum zu unterzeichnen. Auch den Bürgern blieb nur die Wahl, sich zum Katholizismus zu bekennen oder auszuwandern. Der Protest der Nachbarn ließ ihn kalt. Der Papst, der Kaiser, und ganz besonders auch der Landsberger Bund waren für ihn.

Im Jahre 1587 war die Arbeit getan und es blieb nur noch Würzburg übrig. Auch hier wanderten viele der Bürger aus und verkauften ihr Eigentum. Das war für den Bischof ein gutes Geschäft. Denn vom Verkaufspreis wurde noch ein Viertel sogenanntes Abzugsgeld erhoben. Nun war das Hochstift völlig in jesuitisch-kirchlicher Gewalt und auch die Universität mußte sich dieser Kultur anpassen. Es war eine eigenartige Stimmung, die hier herrschte. Indessen darf man nicht verkennen, daß die Jesuiten in der ersten Zeit ihrer Wirksamkeit eine große Tätigkeit entfaltet haben. Sie haben sich die protestantischen Errungenschaften des Schulwesens durchaus zu eigen gemacht und in ihrer Weise ausgebaut. Das kam auch der Würzburger Universität zugute, wenn auch andere Universitäten wie Freiburg sich nicht so fraglos in die Hände der Jesuiten gegeben haben. Dort wurde der erste versuchte Angriff der Jesuiten auf die Universität abgeschlagen. Auch in Würzburg wollte man dem Beispiele Freiburgs folgen, vor allem vom Domkapitel aus. Aber hier standen sie durch den Fürsten viel zu fest, als daß da eine Änderung hätte eintreten können. Als er am 13. September 1617 mit 73 Jahren starb, nachdem er 44 Jahre die Geschicke des Bistums gelenkt, war eigentlich alles gefestigt und es hat sich auch bei denen, die einen starken Grund hatten, sein Vorgehen zu tadeln, eine hohe Achtung, ja selbst Verehrung für diesen energischen Bischof und für seine Gründung geltend gemacht.

Die wissenschaftliche Entwicklung war konform mit all den Hochschulen, wo Jesuiten das Heft in der Hand hatten. Sie stellten die Lehrer für die beiden Fakultäten und da ist das Niveau eigentlich nur in seltenen Fällen überschritten worden. Auch war, wie wir das auch bei der Universität Dillingen

konstatieren können, ein steter Wechsel in den Lehrern gegeben und so können wir hier nur zunächst einige Männer nennen, wenn auch nicht Namen von besonderer Bedeutung. Der berühmteste von allen ist wohl Nikolaus Serarius, der als Professor der Philosophie bis zum Jahre 1597 in Würzburg wirkte und eine Geschichte des heiligen Kilian geschrieben hat. Dann ist Petrus Thyräus zu erwähnen, der seine Tätigkeit auf das düstere Gebiet der Dämonologie lenkte. Von vielen kann man eben nur sagen, daß sie Professoren gewesen. Von ihrer Wirksamkeit wissen wir nichts und der Schriften haben sie nur wenige und wenn, recht unbedeutende, hinterlassen. Vielleicht macht noch einer eine Ausnahme: das ist Christoph Marianus, der kein Jesuit, sondern Weltpriester war, und den im Jahre 1599 Julius für die Professur der Moraltheologie berief. Die juristische Fakultät hat sich erst allmählich entwickelt. Wir finden da wenig Namen und keinen von hervorragender Bedeutung. In der medizinischen hat sich der erste Hörer im Jahre 1595 immatrikuliert, die Geschichte der Fakultät selbst aber beginnt im Jahre 1593 mit der Berufung des Adrianus Romanus, der wohl einer der interessantesten Gestalten seiner Epoche war und auch eine Zeitlang seine Tätigkeit in Würzburg als Professor und Leibarzt entfaltet hat. Er war befreundet mit dem jesuitischen Professor Papius und wurde sogar von Camoiski nach Csamosk an diese freilich sehr ephemäre fremde Universität gerufen. Während seiner Würzburger Anwesenheit aber muß die Universität doch ziemlich stark gewesen sein: Adrianus Romanus nennt 1000—1200 Hörer, darunter 50 Polen. Wurde doch ein polnischer Adeliger einmal sogar Rektor der Universität. Immerhin mag die Gesamtzahl der Immatrikulierten jährlich 140 betragen haben, sodaß die Durchschnittsziffer etwa 900 war, was immerhin schon eine ziemlich bedeutende Zahl genannt werden kann.

Sonst entwickelte sich das Studentenleben wie überall. Sie hatten das Recht, Waffen zu tragen und gerade die Jesuiten hielten darauf sehr streng, selbst den Regierungen gegenüber. So kam es natürlich zu Ausschreitungen aller Art. Bei einer Fastnachtsfeier wurden zwei Bürger von Studenten verwundet. Man holte die Wache und der Stadtschultheiß setzte sie in den Stadtturm. Die Folge war Protest und Überführung in den Karzer, das Ende ein friedlicher Ausgleich unter der Bedingung, daß die Arztkosten von den Studenten bezahlt würden. Alle diese Zusammenstöße haben eine gewisse Ähnlichkeit und man kann zwischen Würzburg und Wien in diesen Dingen kaum unterscheiden. Nur eines ist sicher, daß die Universität für die Studenten in jeder Beziehung eingetreten ist. Unter dem Nachfolger Fürstbischof Johann Gottfried von Aschhausen entwickelte sich die Schule ruhig und langsam weiter, wie überhaupt die ganze Zeit getragen ist von einem gewissen Optimismus und erfüllt von heiterer Tätigkeit, wie sie dem Genius loci Würzburgs durchaus entsprach.

Aber die Zeit der Katastrophe nahte. Und es ist eigenartig, wie einer der berühmtesten Professoren der Universität, Athanasius Kircher, in einem

geradezu hellseherischen Traum sie vorausgeschaut hat. Er sah den Hof des Jesuitenkollegiums mit Reitern erfüllt und es erfaßte ihn darüber ein solches Bangen, daß seine Vorgesetzten es beobachteten und ihn zwangen, Bekenntnis über den Traum abzulegen. Und er schloß dieses mit der Warnung, daß man dafür sorgen möge, daß der Schatz der Kirche in Sicherheit gebracht werde. Das war zu Beginn des Jahres 1631. Im Oktober bestätigte sich der Traum im vollsten Maße. Die Schweden rückten an. Die Lage wurde im hohen Grade ernsthaft und man dachte zunächst an Abwehr. Aber in Würzburg selbst legte man die Hände in den Schoß, auch nach der Schlacht von Breitenfeld, wo Tilly so schwer aufs Haupt geschlagen worden war. Man dachte nicht, daß der Feind in die Maingegend vordringen würde und war aufs höchste überrascht, als dieser plötzlich in Königshofen erschien, womit ihm der Weg nach Würzburg frei stand. Öffnete doch Schweinfurt freudig die Tore und am 14. Oktober erschien er vor Würzburg. Der Schrecken war vor ihm hergezogen. Alles war in die Hauptstadt geflüchtet. Man hatte Heim und Schutz auf dem Marienberg gesucht, wo man an den gleichen Widerstand dachte, wie einst im Jahre 1525 während des Bauernkrieges. Aber die Geistlichen und, vielen voran, die Jesuiten flohen. Sie hatten die Schreckenskunde erhalten, die ja durchaus falsch war, daß der König aus dem Norden ihrer keinen verschone. Sie rissen auch die Schüler und Studenten mit sich fort, soweit diese in Würzburg anwesend waren. Denn noch waren Herbstferien. Aber sicher war die Universität verödet, zumal ja im Jahre 1570 die Bestimmung getroffen worden war, daß während der Weinlese in den Vorlesungen eine Pause einzutreten habe. Der Bischof selbst, der wie Julius ein strenger Anhänger der Gegenreformation war, hoffte unbedingt auf Tilly, den er von Hessen her im Anmarsch wähnte. So hat denn Fürstbischof Franz am 11. Oktober die Bürger ins Juliusspital berufen und die Hoffnung ausgesprochen, daß alles gut gehen werde und ihnen gelobt, bei ihnen auszuharren. Aber schon in den nächsten Tagen hat er sich anders besonnen. Mit kleinem Gefolge ritt er nach Frankfurt, wo gerade die Liga tagte, um ihre Hilfeleistung zu beschleunigen. Da ward ihm nur ein geringer Trost zuteil, so daß er auf die Rückkehr nach Würzburg verzichtete, nach Köln in freiwillige Verbannung ging und blieb, bis die Schweden abgezogen waren. Hochstift und Universität überließ er sich selbst.

So öffnete denn die Stadt schon am 15. Oktober die Tore. Gustav Adolf zog mit Bernhard von Weimar feierlich ein, die Bürgerschaft wurde entwaffnet und mußte huldigen, der Marienberg wurde drei Tage später gestürmt und bot reiche Beute. Somit war einer der Hauptsitze und Bollwerke der Gegenreformation in die Hände des Schwedenkönigs gefallen. Es war ein neuer Herr, der sofort eine neue Regierung ernannte und in seinem Manifest deren Grundgesetze darlegte. Er forderte Huldigungseid und unbedingten Gehorsam. Man darf nicht vergessen, daß Gustav Adolf dem flüchtigen Fürstbischof bei seinem Herannahen günstige Bedingungen angeboten hatte. Jetzt aber forderte er Herstellung des Protestantismus und völlige Gleichberechtigung mit dem Ka-

tholizismus, Einstellung von Predigern und alles, was damit zusammenhing. An eine Erneuerung der Universität, die durch die Flucht der Professoren völlig verödet war, wurde zunächst nicht gedacht, sondern ein solcher Schritt für die nächste Zeit vorbehalten. Die Gründung eines evangelischen Gymnasiums freilich mißlang. Der König setzte dann seinen Zug nach dem Rhein fort, eroberte Hanau, Frankfurt, Mainz, hat aber bei seiner Rückkehr das Weichbild von Würzburg nicht wieder betreten.

In rascher Folge drängten sich nun die Ereignisse, die mit dem Tode des Schwedenkönigs bei Lützen am 16. November 1632 ihren Abschluß fanden. Nicht aber das Schicksal der Stadt und Universität Würzburg. Der schwedische Kanzler Axel Oxenstierna kam und verschärfte die Handhabung der schwedischen Herrschaft. Dann wurden Ende Juni 1633 auf der Heidelberger Sitzung des Heilbronner Bundes die Hochstifte Würzburg und Bamberg dem Herzog Bernhard von Weimar als schwedisches Lehen übergeben. Das war lange vorbereitet und man war in Würzburg selbst damit gar nicht unzufrieden. Es wäre in der Tat ein schöner und großer Gedanke gewesen, wenn man die sympathischste deutsche Erscheinung im Dreißigjährigen Krieg dort hätte ein Herzogtum gründen sehen, das im Zusammenhang mit den sächsischen Ländern vielleicht Zukunft und Existenzfähigkeit hätte gewinnen können. Aber freilich er war ein Held, und wenn er seine Stellung behaupten wollte, mußte er sie gewissermaßen im Felde neu gewinnen. Am 27. Juli zog er mit seinem Bruder Herzog Ernst in die Bischofstadt ein. Zwei Tage darauf erfolgte die förmliche Besitzergreifung und Huldigung und nun wurde auch über das Schicksal der Universität eine Bestimmung getroffen, die vielleicht eine der interessantesten ist in ihrer ganzen Geschichte. Sie lautete: Nachdem auch die Königliche Majestät zu Schweden glorwürdigster gedächtnuss bei dero lebzeiten bedacht und entschlossen gewesen die beyde Jesuitencollegia unndt universität zu Würzburgk mit den zugehörungen unndt notdurft gleichsambt eine wie fürschule fur aufferzieung unndt erhaltung junger graffen, herren und von addel, dann auch zwey klöster zur aufferziehung frewlein unndt jungfrawen, dergleichen standespersonen zu stifften usw." Herzog Ernst ging sofort ans Werk und berief den Gelehrten Calixtus aus Helmstedt nach Würzburg. Dieser aber lehnte den Ruf ab, erklärte sich aber bereit, zu einer Beratung dort zu erscheinen. Ohne allen Zweifel galten dessen Pläne der Ausbildung des Nebeneinanders beider Konfessionen. Dagegen aber regte sich bei den katholischen Bewohnern eine starke Abneigung, wie überhaupt das Mißtrauen gegen die Maßregeln der Fremden eine große Rolle spielte. Ernst holte Gutachten von Jena und Helmstedt über die Reform des Schulwesens und vor allem der Universität ein. Das war eine undankbare Aufgabe, zumal er an eine volle Erneuerung der Universität im protestantischen Sinne dachte. Er hatte dabei als Stellvertreter den sächsischen Beamten Tobias von Ponikoni, der nun in der Tat an die Schöpfung dieser Universität ging. An Geldern fehlte es nicht. Man konnte und wollte die Universität ausstatten mit den Einkünften der

Klöster Ober- und Unterzell. Dazu kam das Vermögen der Universität und des verödeten Jesuitenkollegiums. Aber trotz aller Bemühungen ist er nicht zum Ziel gekommen und die äußeren Ereignisse machten überhaupt all diesem Planen ein Ende. Die Schlacht bei Nördlingen im Jahre 1634 setzte der Weimarischen Herrschaft in Würzburg das Ziel. Bereits am 14. Oktober wurde die Stadt von den Kaiserlichen besetzt. Bernhard war unmittelbar nach der Schlacht nach Würzburg gekommen. Er hatte gedacht, diese zu verteidigen. Aber da alles hoffnungslos war, reiste er ab. Sein Bruder ging in die Heimat zurück und trat dem Prager Separatfrieden bei. Er aber ging zu seinem Heer, das er nun in einer anderen Richtung weiterzuführen hatte, bis der Tod ihn ereilte.

Jetzt kehrte auch der Bischof Franz zurück und fand die Universität völlig aufgelöst. In der Tat macht sich im Matrikelbuch eine Lücke geltend, die von Ende Juli 1631 bis zum 1. Oktober 1636 reicht. Man hat wohl dieser Schwedenzeit gerade vonseiten der Universität einen besonderen Makel anhängen wollen, als ob sie die Bibliothek als Beute mit sich genommen und auch der Verlust des Stiftungsbriefes von Julius Echters Fundation wurde ihnen zugeschrieben. Wir wissen, daß dieser Brief nie existiert hat, daß man also Nichtvorhandenes nicht rauben kann. Und was die Bibliothek betrifft, so haben die Schweden das Beispiel Tillys in Heidelberg nicht befolgt.

Indessen begann doch langsam die Universität sich wiederum zusammenzufinden und selbst ein leises Aufwärts wird erkennbar. Im Herbst 1636 sind sämtliche Fakultäten wieder in Aktion. Die Jesuiten waren zurückgekehrt und hatten mit Ausnahme des Kilianeums alles in der alten Weise an sich genommen. Vor allem in der Universität erhielten sie die alte Herrschaft. Immerhin muß das Vermögen der Universität ein reiches gewesen sein. Denn dessen Kapitalien waren von auswärts, von der Ritterschaft sowohl wie von dem Hochstift Bamberg und später sogar von dem Hochstift Mainz im Umfang von 100 000 Gulden in Anspruch genommen worden. Es dauerte lange, bis diese Finanzverhältnisse einigermaßen zur Befriedigung der Universität ausgeglichen wurden. Dann kam im Jahre 1642 Johann Philipp von Schönborn, der spätere Kurfürst von Mainz auf den Stuhl des heiligen Kilian. Er war ein ähnlicher Charakter wie Julius Echter, vielleicht noch bedeutender und in seinem politischen Gebaren rücksichtloser. Indessen hat er das geistige Seminar nicht den Jesuiten, sondern der neuen Kongregation der Bartholomiten übergeben, die sich aus einer freien Vereinigung von Weltpriestern gebildet und von Innocenz XI. die Bestätigung erhalten hatten, aber doch nur eine ephemäre Erscheinung bildeten. Sie waren ohne Zweifel ein Produkt der bereits einsetzenden Reaktion gegen die Jesuiten und in ihnen kam der Gedanke zum Ausdruck, daß jene doch dem Leben zu fremd gegenüberstünden, als daß ihnen die Erziehung des Klerus auf die Dauer ohne Nachteil überlassen werden könnte. Es war ein großer und gewichtiger Schritt, wenn auch wissenschaftlich von keinerlei Folgen begleitet. Denn an Lebenserfahrung mangelte es gerade den Jesuiten nicht, die in rascher Folge von Kolleg zu Kolleg gezogen wurden,

also die Welt kennen lernten und es ist ja gerade einer der vielen Vorwürfe, die man gegen die Jesuiten häuft, daß sie allzu sehr dem weltlichen Gebaren Rechnung getragen und auf dieses Einfluß zu gewinnen gesucht haben.

Im übrigen hat der neue Fürstbischof der Universität seine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Die Besetzungsfrage spielte jedoch auch jetzt weder in der philosophischen noch in der theologischen Fakultät eine Rolle. Es waren lauter Magister. Auch in der philosophischen Fakultät befand sich keiner, der über das gewöhnliche Maß hinausreichte. Hingegen hatte in der juristischen Fakultät neben Papius Fölen, Geißler, Ehrbach vor allem Andler sich eine gewisse Stellung geschaffen. Dazu kam noch der Professor Falk, der freilich wegen seines ärgerlichen Gebarens recht bitterliche Erfahrungen in Würzburg gemacht hat. Der wichtigste aus der philosophischen Fakultät war wohl Kaspar Schott von Königshofen, der auf seinen Wanderungen bis Palermo gekommen und auch noch bei Atlanasius Kircher in Rom gehört hatte. Er entfaltete als Mathematiker eine fruchtbare literarische Tätigkeit und ist auch mit dem Erfinder der Luftpumpe Otto von Görike in Briefwechsel gestanden. Im übrigen hielt er unbedingt auf Zucht. Die Professoren wurden angewiesen, ihre Vorlesungen fleißiger zu halten, als bis jetzt der Fall war. Den Philosophen wurde nun doch das Waffentragen verboten, was aber keinen besonderen Zweck hatte. Das Schlimme aber war der düstere Geist, der gerade jetzt eine Hauptrolle zu spielen begann. Es ist die Zeit der Hexenprozesse, die ja schon früher zur Verbrennung eines Studenten geführt und die den Jesuiten Friedrich Graf von Spee veranlaßt haben, in Würzburg mit aller Kraft gegen die furchtbaren Zustände aufzutreten. Die Universität selbst hat während der ganzen Zeit eine keineswegs würdige Rolle gespielt und wir werden sehen, daß die Gutachten, die von den Professoren über den Hexenwahn eingefordert und gegeben worden sind, noch zu einer Zeit geradezu haarsträubend genannt werden müssen, wo bereits der Geist der Aufklärung und der Toleranz fast überall in deutschen Landen zu herrschen begonnen hatte.

Indessen hat wohl jeder der Fürstbischöfe das Seine getan und als am 19. Juli 1682 die erste Jahrhundertfeier begangen werden konnte, da herrschte große Freude und Nikolaus Mohr hielt eine Lobrede auf Julius Echter und seine Nachfolger. Ein feierliches Mahl vereinigte die vielen fremden Gäste und im Jesuitenkollegium wurde das Schauspiel aufgeführt: „Errettung des Frankenlandes von den Finsternissen des Heidentums, der Ketzerei und Unwissenheit". Das Werk ist uns nicht erhalten. Wir wissen nur, daß die Aufführung fünf Stunden gedauert hat und daß ein Teilnehmer berichtet: „Was Hitze, Durst und Ermüdung an Anstrengung erforderte, erleichterte die Gewandtheit der Schauspieler."

Es begann dann die Universität langsam fortzuschreiten. Ein botanischer Garten mit dem Professor Adam Beringer wurde geschaffen, der Fürstbischof

Johann Philipp II. errichtete einen Neubau im Julius-Spital und wandte auch der medizinischen Fakultät seine Aufmerksamkeit zu. Dann kam der Bruder des früheren Fürstbischofs Johann Philipp Franz von Schönborn, der Erbauer der Würzburger Residenz. Unter ihm begann sich ein neuer Geist zu regen, der auch der Universität zugute kam. Denn 1720 wurde eine historische Professur errichtet, die zwar keinen bedeutenden Vertreter in Johann Seyfried fand, aber doch dadurch bedeutungsvoll wurde, daß jetzt die Aufmerksamkeit auf die Landesgeschichte gerichtet wurde. Und dazu wurde Johann Georg von Eckhard, ein Gelehrter ersten Ranges und ausgezeichneter Geschichtsschreiber, als Historiograph und als Hof- und Universitätsbibliothekar nach Würzburg berufen. Er erhielt den Auftrag, eine Geschichte Westfrankens zu schreiben, die er denn auch in Angriff genommen hat. Freilich war es ihm nicht vergönnt, das Werk zu vollenden. Es ist die Zeit, wo die beiden Stifter Würzburg und Bamberg in der Regel vereinigt und auch ein gewisser Austausch zwischen den zwei Hochschulen stattfand. Indessen muß gesagt werden, daß Friedrich Karl von Schönborn seine Aufmerksamkeit vor allem auf Würzburg gelenkt hat und daß in dieser Zeit, zumal in der juristischen Fakultät, die Frequenz außerordentlich zunahm. Aber der schwarze Punkt dieser Epoche ist der Hexenprozeß gegen die arme Subpriorin des Prämonstrenserklosters Unterzell bei Würzburg, Maria Renate Sengerin. Aufgrund des Gutachtens der theologischen und medizinischen Fakultät, welche die Existenz von Zauberei und Zauberkünsten bejahten, wurde sie zum Feuertod verurteilt, zum Tode der Enthauptung begnadigt und dann ihr Leichnam verbrannt. Bei dieser Gelegenheit hat der Jesuitenpater Gaar die Rede am Scheiterhaufen gehalten. Die Rede ist separat erschienen und wir schaudern, wenn wir sie lesen, die doch in unmittelbarstem Zusammenhang steht mit der Würzburger Universität.

Indessen hat der Fürstbischof gerade gegen die Jesuiten eine scharfe Tonart angeschlagen und vor allem den häufigen Wechsel in den Professuren beklagt. Immerhin macht sich unter ihm ein freierer Geist geltend und es darf nicht vergessen werden, daß der Subregens der Jesuiten, der Professor Georg Günther, den jungen Theologen das Studium der deutschen Literatur befahl. Dann ist unter Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim doch eine Leistung der theologischen Fakultät zu verzeichnen, die von bleibender Bedeutung war. Es handelte sich um die Schaffung einer „Theologia Herbipolensis", die also einen vollen Kursus der Theologie darstellte und von den Professoren Holzhau, Kilber, Munier und Neubauer hergestellt und vielleicht als die vorzüglichste Arbeit gelten kann, die damals auf theologischem Gebiete geleistet worden ist. Es ging alles aufwärts und wir dürfen den Erinnerungen des russischen Etatrates M. v. Weickhard, der im Jahre 1761 seine Studien in Würzburg begann und alles ins Graue gemalt hat, nicht allzuviel Glauben schenken.

Dann kam das Jahr 1773 und der Sturz der Jesuiten. Für Würzburg

bedeutete diese Maßregel, die auf alle Hochschulen einen besonderen Einfluß geübt hat, eine Wendung der merkwürdigsten Art. Durch den Fürstbischof Julius waren sie berufen worden. Sie hatten der Universität ihr Gepräge aufgedrückt und es fast zwei Jahrhunderte lang zu wahren gewußt. So galt es denn jetzt, eine völlige Neuordnung der theologischen und philosophischen Fakultät. Man behielt, wie auch anderswo einen Teil der Jesuiten bei, die aus dem Orden ausgeschieden waren und es kamen dazu eine Reihe von anderen Lehrern, so vor allem jener Franz Overtür, der fast 60 Jahre in seiner Weise an der Universität gewirkt hat! Eine typische Erscheinung professoraler Eitelkeit, die überall dabei sein mußte, wenig leistete, viel sprach und immer produzierte. Dagegen war der Historiker Ignaz Schmitt aus ganz anderem Holze geschnitzt. Die Kirchengeschichte wurde dem Professor Grabner übergeben. Schmitt selbst las Reichsgeschichte. Und er ist es, der die „Geschichte der Deutschen" geschrieben hat, ein Buch, das zu unseren besten Werken auch heute noch gehört.

Dann kam der Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal, der wiederum beide Hochstifte vereinigte und in der Tat ein außerordentlicher Mann gewesen ist. Politisch konnte man ihn einen Schüler Friedrichs des Großen nennen, der sich wie dieser als den ersten Diener des Staates betrachtete und Reformen auf allen Gebieten durchzuführen gesonnen war. Er wurde denn auch eine der populärsten Persönlichkeiten und ihm ist es gelungen, die Kluft zwischen den geistlichen Fürstentümern und dem übrigen Deutschland zu schließen. Den Wissenschaften gegenüber nahm er durchaus den Standpunkt des aufgeklärten Despotismus ein. Er sah sie begrenzt durch das Wohl des Staates und jede weitere Pflege dünkte ihm verwerflich, als Vermehrung des Luxus und als eine Verschlechterung der Sitten. So hat er denn auch bei seinen Einwirkungen auf die Universität sein Hauptgewicht auf das ethische Moment gelegt. Er hat es sich nicht nehmen lassen für die Studentenschaft geistliche Übungen einzuführen, wodurch diese natürlich sehr entzückt war, und ihr einen Hirtenbrief zu schreiben, in dem er sie vor Müßiggang warnt und ihr das schöne Wort bietet: Sittsame Beredsamkeit und beredte Sittsamkeit. In diesem Sinne sind auch die allgemeinen akademischen Statuten abgefaßt.

Aber zu gleicher Zeit mit ihm befand sich im Staate Würzburg der Koadjutor des Kurfürsten von Mainz, Karl Theodor von Dalberg. Er spielt in der Geschichte der deutschen Literatur, der deutschen Wissenschaft und der deutschen Politik eine Hauptrolle und nicht zuletzt auch im Würzburger Domkapitel und an der Würzburger Universität. Er wurde denn auch zu deren Rektor gewählt und stand nun zu Fritz Ludwig von Argthal in einem ganz eigenartigen Verhältnis. Dieser hatte von ihm ein Gutachten über die Universität verlangt, das Dalberg in dem Schlagwort gipfeln ließ: Freiheit, Ehre, Geld, ein Wort, das Döllinger seinerzeit auch in sein Buch über die Universitäten übernommen hat. Zur dritten Frage wies er auf die Jesuitengüter hin,



Würzburg

die für die Universität verkauft und so verwendet werden sollten. Was die Begriffe der Freiheit und Ehre betrifft, so ist uns von der Motivierung Dalbergs leider nichts bekannt. Aber wir dürfen wohl sagen, daß er bei dem Begriff Ehre nicht an die äußeren Ehrungen dachte, woran es ja auch in Würzburg nicht fehlte, sondern an das zu erhaltende, oder wenn es nicht vorhanden war, zu weckende Ehrgefühl der Professoren. Er hatte im Jahre 1782 der Universität eine wunderbare Jubiläumsfeier bereitet, wobei er alle Minen springen ließ und in der Tat eine der schönsten Feierlichkeiten der ganzen Epoche des ausgehenden ancien regime veranstaltet hat. Aber wenn er gehofft, daß dadurch sein Einfluß auf die Universität ein bedeutenderer werden und eine Besserung eintreten würde, so war davon keine Rede. Er fürchtete wohl die Konkurrenz der Universität Mainz und aus diesem Grunde hat er zugestimmt, daß die Kant'sche Philosophie auf seiner Universität ihren Vertreter fand und zwar in dem Professor Maternus Reuß, der von Beruf Arzt, seit 1777 als Benediktiner im Kloster St. Stephan weilte und seit 1782 Professor der Logik und Metaphysik war. Er hatte durch Kants „Kritik der reinen Vernunft“ sich für diesen entschieden und eröffnete Vorlesungen, die freilich der eigentlichen Philosophie Kants keineswegs gerecht wurden. Aber da gab ihm sein Fürst ein Reisestipendium, um sich nach Königsberg zu begeben und als Hörender in die Lehre des großen Philosophen einzudringen. Der geistige Profit war kein bedeutender, aber zweifellos gewann er durch diese Reise an Ansehen und der Zudrang zu seinem Kantkolleg war ein beispielloser. Die Studenten waren für die neue Philosophie erobert und ihre Begeisterung kannte keine Schranken, so daß, als König Friedrich Wilhelm II. von Preußen auf einer Reise durch Würzburg kam, er von der Universität in feierlichem Zuge eingeholt wurde. Die Führer der Studentenschaft trugen dabei golddurchwirkte Schärpen, auf denen die Worte standen: „Königsberg in Preußen und Würzburg in Franken vereinigt durch die Philosophie.“

Nicht minder wichtig war die Einführung der deutschen Sprache und der Einteilung der Kurse in Halbjahre, wodurch die Universität selbst von dem Zusammenhang mit der Mittelschule gelöst wurde. Jedenfalls herrschte jetzt eine freiere Richtung und in der Tat glaubte man einer neuen Epoche entgegengehen zu können. Da starb am 16. Februar 1796 der Bischof Franz Ludwig und Georg Karl von Fechenbach wurde sein Nachfolger, ein Mann, der sich auch sonst viele und große Verdienste erworben hat. Aber das Schicksal machte seiner Herrschaft und seiner Universität ein Ende. Am 26. Dezember wurde die Schlacht bei Würzburg geschlagen. Er hatte sich vor den Franzosen geflüchtet. Zwar wurde er im Jahre 1801 Koadjutor im Stifte Bamberg und hat im gleichen Jahre eine neue Redaktion der Statuten der Universität freilich in regressivem Sinn durchgeführt und zu Beginn des Jahres 1802 einen sehr starken Schritt vorwärts getan für die Universität, indem er den Jesuitenfonds mit deren Vermögen verschmolz.

Aber schon war der Spruch gefallen. Der Luneviller Friede machte den beiden Fürstentümern ein Ende und durch den Hauptdeputationsschluß kam Würzburg an Bayern. Am 3. Dezember 1802 erfolgte die Besitzergreifung und trauernd nahm der Fürstbischof Abschied von seiner hohen Schule. Diese empfahl sich aber fast zu gleicher Zeit in einer Adresse dem neuen Landesherrn, von dem sie sofort das Versprechen erhielt, die Universität nicht bloß in ihrer bisherigen Wesenheit zu erhalten, sondern sie auch zu einem Grade von Blüte zu bringen, kraft welcher sie mit jeder ähnlichen Lehranstalt rivalisieren könne. Die bayerische Regierung nahm denn auch sogleich die Reorganisation in Angriff. Denn der Gewinn dieser Universität war für sie von größter Bedeutung. An eine Besserung der Ingolstädter Zustände glaubte man nicht, trotzdem man die Universität nach Landshut verlegt hatte. Man war durchdrungen von Ideen, wie sie dann später bei der Gründung der Berliner Universität zum Ausdruck gekommen sind und dort auch ins Leben gerufen wurden. Hier blieb freilich alles Plan. Aber doch hat Graf Friedrich von Thürheim, der als Kommissär in diesen Landen erschien, die Wünsche des Ministers und auch des Königs sofort durchzuführen begonnen. Für die Universität brach damit eine Epoche an, die ihre ganze bisherige Vergangenheit in Schatten stellte: Eine der ersten Kräfte, die jetzt von München nach Würzburg berufen wurden, war der Philosoph Schelling, der alsbald seine Wirksamkeit eröffnete und durch seine Naturphilosophie bei den Schülern der Universität, zunächst wenigstens, eine ungeheure Begeisterung weckte. Es war ein ganz besonderer Griff des Grafen Thürheim, welcher die Wahl auf diesen Philosophen gelenkt hatte, der dazu berufen sein sollte, den Geist von Weimar und Jena in die alte fränkische Bischofsstadt zu tragen. Ohne allen Zweifel hat er an der noch im Jahre 1803 erschienenen Reform der Universität seinen Anteil. Diese Reform selbst ist, wie die ganze Gründung, der Ausdruck des damals in voller Blüte stehenden Montgelas'schen Systems, das in dieser neugewonnenen Hochschule zweifellos ein besseres Objekt für die Durchführung einer Universitätsreform fand als an der Universität Ingolstadt-Landshut. Man kann nicht sagen, daß es dabei galt, den Charakter der Hochschule von dem verstaubten Jesuitismus zu befreien. Denn in Würzburg, wo man freilich noch im Jahre 1774 eine Hexe verbrannt hat, war durch die geistlichen Fürsten selbst eine fast allzuscharfe Wendung gegen den Orden eingeleitet worden, der früher vergöttert, aber dann, zumal aus geistlichen Kreisen, geradezu verfolgt worden war. Nicht der Jesuitismus, sondern die an und für sich tiefere Einstellung von Ingolstadt gegenüber der Ertalschen Universität ist es wohl gewesen, die dem Münchner Ministerium den Gedanken eingab, hier nun etwas ganz Besonderes zu schaffen.

Wir müssen uns diese Neuorganisation etwas näher ansehen, welche die alte Fakultätsverfassung als mittelalterliche Reste vollständig beseitigte und eine Neugliederung des Lehrkörpers herbeiführte. An die Stelle der Fakultäten traten die Sektionen: diese zerfielen wiederum in zwei Gruppen:

in die allgemeinen und in die besonderen Lehrfächer. Die erste umschloß die philosophischen Wissenschaften im engeren Sinne, die mathematisch-physikalische, die historischen Wissenschaften, die schönen Künste und Wissenschaften, alte und neue Philologie und zwar Sprachkunde und Geschichte der redenden Künste, der Geschichte der bildenden Künste, alles getragen von der allgemeinen Theorie. Zur zweiten Gruppe kamen die Sektionen für Rechtskunde, Staatswissenschaften und Heilkunde. Aber dann folgte der Hauptstreich. Nämlich die alte theologische Fakultät wurde als „Sektion der für die Bildung der religiösen Volkslehrer erforderlichen Kenntnisse“ eingereiht. In dieser Sektion aber saßen nicht bloß katholische, sondern auch protestantische Theologen, unter ihnen Paulus, der mit dem Mediziner von Hoven und Schelling gewissermaßen das Dreiblatt bildete, das den neuen Geist der Universität verkörperte. Im Jahre 1805 wurde dann diese Organisation ergänzt durch die neuen Statuten, die neben dem hohen Aufschwung der königlich bayerischen Aufklärung doch die Hemmungen brachte, die man Professoren und Studenten auferlegte. Der Studien- und Prüfungszwang wurde jetzt weit mehr Ereignis, als er es in der Jesuitenzeit gewesen war. Freilich geschah es durchaus im Sinne der Aufklärung und speziell der Aufhellung der einzelnen Köpfe. So mußte denn jeder Inländer, der in den Staatsdienst treten wollte, den Nachweis liefern, „daß er von den allgemeinen Lehrgegenständen mit Fleiß und Fortgang, alle Teile der theoretischen und praktischen Philologie, die Elementarmathematik, die Naturgeschichte, die allgemeine und die Experimentalphysik, die allgemeine Weltgeschichte, die europäische Staatengeschichte und die vaterländische Geschichte gehört habe. Von dem künftigen Gelehrtenstand wurden ganz besondere philosophische Kenntnisse gefordert. Das Edikt betonte die Absicht der Regierung, „das Studium der klassischen Sprachen, dessen Mangel der Kultur der katholischen Universitäten mehr als ein anderer bisher entgegengestanden hat, zu begünstigen; so soll keiner weder zum Gelehrtenstand noch zu dem geistlichen ins künftige zugelassen werden, der nicht das philologische Studium mit Eifer und Erfolg betrieben zu haben, beweisen kann. Besonders interessant aber ist die Art und Weise der Zeugnisgebung und deren Anwendung. Denn der Student erhielt nach besonderer Prüfung für jede Vorlesung ein Zeugnis, und zwar verschlossen. Dann stellte der Rektor am Ende des Kursus die einzelnen Zeugnisse zu einem Absolutorialtestimonium zusammen. Dieses wurde wiederum verschlossen dem Kandidaten ausgehändigt und er mußte es bei jeder Bewerbung uneröffnet der Behörde einreichen. Die Absicht war jedenfalls gut. Man wollte unbedingte Gerechtigkeit. Aber das Verfahren erinnerte doch ein wenig an jene dunklen Räume, in welchen die ausgehende mittelalterliche Justiz des 18. Jahrhunderts ihre Opfer „mit unbeugsamer Gerechtigkeit“ behandelt hat.

Doch was bedeutet ein Statut für eine Universität! Wenn in diesen Statuten, fast im Gegensatz zu der Reform, eine leise Rückkehr in frühere

Jahrhunderte zu verspüren ist, so war die Reform an sich doch ein Akt, dessen damals keine andere Universität sich zu erfreuen hatte. Die bayerische Regierung hat in Würzburg zum ersten Mal eine wirkliche philosophische Fakultät geschaffen und war zweifellos gesonnen, aus ganz Deutschland die bedeutendsten Kräfte hier zu versammeln. Es war ein kluger und bedeutender Gedanke. Ingolstadt war ein dumpfes Nest, deren Festungscharakter in den Kriegen immer mehr in den Vordergrund getreten war; Landshut, eine liebenswürdige Residenzstadt, die ebenso von den schönen Erinnerungen zehrte, wie von der Biederkeit ihrer Bürger. Würzburg aber hatte ausgesprochenen Residenzcharakter. Dazu kam der Reiz einer wundersamen Landschaft, die es mit der Stadt im Neckartal wohl aufnehmen konnte. Die ganze Bevölkerung war anders eingestellt und es ging an und für sich ein froher Zug durch die Stadt und die Landschaft. Kurzum, hier konnte eine Universität wahrhaft zum Blühen gebracht werden. Schelling war die erste Kraft, die man gewonnen, und er war damals auf der Höhe seines Schaffens, zumal, weil er unter dem Einfluß seiner Gattin Karoline stand. Das war eine Frau, die ihrer ganzen Eigenart nach in diese Stadt paßte und die geeignet war, in das Leben der Universität ganz besonderen Geist zu bringen. Wegele hat in seinem Aufsatz „Ein Frauenkrieg an der Universität Würzburg“ „Anfang, Mitte und Ende“ des Wirkens von Frau Karoline Schelling inmitten der anderen temperamentvollen und denkwürdigen Frauen der Universität und Stadt gezeichnet. Er folgte dabei ihren Briefen, die sie damals in ihrer geistvollen Art schrieb und fast erscheint sie noch mehr als der Gatte als der Mittelpunkt der ganzen Professorei. Man muß gewissermaßen von ihrem Schreibtisch aus ein wenig die ganze neue bayerische Gründung betrachten. Diese war freilich den großen Plänen gegenüber Stückwerk. Wir sehen, wie ein Lieblingsschüler des Gatten, Johann Jakob Wagner, berufen wird und für Ästhetik jener Wagner, der später durch seine künstlerischen Interessen für die Universität von Bedeutung geworden ist.

Aber was bedeuteten die Würzburger Namen gegenüber den Anfragen, die sozusagen an alle Größen Deutschlands gerichtet worden sind. Man hat an Friedrich August Wolf und Heyne einen Ruf gesendet, ebenso an Johann Heinrich Voß und an Kreuzer, die freilich nach Heidelberg abgeschwenkt sind. Voß wollte man nicht weniger als 3000 Gulden Gehalt bieten. Das war übel von Anfang an und die Philologie kam schließlich in die etwas ungewandten Hände des evangelischen Theologen Martini. Aber was wäre aus der Universität geworden, wenn zu diesen Philologen Männer, wie der Historiker Heeren und der Orientalist Eichhorn getreten wären, an die man ernstlich gedacht hat! So hat man sich eben mit dem Altdorfer Professor Konrad Mauert begnügen müssen, der übrigens später in Landshut und München sein Fach sehr tüchtig vertreten hat. Immerhin war es von außerordentlicher Bedeutung, daß nun in der theologischen Abteilung die Vertreter beider Bekenntnisse nebeneinander zu wirken hatten. Es war dies ein durch-

aus aufklärerischer Gedanke, der freilich nur entweder zur Verflachung oder zu einer Polemik führen konnte, die schlimmer war als die schlimmste des 16. Jahrhunderts, wie sie in Tübingen, Jena und nicht zuletzt in Königsberg ausgetragen worden ist. Aber neben Martini, dem Protestanten, stand Niethammer, dessen Berufung in der Tat ein Segen war. Man hat auch an Schleiermacher gedacht. Vielleicht wäre dessen Wirksamkeit in Würzburg eine andere geworden als in Berlin. Jedenfalls wäre er vor den häßlichen und aufreibenden Verfolgungen verschont geblieben. Auf die juristische Fakultät legte man nur insoferne Gewicht, als man eine Reihe von neuen Kräften für die Sektion der Staatswissenschaft berief. Immerhin waren hier Männer wirksam wie Beer, Bensen, Hartleben, Medicus. An die Spitze der medizinischen Sektion aber trat der ehemalige Karlsschüler von Hoven, der zusammen mit Tomann wirken sollte. Im übrigen waren die Institute in durchaus vorbildlicher Weise bereits da und man kann sagen, daß die medizinische Fakultät in Würzburg schon damals als eine der besten gelten konnte und in der Tat eine große Anziehungskraft geübt hat. Auch von der naturwissenschaftlichen Seite her wurde sie in der besten Weise unterstützt. Dazu kam, daß hier das Institut der Privatdozenten offiziell eingeführt wurde, das ganz besonders rasch in der medizinischen Fakultät sich entwickelte, sodaß alsbald 15 Lehrkräfte vorhanden waren, während Halle nur 6 und andere Universitäten noch viel weniger zählten. So war es kein Wunder, wenn die Universität sich einer steigenden Frequenz erfreute. Diese stieg von 1803—1804 von 554 auf 743 und im folgenden Wintersemester auf 862, eine Zahl, die erst im Jahre 1873 wiederum erreicht werden konnte. Die Hörer kamen von allen Seiten. Neben den zahlreichen Balten finden wir andere Deutschrussen, Siebenbürger Sachsen, Ungarn, Böhmen, Schweizer und sogar Franzosen.

Aber dann kam der Friede von Preßburg vom 26. Dezember 1805. Schon während des Krieges war Würzburg der Tummelplatz der französischen Truppen und auch der Politik geworden. Wir sehen, wie hier Bernadotte sein Hauptquartier aufschlägt und Kurfürst Max Joseph, um sich vor dem Druck der österreichischen Politik zu retten, hieher flüchtet. Hier kommt das französisch-bayerische Bündnis zum Abschluß und so rücken denn die bayerischen Truppen mit gegen den österreichischen Kaiserstaat. Dem glorreichen Feldzug folgte ein rascher Friede, der Bayern nach einer ganz anderen Seite hin vergrößerte und ihm gewissermaßen eine künftige Großmachtstellung verhieß. Dafür mußte es Würzburg aufgeben, das nun zu einer Secundogenitur des Hauses Habsburg für den früheren Großherzog von Toskana hergerichtet wurde. Er wurde von der Bevölkerung, zumal vom Adel, mit einer gewissen Sympathie begrüßt und glaubte sich hier für immer häuslich einrichten zu können. Das tritt aus dem Lehrbuch deutlich zutage, das nun für die Schulen des neuen Großherzogtums angefertigt wurde und in welchem fleißige und devote Schulmeisterhände den Zusammenhang mit der germanischen Urzeit und der habsburgischen Secundogenitur in rührender und „ersterbender

Weise" darzustellen wissen. Man meint, es hätte über Stadt und Universität immer der österreichische Adler geschwebt und es wäre der alte Schild der Ostmark, der zwischen zwei roten Feldern ein weißes hatte, womit der Herzog Leopold an den Mund einer geliebten Frau erinnern wollte — die roten Lippen und die weißen, glänzenden Zähne — auf dem Marienberg aufgehängt worden, um gewissermaßen als Symbol des Mainlands zu gelten. Die Zeit aber war bemessen. Durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses wurde Bayern wiederum mit Würzburg begabt und das war, nachdem auch das Bayreuther Land ihm zugefallen war, von durchaus glückhafter Bedeutung. Es war ein Abschluß, der, wenn auch nicht voll, so doch zum Teil entschädigen konnte für die schweren Verluste im Süden. Politisch freilich wäre es klüger gewesen, wenn Montgelas' Absicht, ganz Tirol bei Bayern zu halten, hätte durchgeführt werden können.

Das Jahr 1814 sah freilich in Bayern bereits andere Strömungen zur Geltung kommen. Nicht einmal Montgelas war mehr aufklärerisch gesinnt und hatte, wie ein großer Teil seines Stabes, das Interesse an dieser Universität verloren, nachdem inzwischen Erlangen an Bayern gefallen und dessen Weiterbestehen als Universität durch das königliche Wort verbürgt worden war. Aber wenn man auch jetzt Würzburg als Last empfand, und die Zeitverhältnisse keineswegs erfreulich waren, wenn die Demagogenverfolgungen, die Karlsbader Beschlüsse auf alle Universitäten abfärben mußten, so hat die Regierung doch ihre Pflicht getan und die Folgen der großherzoglichen Reaktion soviel wie möglich beseitigt. Diese hatte nämlich die Neueinteilung der Universität sofort aufgehoben und das alte Fakultätensystem eingeführt, was ja nicht gerade als Fehler bezeichnet werden kann. Jetzt beließ man es, da ja in Landshut und Erlangen das gleiche System wiederum durchgeführt worden war. Nur wurde von einer protestantisch-theologischen Fakultät abgesehen, die ja für Bayern ihren Sitz schon in Erlangen erhalten hatte. Im übrigen hat der Kronprinz an Würzburg und auch an der Universität selbst von Anfang an ein großes Interesse genommen und sein Residieren in dem schönen Würzburger Schlosse brachte auch der Universität selbst Anregung und wenigstens geistigen Vorteil. So beginnt sie sich in die bayerischen Verhältnisse einzugliedern, zunächst freilich mit dem Charakter einer ausgesprochenen Landesuniversität. Doch die ganz besondere Sorge für die medizinische Fakultät hat ihr einen starken Zuzug aus allen deutschen Gebieten, aber auch aus dem Auslande von Anfang an gesichert, zumal seit die Hemmungen des Mainzer Rates und die Engherzigkeiten, mit denen ursprünglich die Karlsbader Beschlüsse auch in Bayern aufgefaßt wurden, allmählich schwanden, und hier wirklich ein heiteres und regsames akademisches Leben begann. Schon war unter der ersten bayerischen Herrschaft das Corps der Franken gegründet worden. Nun folgten alsbald die Baiern und die übrigen. Und der ganze Zug, der durch die Universität ging, war doch ein eigenartiger und hatte sein besonderes, geradezu europäisches Gepräge. Es war und blieb eine Stadt, in der gewiß der Katholizismus vorherrschte, die aber, von ein-

zelnen Heißspornen an der Universität abgesehen, stets etwas Sonniges und Liebenswürdiges hatte. Das Hauptgewicht schien, ohne daß dabei die anderen Fakultäten zu sehr vernachlässigt worden wären, auf die medizinische zu fallen und sie hat sich denn auch im Laufe der Zeit in geradezu großartiger Weise entwickelt, so daß sie lange Jahre internationalen Ruf gewann. Schon die 50er Jahre zeigen in Kölliker und in Virchow Anziehungspunkte, welche die strebsamen Mediziner, selbst von den Universitäten Berlin, nach dem schönen Würzburg lockten. Wir besitzen einen im hohen Grade reizvollen Briefwechsel von Ernst Häckel, der es über sich gebracht hat, mehrere Jahre in Würzburg zuzubringen und hier den Grund zu legen zu seiner späteren Entwicklung. Gewiß bringt er eine gewisse Sprödigkeit und absolute Verständnislosigkeit für den Genius loci mit. Aber schließlich hat er doch erkannt, daß gerade diese Universität ihm die besten Möglichkeiten für sein Studium bot. Damals wirkte auch der Leibarzt der Königin, Professor Skanzoni, als Gynäkologe, und seine Kunst lockte das Ausland im hohen Maße an. Jahrelang waren die dortigen Kliniken und Hotels überfüllt von den Patienten dieses vielgerühmten und vielgesuchten Frauenarztes.

Dann kam aber doch die Ausbildung auch der übrigen Fakultäten. Wir sehen im Laufe der sechziger Jahre die deutsche Sprachwissenschaft durch Lexer in mustergültiger Weise vertreten. Neben ihm begann dann Urlichs als Philologe und zumal Archäologe eine gediegene und heilvolle Wirksamkeit. In die 60er Jahre fällt auch die Berufung des Gelehrten und Dichters Felix Dahn. Er hat unter seinen vielen dichterischen Werken eine Erzählung „Weltuntergang" geschrieben, welche die Wirkung des Wahns vom Jahre Tausend in anmutvoller Weise darstellt und in welcher er die Schönheit der Würzburger Landschaft mit echt dichterischen Farben festhält. Er hat sie seinen Freunden Matthias von Lexer, Lorenz Grasberger, Anton Freiherr von Tröltsch und zumal auch seinem Schüler, dem damaligen Privatdozenten Karl Gareis gewidmet. In der Tat hat er dort nicht bloß an seinem Lebenswerk, „den Königen der Germanen", weiter geschaffen, sondern auch eine ganze Reihe von seinen schönsten lyrischen und epischen Dichtungen geschrieben. Er stand dort unter dem Einfluß einer edlen Frau, die er durch Kampf und Ringen, aber auch durch die klare und gerechte Güte König Ludwigs II. sich gewann. Während seiner dortigen Lehrzeit mußte Würzburg, das den Schweden in seinen Mauern gesehen, das in den früheren Händeln und Fehden der Bischöfe viel gelitten, auch die Preußen auf den Höhen erscheinen sehen. Es war eine harte Störung des Würzburger Idylls in jenen heißen Sommertagen des Jahres 1866, da bei Kissingen die blutige Schlacht geschlagen wurde und von den weinfrohen und weinreichen Bergen die preußischen Geschütze auf die Stadt herniederschossen. Gerade Felix Dahn hat diesen Bruch des Völkerrechts, die Beschießung einer offenen Stadt, in einer klaren und wissenschaftlichen Darlegung der preußischen Regierung vorgehalten. Das hat diese nicht gehindert, ihn bald nach 1870 nach Königsberg zu berufen. Aber in seinen Erinnerungen blüht dieses Universitätsleben der 60er Jahre wundervoll auf

und zumal die Zeit des Krieges von 1870 wird uns da lebendig, wie der große Ruf an die deutsche Nation auch Würzburg erfaßte und begeisterte.

Die hohe Schule aber blühte weiter und wurde, wenn auch spät, so doch in freigebigster Weise zu einer ganz modernen ausgebaut.

So steht sie nach einer langen und seltsamen, ja man möchte sagen, einzigartigen Entwicklung jetzt mit unter den deutschen Universitäten nicht als eine reformbedürftige Erscheinung oder als eine zurückgesetzte Körperschaft, sondern blühend auch durch seine Studentenschaft, die in ruhiger, sicherer und vor allem auch heiter glücklicher und gediegener Weise sich entwickelt hat. Würzburg hat unter den deutschen Universitäten neben Tübingen und Heidelberg einen ganz besonderen Reiz, der auf die Hochschule selbst in schöner Weise zurückwirkt. Felix Dahn hat zu dem 300jährigen Jubiläum der Alma Julia seinen Hymnus gewidmet, der nicht bloß seine Liebe, sondern auch den Geist und die Schönheit dieser hohen Schule atmet.



GRAZ
1586

Die Universität Graz hat vielleicht die düsterste Vergangenheit und die schönste Zukunft. Sie ist entstanden in der Zeit des Ringens zwischen dem alten und dem neuen Glauben. Wir sehen, wie in Land und Ritterschaft der Drang nach dem Evangelium sich regt und die Bildungsstätten gewinnen will, die man bedurfte, um diesen Glauben zu stützen und zu erhalten. Aber auf der anderen Seite sehen wir das Haus Habsburg und vor allem dessen Sprossen, den Erzherzog Karl, der hier in Graz seine Residenz aufgeschlagen hatte, zu dem Entschluß kommen, hier eine Universität zu schaffen. Ihn drängte die Gefahr des Katholizismus, dem er mit voller Seele anhing. Dazu wurde er in diesem Gefühl bestärkt durch seine Gemahlin, die bayerische Prinzessin Maria. Es stand freilich schlimm um die alte Kirche. Denn der Protestantismus war erstarkt, zumal in der Ritterschaft, die fest geschlossen mit den Städten und Märkten, aber auch mit einem großen Teile der Bauernschaft zum neuen Evangelium übergegangen war. Und auch in den slowenischen Gebieten begann sich die Reform auszubreiten. Man hatte inzwischen die protestantische Staatsschule geschaffen und wähnte, daß man damit aller weiteren Gefahr gewachsen sei. Man konnte dort den Adel standesgemäß ausbilden, Bürgersöhne aber zu Prädikanten und Lehrern erziehen. Freilich zum Universitätsstudium mußte man sich nach Tübingen und Wittenberg, oder selbst nach Rostock wenden. Aber es war doch ein starker Rückhalt, den der Erzherzog nur durch die Schaffung einer Universität brechen konnte. Und dazu war er entschlossen. Ja, er ging noch weiter. Um die Gegenreformation, für die er jetzt alles vorbereitete, durchführen zu können, dazu bedurfte auch er eines neuen Klerus und was gab es da einfacheres als die Berufung der Jesuiten! Er verhandelte mit dem Papst, er verhandelte mit dem Ordensgeneral Borgia selbst. Sie ließen nicht lange auf sich warten. Das Kollegium wurde im Jahre 1573 eröffnet, die Lateinschule war geschaffen und sofort ging man auch an die Bildung einer theologischen und philosophischen Fakultät. Bereits im Herbste 1585 begannen die Vorlesungen und

am 14. April 1586 wurde die Universität eröffnet: „Eine Jesuitenuniversität wie jede andere, hier aber von besonderer Bedeutung, weil das Kollegium gewissermaßen im engsten Zusammenhang stand mit der Residenz und von dieser aus nun bald der Einfluß über die ganzen österreichischen Erblande, ja über Deutschland sich verbreiten sollte.“ Man muß sagen, daß die Jesuiten, wie immer, wenn sie etwas angriffen, in glänzender Weise es durchführten und hier in Graz haben sie sich natürlich ganz besondere Mühe gegeben. Als Ferdinand II. zur Regierung kam, hatte die Grazer Universität bereits ihre Wirkung getan: die österreichischen Länder waren ihrem Geiste unterworfen. Alles war zurückgekehrt zur alten Kirche. Auch der Adel und das Bürgertum. Und in Graz selbst studierten bereits 1594 600 Schüler, die im Jahre 1631 sich auf 1572 vermehrt haben. Damit war eigentlich schon der Zweck erreicht und man kann nicht sagen, daß die Jesuiten noch mehr gewollt hätten. Sie hielten die Linie, die sie in so raschem Schwunge angestrebt, fest und sind darüber nicht hinausgeschritten.

Dem raschen Aufschwung folgte vielmehr eine lange Zeit des Erstarrens. Immerhin sehen wir, wie im Laufe des Dreißigjährigen Krieges das Hochschulleben zwar glanzvoll und prunkend, ja bis zu einem gewissen Grade pomphaft sich abspielt, daß die Studenten im Grunde milder behandelt werden als an anderen, zumal an den katholischen Hochschulen, und die Jesuiten selbst bei den Ausschreitungen des Pennalismus eine gewisse Rücksicht genommen haben. Sie verfuhren keineswegs engherzig. Und dann kam ein anderes hinzu. In der Zeit wo in Deutschland selbst der Geist für Dichtung und Theater noch allerlei Abstumpfungen und falsche Anregungen erfuhr, sind es die Jesuiten gewesen, die ein regelrechtes Drama, freilich in ihrer Art, ausgebildet haben, das aber doch geeignet war, zumal durch den Prunk und die Pracht, mit der die Stücke aufgeführt wurden, auf Sinn und Geist ihrer Schüler ästhetisch zu wirken. Gerade diese ästhetische Seite ihrer Hochschulbildung war vielleicht das Wichtigste und nicht das Schlechteste, was sie zu bieten vermochten. Denn von einer Erstarrung der jungen Geister war keine Rede, ebensowenig davon, daß der Unterricht sie abgestoßen hätte. Die Erziehung war fromm, aber doch bis zu einem gewissen Grade weltlich und die Jesuitenschüler wußten ihren Weg zu machen. Sie nahmen Lebenserfahrung mit sich und konnten im entscheidenden Moment selbst die Klinge führen. Denn auch nach dieser Seite hin war die Strenge auf den Jesuitenuniversitäten keineswegs größer als auf den protestantischen. Man drückte zwei Augen zu, wo man im Norden sich nur schwer entschloß, eines zu schließen. Freilich fehlte es nicht an Anregungen, über die Universität und den Einfluß der Jesuiten hinwegzugehen, und der Gedanke, eine juristische Fakultät zu schaffen, wurde von keinem anderen lebhafter und energischer betrieben als von dem Bischof Stobäus von Laband. Aber die Jesuiten wußten sich recht wohl durch all diese Versuche hindurchzuwinden, nachgebend und verzögernd, um schließlich doch der Regierung gegenüber auf ihrem alten Standpunkt zu verharren. Man kann den guten Willen der Hofkanzlei, welche in der Tat Neuerungen, wie einen Lehrstuhl

für Geschichte, Einführung juristischer Vorlesungen plante, nicht verkennen. Aber er scheiterte an dem Eigensinn der jesuitischen Machthaber und erst als der Orden 1773 aufgehoben wurde, konnte der Staat seine Wünsche durchführen. Und in der Tat schon im Jahre 1778 war die juristische Fakultät gegründet. Auch eine medizinische wurde vorbereitet und die dazu nötigen Landschaftsanstalten wurden seit 1778 allmählich der Universität angeschlossen.

Aber nun kam Kaiser Joseph II. Er war kein Freund der vielen Universitäten. In seinem System lag vielmehr ein gewisser, fast krankhafter Drang, alles zu zentralisieren. So wurde denn auch Graz degradiert und vom 14. September 1782 ab war die Universität auf einmal ein armseliges Lyzeum geworden, also noch weniger als sie in den Zeiten der Jesuiten gewesen war. Es blühte kein Vorteil heraus als Prüfungen und zwar erschwerte Prüfungen, das Versagen der Titel und die Begrenzung der späteren Avancements der Hörer. Es ist kein Zweifel, Kaiser Joseph II. wollte mit diesem Proletarisieren der Wissenschaften und ihren Anstalten etwas recht Gutes und hat doch etwas recht Übles damit erreicht. Durch die Bestrebungen dieses absoluten Herrschers und Hauptvertreters des aufgeklärten Despotismus geht ein starker demokratischer Zug. Man hat trotz des Jubels, mit dem diese Wendung begrüßt wurde, doch recht wohl erkannt, daß man sich auf einer abschüssigen Bahn befand. Und in der Tat, Joseph II. hat seinem Staat keinen größeren Dienst erweisen können, als daß er starb.

Nun trat freilich eine Zeit der Ruhe ein. Dann kamen die großen Kriege, die Österreich vollständig verarmten und in denen es doch seine Tatkraft zu beweisen vermochte. Denn das Jahr 1809 und die Schlacht bei Aspern bezeugten, daß es sich hier um ein kraftvolles Volkstum handelte, das nur richtig geführt zu werden brauchte, um einer freudigen und starken Entwicklung entgegenzugehen. In Graz aber sehnte man sich nicht bloß nach Wiederherstellung der alten Universität, sondern nach einer Neubelebung der alten Einrichtung und der Freund und Schützer Steiermarks, der Erzherzog Johann, hat denn auch seinen Einfluß dazu verwendet, den Grazern ihren Wunsch zu erfüllen. Am 27. Januar 1827 ward Graz wiederum zur Universität erklärt. Freilich zunächst nur erklärt. Denn geändert wurde nicht viel. Es wurde nur das Promotionsrecht zurückgegeben, aber von den wirklichen Rechten einer Universität war noch keine Rede. So blieb alles bis zum Jahre 1848. Es waren immerhin 18 Ordinarien hier tätig, 5 Theologen und Mediziner, 5 Juristen und Philosophen usw. Aber die Entwicklung war so armselig wie möglich und auch der materielle Aufschwung, den sich die Grazer erwartet hatten, blieb aus. Doch nun kam das Jahr 1848. Gerade in Österreich hat der Ruf nach Lern- und Lehrfreiheit besondere Bedeutung gewonnen und es fanden sich eine Reihe von Führern, die in diesem Sinne wirkten. Jetzt erst sind die österreichischen Universitäten im vollen Sinne des Wortes moderne Einrichtungen geworden. Es kam die Freizügigkeit. Die Studenten durften sich zusammenfinden in ihren Verbindungen. Und es trat noch etwas ganz besonderes hinzu, nämlich das nationale Gefühl. In den Jahren 1849 und 1850 hat

die Grazer Universität die Organisation erfahren, die im Grunde heute noch besteht. Aber in der Zwischenzeit ist dann doch eine Ausbildung erfolgt und vor allem sind alle jene Einrichtungen geschaffen worden, welche die unbedingte Forderung für eine moderne Universität sind. Der Staat hat wirklich das seine dazu getan und eine Fülle von Bauwerken sind entstanden. Die Institute sind glänzend ausgestattet und vor allem ist der Geist der Professorenschaft ein bedeutender geworden. Die Universität steht stolz und stark in der Reihe der Hochschulen und ihr kommt für die künftige Zeit eine ganz besondere Mission zu, die bei dem schönen Jubiläum im Jahre 1927, wo die hundertjährige Gedenkfeier ihrer Wiedererrichtung begangen wurde, klar zutage getreten. Graz ist nicht bloß eine Stätte deutscher Wissenschaft, sondern im vollsten Sinne eine Vorburg deutschen Geistes und deutschen Nationalgefühls.



GIESSEN
1607

Kaum eines der deutschen Territorialgebiete hat schon so frühzeitig den Ideen des modernen Staates zugestrebt als Hessen. Aus diesen Folgerungen aber ergab sich die Notwendigkeit, eine ausgesprochene Hochschulbildung der Beamten und aus dieser wiederum die unbedingte Forderung eigener Landesuniversitäten. Wir haben bereits gesehen, wie Landgraf Philipp sich durch die Gründung der Universität Marburg eine solche geschaffen und gesichert hat. Aber er konnte sich noch nicht entschließen, in seinem Testament klar und bestimmt entweder das Erstgeburtsrecht durchzuführen, oder die Teilung in solcher Weise vorzunehmen, daß über den Besitz der einzelnen Gebiete, zumal auch Marburgs und seiner Universität, unbedingte Klarheit herrschte. Es war nur eines erreicht, nämlich die Suprematie der Kasseler Linie, wo Landgraf Wilhelm in seiner energischen Weise nicht bloß seine Rechte, sondern auch seine ehrgeizigen Pläne vertrat. Aber es waltete eine Unklarheit der Verhältnisse wegen des Gesamtbesitzes der Universität Marburg und so war es kein Wunder, wenn darüber in der Tat eine Art von Erbfolgestreit losbrach, der durch den Vertrag vom 26. August 1567, bzw. 28. Mai 1568 endete, wodurch der gemeinsame Besitz der Hochschule für alle Teile festgelegt wurde.

Aber nun starb im Jahre 1604 am 9. Oktober Landgraf Ludwig von Marburg. Das Testament wurde eröffnet und vom Darmstädter Landgrafen angefochten. Ein regulärer Rechtsstreit um das Marburger Erbe brach los. Die Universität hielt loyal zu Kassel und nahm öffentlich Partei für den Landgrafen Moritz, der, da er der reformierten Kirche anhing, nun auch Marburg in diesem Sinne reformieren wollte, eine Maßregel, welche eine Rebellion der Studenten und eine starke Erregung in Darmstadt und dessen Gebieten hervorrief. Da erwachte denn bei dem Landgrafen Ludwig die Idee der Errichtung einer eigenen Hochschule. Es ist kein Zweifel, daß der Gedanke daran bei ihm ganz selbständig auftauchte. Aber er war doch im hohen Grade befriedigt, als von dem Gießener Superintendenten Vietor ihm ein

Schreiben zuging, in welchem die Gründung einer Hochschule mit vier Fakultäten als unbedingt notwendig gefordert wurde. Nicht anders lautete die Antwort des Superintendenten Johannes Angelus über das Gesuch, das im Namen der aus dem Marburger Gebiete entlassenen Theologen um die Errichtung einer Partikularschule für die Landeskinder bat.

In Marburg vollendeten sich rasch die Dinge. Die Theologen der lutherischen Konfession wurden verjagt und man fürchtete unbedingt den Druck der Waffen. Da wurde Vietor beauftragt, die lutherischen Professoren zu veranlassen, sich in darmstädtischen Schutz zu begeben. Der Landgraf wollte sie in der Tat nur als Schutzflehende aufnehmen, um einen Konflikt mit seinem Bruder zu vermeiden. Aber diese waren schon, mit Ausnahme Mentzers, dafür jedoch mit Dietrich, heimlich aus Marburg abgezogen und nach Gießen gekommen. Nur Mentzer mußte, wie er sich ausdrückte, aus häuslicher Notdurft bleiben und um als Ephorus Rechnung zu legen. Alle aber wurden nun nach Darmstadt geladen und bei dieser Zusammenkunft wurde die Errichtung eines Gymnasiums, und zwar in Gießen, dekretiert. Man beschloß sofort die Errichtung von drei Fakultäten: Winckelmann und Mentzer bildeten die theologische, für die juristische wurde Gotho Predus Antonii von Marburg berufen und auch dieser ist Ende November übergesiedelt und brachte sogar zahlreiche Studenten mit. Kaspar Finckh übernahm Physik und Rhetorik, Christoph Hellwig germanische und hebräische Sprache. Er war der Mann, der neben Mentzer die meiste Zukunft besaß. Dann sehen wir Professor Kiezel für Institutionen und Mathematik, Dietrich für Ethik und Pädagogik. Auch für Geschichte war gesorgt durch die Berufung Konrad Bachmanns. Die Schaffung einer medizinischen Fakultät war geplant.

Genug, man hatte gute Kräfte und konnte gute Hoffnung schöpfen. Als Arbeitsstätte stellte der Magistrat das Rathaus zur Verfügung. Für das Finanzielle kam zunächst der Landgraf auf. Dann aber beschloß der Darmstädter Landtag, der dazu einberufen wurde, das Herübernehmen der Güter, welche die Universität Marburg fundiert hatten. Inzwischen aber suchte doch auch Ludwig Rückhalt beim Kaiser und, um sein Gewissen zu beruhigen, hat er eine Reihe von Rechtsgutachten eingefordert. Indessen konnte bereits am 10. Oktober dieses „gehobene Gymnasium" eröffnet werden. Kanzler wurde Strupp, ein Mann, der in der ganzen Folgezeit wohl die glänzendste Rolle spielen sollte. Winckelmann fungierte als Rektor. Am 14. Oktober begannen die Vorlesungen und im Pädagogium hatten sich bereits 70 Schüler eingefunden. Aber der Landgraf ruhte nicht, sondern wollte das Eisen schmieden, solange es glühte, und aus diesem Grunde das Gymnasium zur Universität ausbauen, freilich unter einer Klausel, daß diese nur solange bestehen sollte, bis in Stadt und Land Marburg der alte Religionsstand hergestellt sei. Nun war das Gymnasium in der Tat schon eine Art hohe Schule, wie sie in so vielen anderen Städten als Universität betrachtet wurde. Es fehlte ihr das Promotionsrecht, das nur der Kaiser verleihen konnte. Dies zu erreichen aber war nicht so einfach. Denn von Marburg her wurden alsbald sehr energische Maß-

regeln getroffen, die freilich mehr für die dortige Universität als für Gießen von Übel waren. Ludwig hatte schon den entscheidenden Schritt getan und seinen getreuen Johannes Strupp nach Prag gesendet. Dessen Verhandlungen sind eigentlich eine Geschichte für sich. Sie beleuchten nicht nur das Verhältnis der Territorialherren zum Kaiser, sondern auch den ganzen Hof, bei dem nur durch Bestechung etwas zu erreichen war. Aber gerade deshalb ist es trotz der viel höheren Angebote von seiten des Landgrafen Moritz der Klugheit Strupps gelungen, das Dekret durchzusetzen. Schließlich hat er es durch den Kammerdiener des Kaisers am 6. Juni 1607 in seinen Besitz gebracht. Es war vom 9. Mai datiert und bedeutete ein durchaus neues Privileg, und damit einen starken Erfolg der Darmstädter Linie, durch den zweifellos Landgraf Moritz überrumpelt worden ist. Zu gleicher Zeit aber war Marburg mit einer Klage wegen der Universitätseinkünfte am Reichskammergericht abgewiesen worden. Nun suchte Moritz die Veröffentlichung des Gießener Privilegs zu verhindern und eine Suspension desselben herbeizuführen. Aber wenn er auch in den Hofkreisen durchdrang, so hat doch der Kaiser einen solchen Widerruf mit seiner Ehre nicht vereinbaren können. Er hat sogar mit einer gewissen Verachtung diese Gesuche abgewiesen.

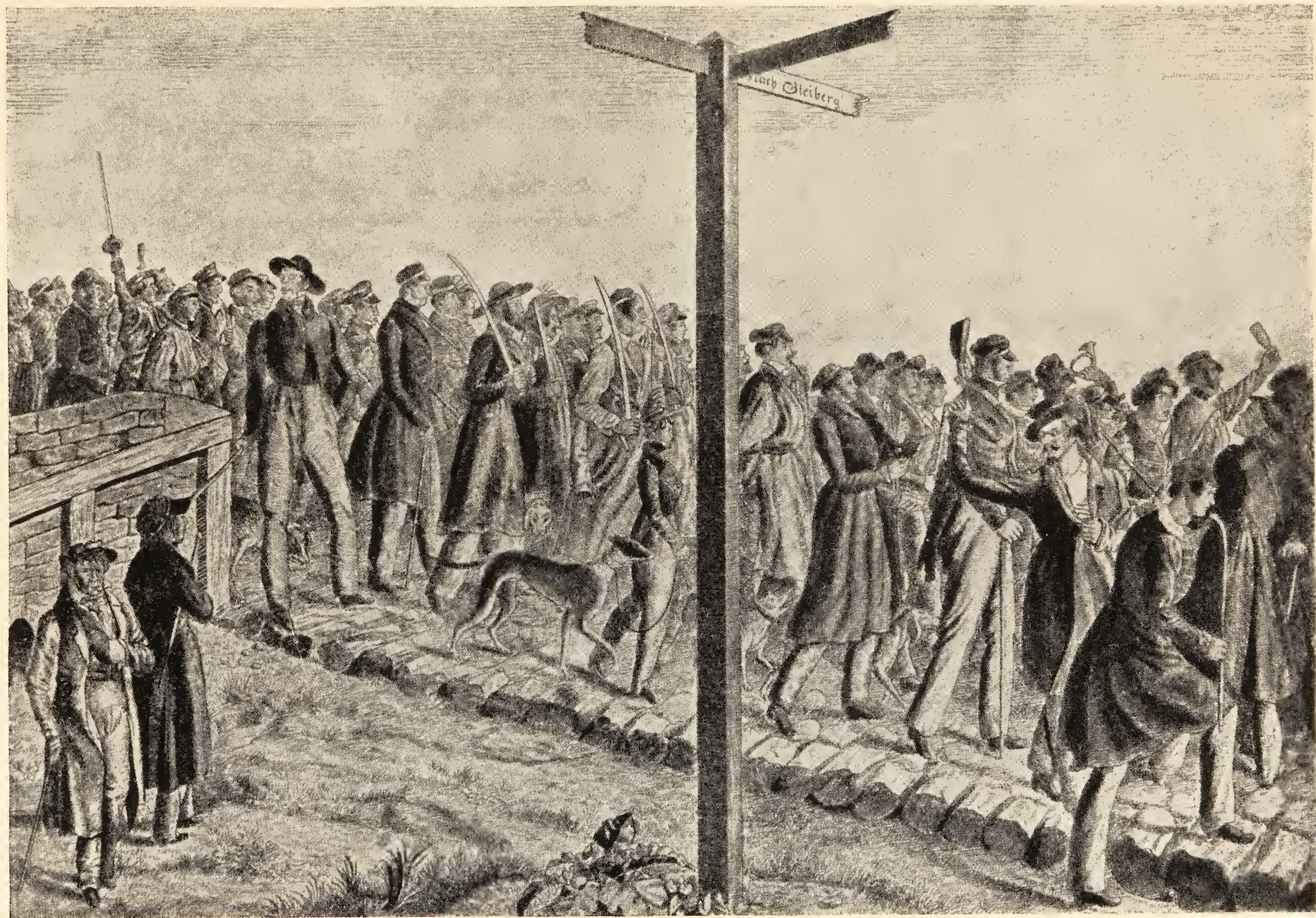
In der Zwischenzeit freilich tobte der ehrbare theologische Streit zu Marburg und Gießen, zumal zwei weitere Professoren, Ellenberger und Nigidius, schon zur Eröffnungsfeier nach Gießen gekommen waren. Die literarische Fehde wurde im Geiste der Zeit mit großer Erbitterung geführt: die Marburger beklagten sich über ein Pasquille, die Gießener aber überschicken eine umfangreiche Zusammenstellung von Grobheiten aus den Marburger Streitschriften. Es war sogar ein Mordanschlag gegen den Professor Winckelmann geschehen und zwar durch seinen eigenen Schwiegersohn, den Kasseler Küchenmeister, der ihm drei Messerstiche versetzte. Trotzdem wurde in Gießen alles vorbereitet: Antonii wurde Rektor und zu gleicher Zeit Kanzler, und als nun zwei Kasseler Notare erschienen, um Protest zu erheben gegen die neue Gründung, wurde im Gasthof zum „Einhorn“ in Gießen die Sache ausgetragen und die Notare mußten unverrichteter Dinge abziehen. Dies alles liest sich wie ein humoristischer akademischer Roman. Aber der Ernst der Sache war, daß bereits dreihundert Studenten bei der Eröffnung der Universität anwesend waren und somit die feierliche Einweihung erfolgen konnte, zwar in engen Verhältnissen, aber mit allem Pomp und genau nach dem Vorbild der Eröffnung der Universität Marburg. Indessen hat Kassel augenblicklich eine weitere Berufung eingelegt. Daraus wurde ein Rechtsstreit, der sich bis zum Jahre 1623 hingezogen hat.

Doch Gießen war eröffnet und es brach eine ruhmvolle Zeit für diese junge Gründung an. Schade nur, daß auch hier die dogmatischen Streitigkeiten nicht ruhen konnten. Denn was war ein theologischer Professor ohne Polemik! So begann der Kampf zwischen Mentzer und Feurborn einerseits, und Winckelmann und Gisenius andererseits, der die Universität sofort in zwei Lager spaltete. Die selbstverständliche Folge davon war eine ganz besonders

ausgeprägte Disziplinlosigkeit der Studentenschaft. Dazu kam die Pest. Schon vorher suchte Gießen eine Reihe von Seuchen heim, bis im Jahre 1613 die furchtbare Krankheit die Aufhebung aller akademischen Tätigkeit notwendig machte. Erlag ihr doch auch neben vielen Studenten der glänzende und hervorragende Professor der Mathematik Hermann. Man dachte freilich an Verlegung. Aber überall in den hessischen Landen herrschte die Krankheit und so ward denn die Universität in alle Winde zerstreut. Außerdem die drohende Kriegsgefahr, die freilich abgewendet wurde, aber doch eine starke Flucht der Studenten hervorrief!

Wir sehen den wilden Christian von Braunschweig plündernd durch die Lande ziehen. Wir sehen, wie der Landgraf in Darmstadt selbst von den Pfälzern gefangen wird und schließlich die Gießener Studentenschaft, um die Stadt zu verteidigen, sich um ein Fähnlein schart, auf das die Worte gestickt waren „litteris et armis ad utrumque parati". Und sie hat sich tapfer gehalten. In der Geschichte der Universität sind diese Tage ein ruhmvolles, wenn auch vielleicht allzustark betontes Blatt. Dann aber führte der landgräfliche Oberst Strautenbach die Verteidigung und benahm sich nun, dem Geiste der Zeit gemäß, mit größter Rücksichtslosigkeit gegen die Studierenden. Diese wanderten deshalb zum großen Teil nach Marburg aus. Andere haben sich wohl zu den Truppen des wilden Christian oder anderen Heeresabteilungen geschlagen, um die Rolle eines Ritters von Fortune zu spielen. Im übrigen betrachtete der Landgraf die Universität als sein teures Kleinod und in den beiden Statuten von 1605 und 1607 sind ihr eine Fülle von Privilegien verliehen worden, aber freilich in der Weise, daß sie unbedingt vom Landesherrn abhängig blieb. Das war zunächst weniger zu fühlen, weil er selbst im unbedingten Zusammenhang mit seiner Hochschule blieb. Freilich konnte er einzelne Mißstände nicht ändern. Der Geist der Studenten war unruhig und es kam selbst zu Mord und Totschlag. Eine Fülle von Anklagen wurden auch wegen gebrochener Eheversprechen gegen die Studenten erhoben.

Bei den Berufungen aber machte sich immer eine Sorge geltend, nämlich wegen des Erbstreits. Auf der anderen Seite waren wohl auch die übertriebenen Ansprüche schwer zu befriedigen, zumal bei den Theologen, die ohne Zweifel über gute Einnahmen verfügten. Außerdem betrieben sie Viehzucht und Ackerbau. Wegen der Schweinezucht waren sie freilich in Streit mit der Stadtverwaltung geraten. Damals haben sich in Gießen die beiden Sprüche ausgebildet: „Er kann leben wie ein Professor" und von einem reichgekleideten und verwöhnten Fräulein sagte man, es sei ein Professorenkind. Das traf freilich nicht für alle zu und zumal die Professoren der philosophischen Fakultät befanden sich in ungünstiger Lage und mußten noch im Jahre 1615 Protest einlegen, daß ihnen die miserable Gage in minderwertiger Münze ausbezahlt würde. Dazu aber kamen böse Streitigkeiten, die doch vor allem aus professoraler Eitelkeit entsprungen sind. So ist ein Streit mit Mentzer dadurch hervorgerufen worden, daß er einem der Professoren nicht in der gebührenden Weise zugetrunken hat. Das Trinken spielte überhaupt bei den Professo-



Gießen. Studentenauszug nach dem Gleiberg

ren eine große Rolle, zumal bei allen festlichen Gelegenheiten, wo es auf Kosten der Universität ging. Und es ist ein entzückendes Idyll, wenn man liest, daß im Senatszimmer ein Bock für das Weinfäßchen stand, das bei den Examina angezapft zu werden pflegte.

Im übrigen geschah doch in dieser kurzen Spanne Zeit sehr viel und wenn die Professoren ihre Aufgaben richtig erfaßt hätten, so wäre wohl noch mehr erreicht worden. Die Studentenschaft freilich war nach ihren Verhältnissen verschieden gruppiert. Die meisten klagten zunächst über den Unfleiß der Professoren und wurden dadurch selbst unfleißig. Man sprach von dem vielen Trinken der Herren und trank nun selbst. Man betrieb Mummenschanz und mußte dergleichen Dinge im Karzer und durch Geldstrafen, welche den Professoren zugute kamen, büßen. Aber im Karzer selbst hob ein sehr bedeutsames Trinken an, an dem sogar die Pedelle sich zu beteiligen pflegten. Andere Studenten freilich mußten sich ihr Brot verdienen, waren also Werkstudenten im vollen Sine des Wortes, aber immerhin besser gestellt als die Stipendiaten, die von der armseligen Spende leben mußten. Es entstand indessen viel Konflikt mit den Bürgern, schon deshalb, weil diese nach jeder Richtung hin die Studierenden auszunützen suchten. Verbindungen gab es noch gar keine. Nur die „Tischgenossenschaft" schloß sich enger zusammen und bildete eine Art von Gemeinsamkeit.

Aber da erfolgte am 23. März 1623 das Endurteil in dem Erbschaftsprozeß und Kaiser Ferdinand II. ließ es sich nicht nehmen, dem Landgrafen Moritz seinen Marburger Erbteil vollkommen abzusprechen und an Ludwig von Darmstadt zu übergeben. Ja er mußte alles ausbezahlen, was er seit 1605 aus diesem Gebiete gewonnen hatte. Der Schlag war vernichtend, um so mehr, als sofort die Exekution begann, zu deren Vollstrecker der Kurfürst Ferdinand von Köln, ein bayerischer Prinz, und der Kurfürst von Sachsen Johann Georg ernannt wurden. Dieser freilich lehnte die Teilnahme ab. Aber der Kaiser wollte die Demütigung eines der größten Feinde seines Hauses, und so kam es in der Tat zu der Exekution durch das Eindringen der kaiserlichen Truppen unter Tilly, der, von Niedersachsen herbeieilend, im Herbst 1623 Marburg besetzte. Es erfolgte die Besitzergreifung der Stadt und der Universität durch die Abgeordneten des Landgrafen von Darmstadt. Alle Professoren wurden laut kaiserlichen Mandats an Darmstadt verwiesen, der Professor Voltäus erklärte, daß ihnen nichts anderes übrig bleibe, als die Unterwerfung unter den kaiserlichen Spruch. Die Professoren, die nach 1605 ernannt waren, wurden sofort entlassen. Dabei ist interessant, daß bei der Scheidung der Geister nicht das religiöse Moment eine Rolle spielte, sondern lediglich das politische.

Es erfolgte nun die Aufhebung der Gießener Universität, nachdem Landgraf Ludwig am 18. März nach Marburg gekommen war und Huldigung und Eid in alter Form entgegengenommen hatte. Die Universität Marburg befand sich freilich in der Auflösung. Es waren nur noch fünf Professoren im Amt. Aber nun befahl der Landgraf gemäß seinem ursprünglichen Plane die Verlegung der Universität Gießen nach Marburg und in diesem Sinne sollte diese

völlig übergeführt werden. Die Professoren Mentzer und Winckelmann wurden auf ihre früheren Lehrstühle berufen. Sie kamen freilich nur, um den Gießener Streit hier weiter zu fechten. Am 10. Mai 1624 aber wurde in Gießen durch Georg Riedesel als Führer der landgräflichen Kommission die Suspension ausgesprochen und bereits am 25. Mai endete die Gießener akademische Tätigkeit. Am 26. waren alle entlassen, freilich der größte Teil mit der Aussicht auf Wiederanstellung, soweit sie sich nicht schon in anderen Stellungen befanden. Die Bürgerschaft klagte und sah jetzt schmerzlich den Studenten nach, die mit den Professoren abzogen, um in Marburg ihre Studien fortzusetzen. Freilich haben die Professoren die Gießener Tradition mit hinübergenommen und ein gefühlvoller Professor hat wohl von einer „Seelenwanderung" von der Gießener in die Marburger Universität gesprochen.

Was jetzt kam, war, wenn man will, ein Interregnum. Aber alles spielte sich in Marburg ab. Freilich war Landgraf Georg der Herr, also war es eine hessen-darmstädtische Universität, und wie einst das Vorbild von Marburg nach Gießen, wurde jetzt das Vorbild von Gießen nach Marburg gebracht. Aber der Prozeß, der jetzt weiterspielte, hat ihm das alleinige Recht über Marburg zugesprochen und es wäre wohl bei diesen Verhältnissen geblieben, wenn nicht in der weiteren Entwicklung nun doch ein anderer eingegriffen hätte. Es erschien Gustav Adolf, der Schwedenkönig, und mit ihm schloß Kassel sofort wegen Wiederherstellung seiner Herrschaft ein Bündnis. Es war die kühne, geistvolle und ehrgeizige Landgräfin Witwe Amalie Eleonore, die für ihren minderjährigen Sohn die Regentschaft führte und nun mit Frankreich und Schweden in enge Beziehung trat. Am meisten mußte darunter Marburg leiden, das sofort besetzt wurde. Auch das Schloß wurde beschossen. Nun befanden sich damals auf dem Schloß drei Prinzen, welche aber flohen und dadurch das Signal zur fluchtmäßigen Auswanderung der Studenten gaben. Es war, wie wir bei der Geschichte von Marburg gesehen haben, eine traurige Zeit, und wohl keine Universität hat ein Gleiches durchgemacht, kein Professorenkollegium hat solche Not gelitten. In der Tat schien alles verloren. Denn auch nach dem Tode des großen Königs war ein Ende des Konfliktes nicht abzusehen. Es brach vielmehr um die Universität ein direkter Krieg zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt aus, der einer der wildesten Fehden bedeutete, die damals ausgefochten worden sind, und in die dann auch die Abgesandten Schwedens und Frankreichs in Osnabrück sich einmischten. Durch deren Vermittlung, vor allem aber durch Eingreifen der deutschen Fürsten ist schließlich ein Abkommen erfolgt, und zwar auf Grund einer regulären Teilung, die freilich den Landgrafen veranlaßte, wieder an die Rückführung der Universität nach Gießen zu denken. Dies geschah denn am Sonntag Jubilate 1650.

Von da an beginnt wiederum ein normaler Verlauf der Universität. Freilich die finanziellen Schwierigkeiten spielen nach wie vor eine große Rolle. Nur findet man, daß jetzt die theologische Fakultät vor der juristischen mehr und mehr zurücktritt. Es war ja kein erfreuliches Dasein für die deutschen Uni-

versitäten überhaupt nach der Epoche des Dreißigjährigen Krieges. Aber man malt sich wohl das Bild immer zu dunkel, ja zu schwarz, weil man die Berichte über den Pennalismus liest, weil man hört, wie nun ein förmliches Kartell der Universitäten Leipzig, Wittenberg, Jena, Tübingen, Helmstedt und Rostocks geschlossen wird, um ihm zu Leibe zu gehen.

Im übrigen war an Stelle der heißen Kämpfe zwischen lutherischem und kalvinistischen Bekenntnis der Kampf für und gegen den Pietismus getreten und hatte schließlich im Jahre 1693 den landgräflichen Beschluß herbeigeführt, daß das Wort Pietismus als Schimpfwort nicht gebraucht werden dürfe. Das wirft freilich ein helles Schlaglicht auf die Fakultät. Aber es wurde doch Licht in Gießen. Denn schon ein Jahr darauf liest der Jurist Hedinger über „Natur und Völkerrecht", ist also bereits in die neue Richtung eingetreten. Und im Jahre 1697 wird die Geschichte durch die Berufung des Professors Arnold zu einem selbständigen Fach erhoben. Drei Jahre später aber erscheint durch den Professor Joh. Chr. Lange das erste deutsche Programm. Freilich kleinlich blieb man. Man geriet in Streit mit Rostock in Sachen des Pietismus. Man sah sich veranlaßt, den Studenten das Jagen im fürstlichen Walde zu verbieten, wogegen diese eine, wie es scheint, durchaus berechtigte „Beschwerde einreichten". Aber dann erfolgte das merkwürdige Kuriosum, nämlich daß im Jahre 1725 die Universität selbst „eine Beschwerde einreichte" wegen zu großer Zahl von Professoren, so daß die Senatstafel habe verlängert werden müssen.

Dann wieder Krieg und Kriegsnot. Im Innern aber der Kampf gegen die Studentenorden, die gerade in Gießen eine gewisse Pflege und Ausbildung erfahren haben bis zur Bildung der schwarzen Brüderschaft. Doch es kommt auch Erfreuliches. Die „philosophisch-medizinische" Gesellschaft beginnt auf die wissenschaftlichen Arbeiten und den wissenschaftlichen Geist der Universität sehr starken Einfluß zu gewinnen und im Jahre 1771 erscheint der erste Band ihrer Veröffentlichungen. Im selben Jahre freut sich die Gießener Studentenschaft der Anwesenheit des Dichters Wieland, dem sie freudig huldigt. Und dann will sie auch dem beliebten Herzog Alexander von Württemberg eine Huldigung darbringen. Diese aber verbietet der Rektor Ouvrier und die Studentenschaft veranstaltet deshalb einen Auszug nach Kleinlinde. Da sich Professor Koch ihrer annimmt, muß der kurzsichtige und taktlose Rektor abdanken. Auch weiterhin bilden die Konflikte der Studentenschaft wegen ihrer Verbindungen und wegen ihrer Orden die Ursache von allerhand Streitigkeiten und Auszügen, die an keiner Universität so zahlreich gewesen sind, wie gerade in Gießen. Die Folge davon war, daß sie sich gerade hier in Gießen trotz aller Kämpfe am besten durchgesetzt haben. Es ist die Zeit, wo Goethe, von Wetzlar kommend, in Gießen Freundschaft findet und heitere Stunden verlebt und sich, wenn nicht erlabt, so doch an dem Geist der Universität erfreut. Dann freilich brechen die französischen Kriege los: eine Zeit des Schwankens, das aber doch hier viel weniger zum Ausdruck kommt, als in fast allen anderen deutschen Ländern. Jedenfalls hat die Universität auch in dieser Zeit Mut und Überzeugungskraft bewährt. Als im Jahre 1798 von seiten Kursachsens der

Vorwurf gegen Fichte wegen seines angeblichen Atheismus erhoben wurde, hat Gießen in entschiedenster Weise Partei ergriffen. Während andere sich ängstlich zurückhielten, haben dort sogar zwei theologische Professoren, Schmitt und Schaumann, jeder in seiner Art, aber jedenfalls mit gutem Willen und in reinster Absicht, ihn verteidigt und sind so auch mannhaft für die Freiheit der Forschung überhaupt eingetreten. Es war freilich für Gießen selbst ein Lichtblick. Denn es war sonst arm an Geistern. Aber dieser Mut und guter Wille gereicht ihm unbedingt zur Ehre.

Es ist merkwürdig, wie nun gerade in Hessen die Franzosenzeit eine besondere Entwicklung veranlaßt. Auf der einen Seite der Ausbau des städtischen Verwaltungswesens, auf der anderen Seite aber ist es ein junger Hesse, namens Welcker, der entbehrend, was er lernen will, hier festen Fuß faßt und späterhin als ein Träger des neuen Humanismus erscheint. Dann kam freilich die Zeit der Burschenschaft, wo Carl Follen eine Hauptrolle spielt und gerade Gießen am meisten angeschwärzt wird und neben Jena in der Tat als die verrufenste Universität gilt. Nicht ganz ohne Grund. Denn zumal hier hat der Bund der schwarzen Brüder seinen Sitz. Aber die Furcht vor ihm war übertrieben, wie in allen studentischen Fragen der Zeit. Gewiß, die Burschenschaft ward geschaffen, wie wo anders. Der allgemeine Burschentag ward berufen und wie die allgemeine Burschenschaft verboten. Aber 1820 bilden sich trotz allem die Landsmannschaften Hassia, Franconia, Rhenania und Guestphalia und dann auch die Burschenschaften Constantia und Germania.

Inzwischen war schon die Zeit gekommen, wo hier der berühmte Chemiker Liebig seine Wirksamkeit begann und seine ersten Entdeckungen machte, wie späterhin Bunsen hier sich entfaltet hat.

So geht es rasch aufwärts und der neuen Zeit entgegen. Noch einmal, im Jahre 1835, drohte Gießen der Verlust der Universität. Aber da war es die zweite Kammer, welche diesen Plan unbedingt ablehnte. Mehr und mehr erhob sich der Geist der Universität über alle staatlichen Schwierigkeiten. Das Jahr 1848 wird ruhig überstanden. Der Staat fühlt sich zwar nicht stark genug, eine eigene Studentenwehr gelten zu lassen, aber in der Bürgergarde spielen sie ihre schöne und selbst heitere Rolle und darauf begehen sie mit ihren Professoren im Jahre 1849 feierlich Goethes hundertsten Geburtstag. Die Universität aber wird immer mehr ausgebaut. Alle notwendigen Institute werden geschaffen. Und so setzt eine Blüte Gießens ein, die neben den vielen Nachbaruniversitäten dauert. Und trotz der Kämpfe, die um ihre Gründung zwischen den hessischen Verwandten ausgefochten worden sind, liegt ein eigenartiger Zauber über dieser sonnigen Stadt. Sie ist in vollem Aufschwung und im vollen Gedeihen.



RINTELN
1621

Es hat etwas Gespenstisches, wenn man durch die kleinen Städte wandert, wo einst eine Universität vorhanden gewesen und man vor den verlassenen Gebäuden steht, wo einst der Geist der Wissenschaft nicht weniger gepflegt worden ist als an den hohen Schulen, die in das 19. Jahrhundert hereingerettet und durch Fürst und Staat auf moderne Höhe gebracht worden sind. So auch die Hessisch-Schaumburgische Universität Rinteln. Die Ernestina freilich wohnte in einem bescheidenen Haus. Aber hier herrschte doch nach einer Reihe verstrittener Streite der Geist religiöser Duldung, der dann schwinden mußte wie die ganze Universität. Heute ist so gut wie nichts mehr vorhanden. Ihre Geschichte ist freilich nichts anderes als die Erzählung traurigster Katastrophen, und wenn wir deren Lauf verfolgen, so haben wir ihren Weg von der Stiftung bis zum gänzlichen Verfall vor Augen. Von den Jahren 1621—1650 ist eigentlich nur Unglück zu verzeichnen. Es war Graf Ernst von Schaumburg, dessen Vater die Reformation eingeführt hatte, und der seine Studien in Helmstedt und in Italien gemacht hatte, seine Lehrjahre weiterhin bei Landgraf Moritz von Kassel verbrachte und von dorther sich auch die Frau holte: er faßte den Plan zu einer Universitätsgründung, der zunächst ein Gymnasium voranging. Aber dann hat er rasch von seiten des Reichs das Privileg geholt, das ihm denn auch im Jahre 1620, freilich um teures Geld, erteilt worden ist. Man schwankte, in welchem Städtchen des kleinen Landes man die Universität unterbringen sollte. Man dachte an viele andere, ehe man sich entschloß, sie nach Rinteln in die leeren Klostergebäude zu verlegen. Man sah recht wohl, daß es sich hier um einen Ort handelte, ohne irgendwelche Anregung. Nicht einmal Wirtshäuser waren vorhanden. Aber am 17. Juli 1621 wurde die Universität eingeweiht und zwar mit all den Feierlichkeiten, wie sie in dieser Periode des Barock üblich waren. Man suchte weiter zu greifen. Wir sehen, daß Männer wie Johannes Gisenius hierherkamen. Wie man andere, wie Mentzer, einlädt, Eichrodt, Griesheim und viele andere sich doch hier zusammenfinden und in der Tat die Universität

alsbald zu blühen beginnt. Aber da stirbt am 17. Januar 1622 Graf Ernst, und zwar kinderlos. Und nun mußte der Sprosse einer Seitenlinie, Johst Hermann, von seinem Gutshof im Münsterlande gerufen werden. Er hatte nicht den geringsten Sinn für die Universität.

Dann kam der große Krieg. Der wilde Christian fiel ins Land, erstürmte Rinteln, und da die Universität in dem alten Klostergebäude untergebracht war, so wurde eben die Universität als Kloster geplündert und verfiel dem fanatischen Haß des wilden Bischofs. Bei diesem Überfall mußten nicht weniger als fünf Professoren ihr Leben lassen. Die anderen flohen. Nur Gisenius blieb und ihm gesellte sich Lotichius zu. Es ist interessant, wie nach einiger Zeit die Universität doch wieder aufgetan wurde und nun der neue Rektor Gisenius über die Gefahren der deutschen Akademien dieser Zeit spricht und all die Leiden der kleinen Universität schildert. Gisenius war der gute Geist, der auch die Universität in schwerster Zeit zu retten suchte.

Da kehrte mit dem Restitutionsedikt der Benediktinerorden nach Rinteln heim und forderte seine ganzen Güter zurück. Natürlich waren die Professoren entsetzt. Ihnen wurden die Gehälter nicht bloß verwehrt, sondern sie sollten auch das bisher Empfangene an den Orden zurückzahlen. Die Klosterherren wandten sich sogar mit der Bitte an den Kaiser um die Übertragung der Universitätsrechte. Doch diese wurden ihnen nicht gewährt, wohl aber das Recht, theologische Vorlesungen für ihre Novizen zu halten. Nun war es Gisenius, der mit ganzer Kraft für die Universität eintrat. Aber man schleppte ihn mit Gewalt nach Minden. Dort wurde er dreiviertel Jahre gefangen gehalten. Sein Ende war furchtbar. Man hat ihn noch durch Soldaten vom Krankenbett zu einer Disputation geschleppt und infolge dieser Mißhandlung ist er gestorben. Dann kam 1634 die Schlacht bei Oldendorp und Rinteln wurde befreit. Aber es war verödet und kaum daran zu denken, die Universität zu erneuern, zumal 1640 das ganze Geschlecht der Grafen zu Schaumburg ausstarb. Aber man tat alles, um die Universität zu halten und wandte sich an die Witwe des Gründers Ernst, an Frau Hedwig, welche in Stadthagen lebte und nun von ihrem kleinen Wittum der Universität gab, sodaß sie von diesem Scherflein und von den Geldern, welche die Gräfin Elisabeth spendete, im Jahre 1642 hergestellt werden konnte. Es war freilich ein schwaches Leben, das jetzt wiederum anhob. Immerhin aber findet sich eine größere Zahl von Studierenden ein, zumal sie hier größere Freiheit zu genießen hoffen durften als an anderen Universitäten. Freilich, sie waren die Herren und es wird wohl erzählt, daß man des nachts nichts anderes hörte als „bestialisches Grunzen und feindliches Geheul und daß ein immerwährender Krieg gegen die Fenster geführt wurde." Aber es lag in der Zeit, über alles zu jammern und so auch über die schlechten und rauhen Sitten der Studentenschaft. Indessen im Jahre 1644 kam der Feind wiederum ins Land und die ganze Universität wurde ausgeraubt, Studenten und Professoren in gleicher Weise bis auf die Haut entblößt, sodaß

neue Verödung eintrat. Immerhin wird unter Landgraf Wilhelm VI. eine Besserung erzielt. Es folgte dann der Teilungsprozeß zwischen Hessen und dem Grafen Philipp von Lippe, wobei Rinteln gemeinsamer Besitz wurde. Es kamen nun, nachdem Wilhelm VI. der Universität seine Aufmerksamkeit und Vorliebe zuwandte, in der Tat bessere Tage und so hat man ihn mit Recht den zweiten Stifter genannt. Man hatte eigentlich kein Institut, keine Bibliothek, die man jetzt erst zusammenzubetteln begann. Dazu spielten die Religionskämpfe eine große Rolle. Da suchte man in einer Reihe von Disputationen zum Frieden zu gelangen. Das ist freilich erst nach langer Zeit gelungen.

Anders stand es mit der juristischen Fakultät. Diese war das Spruchkollegium für die umliegenden Städte und hat nun auf diesem Gebiete sich ein Ansehen verschafft, wie man es sich furchtbarer nicht denken kann. Denn die Fakultät, vor allem Pastor Göhauser, befürworteten die Hexenprozesse ohne jede Einschränkung. Eben dieser Göhausen hat ein Buch geschrieben über die Hexen, in welchem er an einer Reihe von „Fällen" die Gefährlichkeit derselben erweist. Immerhin wurde Rintelns Dasein bis zum Juli 1721 weitergeführt, wo man das Jubiläum feiern konnte. Da konnte nun doch festgestellt werden, daß der wissenschaftliche Geist sich allmählich hob, vor allem auf philosophischem Gebiet und in der weiteren Folge sehen wir, wie nach anfänglichem Verbot doch die Lehre des Descartes eingeführt wurde und etwas später Kant in Rinteln Verbreitung und Verehrung fand, ebenso wie man die Studierenden mit Leibniz und Wolf in nähere Fühlung zu bringen vermocht hatte. Es waren immerhin Männer wie Bierling, der mit Leibniz vertraut gewesen war, dann Julius Crysander, der ein Schüler Wolfs war und Gottfried Schwarz aus dem Banat, der nun in Rinteln lebte und lehrte und als der Historiker seines Vaterlandes hier manches gute Buch geschrieben hat.

Kurz und gut, als sich das Jahrhundert zu Ende neigte, war der Geist in Rinteln ein anderer und besserer geworden. Freilich der Siebenjährige Krieg brachte viele Not. Denn Rinteln war Festung und so den feindlichen Angriffen ständig ausgesetzt. Und dann kamen die Franzosenkriege und in dieser Periode hatte es nicht weniger zu leiden, als wie im Dreißigjährigen Kriege. Das Ende war, daß die Universität, als sie in französische Hände kam, dem Schicksal der Aufhebung verfiel. Man kann wohl zugeben, daß sie sich überlebt hatte und daß in der Reihe der westlichen Universitäten Raum für eine so kleine Schöpfung nicht mehr vorhanden war. Sie hat sich trotz mancher verdienstvollen Wirksamkeit, trotzdem eine ganze Reihe von tüchtigen Leuten hier gelehrt haben, selbst überlebt. Der Wille ihres Schöpfers war gut, aber seine Kraft und die Kräfte seiner Nachfolger waren zu schwach, um die Universität zur Blüte zu bringen, wie es doch anderen kleinen Machthabern gelungen ist. Jetzt gehört sie der Vergangenheit an und man könnte beinahe sagen, der Vergessenheit, aus der auch nicht der Lobredner, der im Auftrag jenes merkwürdigen Marburger Historikers Justi die kleine Geschichte

der kleinen Universität geschrieben hat, Karl Th. Dr. Pieterit sie zu reißen vermag. Immerhin war neben einem Hauch von wissenschaftlichem Leben viel studentischer Geist hier lebendig geworden und mehr dadurch als durch die Gelehrsamkeit hat Rinteln eine gewisse Bedeutung in der Geschichte der deutschen Hochschulen gewonnen.



DUISBURG
1655

Die Geschichte der Universität Duisburg mutet im Grunde ebenso phantastisch wie prosaisch an. Sie ist am 15. Oktober 1655 gegründet worden, aber die Idee ihrer Stiftung tauchte schon hundert Jahre früher auf. Johann III. von Jülich-Cleve hat bereits seit dem Jahre 1521 daran gedacht, seinen Ländern eine Universität zu geben. Er war Schüler des Erasmus und als solcher keineswegs ein Feind der Kirche, sondern nur ihrer Mißstände. Er hatte sich durch seinen Lehrer eine Kirchenordnung schaffen lassen, die freilich den Katholiken zu protestantisch, den Protestanten zu katholisch erschien. Es lag das ganz in der Art und Weise dieses hochgelehrten, aber doch was den Charakter betrifft, niemals klaren und festen „kleinen, blonden Mannes". In der weiteren Folge geschahen in Rom die nötigen Schritte und in Duisburg lassen sich eine Reihe von Gelehrten nieder. Wir finden dort Georg Cassander und Cornelius Wouter, der mit seinen Schülern im Jahre 1564 bleibenden Aufenthalt nahm. Auch Heinrich Castritius findet sich ein, vor allem aber Gerhard Merkator, der berühmte Geograph und Karthograph. Er war im Jahre 1552 von Löwen nach Duisburg gezogen und seit der Zeit galt in der Tat Duisburg als eine Gelehrtenstadt. Im Jahre 1561 hat man endlich auch die Bulle mit Hilfe des Kardinals Morone durchgesetzt. Aber da trat ein merkwürdiger Fall ein: die abgesandte Bulle ward von dem Vertreter des Herzogs zurückgefordert und zurückgenommen. Ursache mögen wohl ungünstige Berichte des Nuntius Franz Commandone an Karl Borromäus gewesen sein, außerdem Einflüsse und Einflüsterungen aus Düsseldorf. Man beschuldigte sogar den Abgesandten des calvinistischen Herzogs, Masius, der Ketzerei. Jedenfalls lagen auch Intriguen der Universitäten Löwen und Köln vor, die die Gründung unter allen Umständen unmöglich machen wollten. So wurde denn die Bulle erst im Jahre 1564 am 20. Juli ausgefertigt und mit einem Entschuldigungsschreiben an den Herzog gesendet. Das kaiserliche Privileg hat Kaiser Maximilian II. am 26. Mai 1566 gegeben.

Nun hatte man wohl die Grundlagen. Aber an eine Gründung war noch nicht zu denken. Sie ist erst am 14. Oktober 1655 erfolgt, trotzdem die Land-

stände von Cleve, und zumal die Stadt Duisburg immer weitergearbeitet hatten, um sie durchzusetzen. Da war bei der Teilung der Länder das Gebiet Brandenburg zugesprochen worden und der große Kurfürst hat nun nicht gezögert, an die Gründung zu gehen. Es ist ein großer Moment in der Geschichte der Universitäten überhaupt, der uns zeigt, wie der große Kurfürst in seiner Art von hohen Schulen gedacht hat. Für ihn war ja die Frage von Duisburg keineswegs eine einfache. Denn zu gleicher Zeit tauchte auch das Projekt von Halle auf, deren Gründung im Jahre 1667 vollzogen worden ist. Jedenfalls hatte er die Absicht, eine ganz neue Art von Hochschulen zu schaffen, welche unter Abstreifung der herkömmlichen Schranken und mit Hintansetzung der niederen Ziele, lediglich den höchsten und allgemeinsten Bildungszwecken dienen sollten, ähnlich dem Plane, welchen Fichte nachmals für Berlin hegte. Friedrich Wilhelm war eben in Holland erzogen, und wenn er selbst für seine Bildung nichts hatte tun können, so war er umso mehr dafür begeistert, seinen schwerbedrückten Landen den Weg zu neuer geistiger Hebung zu bereiten. Es kam noch ein anderes hinzu: es galt den Einfluß der Jesuitenschulen zu hemmen, der von den benachbarten Ländern und Städten her kam. Vermochten sie doch viel mehr als das arme preußische Land. So wurde, nachdem schon eine Reihe von Kräften vorhanden war, die Hochschule in Angriff genommen. Es ist vor allem das Verdienst des Statthalters von Cleve, des Herzogs Moritz von Nassau-Siegen, der mit aller Überzeugungskraft bei dem Kurfürsten gearbeitet hat. So erfolgte denn im Jahre 1655, nachdem schon zwei Jahre früher die Genehmigung der Universität erfolgt war, deren Eröffnung. Und zwar hat man auf die alten Universitätspläne und die Privilegien zwar nicht ausdrücklich, aber mit einer leichten Geste hingewiesen. Denn der Kurfürst hatte eine Erneuerung des Gesuches beim Kaiser unbedingt abgelehnt. So erfolgte in jenen Oktobertagen die feierliche Eröffnung, freilich, ohne daß damit für die Universität selbst eine goldene Zeit angebrochen wäre. Denn schon vier Monate später begannen die Sorgen um die Existenzfähigkeit; Pest, Krieg und andere Ungelegenheiten kamen, und schon sprach man von der Verlegung oder der Aufhebung der Hochschule. Spielte sich doch dort am Rhein ein großer Teil der Kriege ab. Im Jahre 1672 ward Duisburg von Turenne besetzt. Man dachte damals, die Universität nach Emmerich oder nach Rees zu verlegen. Doch es hätte gar keinen Zweck gehabt, denn die Studenten hatten sich verzogen und so mußte man warten, bis der Friede die Verhältnisse wieder ordnete. Die Professoren kehrten denn auch trotz der traurigen Verhältnisse zurück und das erste Aktenstück, das sich findet, ist ein Bittgesuch vom 29. Juli 1673 um einige hochnötige Lebensmittel. So weit war man gekommen. Die Finanznöte aber stiegen noch mehr und es war umso trauriger, als in Düsseldorf die Jesuiten einen glänzenden Bau herzustellen vermochten und die Professoren bei ihren Gehaltsrückständen sich sagen mußten, daß die Universität zum Gegenstand des Hohnes und des Mitleids der benachbarten Religionsfeinde geworden. Volles Erstarren war eingetreten. Keine Senatssitzung wurde abgehalten, kein

Lehrstuhl wurde besetzt und zu allem brach der Krieg Ludwigs XIV. gegen den großen Kurfürsten los, der die Professoren zwang, nach Mörs zu flüchten. Sie setzten zwar dort den Lehrbetrieb fort und kehrten 1680 nach Duisburg zurück, wo sie nun wegen ihrer Privilegien mit der Stadt in heftige Gegensätze gerieten, sodaß man wiederum an eine Verlegung dachte. Aber davon war keine Rede, weil man die Universität überhaupt nicht mehr für fähig hielt, weiterzuexistieren. Schon hatte sie, ohne etwas Besonderes geleistet zu haben, den Höhepunkt überschritten. Nur in einer Beziehung war noch ein gewisses Leben vorhanden und von einschneidendem Interesse: vielleicht an keiner anderen Hochschule ist uns eine solche Klarheit gegeben worden über die damaligen Studentenverbindungen, über die Orden und Landsmannschaften und man kann aus den Akten ersehen, wie harmlos, im Grunde genommen, alle diese Studentenorden gewesen sind und wie lächerlich die Maßregeln, die man gegen sie getroffen. Die Zahl der Studenten war nicht groß, aber sie waren in ihrer Art und in ihrer Geschlossenheit vielleicht besser als sogar ein Teil der Professoren. Denn über diese selbst kann man keineswegs eine besondere Freude haben. Wir besitzen von dem Theologen Stosch eine Kritik der Universität aus dem Jahre 1741, die uns in das ganze armselige und traurige Verhältnis, das dort waltete, einen düsteren Einblick gewährt. Was bedeutete es, wenn dann im Jahre 1755 die Säkularfeier mit übertriebenem Prunk gefeiert werden sollte. Man hatte Einladungen an alle Universitäten ergehen lassen, und doch war es ein Glück, daß diese sich mit schriftlichen Gratulationen begnügten und keine Vertreter sandten. Trotz aller Reibereien nahm der Rat der Stadt noch Anteil an diesem Jubiläum, dem bald genug neue Kriegsnöte folgen sollten.

Im Jahre 1757 ist der Franzosengeneral Moritz von Soubise in Duisburg eingezogen. Man flüchtete das Archiv, schloß die Kassen und die Studenten zogen ab. Von einer Universität war eigentlich so gut wie gar nichts zu spüren. Nur aus einem ganz merkwürdigen Gerichtsfall ist ihr Dasein zu erkennen. Der Universitätsbuchdrucker Govenius hatte eine Schrift über die Marquise Pompadour verkauft und wurde deshalb verhaftet. Aber auch der Rektor von Eichmann wurde nach Mörs abgeführt, wo er freilich im Gasthof „Zum weißen Pferd" weilen durfte. Aber es war doch recht hart, daß man ihm allnächtlich, damit er nicht entweiche, die Wache ins Bett legte, und der Senat sah sich gezwungen, täglich Sitzungen abzuhalten. Schließlich kam man zu folgender, geradezu „erhaben" zu nennender Maßregel: Zunächst wurde der jüngste Professor bestimmt, den Rektor abzulösen. Dann sollte wöchentlich ein anderer Professor durch das Los zur Ablösung bestimmt werden; und das ganze wegen einer armseligen Schrift, die nur aus Ängstlichkeit der Generäle zu so strengen Maßregeln Veranlassung gegeben hatte. Mit Bestechungsgeldern an den französischen General gelang es endlich, den Rektor freizubekommen und die ganze Angelegenheit zu beseitigen.

1762 erfolgte dann der letzte Aderlaß durch die Kopfsteuer und 1793 nach weiteren Jahren des Dahinsiechens der Versuch, der Universität noch

einmal aufzuhelfen. Man forderte einen Bericht ein. Am 25. April 1793 wurde dieser übergeben. Er ist bezeichnend genug für den Niedergang der Universität. Hieß es doch darin, daß die meisten wohlhabenden Studenten von den Kaufleuten zu kostspieligen Ausgaben verleitet würden, daß sie unbegrenzten Kredit hätten, natürlich ihre Kollegiengelder zu anderem Zweck benützten, um sie am Schluß von den Eltern noch einmal zu erbitten. Dagegen lasen die Professoren nicht die angekündigten Vorlesungen und es sollten fleißige Professoren mit einer Zulage von 50 Reichstalern bedacht werden. Denn die schwierige Lage derselben sei die Hauptgefahr der Universität. Das geschah bereits unter dem Ministerium Wöllner. Man kann sich denken, was er dazu äußerte: gute Ratschläge, aber kein Geld. Dann kam die Revolution mit ihren Kriegen und wir sehen, wie jetzt, trotz der vielen Einquartierungen, in der Stadt selbst eine gewisse Vorliebe für die Franzosen sich regte. Anders, das muß man ihnen zum Lobe sagen, stand es bei den Professoren: die Festrede am 18. Januar 1801 zum Jubiläum des preußischen Königtums enthält warme patriotische Worte. Dem Frieden von Basel folgte die Abtretung des linken Rheinufers und es war begreiflich, daß man wiederum an die Auflösung der Universität dachte. Denn es handelte sich doch um die Universitäten Münster, Lingen, Duisburg, Paderborn. Münster und Paderborn waren im Grunde nur theologische Fakultäten, Lingen aber besaß eine holländische Professur. Wir besitzen über den Betrieb an dieser Hochschule eine kurze aber alles sagende Notiz. Die Professoren lebten mit ihren Zuhörern auf sehr vertrautem Fuße: „Vor dem Beginn des Kollegs ward mit den Studenten geraucht und getrunken, dann begann die Vorlesung mit einem lateinischen Gebet und in einem halben Stündchen war sie zu Ende."

Aber all das wurde damals als hohe Schule bezeichnet. Der Minister Stein dachte an die Aufhebung aller und an die Vereinigung derselben in Münster selbst, das ihm sehr am Herzen lag. Dieser Gedanke hatte sicher eine gewisse Berechtigung. Sagt doch der Bericht darüber: „Die Stadt Münster eignet sich vorzüglich zur Anlage einer Universität wegen ihrer zentralen Lage in Westfalen, des Verfalles der benachbarten Universitäten zu Mainz, Köln, Bonn, der Entfernung der größeren vollständigen wie Göttingen und Halle, der Unbedeutenheit der nähergelegenen Duisburg, Rinteln, Gießen, endlich wegen des Einflusses, welchen die Kultur der Wissenschaften auf die sich hier aufhaltenden zahlreichen oberen und mittleren Volksklassen, auf den Gang der Landesverwaltung und die Bildung der verwaltenden Personen selbst hat." Paderborn sank in der Tat zu einem Gymnasium herab und Duisburg sollte direkt aufgehoben werden.

Übrigens der Plan der Verlegung der Universität nach Münster blieb auf dem Papier. Es erfolgte die Übergabe des Landes an Frankreich und damit war wiederum eine neue Wendung eingetreten. Es ist interessant, wie in Frankreich doch eine Zeitlang an die Erhaltung Duisburgs gedacht wurde und wie andererseits Myhrra für die Universität Münster war. Doch die Dinge entwickelten sich weiter. Der französische Graf Bonjoie war gleichfalls für

Münster und für die Aufhebung aller höheren Schulen in Duisburg, Herborn, Hadmar, Düsseldorf, Emmerich, Burgsteinfurt. Unter solchen Umständen war eigentlich die Lage hoffnungslos, wenn man auch in Duisburg immer wieder sich selbst an den dünnsten Faden zu klammern suchte. Da ward mit einem Male durch Napoleons Zutun die Eröffnung der Universität Düsseldorf für das Jahr 1812 beschlossen. So erhielt der Senat die Weisung, die Übergabe alles Eigentums der Universität an das Domänendirektorium zu bewirken. Aber das Jahr 1813 änderte die Lage. Schon am 13. November rücken die Kürassiere in Duisburg ein. Es erfolgte die Einrichtung der Zentralverwaltung, die Suspension aller französischen Maßnahmen, also auch die wegen der Düsseldorfer Universität und das Ende war — die endgültige Aufhebung von Duisburg, die am 28. Oktober 1817 erfolgt ist. Noch waren drei Professoren vorhanden, darunter zwei Mediziner, die dort geblieben sind. Am 12. Oktober 1818 wurde die letzte Senatssitzung abgehalten, die Aufhebung der Universität verkündigt. Die Professoren behielten ihre Gehälter und die niemals lebendige Universität Duisburg hatte aufgehört zu sein.



KIEL
1655

Es ist ein eigenartiges Verhältnis, in welchem unsere Waterkant zu den skandinavischen Staaten steht. Einst lag über diesen Beziehungen eine gewisse historische und auch nationale Größe und wir dürfen ruhig sagen, daß in den drei nordischen Staaten deutscher Unternehmungsgeist und deutsches Wesen eine große Rolle gespielt. So steht auch die Geschichte der Universität Kiel zwischen Deutschland und den Nordlanden. Schon frühzeitig hat man oben in Schleswig-Holstein daran gedacht, eine Universitätsgründung herbeizuführen. Aber freilich, trotz allem später als in den übrigen Küstenstaaten der Ostsee. Es war der Wille zum Wiederaufbau, um ein modernes und mißbrauchtes Wort zu nehmen, der nach dem Dreißigjährigen Kriege die Gründung zur Folge hatte. Und so hieß es denn in dem Antrag auf Errichtung einer Universität, den die beiden Landesfürsten von Schleswig und Holstein, König Christian IV. und Herzog Friedrich III., auf dem Kieler Landtag von 1641 den Ständen unterbreiteten: „Nachdem die Örter aller Länder sehr desoliert und verwüstet, also daß einige gelegene academia, wohin die Jugendt zur Verführung ihrer Studiorum zu verschicken in ganz Deutschland fast nicht zu finden, so beantrage man in Kiel diese hohe Schule zu errichten.“ Die Stände waren nicht einverstanden. Sie baten, daß man den Plan auf bessere Zeiten verschiebe, da in diesem „in Waffen starrenden Jahrhundert“ die Stunde für eine solche Gründung noch nicht gekommen sei.

Und in der Tat erst im Jahre 1665, nachdem nicht bloß der Dreißigjährige Krieg, sondern auch der Krieg mit Polen erledigt war, konnte der Sohn Herzog Friedrichs, Christian Albrecht, auf den Gedanken des Vaters zurückgreifen, und zwar nunmehr ohne den König Christian. Denn der Gedanke von 1641 an eine gemeinsame Gründung beider Landesherren von Schleswig und Holstein war in die Brüche gegangen, und Herzog Christian Albrecht von Holstein muß als der alleinige Stifter bezeichnet werden. Und seine Schöpfung galt nur für das Land der Herzöge Holstein-Gottdorp und nur dessen Landeskinder waren verpflichtet, wenn sie Anstellung finden woll-

ten, in Kiel zwei Jahre zu studieren. Es war also an sich nur eine Gottdorpische Gründung. Aber sie war doch nicht so gedacht. Denn bei der Eröffnung sprach man, wie dann viel später, nur von dem ungeteilten Schleswig-Holstein, denen beiden an diesem Tage eine Universität gegeben worden sei. Und der Träger des eigentlichen Gründungsgedankens, Graf Kielmann von Kielmannseck, des Herzogs Kanzler, der hier wie kein anderer bodenständig war, hat damals das Wort gesprochen: „Ganz Schleswig-Holstein darf sich von Herzen dazu Glück wünschen und in seiner Seele darüber freuen." Anders drückte das die Festpredigt aus, die der Pastor Jessen in der Nikolaikirche gehalten hat: „Solange die Welt gestanden, hat unsere Stadt und dieses holsteinsche Land ein solches Kleinod nicht gehabt." Es tritt also hier in schönster Weise die geistige Einheit Schleswig-Holsteins hervor, und so ist die Gründung der Universität Kiel gleichsam Symbol für die Unteilbarkeit beider Herzogtümer, die ein Grundgedanke der deutschen Geschichte und vor allem der deutschen Ehrlichkeit geworden ist. Aber auch in anderer Beziehung war eine Einheit vorhanden, die gerade heute einer gewissen Symbolik nicht entbehrt. Nämlich bei der Schöpfung trat die geistige Einheit von Adel und Bürgertum stark hervor, und es darf nicht vergessen werden, daß man statt der Stadt Schleswig Kiel gewählt hat, weil dieser Ort für den Adel weit günstiger gelegen sei. In der Matrikel finden wir denn auch fünf Rantzau, zwei Reventlow und viele andere des alten Adels eingetragen.

Freilich, die Anfänge der Universität waren, wie überall, klein und armselig. Die Gründung war nur dadurch möglich, daß einzelne Professuren in Personalunion verliehen wurden. Nur zwei Mediziner wurden die Träger ihrer Fakultät, hatten aber auch den Auftrag, für die übrigen möglichst populär zu lesen. Denn — wo hätten sie sonst die Hörer herbekommen können! Auch die Theologie und Jurisprudenz war teilweise vereinigt und beide Fakultäten hatten außerdem ihre Ämter: die juristische war Spruchkolleg und die theologische Zensurbehörde der Kirche. Im übrigen war die Zeit nicht ungünstig. Man darf nicht vergessen, daß die Blüte Rostocks vorüber war und gerade diese Universität eine ganze Reihe ihrer besten Köpfe an Kiel abtrat. Und eine andere Konkurrenz war damals noch nicht vorhanden. So übte Kiel eine starke Anziehungskraft auf Westfalen, Sachsen, Thüringer, Schlesier und vor allem auf den Osten. Aber es schien, daß nur das Neue lockte. Es kam eine rasche Enttäuschung, deren Ursache aber in der Universität selbst zu suchen war und dem Land, das eben schmal und klein war und nichts zu leisten vermochte. Dazu kam der böse nordische Krieg. Und so sank die Universität rasch wieder von ihrer Höhe herab und im Jahre 1707 hieß es in einem Erlaß „falls einige juris et medicinae studiosi vorhanden wären . . .".

Aber nicht allein der Krieg war schuld. Es kam jetzt die große Konkurrenz von Halle und Göttingen. Besonders von Kiel aus konnte man in der hannoveranischen Universität den wissenschaftlichen Mittelpunkt Deutschlands sehen, und es war nicht zum Staunen, wenn die einheimischen Studenten trotz des „Bienniums" nach dem Süden auswanderten. Es lag durchaus nicht in dem

Mangel oder der Minderwertigkeit der eigenen Professoren. Aber mit Göttingen konnte sich Kiel selbstverständlich nicht messen, und stellten in der weiteren Folge gerade die schleswig-holsteinschen Studenten ein starkes Kontingent für Göttingen. Waren doch holsteinsche Studenten der Stamm des „Göttinger Heinbundes“ und im Jahre 1749 konnte der Kieler Historiker Lakmann eine Festrede wohl betiteln: „Über einige Vorurteile, die einer gerechten Würdigung der Landesuniversitäten im Wege stehen.“ Seine Klage über die Auswanderung war freilich vergeblich. Denn das Gefühl einer solchen hatten die Studenten nicht, die vielmehr, bewußt und unbewußt, die unzerstörbare Gemeinschaft mit der deutschen Geisteskultur ersehnten, suchten und fanden. Wer konnte es ihnen verübeln, wenn Kiel sie nicht anzog, trotz des heimischen Meeres und trotz des Zwanges, der im Jahre 1701 durch das Gebot des zweijährigen Studiums geübt worden war. Es kümmerte sie nicht, und so sank die Besucherzahl immer tiefer und das Jahr vor dem ersten Jubiläum brachte nur elf Immatrikulationen. Wer sollte da sich wohlfühlen, wo die Not im Hause herrschte! Aber wir sehen doch, wie bei dem Jubiläum der Universität Hoffnungsfreude herrschte und die Festrede den wunderbaren Wechsel der Dinge betonte. Sie sprach von dem Hause Österreich und seiner Größe und dem Hause Oldenburg, dem ja der Gründer angehört, das jetzt den Norden Europas und Asiens beherrsche. Sie wies auf Kaiserin Katharina II. hin, welche die Mutter des jungen Herzogs und Landesherrn von Holstein-Gottdorp war. Und von ihr vor allem hoffte man die Wiederherstellung der Universität in ihrem alten Glanze, bzw. die Erhöhung zu neuem Glanze. Und darin hatte sie recht. Denn Kiel war ein Beispiel für den unendlichen Jammer der Kleinstaaten. Jetzt aber kam ein neuer großer Zug, der seinen Ausgang in der wirklichen Genialität und Freude an der Wissenschaft dieser seltenen Frau hatte. So war denn sofort die Wendung zu spüren. Der Haushalt wurde auf eine ganz andere Basis gestellt, der Lehrkörper erweitert, ein neues Heim geschaffen und im Jahre 1768 eingeweiht. Dazu kamen die Sternwarte und die Bibliothek. Die russische Freundschaft gedieh also der Universität zum Heile und Rußland zuliebe erklärte nun auch der König von Dänemark, daß für die Schleswiger Kiel gleichfalls die Landesuniversität sei und sie dort zwei Jahre studieren müßten.

Dann kam die große politische Wendung im Jahre 1773, durch welche der Gottdorper Anteil an Holstein gegen das Oldenburger Stammland an die dänische Linie des Hauses ausgetauscht wurde. Damit waren die beiden Herzogtümer nun wirklich geeinigt und es begann eine Periode ununterbrochenen Aufstiegs. Die Fürsorge wurde eine außerordentlich glänzende, der Haushalt der Universität verdoppelt und zu der Erweiterung der Bibliothek kam noch das Krankenhaus. Aber freilich man war dänisch. Und ein Mann wie Professor Fabricius, dem jede Falschheit und jede Treulosigkeit fern lag, schlug sogar die Vereinigung der Universität mit der Kopenhagener vor. War doch das dänische Jahrhundert vor allem seiner Fakultät zugute gekommen, und man kann sagen, daß es das geistig fruchtbarste gewesen ist und daß auch in diesem Zeitraum der großen Wandlung vom Humanitätsideal zum Nationalgedanken Kiel in keiner

Weise an der Mitentwicklung gehindert worden ist. Es ist eigentümlich, wie Dietrich Heinrich Hegewisch, der Kieler Historiker und unmittelbare Vorgänger von Dahlmann im Jahre 1784 sprechen konnte „über die gegenseitigen Pflichten verschiedener unter einem Oberhaupte vereinigter Nationen." Und er gab dieser Rede das Motto: „Liebet Euer Vaterland über alles und was ist Euer Vaterland? Alle Länder des Königs, Dänemark, Norwegen, Holstein und Island, kein einziges ausgenommen. Lasset den törichten Unterschied unter einem Dänen, Normannen und Holsteiner aufhören; freilich sind Eure Sprachen unterschieden, aber Gott versteht Euch alle, ein König beherrscht Euch alle."

Aber nun kam der Umschlag. Der Kampfruf gegen Dänemark, der Kampf um das Recht der Herzogtümer! Nun wurde das sittliche Ideal der Kieler Professoren die große Idee von dem „up ewig ungedeelt". Damals war Graf A. P. Bernstorff der Chef der deutschen Kanzlei in Kopenhagen und Detlef Reventlow der Kurator der Universität. Dazu trat der Theologe Kramer als Prokanzler. Wir besitzen ihre Korrespondenz über Kiel und man kann sie nicht ohne Rührung lesen. Und nun wurde Christoph Dahlmann der Sekretär „der fortwährenden Deputation" der Ritter und Prälaten und als solcher hat er sich zum Verteidiger der alten historischen Landesrechte und zum Vorkämpfer einer neuen geläuterten ständischen Verfassung ausgebildet. Fast selbständig und jedenfalls aus eigener Initiative hat er im Jahre 1822 die Denkschrift der Prälaten und Ritterschaft des Herzogtums Holstein ausgearbeitet und dem deutschen Bundestag vorgelegt und dadurch hat, wie Treitschke sagt, „die deutsche Nordmark feierlich erklärt, daß sie bei Deutschland bleiben wolle".

Dahlmann war als Untertan der schwedischen Krone im Jahre 1785 geboren. Er besaß eine begreifliche Anhänglichkeit an die skandinavischen Länder, die er nie verloren hat. Er hat in Kopenhagen studiert, wandte sich aber doch nach Halle, wo er nun Schüler Friedrich August Wolfs wurde und auch zu Steffens und Schleiermacher in enge Beziehungen trat. Freilich, soweit dies die Zeit möglich machte. Denn nur einige Monate des Jahres 1804 konnte er in Halle zubringen. Im übrigen hat er sich den größten Teil seiner Bildung durch eigenes Lesen erworben. Dann ist es die Not der Zeit, die ihn das Gewonnene geistig verarbeiten heißt. Denn die Franzosennot drang bis zu seiner Heimat vor. Da erfaßte ihn ein unbändiger patriotischer Zorn. Dieser führte ihn nach Dresden, wo er hoffte, seine Übersetzung von Äschylos und Aristophanes zum Druck zu bringen. Aber hier findet er den stärksten modernen Dramatiker, Heinrich von Kleist, mit dem er nach dem Schlachtfeld von Aspern wallfahrtet, hoher nationaler Gedanken voll. Doch der Friede von Schönbrunn treibt ihn zurück und über Wismar geht er wiederum nach Kopenhagen. 1810 holt er in Wittenberg sich den Doktortitel und habilitiert sich noch im selben Jahre in Kopenhagen für alte Literatur und Geschichte. Er schien damit völlig für Dänemark gewonnen. Aber schon nach Jahresfrist wird er durch seinen Oheim Jenssen an Stelle von Hegewisch nach Kiel berufen und

im Juni 1813 zum a. o. Professor befördert und zwar für Geschichte. Er spottete selbst, daß er nie ein historisches Kolleg gehört und noch kein Buch über Geschichte geschrieben. Und in der Tat erst 1822 ist er durch seine Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte hervorgetreten. Aber als Sekretär der fortwährenden Deputationen wurde er der treue Anwalt der Rechte des schleswig-holsteinischen Volkes. Er machte zuerst Geschichte, ehe er sie schrieb. Das war vielleicht eine enge und engherzige Sache. Aber diese Privilegien der holsteinschen Stände bergen als Kern kostbare Volksrechte. Und so hat er dieses kostbare Gut gefunden und gewahrt. Anderen blieb es verborgen und die Sache war in keiner Weise populär, der Kampf dafür sogar ein vergeblicher. Aber er hat doch der großen holsteinschen Entwicklung den Weg gebahnt und der Kampf der Ritterschaft trug den Keim der holsteinschen Bewegung in sich. Das Wichtige aber war für ihn als Professor der persönliche Gewinn. Er hat sich dadurch seine politische Bildung geschaffen und zwar ohne jeglichen professoralen Daktrinarismus, dem er Zeit seines Lebens ferngeblieben ist.

Aber in Kiel war seine Tätigkeit gelähmt und die Ungnade des dänischen Königs entlud sich über seinem Haupte, trotz seiner Lehrerfolge und trotz seiner wissenschaftlichen Arbeiten. Denn in Kiel wurde gearbeitet. Er gab seine Forschungen, dann den „Neocouros“ heraus, ferner hat er an den „Kieler Blättern“ und den „Kieler Beiträgen“ mitgearbeitet. Aber seine Sehnsucht zog ihn nach Deutschland und im Jahre 1829 hat er den Ruf nach Göttingen angenommen. Der Ruf selbst hatte gewissermaßen symbolische Bedeutung. Denn hinter diesem standen Pertz, Niebuhr und der Freiherr von Stein. Er erhielt die Professur für Politik, Kriminal- und Polizeiwissenschaft.

Doch sein Wirken in Kiel war nicht umsonst und mit Recht ist gesagt worden „aus dem Bunde des Geistesadels mit dem Blutsadel wurde die Freiheitsbewegung geboren“. Die eigentliche Bedeutung der Universität lag darin, daß sie in dieser geschichtlichen Entwicklung die führende Rolle gespielt hat. Die wissenschaftliche Forschung diente dem Lande und stand gewissermaßen im gemeinsamen Erleben mit den Ständen. Und der Lohn der wissenschaftlichen Forschung und ihrer Lehre gipfelte darin, daß jetzt von Universität und Land die großen Ideen für den Kampf aufgestellt wurden. Und da erstand an der Universität neben Dahlmann dessen engster Freund, Nikolaus Falck, der nach Dahlmanns Abgang bis zum Jahre 1850 in der Tat die Führung erhalten hat. Ein viel angefochtener, aber doch wundervoller Mensch und eine seltene Erscheinung. Er hat in den Kieler Blättern neben Dahlmann und Welcker Franz Hegewisch, Pfaff und Niemann vereinigt. Und er ist es gewesen, der Recht und Stellung der Herzogtümer dargelegt, zu gleicher Zeit aber auch, obwohl er der großen Entwicklung, die sich durch Bismarck vorbereitet, fernstand, doch für sie gearbeitet hat durch die wundersame Kulturarbeit, die jetzt in Geschichte und Recht, in Sprache und Sage echt deutsche Wege wies.

Und wer wirkte nicht alles an dieser Universität. Neben Waitz und Droysen, neben Haussen, Paulsen, Niemann und wenn wir die anderen hinzurechnen, die aus Holstein kamen, so vor allem Mommsen, so wurde der große

Gedanke von den ungeteilten Herzogtümern gewissermaßen zur Parole für die Universität. Und treu bis zum Tode hat sie diese Parole gehalten und auch bis zur Verbannung. In jenem unseligen Gefecht vom 9. April 1848 fielen im Kampfe gegen die Dänen unter Hedemann die jungen Studenten der Kieler Universität und vier Jahre später hat acht Professoren die Verbannung getroffen, in gleicher schmählicher und harter Weise, wie die Göttinger Sieben. Als 1863 die Bundestruppen einrückten, da ist ihnen die Kieler Universität in Corpore entgegengezogen. Aber sie konnte über ihren angestammten Herzog Friedrich VIII. nicht hinausdenken und in diesem Sinne hat sie gewirkt und nun mit Trauer die große Entwicklung gesehen. Ja, Ribbeck hat in einer Rektoratsrede „Über die Hybris der Alten" eine Warnung an Preußen ergehen lassen, die heute noch rührend wirkt, wenn man sie liest. Jede Überhebung findet ihre Nemesis, die noch heute walte als „Hüterin des Rechts".

Den großen Gedankenflug bismarckischer Politik konnten sie zunächst nicht verstehen. Daß Schleswig-Holstein nur deutsch werden konnte unter dem preußischen Adler, in diesen Gedanken haben sie sich schwer gefunden. Aber Kiel ward dadurch eine deutsche Universität und als einen der ersten Boten dieses großen Gedankens hat die Regierung Heinrich von Treitschke gesendet. Und damit mündete diese Universität nach allen Wandlungen ein in das ganze große System, das die preußischen und die deutschen Universitäten ohne Unterschied seit der Bismarckschen Ära und seit der Gründung des Reiches beherrscht hat. Kiel ward weit mehr als jede andere eine Universität des Reichs. Denn dort auf der Kieler Fjörde spielte sich nun das große Werden und Leben unserer Flotte ab und die Kieler Studenten sahen die gewaltigen Schiffe hinausfahren in die Ostsee und sie kommen bis in die letzte Zeit des großen Krieges herein. Und so war die Universität Zeuge höchster geistiger und militärischer Machtentfaltung des Reichs. Und diese Erinnerung darf Kiel hegen, wie keine andere Universität. Und wenn sie das tut, dann glüht aus dieser Erinnerung ihr und dem ganzen deutschen Volkstum das Heil!



INNSBRUCK
1672

Innsbruck war eine Landesuniversität auf streng konfessioneller Grundlage. In diesem Sinne wurde sie gedacht, in diesem Sinne ist sie gegründet worden. Das Vorbild dafür aber war die Universität Ingolstadt. Schon Ferdinand I. hatte den Plan gehegt, und Ferdinand II. dachte ihn durchzuführen durch die Vereinigung der beiden Jesuitenkollegien von Hall und Innsbruck, um dadurch für die Stiftung der Universität die nötigen Mittel zu finden. Es liegt eine eigenartige Ironie darin, daß der bayerische Herzog Wilhelm als Testamentsvollstrecker der Stifterin des Haller Kollegiums, der Erzherzogin Margarete, dagegen Protest eingelegt und damit die Gründung verzögert hat. So mußte denn erst die Tiroler Linie des Hauses Habsburg aussterben, bis der Erbe des Landes, Kaiser Leopold I., den alten Gedanken ausführen konnte. Als er im Jahre 1665 in Innsbruck zur Erbhuldigung erschien, baten ihn die Stände um eine Universität. Er forderte huldvoll Bericht und nach langen Verhandlungen und Verzögerungen wurden im Anschluß an das Gymnasium, das bereits den Jesuiten gehörte, in den Jahren 1670 und 1671 zwei Jesuiten für die philosophische Fakultät berufen, zu denen 1677 ein weiterer für Mathematik kam, während in der theologischen Fakultät allmählich zwischen 1771 und 1775 fünf Professoren zu wirken begannen, darunter drei Jesuiten. Das römische Recht aber wurde von den Professoren Widmond und Dümsel gelehrt, die gleichfalls Jesuiten waren und dann kam als Professor des „Codex“ im April 1672 Sebastian Mayer von Dillingen. Das kanonische Recht aber las der Jesuit J. Stolz. Und diese Professur hat der Orden hundert Jahre lang in seinen Händen behalten.

Aber schließlich mußte doch auch Innsbruck eine Stiftungsurkunde erhalten und so hat Leopold am 26. April 1677 diese ausgefertigt, der dann am 28. Juli die des Papstes folgte. Die Jesuiten waren Herren der Universität, wenn auch durch die Statuten, die im Jahre 1681 gegeben wurden, kein Jesuit Rektor werden konnte. Sie wurden erst 1686 publiziert, und zwar unter dem Protest des Kurators der Universität, des Bischofs von Brixen, und es hat noch zwei

Jahre gedauert, bis ein Übereinkommen darüber abgeschlossen werden konnte. Dann begann die ruhige Entwicklung von Innsbruck, die nicht anders war als die aller anderen Jesuitenuniversitäten. Nur vielleicht noch ruhiger und friedlicher, als dies wo anders möglich war. Die Jesuiten beherrschten alles. Den Lehrkörper, in welchem sie gewissermaßen als kompakte Masse erschienen, die Studentenschaft und das ganze Volk. Sie waren gastlich, gaben alle Jahre den Professoren, die nicht zum Orden gehörten, festliche Mahle und alles schien in eitler Freude und Zufriedenheit sich zu entwickeln. Ihre Professoren brauchten sie nicht zu melden, sie wechselten sie nach Gutdünken und so sind von der Gründung bis 1730 nicht weniger als 85 neue Professoren in Innsbruck angekommen und gegangen, von denen nur dreizehn Weltpriester waren. Von einem einzigen wissen wir, von Josef Halden, daß er über zehn Jahre spekulative Theologie und zehn Jahre Moral gelesen hat. Man fühlte sich unter dem Schatten der alten Mutter Scholastik wohl und von eigentlichen Konflikten war außerhalb der Studentenschaft wenig die Rede. In dieser freilich regte sich, wie allenthalben, der Geist des Widerspruchs und die nächtlichen Szenen spielten sich hier in den Straßen von Innsbruck ebenso ab wie in Helmstedt oder in Dillingen. Die Jesuiten waren nachsichtiger in diesen Dingen: als eine Denunziation vonseiten der Stadt einlief, daß sich verdächtige Burschen, vornehmlich Studenten, gezeigt, da empörten sich diese und forderten ihr Recht, das ihnen dann auch zuteil geworden ist. Aber wie überall waren auch hier die Klagen übertrieben und sind nicht ernst zu nehmen. Entrüstung, „Händeringen" über jede kleine Verletzung der Gewohnheit war eben dem Geist der Zeit entsprechend.

Im übrigen genoß die Universität einen guten Ruf und stand mit ihren 600 Hörern ehrenvoll neben Wien und Prag. Die Jesuiten hatten ja in der Tat eine ganze Reihe tüchtiger Kräfte, die nicht bloß lehrten, sondern auch schrieben, wenn auch das damals nicht unbedingt eine professorale Notwendigkeit war. Dann kam im Jahre 1703 der Einfall des Kurfürsten Max Emanuel. Die Folge war die Ausweisung sämtlicher bayerischer Studenten und auch der Fechtmeister wurde verwarnt, weil er alle Studenten zu Soldaten abrichten wollte. Doch erging wenige Tage darauf die Aufforderung zur Verteidigung des Vaterlandes und 300 Studenten zogen aus, empfingen in Mariahilf die Waffen und rückten über Hall bis zur Volderer-Brücke. Aber die Bayern standen in Rattenberg und so begannen die Studenten und ihr Führer, Professor Weinzierl, die Flucht zu ergreifen. Nicht aus Feigheit, sondern weil man vernommen hatte, daß der Kurfürst alle brauchbaren Studenten zu Soldaten nehmen wolle. Dann zog die Universität Max Emanuel entgegen, der ihr Schutz versprach, aber doch rügte, daß die Studenten zu den Waffen gegriffen. Doch da erklärte der Rektor, das sei aus Devotion für den Stifter geschehen. Aber Max Emanuel antwortete, „damals war es schon recht, aber jetzt ist es anders". Indessen das Schicksal wandte sich und die Bayern zogen ab. Man schrieb das den Gebeten der Jesuiten zu.

Nun kamen schwere Wandlungen und selbst in Wien erkannte man, daß gegen die kirchlichen Übergriffe an der Innsbrucker Universität wie anderswo

eingeschritten werden müsse. Am 29. Oktober 1735 berichtete die Hofkanzlei an den Kaiser, daß die Jesuiten in der Philosophie in leeren Subtilitäten schwebten und daß sie mit dem Geist der Zeit nicht mehr Schritt hielten. Es sei notwendig eine Professur für Weltgeschichte zu schaffen und außerdem müßte das leidige Diktieren aufhören. Und in der Tat wurde bereits am 19. Oktober 1836 ein weltlicher Professor für das Kirchenrecht ernannt. Aber noch war die Regierung nicht stark genug, um diesen durchzusetzen. Im selben Jahre wurde vielmehr ein neuer Jesuit ernannt und dieser hat bis 1770 noch sechs Angehörige des Ordens als Nachfolger gehabt. Erst mit diesem Jahre kam sie an einen weltlichen Professor und ist dann in diesen Händen geblieben. Wir sehen, wie dann ein Schüler des Philosophen Wolf, Martini, die Ingerenz des Fürsten und der rein staatlichen Stellung des Herrschers nach dem römischen Recht erklärt. Und so kommen auch in der juristischen Fakultät eine Reihe von Wandlungen, die vor allem dem Strafrecht und dem Zivilprozeß eine bessere Stellung anweisen, wie auch die medizinische Fakultät aus der Rolle als Stiefkind des Staates heraustreten konnte. Kurz und gut, es geschah Vieles und Gutes und mit einem Male mußten die Jesuiten erkennen, daß sie an Einfluß sehr verloren und die Regierung in ihrem Orden durchaus nicht mehr die eigentliche Stütze der Universität sah. Die Studienhofkommission in Wien hat 1752 schon ziemlich selbständig gearbeitet und es hätte vielleicht gar nicht der Aufhebung des Ordens bedurft, um seiner Macht und seinem Einfluß Zügel anzulegen.

Aber am 1. Oktober 1773 hat der Weihbischof von Brixen der Universität feierlich die Aufhebung des Ordens verkündet und damit war natürlich eine wesentliche Änderung für Fond und Raum der Universität gegeben. Das Vermögen des Ordens wurde für die beiden Fakultäten bestimmt. Aber mit den Baulichkeiten verfuhr man doch recht willkürlich. Das Kollegium sollte für die Adeligen benutzt werden, obwohl es für dieses Institut viel zu groß war, und erst nach langen Verhandlungen konnte die Universität einiges für sich retten. Doch vor allem war es wichtig, nun die Professoren zu ergänzen. Denn es durfte kein Exjesuit weiterhin Theologie lehren. So schieden denn sieben Professoren aus, für die Ersatz geschaffen werden mußte, wobei der katholische Charakter der Universität selbstverständlich gewahrt wurde. Die Regierung tat viel, so vor allem auch für die Chemie. Im übrigen war die Zeit des aufgeklärten Kaisers Josef II. der Universität nicht günstig. Sie wurde aufgehoben und in ein Lyzeum verwandelt und dadurch verlor sie nicht nur ihren Charakter, sondern vor allem auch vieles von der Tradition. Ja, diese Aufhebung im Jahre 1783 konnte als tragisch betrachtet werden und der Landtag hat denn auch alles getan, um die Universität wiederum erstehen zu lassen, so daß sie unter Leopold II. in ihre alten Rechte eingesetzt wurde. So kehrten die alten Zustände zurück.

Von dem Geiste der Revolution war in Innsbruck verhältnismäßig wenig

zu spüren. Nur eine Episode ist bezeichnend. Es erschien im Jahre 1793 ein Lord, namens Levet Hanson, dessen Kammerdiener Ferrari einzelne Studenten über die Freimaurerei unterrichtete, so daß sieben davon sofort einen Klub bildeten, der sich alsbald auf 31 Mitglieder erweiterte. Dieser Ferrari stand zweifellos mit den revolutionären Bünden in Italien in Zusammenhang, wo auf diese Klubs die Todesstrafe gesetzt war. Die Studenten hörten davon und wollten den ihrigen auflösen. Aber schon war es zu spät. Am 7. August 1794 wurden 19 von den Mitgliedern gefangengesetzt und Ferrari zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, der Lord zum Exil. Die Studenten kamen verhältnismäßig glimpflich weg.

Dann folgte das Kriegsjahr 1796, wo Schätze und Archiv verpackt wurden, um nach Wien gesendet zu werden. 1799 aber werden die Studenten aufgerufen und 170 Mann rücken ins Feld und ein Mann wie Martin Theimer, der im Jahre 1809 wieder hervortritt, rüstet eine Schützenkompagnie aus. Das Jahr 1801 mit dem Luneviller Frieden brachte die Säkularisation der beiden Bistümer Brixen und Trient und der Friede von Preßburg 1805 Tirol an Bayern. Und damit kam die Universität unter die junge bayerische Krone. Die Professoren blieben, mit Ausnahme des Mediziners Scherer, welcher als Leibarzt der Erzherzogin Elisabeth mit seiner Herrin Innsbruck verließ.

Die bayerische Regierung hat zunächst alles getan, nicht bloß um die Universität zu erhalten, sondern auch, um sie weiter auszugestalten. Sie hat zu den Kosten auf sechs Jahre 4000 Gulden garantiert und außerdem das Instrumentarium der Universität in glänzender Weise ausgestattet. Es hat natürlich dabei nicht an komisch wirkenden Mißgriffen der Beamtenschaft gefehlt. So ward aus der Ambraser Sammlung die Federkrone eines Indianerhäuptlings der zoologischen Sammlung zugewiesen. Übrigens war die Universität im Grunde genommen auf Bayern besser zu sprechen als das Tyroler Volk, und als König Max am 25. November 1807 zum ersten Mal nach Innsbruck kam, brachte ihm die Studentenschaft einen Fackelzug. Dabei wurde die von Professor Benitz Mayr gedichtete Kantate aufgeführt. Der Chor sang:

„Sehen muß man unseren König,
Man sieht ihm den Vater an,
Kron' und Szepter glänzen wenig
Neben Dir, Maximilian."

Das war scheinbar besser gemeint als gedichtet. Aber das ganze Fest war doch nur die Ruhe vor dem Sturm. Denn alle Einrichtungen, so wohl sie gemeint sein mochten, wurden vom Volke doch feindselig aufgenommen, so zum Beispiel, daß der Pfarrerkonkurs für sämtliche Kleriker Tirols in Innsbruck abgehalten wurde. Und es begann die Erhebung. Die Professoren wurden abgeführt und als die Empörung nach den blutigen Kämpfen niedergeschlagen und Südtirol von Nordtirol getrennt war, gab Bayern am 25. November 1810 die Universität auf, weil sie für das kleine Land nicht mehr notwendig sei.



Neue Universität in Innsbruck



Graz

Tirol kam freilich im Juni 1814 wieder zu Österreich. Aber man ließ zunächst alles beim alten, obwohl die dringende Notwendigkeit der Universität unbestreitbar war. So hat man denn dieselbe im Jahre 1826 neu gegründet und am 30. April wurde die Eröffnung in feierlichster Weise begangen. Aber von einer wirklichen Blüte konnte keine Rede sein. Es war ein Vegetieren, während an allen deutschen Universitäten ein neuer Geist eingezogen war. Auch das tolle Jahr brachte keine besondere Erregung, wenn auch in den Studentenversammlungen viel deklamiert und gesprochen wurde. Dann aber formierten sich zwei Militärkompagnien.

In diese Zeit fällt ein Versuch, der auch in den Blättern einen starken Nachklang hatte, nämlich die Verlegung von der Universität Innsbruck nach Salzburg. Das war ein Gedanke, der gar nicht so ferne lag, als ja in Salzburg die Benediktiner für ihre eigenen Leute eine Schule geschaffen und getreu ihrer alten Tradition die Studien mit besonderer Lebhaftigkeit aufgenommen hatten. Im Jahre 1617 hatten sechs Benediktiner aus Ottobeuren in Salzburg beim Kloster St. Peter sich verpflichtet, humanistisch-philosophischen Unterricht zu geben und 1623 erhielt die Anstalt durch päpstliche Bulle sogar das Universitätsprivileg. Aber zu einer eigentlichen Entwicklung ist es nicht gekommen, obwohl die Gründung keineswegs als unbedeutend erscheinen kann. Die Benediktiner faßten sie jedenfalls als Universität auf. Freilich war sie auf ihre Ordenszugehörigen beschränkt. Aber wir besitzen doch so manche gute Nachricht über sie. Vor allem war auch die juristische Fakultät keineswegs schwach und es sind eine Reihe von Namen zu nennen, die hier segensreich gewirkt haben. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, weil ja die Idee der Gründung einer Salzburger Universität bis vor dem Kriege außerordentlich lebendig war und auch nach dem Kriege wiederum alljährlich eine Art von Sommeruniversität in Salzburg tagt. um langsam das Werden einer Universität in die Wege zu leiten. Tradition und vererbter Wille finden sich hier zusammen, um ein Werk von Bedeutung zu schaffen.

Aber bis zum Jahre 1848 hatte man doch die Entwicklung Innsbrucks, an dessen Aufhebung man Tirols wegen nicht denken konnte, sehr gehemmt. Dann sah man ein, daß mit den deutschen Universitäten doch Schritt gehalten werden mußte, die freilich den österreichischen gegenüber einen großen Vorsprung gewonnen hatten. So ist in der weiteren Folge auch an Innsbruck die bessernde Hand angelegt worden. In den Jahren 1859 und 1866 sind die Studenten freiwillig zur Verteidigung ihres Landes zusammengetreten und haben die Wacht gegen Italien übernommen, wobei sich Korps und Burschenschaften und die ganze Studentenschaft glänzend bewährt haben, wie ja überhaupt in der Innsbrucker Studentenschaft das starke deutsche Gefühl pulsiert.

Seit 1848 ist Innsbruck auch in seinen Instituten völlig ausgebaut worden und so in die Reihe der modernen Universitäten getreten. Ihre Bedeutung aber wächst von Jahr zu Jahr. Sie ist ein Bollwerk des Deutschtums und im steten

ernsten und überzeugten Wirken wird sie ihre Pflicht erfüllen. Sie ist die Südwacht des deutschen Wesens und man möchte alle guten Geister beschwören, daß sie dieses Amtes klar und sicher walte, daß über Professoren und Studenten jener Geist schwebe, der Deutschland aus allen Gefahren und Nöten, aus Schmach und Elend immer emporgeführt hat zu neuer Höhe und zu neuem Glanz.



HALLE
1694

Durch die Universitätsgründungen Preußens geht ein praktischer, aber auch ein hochsinnig staatsmännischer Zug. Wir sehen, wie es in allen Gebieten, die dem Staate einverleibt wurden, sofort auch für die nötigen Schulen sorgte. So sind im Jahre 1587 Tilsit, Saalfeld u. a. gegründet worden. Dazu gehörte dann Duisburg und in Halle hat ein Sohn des Zollernschen Hauses, Kardinal Albrecht, im Jahre 1531 die Gründung einer Universität geplant und zwar im Sinne und Geiste der Gegenreformation, noch ehe diese vollständig in Aktion getreten, also in bestimmter Front gegen Wittenberg, mit der später die Hallesche Universität vereinigt werden sollte. Schon hatte er Mittel und Gebäude bereit gestellt und auch von dem großen Kardinal Campeggio das Privileg erhalten. Aber er hatte einen zu klaren Blick, um nicht einzusehen, daß es zu spät war, gerade hier gegen Wittenberg eine Gegenuniversität zu schaffen. So blieb das Privileg im Archiv liegen. Halle war der Sitz der Regierung und hatte schließlich unter der Leitung eines, sagen wir, besseren Kammerdieners, de Milié la Fleur, eine Ritterakademie erhalten.

Aber da es nun zu Preußen geschlagen war, mußte man zur Überzeugung kommen, daß für diesen großen, weiten Landstrich eine Universität fehlte. Königsberg lag in weiter Ferne; Duisburg und Frankfurt a. d. Oder gehörten den reformierten Theologen und noch war es nicht Zeit, die beiden feindlichen Brüder an einer gemeinsamen Hochschule gegeneinander loszulassen. Da dachte Kurfürst Friedrich III. wieder an Halle. Vor allem aber fühlte er, daß ein neuer Geist in Deutschland sich regte, für den die alten Hochschulen mit ihrem pedantischen Wesen, das doch nichts anderes war als eine umgestellte Scholastik, nicht ausreichte. Da kam die Anregung von außen! Und so hat Halle den Vorteil und den Ruhm vor allen anderen deutschen Universitäten, daß sie aus Persönlichkeiten heraus entstanden ist. Es waren Thomasius und Francke, die von ihrer alten Hochschule ausgestoßen, in Halle kraftvoll und schaffensfreudig wirken sollten und ohne allen Zweifel eine Fülle von Hörern

selbst anzogen. Da wurde eine Universität geschaffen, die, bei allen Mängeln, doch das Vorbild für alle späteren Gründungen geworden ist. Der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg hat sie gestiftet; aber nicht ohne Thomasius und nicht ohne Francke wäre sie zu ihrem Einfluß gekommen.

Man muß sich die Stellung des Christian Thomasius in Leipzig vorstellen. Er wird seiner Schriften wegen am 10. März 1690 von dem Rektor Reichenberg vorgeladen und soll bei 200 Taler Strafe sich verpflichten, alles Lesen und Schreiben zu unterlassen. Aber bei seinem Erscheinen, so war es geplant, sollte der edle Gelehrte im Sinne und Geiste seiner Kollegen verhaftet und der Inquisition vorgeführt werden. Aber in ihrem Triumphgefühl konnten die Gegner nicht schweigen und so erfuhr Thomasius von dem schmachvollen Leipziger Anschlag. Und er wußte ihm zu entgehen. Er nahm die erste Erklärung an, blieb aus, schützte eine Reise nach Zeitz vor, aber nach seiner Rückkehr über Leipzig ging er nach Berlin, um die ihm längst angebotenen preußischen Dienste anzunehmen. Am 4./14. April 1690 erhielt er seine Bestallung als kurfürstlicher Rat und Professor und 500 Taler Gehalt mit der Marschordre nach Halle, um zunächst an der Ritterakademie, die bereits seit 1688 umgestellt war, seine Vorlesungen zu halten. Jetzt erläßt er seine Beschwerde an den sächsischen Kurfürsten, daß man ihm mit Haft und Inquisition gedroht, ehe noch ein Verfahren eingeleitet war. Der Kurfürst sorgte wohl, sich vor seinem Kollegen in Berlin zu blamieren. Man gab nach, Thomasius konnte unbelästigt Familie und Habe in Leipzig abholen, trotzdem gegen ihn ein Urteil des Schöppenstuhles vorlag. Aber freilich Gezänk und Verfolgung von seiten der akademischen Kreise, die mit einem Wutschrei der enttäuschten Gier ihr Opfer ihren Händen entwunden sahen, folgte ihm. Auch in Halle fand er noch scharfe, von Leipzig aus geschürte, Gegensätze. Zumal war es der Prediger Roth, der von der Kanzel in der Ulrichskirche herab gegen ihn loszog. Aber er wußte frisch und freudig zu erwidern, fühlte sich wohl und freute sich von Anfang an seiner Zuhörer: noch eine kleine Zahl, aber sie wuchs zusehends. Denn seine Lehrmethode war anregend. So hat er denn mit großen und größten Verdiensten 40 Jahre lang in brandenburgischen Diensten, vor allem aber in denen der Toleranz gewirkt. Was ihn trieb und leitete, war eine ungetrübte und nicht zu bändigende Wahrheitsliebe und ein Haß gegen jeden Zwang.

Ganz anders der Kollege, Freund und Gegner, der sich nun zu ihm fand, A. H. Francke. Der war aus ganz anderem Holze geschnitzt. Wenn den anderen die Freude am Kampf leitete, ja erfrischte, so war er erfüllt von dem Geiste der Versöhnung mit Gott. Er ist der Träger des Pietismus und ihm ist dieser eine Erscheinung kirchlichen Lebens, nicht der Theologie an sich. Aber auch er war von dem fast blutdürstig zu nennenden Professor Karzow verklagt und sollte der Inquisition vorgeführt werden — durch die Fakultät. Er ließ sich mit seinem guten Gewissen darauf ein und beantwortete die Fragen, die mit einer gewissen Niedertracht an ihn gestellt worden sind. Man konnte ihn nicht überführen. Aber seinem Wirken war dennoch ein Ende gesetzt. So ging er nach Erfurt, wo er das Diakonat an der Augustinerkirche übernahm.

Aber auch hier ward er verfolgt und eine Schmähschrift gegen ihn wurde mit seinem Namen und dem seiner Schüler feierlich an den Galgen angeschlagen. Doch sein Ruhm war überall hin gedrungen. So wurde er nach Berlin berufen und predigte dort und in Halle. Er wurde Pfarrer in Glauchau und am Ende ward er auch nach Halle eingewiesen, um Vorlesungen über das Alte und Neue Testament zu halten. Auch gegen ihn hat jener Prediger Roth von der Kanzel aus den Krieg erklärt. Aber schon war es zu spät. Die Universität war gegründet und zwar auf der Basis der Ritterakademie. Es mag wohl sein, daß ein festlicher Empfang, der dem Kurfürsten bei seinem Einritt in Halle zuteil wurde, seine Pläne beschleunigt hat und unter der Beihilfe Schulenburgs, der in Jena Kanzler war, Eberhards von Danckelmann und Geheimrats Stösser von Lilienfeld usw. kam die Gründung zustande. Am 27. August wurden die ersten Berufungen erlassen.

Die Universität war gegründet, wenn sich ihr auch eine ganze Reihe von Schwierigkeiten in den Weg stellten und zumal die aus den Hallenser Angestellten herausgewählten Professoren nicht annahmen. Es blieb zum Schluß niemand anders übrig als Thomasius und Francke. Selbst der Rat der Stadt hatte keine Freude an der Gründung und bei den Landständen gegen die Universität gestimmt. Aber in der Zwischenzeit hatte der Kurfürst seine Legation an den Kaiser gesandt, um das Privileg zu erreichen und knüpfte dabei an die Bulle des Kardinal Campeggio vom Jahre 1531 an. Es war Eberhard von Danckelmann, der in Wien die Verhandlung führte und meinte, daß sie unter allen seinen Aufgaben die schwerste gewesen sei. Aber am 19. Oktober 1639 wurde das kaiserliche Privileg für Halle erteilt und am 24. November erschien der kurfürstliche Erlaß. Die Universität war jetzt nach jeder Richtung hin fest gesichert und dabei darf man sagen, daß sie trotz der Bulle von 1531 nicht mehr auf die alte Tradition gestellt war, sondern sogar im Gegensatz zu derselben ins Leben getreten ist. Die Seele des Ganzen waren zwei von den Alten ausgestoßene Männer von hervorragender Bedeutung und die anderen, die sich jetzt zugesellten, wie Breithaupt und Stryck, wie Stahl und Hoffmann und Ludewig, waren alle Männer, die in diesen neuen Geist sich wohl hineinzufinden wußten.

Und dann kam ein anderes hinzu, das bis dahin eigentlich keine Universität gehabt hat, und das doch gleichsam mit in den Grundstein von Halle eingemauert worden ist: das war die Liebe und unbedingte Anhänglichkeit an den eigenen Staat unter der Devise: „hie gut Brandenburg, ist alle Wege!“ Thomasius selbst war erfüllt von den Ideen des Hugo Grotius und Pufendorf. Dazu kam nun der lebhafte Geist einer zunächst aus den höheren Ständen gebildeten Jugend. Sie kam nicht aus der Armseligkeit heraus und sollte von der hohen Schule hinweg als Träger der preußischen Staatsidee in das öffentliche Leben eintreten. So war denn von Anfang an der wachsende Einfluß der jungen Hochschule nicht bloß durch die Lehrer, sondern auch durch die Hörer gegeben. Im Jahre 1694 spielte der Rechtshandel des Thomasius, der doch auch in seiner Art bereits auf einen starken theologischen Umschwung hindeutete. Alle waren in religiöser Beziehung auf Eines eingestellt: auf die Kindschaft Gottes.

Breithaupt tiefer und gerechter, Francke warm und Anton, der hinzukam, milde, wenn auch herb im Ausdruck. Der Nachdruck wurde hier in Halle auf die praktische Theologie gelegt. Und auch in dieser setzte sich die deutsche Sprache als Unterrichtssprache rascher als anderswo durch. Man war anfangs selbst in Berlin nicht ohne Bedenken dagegen. Aber Thomasius sprach frei, nachdem er einige Sätze diktiert hatte und man kann sich denken, wie dies auf die jungen Hörer gewirkt hat: auf ihren Geist, aber auch auf ihr Gemüt. Ähnlich hat Ludewig seine Vorträge eingerichtet. Dazu kamen noch die Disputationen, die freilich noch wie an den anderen Universitäten als Lehrmittel gehandhabt wurden. Sie boten den Professoren Gelegenheit, ihre wissenschaftlichen Grundsätze zu verbreiten. Deshalb hat Thomasius hier seine drei großen Abhandlungen zur Disputation gestellt: zumal 1697 die These, ob die Ketzerei ein Kapitalverbrechen und 1701 die berühmteste: De crimine magiae, die seinen Ideen die weiteste Verbreitung gesichert hat. Wenn wir die Zahl der Disputationen überschauen, so staunen wir. Hat doch zum Beispiel Stahl nicht weniger als 129, J. H. Böhmer 139 und Friedrich Hoffmann 317 Diputationen zu verzeichnen. Dann war I. S. Stryck 1795 ordentlicher Professor geworden und A. H. Francke in die theologische Fakultät eingetreten. Joh. H. Michaelis hatte die hebräische Literatur übernommen und Johann P. Ludewig mit seinen reichen Kenntnissen, seiner starken und gesunden Methode und vor allem seiner unverwüstlichen Unmittelbarkeit sich bald nicht bloß die Schüler, sondern sogar den Hof erobert. Denn als Kenner der politischen Verhältnisse war er bei dem Friedenskongreß in Ryzswick mit Schmettau gewesen und hat dort zum ersten Male öffentlich den Gedanken ausgesprochen, daß der preußische Staat wohl fähig sei, ein Königreich zu werden.

Kurz und gut, es war ein guter Anfang und auch die Hörerschaft zahlreich genug. Waren doch vom Jahre 1693—1700 nicht weniger als 3002 Hörer aufgenommen worden, unter denen sich 319 Adelige, meistens Juristen, 781 Theologen und 144 Mediziner befanden. Wenn die Universität an etwas krankte, so war es die ungleiche Vorbildung der Schüler. Es wurde zu diesem Zwecke eine Art von Bildungskolleg eingeschoben, das aber nach und nach die volle Bedeutung verlor. Dazu kam, daß nun Francke in glänzender Weise es verstand, seine Gründung durchzuführen, das Waisenhaus, dem er Buchhandlung und Apotheke anfügte, die reiche Einnahmen brachten, wie er ja mit ebenso großer Klugheit wie Gottvertrauen auf Einnahmen von allen Seiten rechnete. So wurde ihm das Privileg für seine Gründungen immer wieder erneuert. Aber er, der in der Tat der Führer des Hallensischen Pietismus war, hat auch dazu beigetragen, daß dieser Pietismus unduldsamer wurde. Man darf andrerseits nicht vergessen, daß er angegriffen war. Aber dann ging er selbst zum Angriff über. So sehen wir in Halle wie an allen protestantischen Universitäten diesen Geist der Polemik herrschen und trotz aller Zurückweisung, die ihm zuteil wurde, immer wieder durchdringen. Vor allem war es Joachim Lange, der bei allen seinen sonstigen Verdiensten an Streitbarkeit

nichts zu wünschen übrig ließ und vor allem in seinem Schwiegersohn Rambach einen hitzigen Mitkämpfer fand.

Die Universität aber wuchs mehr und mehr, und man darf sagen, daß sie sich aus innen heraus so stark und kräftig gestaltet hat. Von besonderer Bedeutung war und blieb neben Francke und Thomasius vor allem Ludewig, der wegen seiner Abhandlung zur Krönung von dem Prorektor angegriffen worden war, aber dann die volle Billigung bei den Ministern fand, nach Berlin berufen wurde und als königlicher Rat mit einer besonderen Bestallung auf 300 Thaler jährlich zurückgekehrt ist. Er hat denn auch seine Wissenschaft völlig in den Dienst Preußens gestellt. Man kann nicht sagen, daß andere, wie Gundling und vor allem Heineccius in anderem Sinne gewirkt hätten. War doch auch Thomasius als Direktor der Universität durchaus auf diesen Gesichtspunkt eingestellt. Er dankte Preußen seine Rettung und tat dies mit voller Ergebenheit, ohne daß dadurch sein Wirken den Studenten gegenüber gelitten hätte. Duldsam nach jeder Richtung hin, aber klar und sicher auch in seinen Rechtsanschauungen! Es machte ihm keine Bedenken, über das römische Recht hinwegzugehen. Er empfahl vielmehr das deutsche Recht. Dazu trat er mit seiner ganzen Persönlichkeit für religiöse Duldung und gegen jede Art von Glaubensgericht ein. Ganz besonders aber hat er trotz aller Anfeindung den Kampf gegen den Hexenwahn fortgesetzt. Man nahm es ihm zwar sehr übel, selbst in Berlin, wenn er die Doktrin aussprach, daß der Glaube an Gott keineswegs den Glauben an den Teufel bedinge. Man ließ ihn aber ruhig wirken, und aus diesen Gründen sind ihm keine Hindernisse bereitet worden.

Ganz anders war es mit Johann Peter Ludewig, der durch seine „Germania Princeps“ die erste quellenmäßige Darstellung der deutschen Staaten gab. Es ist ein Buch, das getragen ist von der unbedingten Anhänglichkeit an den preußischen Staat, so daß ihm Moser den Vorwurf des Antikaiserlichen machte, ein Vorwurf, der in keiner Weise berechtigt war, indem ja schon längst Pufendorf ähnliche Gedanken ausgesprochen hatte. Auch Gundling hat der deutschen Geschichte und der Geschichtsschreibung überhaupt manchen guten Dienst erwiesen, wie er zumal in seiner Schrift über „Heinrich der Vogler“ eine Reihe von klaren und guten Gesichtspunkten gegeben hat. Der bedeutendste Jurist aber des 18. Jahrhunderts war, wie ihn Stintzing genannt hat, Joh. G. Heineccius, der zu gleicher Zeit Romanist und Moralphilosoph war, und vor allem seine ganzen Anschauungen auf die Bedeutung der juristischen Fakultät für den Staat, auf die Idee der Staatstreue und der Staatszugehörigkeit einstellte.

Nun kam, an Verstandesschärfe alle überragend, derjenige, der als Philosoph Halle den besonderen Charakter gegeben hat — Christian Wolf. Er übte durch seine Methode, die nicht die mathematische an sich und nicht eine rein philosophische war, sondern die, beide vereinigend, aus der Logik sich entwickelte, eine besondere Wirkung. Es lag eine gewisse Universalität und Geschlossenheit in diesem System. Alles war klar und greifbar und die obersten Grundsätze wurden in gesetzmäßiger Feststellung geboten und für den Hörer absolut brauchbar hergerichtet. Er war natürlich eine ganz andere

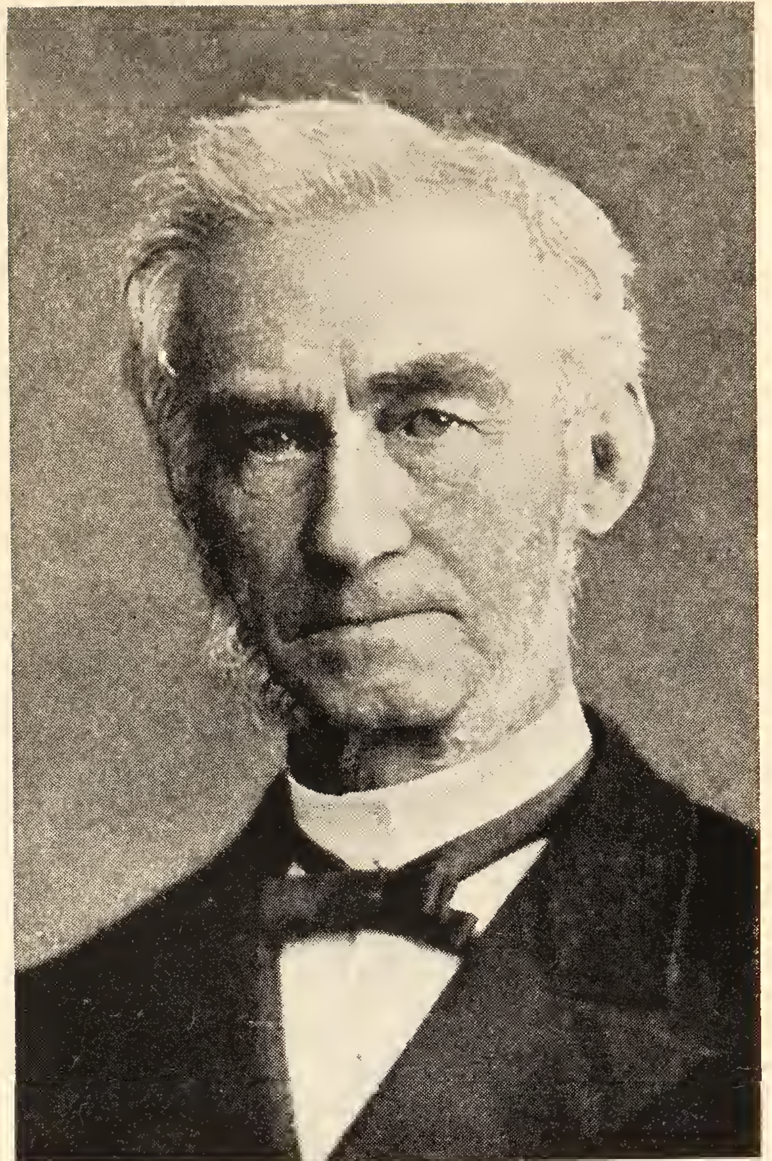
Persönlichkeit als wie Thomasius, der im übrigen von seiten der Pietisten noch immer angegriffen wurde. So hatte ihm Francke gedroht, daß er seine Frau wegen auffallender Kleiderpracht vom Abendmahl ausschließen werde. Es ist eigenartig, wie bei so wirklich bedeutenden Menschen, die doch auch ein Herz hatten, immer wieder jene Intoleranz der Theologen durchbricht, die, wie Bernhard Erdmannsdörffer zu sagen pflegte, uns die ganze Reformation verdorben haben. Man nahm ihm auch übel, daß er gegen das Vorhandensein der Zauberei an sich schreibe, beschuldigte ihn des Socinianismus. Vor allem wurde seine Schrift „De Concubinatu" von der Fakultät aufs schärfste bekämpft. Es kam so weit, daß seine Gegner ihn in Wien verklagten und von dorther nun das Verfahren eingeleitet werden sollte. Aber da ist doch der Protest vonseiten des Königs erfolgt, er solle sich in keiner Weise von Wien verantwortlich machen lassen. Und er erklärte, daß er bereits den kaiserlichen Notar höflich, aber bestimmt aus seiner Wohnung hinausgeworfen habe.

Das sind sozusagen die Idyllen der jungen Universität. Denn auch gegen Wolf erhob sich die Fehde, nachdem die zwischen Francke und Thomasius durch gegenseitigen Besuch höflich beendet worden war, wie das von Berlin verlangt wurde. Der Kampf gegen Wolf aber wurde mit den bedenklichsten Waffen geführt und nur dadurch haben die Pietisten den Sieg gewonnen, den Höhepunkt ihres Einflusses erreicht, um freilich nichts anderes herbeizuführen als den Niedergang, die Entleerung der Universität und die Umwandlung des Pietismus. Er gehört wohl zu den häßlichsten Erscheinungen, in welche persönliche und amtliche Reibungen eine besondere Schärfe gebracht haben. Wegen seiner Schrift: „De Sinarum philosophia practica", die er als Rektoratsrede gehalten hatte, wurde er verklagt, weil er darin Confutse mit Moses und Christus verglich und erklärte, daß die Moral desselben nicht viel von seiner eigenen abweiche. Nun aber ging die Angelegenheit an den König und diesem hatte man die Philosophie Wolfs auch nach der militärischen Seite hin verdächtigt. Denn nach dessen Determinismus sei die Desertion nichts anderes als eine Vorbestimmung. Da war natürlich bei dem Soldatenkönig Feuer im Dach. Es erfolgte ein ebenso zorniger wie ungerechter Befehl (8. 11. 1723), wonach Wolf abgesetzt ward und bei Strafe des Stranges binnen 48 Stunden Halle und alle königlichen Länder zu räumen habe.

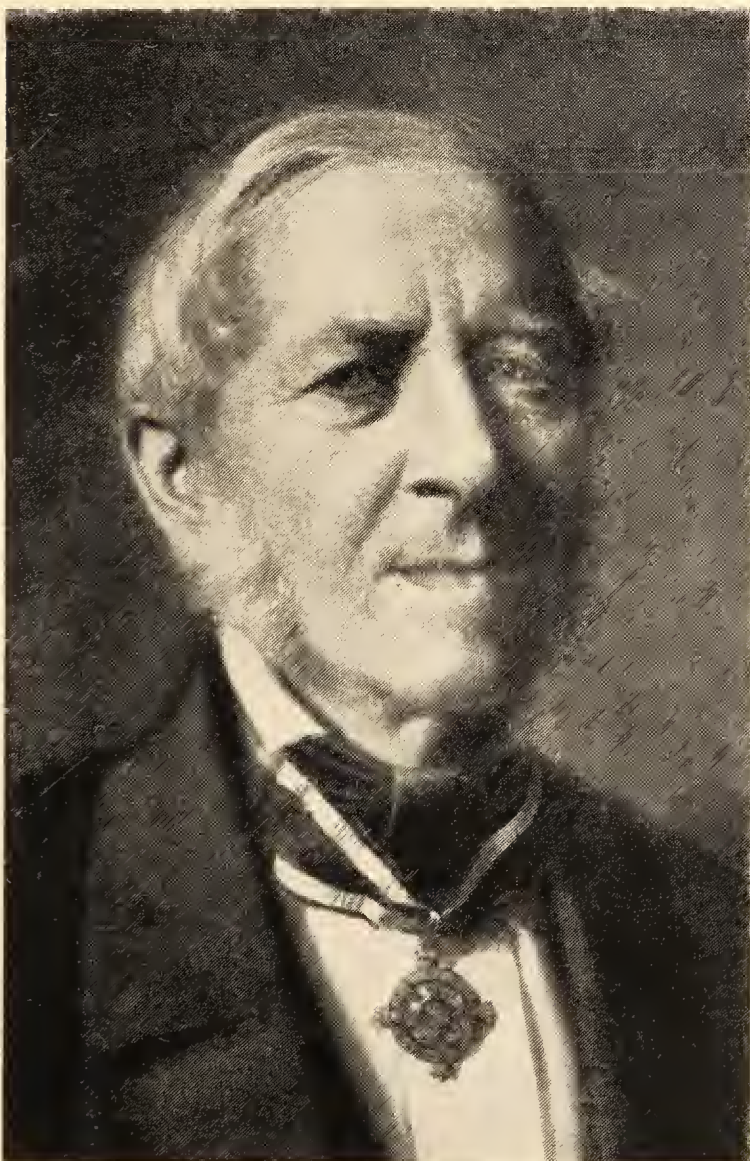
Er ging und folgte einem längst an ihn ergangenen und bisher abgelehnten Ruf nach Marburg. Es war für Halle schmachvoll, und auch die Kläger und falschen Ankläger fühlten sich tief ins Herz getroffen, da sie die Folgen ihres engherzigen Treibens erkannten. Denn in Göttingen rühmte man sich schadenfroh, daß dort unbeschränkte Lehrfreiheit herrsche, in Halle aber sei sie geschmälert worden. Das hatte natürlich seine Rückwirkung auf Berlin und der König ist doch allmählich anderen Sinnes geworden, wenn auch die Pietisten in Halle diese Sinnesänderung immer wieder durch neue Anklagen zu verhindern suchten. Sie selbst aber gingen ihrem Schicksal entgegen: der Pietismus erstarrte und der Ruhm und der Ruf Wolfs verbreiteten sich nicht bloß über Deutschland, sondern über die gesamte ge-



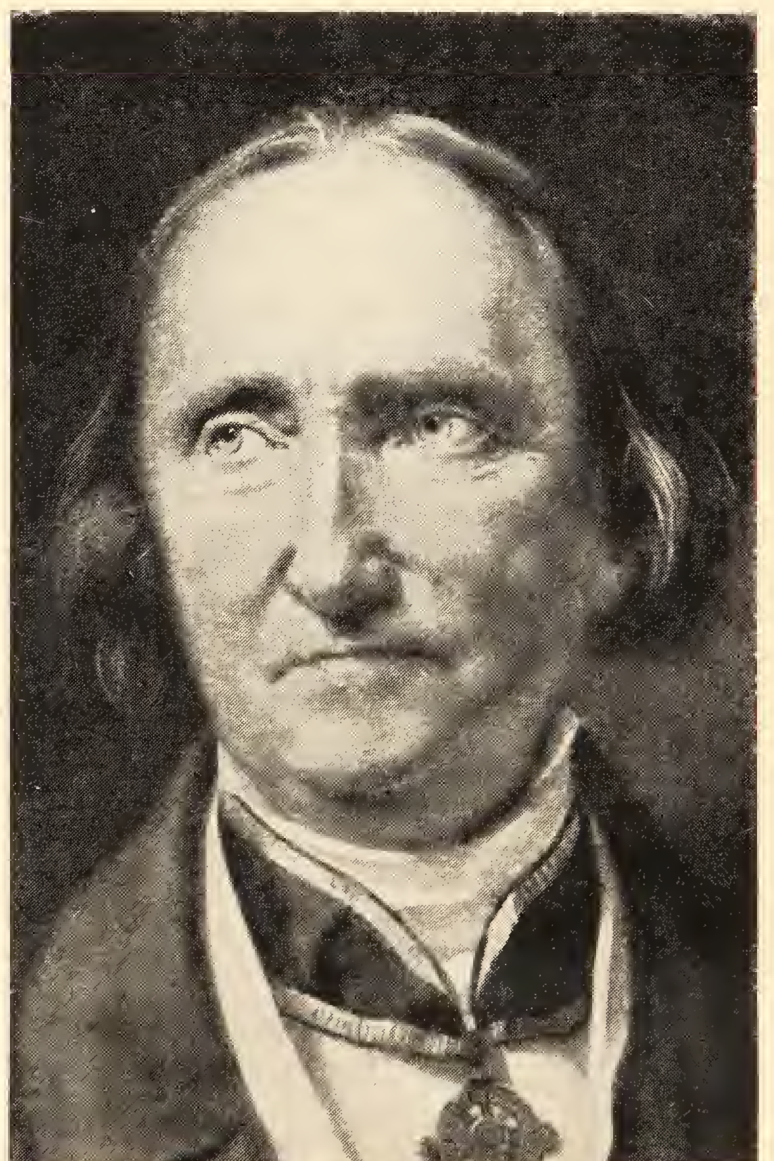
Friedrich Wöhler
Professor der Chemie in Göttingen
geb. 31. Juli 1800 in Eschersheim bei Frankfurt a. M.
gest. 23. September 1882 in Göttingen



Bernhard Windscheid
Professor der Rechtswissenschaft in Leipzig
geb. 26. Juni 1817 in Düsseldorf
gest. 26. Oktober 1892 in Leipzig



Philipp August Böckh
Professor der Philologie in Berlin
geb. 24. November 1785 in Karlsruhe
gest. 3. August 1867 in Berlin



Friedrich Karl von Savigny
Professor der Rechtswissenschaft in Berlin
geb. 21. Februar 1779 in Frankfurt a. M.
gest. 25. Oktober 1861 in Berlin

Aus dem „Corpus imaginum“ der Photographischen Gesellschaft Berlin

bildete Welt, und man darf sagen, daß die Herren in Halle der Wissenschaft einen ganz ungemeinen Dienst erwiesen haben, der freilich ihnen selbst das Ende bereitete. Denn mit Recht meint Zeller: „Vergleichen wir die deutsche Wissenschaft vor Wolf mit der nach ihm, so fällt uns kein anderer Unterschied stärker ins Auge als der zwischen Unsicherheit und Selbständigkeit der einen, dem Selbstvertrauen, dem Freiheitsbedürfnis, dem Vorwärtsstreben der anderen.“ Was sie nicht selbst der Wissenschaft zu geben vermochten, das haben sie ihr durch die Bekämpfung Wolfs verschafft.

Im übrigen folgte der scharfen Verfolgung gegen Wolf doch noch manches andere von seiten der preußischen Regierung. Die Behörden standen vollständig unter dem Gefühl des Beamteneides gegen die bevorzugte Stellung der Universitäten. Doch stießen sie hier allmählich auf einen gewissen Widerstand. Denn auch den anderen war durch den Fall Wolf und seinen unbedingten Mut das eigene Widerstandsgefühl gesteigert worden. Der König selbst erließ Verwarnung auf Verwarnung, und die Folge war, daß Thomasius als Direktor der Universität in der Tat eine Anklage gegen den Magistrat und auch gegen das Berggericht, das sich in dieser Salzstadt noch sehr stark fühlte, beantragte. Damit war nun wiederum die Universität nicht einverstanden und so stand Zwist gegen Zwist, bis dann endlich im Jahre 1714 ein Ausgleich erfolgte. Es hatten auch die Studenten sehr darunter zu leiden. Eine Reihe von Mandaten wurde gegen sie erlassen, zunächst mit dem Gefühl und der Meinung, daß in ihren Reihen grenzenlose sittliche Verworfenheit herrsche. Und doch, worum handelte es sich? Um unberechtigte Jagd, manchmal auch um sogenannte Verstöße gegen die kirchliche Sitte. Man muß eben aus dem Geist der Zeit heraus die Dinge nicht beurteilen wollen. Es war wie überall: jugendlicher Übermut gehörte zum Geiste der hohen Schule und es war das schlechteste nicht, was Halle besaß. Im übrigen fühlten das auch die Professoren, die versuchten, durch eine Reihe von Neuberufungen das stockende Leben zu erhöhen. In der Tat kam nun in die juristische Fakultät J. H. Böhmer, dann vor allem Daniel Nettelblatt. Doch waren im Jahre 1749 nur vier Professoren, 1755 nur drei in der Fakultät. In der Halleschen Theologie aber vollzog sich allmählich die Umwandlung. Baumgarten stand ziemlich allein, Sammler, der aus Altdorf berufen wurde, war nationaler in der Auffassung. Er begann allmählich der Führende zu werden und hatte bald eine große Anzahl von Schülern zu verzeichnen.

Aber nun starb Friedrich Wilhelm I., dessen Verhältnis zur Universität ein ganz eigenartiges gewesen war. Er hatte sie als nützliche Staatsanstalt im Grunde ganz gern. Sympathisch ist ihm ja ein Professor nie gewesen, und man konnte es ihm, abgesehen von einzelnen Größen, nicht übel nehmen. Sein Vorgehen gegen Wolf beruhte ja, abgesehen von der kolerischen Eigenschaft des alten Soldatenkönigs, vor allem in dem Gefühl, daß dieser Mann die Grundlagen des Staates, die er eben in dem Beamtentum und vor allem in seinen Soldaten erkannte, angreife. Er ahnte nicht, daß gerade aus der Schule Wolfs das wirklich gute und getreue preußische Beamtentum,

daß Richter, Lehrer und Prediger daraus hervorgegangen sind, die unbedingt nichts anderes im Leben wollten, als diesem Staat mit allen Kräften zu dienen. Jetzt aber kam Friedrich II. Man erwartete von ihm eine große Wendung. Galt er doch als ein Gönner der Wissenschaft, ja als ein Freigeist und Liebhaber alles Großen und Schönen. Schon die Wiederberufung Wolfs, die übrigens bereits der Vater in seinen letzten Lebensjahren, freilich vergebens, eingeleitet hatte, war ein Akt des rein persönlichen Empfindens. Er bot ihm jetzt den gewaltigen Gehalt von 2000 Talern für Halle, nachdem er ihn nicht für Berlin gewinnen konnte und vermittelte seine Entlassung in Marburg persönlich. Am 6. Dezember 1740 wurde Wolf von den Studenten feierlich eingeholt und erhielt die ehrenvolle Weisung, bei den Berufungen an allen preußischen Universitäten mit dem Oberkuratorium zusammenzuwirken. Er wurde Universitätskanzler und 1745 hat ihn der Kurfürst Max von Bayern in den Reichsfreiherrnstand erhoben.

Aber wenn man auf den König besonders gerechnet hatte, so ward man arg enttäuscht. Gewiß, er war großzügig in seiner Art, aber wenn es sich um Bewilligungen für die Universität handelte, war er fast noch geiziger als sein Vater. Vor allem hatte er eine sehr starke Abneigung gegen die Hallenser Theologen, die diese alsbald zu verspüren bekamen. Im Jahre 1744 erhob die Universität Klage gegen eine Schauspielertruppe und verlangte, daß derselben das Spiel verboten würde. Darüber war der König höchlich empört und zumal gegen Francke, obwohl dieser den Erlaß gar nicht unterschrieben hatte. Der König machte folgende Bemerkung an den Rand des Universitätsberichtes: „Da ist das geistliche Mucker Pack Schuld daran. Sie Sollen Spillen und Herr Francke oder wie der Schurke heißet soll dabei Seindt, um die Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche Reparation zu thun und Mihr soll der attest vom Cömödianten geschecket werden, daß er dagewesen ist.“ Das ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Aber wenige Tage später schrieb er eigenhändig: „Inskünfftige werden die Herren Pfaffen wohl vernünfftiger und nicht gedenken, daß Directorium oder Mihr Nasen anzudrehen, die Hallenschen Pfaffen müssen kurz gehalten werden, es sind Evangelische Jesuiter und muß man sie bei aller Gelegenheit nicht die mindeste Autoritet einräumen.“

Es muß ja gesagt werden, daß das keineswegs der Ton war, in dem er mit den Professoren hätte sprechen dürfen. Den haben sie nicht verdient. Aber auf der anderen Seite darf man nicht vergessen, daß er, der auf Grund seiner Bildung einen hohen Grad von Geschmack forderte, hier recht geringe Äußerungen eines solchen fand und an und für sich an der deutschen Wissenschaft nicht zu finden vermochte. So wurde er gleichgültig gegen ihre Pflegestätten, wo die Forschung im lateinischen Gewande ihm entgegentrat. Die Philosophen Leibniz und Wolf hat er wohl geschätzt und wir wissen auch, wohl geehrt. Er hat auch für Ludewig Verständnis gehabt und für die Bedeutung der Humanitätsstudien. Als man zum Beispiel in Halle nach dem Tode von Professor Klotz im Jahre 1772 die Professur teilen wollte

zwischen dem Nationalökonomen Schreber und dem Rhetoriker Rambach, da schrieb er wiederum: „Die Ökonomie lernt man bei Bauern und nicht auf universitäten. Man Mus Suchen einen guten Litterateur in der Stille des Klosters zu kriegen und keinen Ökonomen als einen Bauern, der Weiß mehr davon als alle Theoristen.“ Und er hat noch im Jahre 1779 die humanistische Bildung richtig eingestellt: „Vom griegischen und lateinischen gehe ich durchaus nicht ab bei den Unterricht in den Schullen; Undt die Logic ist das allervernünftigste, denn ein jeder Bauer muß seine Sachen überlegen und wenn jeder richtig dächte, das wäre sehr gut: Die Rhektorik muß den jungen Leuten gründlich beygebracht werden.“

Man sieht also, wie er doch sehr klar und verständnisvoll in die Dinge hineingesehen hat. Aber von einer wirklichen Hilfe, vor allem in finanzieller Beziehung, war keine Rede. So kam es denn, daß die juristische Fakultät ihre Stellung verlor und wenn die medizinische eine Reihe von schätzenswerten Fachmännern hatte, so war die philosophische Fakultät ziemlich verödet. Denn Wolfs Wirksamkeit war doch zu Ende. Er hatte sich selbst erschöpft. Er ging in einen ziemlich flachen Geist der Aufklärung über und seine Doktrin löste sich sozusagen in eine Art von Glückseligkeitslehre auf, welche eine alle Kreise durchdringende Selbstzufriedenheit schuf. Merkwürdig ist, daß die Zeit einzelne Spuren des Verfalls zeigt, mehr unter den Professoren als unter den Studenten. Fälle wie der des Professors Philippi, der schließlich im Zuchthaus Waldheim endete, geben doch zu starken Bedenken Anlaß. Anders war es mit den Studenten, die immerhin auf der Höhe zwischen 1300 und 1600 blieben. Unter dem Soldatenkönig hatte es nicht an Konflikten gefehlt und er hätte gar zu gerne den Werbern an der Universität freies Spiel gelassen. Aber das ging nicht. Als nun Leopold von Dessau, der sein Regiment in Halle stehen hatte, mit den Studenten in nähere Beziehung trat, bewährte er nicht bloß Bonhomie, sondern auch ein gewisses Verständnis für das Studententum. Nach einem Zusammenstoß mit seinen Soldaten erklärte er dem König sehr vernünftig, daß aus weiterem Einschreiten kein weiterer Lärm entstehen würde, als daß sie dem Prorektor die Fenster einschmeißen, was ohnedies fast alle Jahre geschehen sei. Aber interessant ist sein Gesuch an den König, er möge die adeligen Studenten auffordern, in die Armee einzutreten, weil Sr. Majestät die Offiziere mehr lieb hätte als die Herren mit der Feder. Es gab immer wieder Verbote von Theatervorstellungen, die sehr besucht waren, obwohl die Studenten selbst vielfach Theater spielten.

Aber wir dürfen nicht vergessen, daß der Siebenjährige Krieg auch Halle eine Fülle von schweren Leiden brachte. Es wurde von Franzosen und Österreichern und sogar den Reichstruppen besetzt. Man hat die Juristen Flörke und Carract als Gefangene fortgeschleppt, wohl als Bürgen für die Schatzung von 17 000 Talern, die man der Universität auferlegt. Diese waren natürlich nicht aufzutreiben. Aber 1760 wurde sie doch mit einer Steuer von 1500 Talern durch den Feind belastet. Trotzdem war die Stimmung für Preußen und den König immer eine hochbegeisterte gewesen. So hatte man im Jahre

1757, nach dem an Schlachten und Siegen so reichen Jahre, eine Feier seines Geburtstages veranstaltet, die von den Schlesiern als Landsmannschaft angeregt worden war. Und es schien auch ein neues Aufblühen der Universität bevorzustehen und glänzender Zuwachs sich einzufinden. War doch auch die Professorenschaft in ausgezeichneter Weise ergänzt worden und hatte sich eine reiche Fülle von Männern eingefunden. So G. Ch. Knapp und A. H. Niemeyer und ganz besonders Friedrich Schleiermacher, der freilich 1806 bei dem Zusammenbruch nach Preußen gegangen ist, um seinem König treu zu bleiben. Er ist das Gegenstück zu Davelof, der im Jahre 1809 nach Anhalt-Köthen zog und dort die französische Verfassung einführen wollte. Freilich ist er 1813 wieder ausgeschieden und kam 1816 nach Halle zurück. Aber hier war seines Bleibens nicht. Denn als Denunziant der Burschenschaft Teutonia war er verachtet und nach kurzem Aufenthalt ist er nach Dorpat verzogen, wo er vergessen und verachtet 1830 gestorben ist.

Die großen Mediziner aber, die jetzt die Hallensische Fakultät zum Blühen brachten, waren Ph. Fr. Theodor Merckel, J. Chr. Reil, Kurt Sprengel und außerdem Justus Chr. Loder. In der philosophischen Abteilung sehen wir neben Eberhardt, der als Ästhetiker einer zahlreichen Hörerschaft sich freute, vor allem aber berühmt war durch seine Fehde mit Lessing, sehen wir F. H. Jacobi wirken, der trotz mancher Fehler die Schärfe, mit der ihn Schiller und Goethe in ihren Xenien beurteilt haben, nicht verdient hat.

Aber nach dem Tode des großen Königs trat unter Friedrich Wilhelm II. ein Mann als Kultusminister hervor, der, wenn er länger im Amte geblieben wäre, wohl allen preußischen Universitäten den Garaus hätte bereiten können. Die Universität war in sich doch sehr gut geschlossen. Wir finden den Mathematiker Karsten, bei den Naturwissenschaften den Schweden Kren und den Norweger Steffens und vor allem in den Altertumswissenschaften nach Kloth und Schütze einen Stern erster Größe, Friedrich August Wolf. Sein Erscheinen wurde anfangs nicht in der ganzen Bedeutung gewürdigt. Aber allmählich sammelte sich um ihn eine solche Schar von Schülern, daß er in der Tat mit Stolz auf diese blicken konnte. Er bekam Weltruf und in Leyden, ja selbst in Kopenhagen wollte man diesen berühmten Philologen gewinnen. Seine Stellung war eine glänzende. Innigste Freundschaft verband ihn mit Goethe und Humboldt. Da kam der Krieg und sein ganzes Wirken schien bedroht. Wohl mahnte ihn Goethe zu bleiben und in der Arbeit Trost zu suchen und er hat in dieser Zeit, wie er sich ausdrückte, „per otia Gallica", eine seiner bedeutendsten Schriften geschaffen. Er war seinen Schülern nicht bloß ein Freund, sondern auch ein Führer. Er ging mit ihnen nach Lauchstedt, wo sie zusammen Maria Stuart und die Wallensteintragödie hörten. Auch sein Haus öffnete sich ihnen in gastlicher Weise. Und da bot sich erst in vollster und schönster Kraft sein Wissen und seine gründlich kritisch gerichtete und fruchtbar angewendete Methode dar.

Dann darf man nicht vergessen, daß gerade damals, am Ende dieser reichen Zeit auch der Rationalismus in Halle seine Blüte erreicht hatte. Semmler und

Nösselt waren seine Träger gewesen. Nun kam Gruner hinzu und die Idee, daß die wahre Religion in den Gemütern liege, daß es auf das Tun und Lassen des einzelnen ankomme und nicht auf die sukzessiv sich verändernde Erkenntnis, wurde lebendig. Auch August von Niemeyer hat in diesem Sinne gewirkt: Ein Gelehrter von bester Art. Hat er doch seine Aufgabe darin gesehen, die Ergebnisse der Gelehrtenforschung für das Wohl seiner Mitmenschen anzuwenden. Die Erziehung des Menschen zur Sittlichkeit und harmonische Entwicklung seiner allgemeinen Geistesanlage aufgrund des Christentums und nach Maßgabe der Vernunft, so hat er wohl den Rationalismus formuliert und durch diesen hat er zweifellos volle Bedeutung gehabt. Sein Lehrbuch über populäre und praktische Theologie hat heute noch seinen Wert und in diesem Punkte hat Herbart recht, wenn er es lobte. Besonders bedeutend aber ist, gewissermaßen als biographisches Vorbild, sein „Leben Nösselts" und seine Schrift über den „Einfluß der Hallensischen Universität", die im Jahre 1817 erschienen und ein Nachklang an die glänzende Periode des Rationalismus ist, der indessen schon völlig entartet war.

Denn in Halle war Karl Friedrich Barth erschienen, der unsterblich geworden ist vor allem durch sein Buch „Die neuesten Offenbarungen Gottes", das nichts anderes war als eine mit ödester Plattheit, ohne jegliches religiöses Gefühl durchgeführte Entstellung der Bibel. Goethe hat darüber in seinem Prolog zu den „neuesten Offenbarungen Gottes" seinen Spott ausgegossen. Er kam 1779 nach Halle, nachdem er von Gießen geflohen war. Die Fakultät protestierte nicht mit Unrecht. Aber das Ministerium meinte, daß man keinen Märtyrer der Glaubensfreiheit machen dürfe und trat für ihn ein, und zwar für seine Aufnahme in die philosophische Fakultät. Die Motivierung ist bezeichnend. „Unser Ober-Kuratorium will nicht hoffen, daß ihr von dem sehr unrühmlichen Parteigeist der theologischen Fakultät seid angesteckt worden, daher ihr auch von dergleichen für unsere Zeiten so unschickliche Fanatismus abzustehen befehligt werden." Das war an sich außerordentlich lobenswert. Aber nun kam ein anderes hinzu. Nämlich er zog sich in einen Weinberg bei Halle zurück und eröffnete eine Schankwirtschaft, die, wie er selbst angab, der Mittelpunkt werden sollte einer großen geistigen Bewegung, gegründet auf den Bund der „Zweiundzwanzig". Zweifellos wollte er diese Union schon aus Gründen persönlicher Eitelkeit für sich gestalten, mußte aber doch Fühlung mit der Freimaurerei nehmen, was ihm, wie es scheint, nicht völlig gelang. Inzwischen aber war ein Lustspiel erschienen „Das Religionsedikt", für das als Verfasser Nikolai der Jüngere zeichnete. Es war eine ebenso undichterische und unfeine Arbeit, wie sie frech war, und doch nicht das richtige traf. Man verhaftete ihn sofort als den Verfasser und zwar in diesem Falle unschuldig. Dieser ist später herausgefunden und zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt worden, er aber mußte sich wegen des Druckes verantworten und blieb zunächst in Haft. Und da zeigte sich während dieser Zeit, in der er ein neues Buch schrieb, sein Charakter und der „seines Ministers" Wöllner. Denn man kann wohl sagen, es war ein recht gleiches Brüderpaar. Verpflichtete er sich doch dem Minister gegenüber,

ein Buch gegen die Aufklärer zu schreiben, während jener seine Begnadigung betrieb. Er hat selbst einen Entwurf des Gnadenerlasses aufgesetzt und dem König unterbreitet. Aber trotz allem war Friedrich Wilhelm II. zu viel König, um sich auf solche Machenschaften einzulassen. Barths im Gefängnis geschriebenes Handbuch der Moral für den Bürgerstand wurde von dem Minister freilich in Gnaden aufgenommen, aber es blieb ihm nichts übrig, als auf der Festung Magdeburg seine Zeit abzusitzen, während Wöllner sein Wesen weiter trieb.

Dieser hatte nichts anderes im Auge als eine volle Umwandlung des theologischen und religiösen Bewußtseins und gerade durch diese verschrobenen und zu gleicher Zeit auch verlogenen Anschauungen hatte er die Aufmerksamkeit und das Interesse Bischoffswerders auf sich gelenkt. Zumal sein angeblicher Verkehr mit überirdischen Wesen hat ihn dem Vertrauten Friedrich Wilhelms II. und auch diesem selbst näher gebracht. Er wurde, sobald dieser zur Regierung kam, Minister und als solcher erließ er jenes lächerliche Religionsedikt, das geeignet war, jede religiöse und kirchliche Gesinnung zu zerstören. Er gab ferner der Hallenser Fakultät den Befehl, ein Lehrbuch über die Dogmatik zu schreiben. Professor Nösselt lehnte ab, weil seine Grundsätze von diesen Anschauungen durchaus verschieden seien. Die Folge war eine Untersuchung gegen Nösselt und ein Vorgehen gegen Niemeyer. Man drohte mit Amtsentsetzung und schließlich erschien eine Kommission in Halle. Aber diese hatte doch die Rechnung ohne die Studenten gemacht. Als sie hörten, daß man ihre Professoren einer ausgesprochenen Inquisition unterwerfen wolle, schmissen sie den Berliner Kommissären die Fenster ein. Die mutigen Herren zogen es vor, dieses gefährliche Feld schleunigst zu verlassen und sich hinter die Kanonen des Kultusministeriums zurückzuziehen. Aber Wöllner gab den Kampf nicht auf, führte ihn aber aus der Ferne weiter und übertrug die Untersuchung an die Fakultät. Diese berichtete sehr einfach, sie sei außerstande, selbst eine Erklärung abzugeben, verlange aber Untersuchung vor einem unparteiischen Gericht, sei es des Oberkonsistoriums oder anderer Fakultäten. Nun aber fühlte doch der Berliner Staatsrat die Scham über Wöllners Vorgehen und es erging ein Erlaß, von sämtlichen Ministern mit Ausnahme Wöllners unterschrieben, welcher sich von den Auslassungen befriedigt erklärte, eine gewisse Lehrfreiheit einräumte und der Fakultät überließ, wofern sie von der ihr auferlegten Striktion abweiche, selbst eine solche für sich zu entwerfen und zur Bestätigung einzureichen. Da kam denn klar zutage, daß Wöllner in keiner Weise fähig war, das Wesen der Wissenschaft zu verstehen. Und damit hatte er sich selbst gerichtet.

Ein Angriff war abgeschlagen und nun schien in der Tat eine bessere Zeit zu kommen. Denn der Minister Zedlitz war durchaus zu neuen und gesunden Reformversuchen bereit und zusammen mit dem Kanzler Hoffmann hat er sogar eine Erhöhung des Etats herbeigeführt, auf Grund dessen die so notwendigen Erweiterungen der Anstalten, zumal der medizinischen Institute, herbeigeführt werden konnten. Das Ministerium Wöllners war nichts anderes gewesen

als eine ansteckende bürokratische Krankheit, die kam, aber auf ihren Herd beschränkt wurde und schließlich aufhörte. An und für sich sieht es ja unendlich lächerlich aus inmitten der großen und wunderbaren Zeit, die auch auf Halle in bester Weise reflektierte. Die Geister der ganzen Nation und darum auch die der Hallenser Professoren waren doch durch eine ganze Reihe neuer ästhetischer Anregungen, aus denen sich wiederum neue Theorien ergaben, aber auch durch die unmittelbare Wirkung der alle anderen Strömungen überwogenden Gewalt der deutschen Dichtkunst ergriffen. Die Studentenschaft war in gleicher Weise, aber nicht minder durch die in voller Blüte stehende Maurerei angeregt. In Halle häuften sich deshalb die studentischen Orden. Wir finden Verbindungen mit Namen, die auch in der Freimaurerei eine gewisse Rolle spielten oder an diese anklangen, wie die Unitisten, die Inviolables, die Konkordisten, die Konstantisten, die Indissolubilisten und sogar die Desperatisten, einem Orden, dem die Professoren in der Zeit Wöllners ruhig hätten beitreten können. Es folgten noch andere, vor allem die Amizisten. Man muß sich unter diesen ebenso wie unter den Landsmannschaften, von denen die Westfälinger, Pommern und Schlesinger nachweisbar sind, keineswegs etwas anderes vorstellen als Verbindungen, in welchen landsmannschaftliche Zusammengehörigkeit, Gefühl der Freundschaft auf Grund eines stark ausgeprägten ästhetischen und vielleicht auch schon nationalen Idealismus herrschte. Am besten tritt vielleicht der Charakter hervor bei den Schlesingern, welche ihre besten Klingen verpflichteten, für ihre körperlich schwachen Brüder auf Mensur zu gehen. 1796 war ein allgemeines Verbot aller Orden und Landsmannschaften erfolgt. Es zeigte sich aber, daß es sich um ganz unschuldige Vereinigungen handelte, für die nur das Verständnis fehlte, wie unter Wöllner für das Wesen der Wissenschaft. Denn auf der Universität gehören beide Richtungen, Wissenschaft und echtes Studententum unter allen Umständen zusammen. Noch im Jahre 1761 hat Massow, der immerhin ein Herz für die Jugend hatte, die freiwillige Auflösung beantragt. Aber auch er hatte keine Ahnung von dem idealen Drang der akademischen Jugend, kein Verständnis für den edlen Sinn, der gerade jetzt durch die Anregungen, welche von Weimar ausgegangen, in eine neue Epoche trat. Denn die ersten, die gemeinschaftlich diese empfingen und mit voller Begeisterung aufnahmen, das waren die jungen Studenten. Sie waren trotz aller Verwarnungen zu den Vorstellungen der Weimarer Bühne nach Lauchstedt gekommen und hatten den Werken Schillers und Goethes mit höchstem Entzücken gelauscht. Es ist gar keine Frage, daß die jungen Leute da mehr gelernt haben als in den Hörsälen, wo man ihnen einen trockenen Rationalismus einzuimpfen versuchte. Es war daher der Versuch gegen die Fortsetzung des Besuches in Lauchstedt im höchsten Grade ungeschickt. Denn die Jugend war über den Rationalismus hinaus und zu ihrem Glücke fanden sich in Halle selbst die Männer, welche geeignet und geneigt waren, sich an ihre Seite zu stellen. Denn nun war Heinrich Steffens nach Halle gekommen, auch Friedrich Schleiermacher wirkte hier. Er hat den Ruf nach Würzburg ausgeschlagen, und in der kurzen Zeit, welche ihm die äußeren Verhältnisse hier

gönnten, Hohes erzielt und reiche Früchte geerntet. Er hatte für die Jugend das, was sie brauchte, einen religiösen Idealismus, der auch ihr Ehrgefühl stärkte, und dazu jene kraftvolle und gesunde Romantik, wie sie in ihm den edelsten Vertreter gefunden hat.

Aber seinem Wirken machte das große Schicksal ein Ende, das über Preußen hereinbrach. Am 14. Oktober ward die Schlacht bei Jena geschlagen. Am 17. warf Bernadotte die preußische Nachhut unter dem Herzog Eugen von Württemberg aus Halle hinaus. Es war, von den Franzosen besetzt und nun hat die Universität genau so, wie jener famose Statthalter von Berlin, die Parole ausgegeben: „Ruhe ist die erste Studentenpflicht". Am 18. erschien eine Deputation der Universität, welche um Schutz bat, der ihr freundlich zugesagt wurde. Die Professoren wurden von der Einquartierung befreit und die Studenten ermuntert, zu bleiben. Aber die rasche Wandlung des Kaisers ist doch im hohen Grade merkwürdig: bereits am 20. Oktober kam der Befehl zum Schluß der Universität und zur sofortigen Abreise der Studenten. Als Grund war der Vorwurf angegeben, die Professoren hätten Schriften verfaßt, welche die Studenten gegen die Franzosen aufwiegelten. Der Vorwurf war ebenso unbegründet wie abgeschmackt. Denn woher hätten die Professoren die Zeit nehmen sollen, dergleichen Schriften abzufassen! Aber es lag im Sinne Napoleons, wie er sich ausdrückte, der Wirkung des bösen Geistes zuvorzukommen, den man dieser Jugend eingeflößt hat. Es wurden nicht bloß die Vorlesungen, sondern auch die Gehälter gesperrt. Doch durften die Professoren in Halle bleiben. Und da zeigt sich nun ein ganz seltsames Leben, an dem auch die Frauen ihren Anteil hatten. Bei Frau Professor Niemeyer fühlten sich die französischen Offiziere außerordentlich wohl, wo auch später König Jerôme die Gastfreundschaft beansprucht hat. Hingegen im Hause Wucherer verkehrten die gefangenen und auf Ehrenwort freigelassenen preußischen Offiziere, und dort finden sich auch die Professoren Steffens und Schleiermacher ein, die geblieben waren und, aus ihren Wohnungen durch die Einquartierung getrieben, ein gemeinsames Arbeitszimmer gefunden hatten. Am 22. erfolgte die Vereidigung der Professoren durch die Franzosen. Daraufhin eine neue Bittschrift an Napoleon, in welcher in der devotesten Weise die Rede war von der Schuld gegenüber Frankreich! Denn die Professoren waren, abgesehen von einzelnen, wie Rüdiger und Gilbert, durchaus französisch gesinnt. Nur einige weigerten die Unterschrift, vor allem Wolf und Reil. Letzterer erklärte ausdrücklich als Grund der Weigerung, daß er Untertan des Königs von Preußen sei. Es erfolgte keine Antwort. Aber alsbald die Verhaftung Niemeyers, der mit anderen sofort über die Grenze nach Pont à Mousson abgeführt wurde. Er hat den Grund dieser Verhaftung nie erfahren und mußte bis zum Friedensschlusse in französischer Gefangenschaft verbleiben, die indessen keineswegs sehr streng war. Denn wir finden ihn am 25. Juli in Paris, wo er für die Wiederherstellung der Universität wirkte und eine Denkschrift dafür und vor allem für die Stiftungen übergab. Denn diese lagen ihm als dem Erben Franckes nicht ohne Grund am Herzen und

man darf es ihm nicht verdenken, wenn er diese zu retten suchte. Er wurde dann nach Kassel abgeführt. Am 31. August trat er die Rückreise an, kam aber erst nach Wochen nach Halle und erhielt nun eine Berufung nach Berlin, um dort über die Lage zu berichten. Diese war natürlich denkbar schwer. Professor Nösselt war gestorben, andere wie Wolf, Loder, Jacobi waren nach Preußen gegangen, andere hatten Rufe erhalten, wie Froriep nach Tübingen, Kownopack nach Rostock, und Schulz hatte sich nach Memel in das Hoflager begeben. Nur Schleiermacher harrte mit Steffens aus und zwar in dem vollen Gefühl, daß Halle doch bei Preußen bleiben könne. Diesen Empfindungen machte der Friede von Tilsit ein Ende: da hielt Schleiermacher nach der Abtretung Halles an Westfalen jene wunderbare Predigt, in der Gottvertrauen, Trauer und Verheißung in gleicher Weise zusammenklangen.

Aber es handelte sich jetzt um die Erhaltung der Universität. Man schickte eine Deputation nach Kassel, wo zwischen den beiden Vertretern des Königs Jerôme, Clarac und Bougnot ein heftiger Kampf tobte. Aber Clarac siegte, und nun wurde das Weiterbestehen der Universität sanktioniert. Der König übernahm nach einer weiteren Deputation, an deren Spitze Niemeyer sich befand, das Protektorat. Dann folgte die Genehmigung der Wiedereröffnung, am 3. Januar der Huldigungseid und am 16. die große Feier in der Aula, bei welcher Niemeyer die Festrede hielt. Steffens hat diese Feier genugsam gekennzeichnet. Es wäre der Zug ein Leichenzug gewesen, alles habe angemutet wie Gespenster und der Modergeruch eines verwesenden Daseins sei aufgestiegen. Andere freilich aus der sehr zusammengeschrumpften Zahl der Professoren stellten sich, wie das so häufig vorzukommen pflegt, „auf den Boden der Tatsachen“. Niemeyer erhielt einen Ruf nach Berlin als Staatsrat, wogegen die westfälische Regierung ihn zum Kanzler und ständigen Rektor ernannte, ebenso zum Leiter der Francke'schen Stiftungen und des Pädagogiums. Er hat sein Verhalten in einem Brief an Friedrich Wilhelm III. gerechtfertigt, der in der Tat die Gründe anerkannte und ihn mit königlicher Huld aus seinen Diensten entließ, aber auch in der Hoffnung, ihn einst wieder in Gnaden aufnehmen zu können.

Die Oberaufsicht über die Universität aber behielt der Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts, Johannes von Müller, der sich durch der Verheißung trügerischen Klang aus den preußischen Diensten hatte locken lassen. Lange hat seine Herrlichkeit in Kassel nicht gedauert. 1809 ist er gestorben. Anders war es mit dem Staatsrat Justus Chr. Leist, der, ein Schüler Pütters, die Oberleitung der Universität übernahm. Diese hatte sich so viel wie möglich konsolidiert und es fand sich eine Reihe hervorragender Kräfte zusammen, die weiterhin freilich zum Teil den Weg in andere deutsche Gebiete gesucht haben. Trotz alledem herrschte doch eine wissenschaftliche Stockung, nur daß von seiten der Studentenschaft in den Professoren selbst, ganz leise und ohne daß es der Feind bemerken konnte, jenes Gefühl des Widerstandes geweckt wurde, das doch der Grundzug des Tugendbundes gewesen ist. Jedenfalls war jeder Student, der das vorgeschriebene Hoch auf Jerôme ausbrachte,

dem Verruf verfallen. Steffens las über die Idee der Universität und wußte in diesem Kolleg ähnliche Gedanken verdeckt zum Ausdruck zu bringen, wie es Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation getan. Es tritt in dem später gedruckten Buche die Ideenverbindung mit Schleiermacher hervor; es ist würdevoll und kräftig. Wir sehen auch, wie kein anderer als Gneisenau mit ihm in engsten Beziehungen stand. Steffens sammelte alle Nachrichten, die für den bevorstehenden Unabhängigkeitskampf von Bedeutung sein konnten. Er war der Vermittler zwischen Gneisenau und den ehemaligen preußischen Offizieren. Zu rechter Zeit kam 1811 sein Ruf nach Breslau. Sonst wäre er zweifellos der Verhaftung und jedenfalls auch dem Sandhaufen nicht entgangen.

Nicht minder treu zu Preußen stand auch Reil, der als Dekan der medizinischen Fakultät seine Rede bei der Wiedereröffnung der Universität mit den Worten begann: „Ich habe die Liebe zu Preußen mit der Muttermilch eingesogen.“ Dann pries er die Verdienste der Könige von Preußen um die Wissenschaften. Hingegen sehen wir andere, wie zum Beispiel Voigtel, welcher um die Ernennung zum Historiker des Königreichs Westfalen bat, völlig auf dem Boden der Tatsachen stehen. Freilich auch die Gegnerschaft fand den richtigen Ton für dergleichen Betätigungen und die Studentenschaft hat zum weitaus größten Teile in diesem Geiste gelebt. Sie lag unter schwerem Drucke. Die Verarmung des ganzen Landes war groß und natürlich auch der Studentenschaft. Deshalb war der Antrag auf eine Uniformierung der Studentenschaft lächerlich. Hingegen der von Reil, aus Halle einen Badeort zu machen, immerhin bemerkenswert, zumal er für die Badesaison die Verlegung des Weimarer Theaters von Lauchstedt nach Halle durchsetzte. Dieses hat hier in der Tat besseren Erfolg gehabt als in Lauchstedt. So haben 32 Vorstellungen in Halle eine Einnahme von 6411 Talern und bis in die Jahre von 1811—14 die Gesamteinnahme von 24 000 Talern gebracht.

Aber das Schicksal nahm seinen Lauf. Der russische Feldzug kam und am 3. Februar erfolgte der Aufruf des Königs zur Bildung freiwilliger Jäger. Als dieses Dekret vom 17. März erschien, in welchem die Karten schon so ziemlich aufgedeckt waren, war auch für die Studenten in Halle kein Halten mehr. Bis Ostern waren noch 212 immatrikuliert, das Sommersemester konnte noch im Mai nicht eröffnet werden. Aber dann kam von Kassel der Erlaß Leists zur Wiedereröffnung. Sie geschah und es fanden sich wenig alte und nicht ein einziger neuer Student. Am 2. Mai sehen wir Bülow vor Halle kämpfen. Bei diesem Kampfe zeichneten sich Nolde und Dzondi bei Verband und Pflege der Verwundeten aus. Doch Bülow mußte den Rückzug antreten und Niemeyer wurde in eine Untersuchung gezogen, weil er sich nach Leipzig begeben hatte. Er konnte sich rechtfertigen. Und dann wurde die Universität am 29. Mai eröffnet, wobei freilich erklärt werden mußte, daß mehrere Studenten, dabei auch einige Westfälinger sich hätten von den Preußen anwerben lassen. Jerôme kam selbst nach Halle und ließ es sich nicht nehmen, den Professoren zu sagen, sie sollten sich von der „Ligne mathématique“ ihrer Wissenschaft nicht entfernen. Anders verfuhr Napoleon, der am 13. Juli in Halle erschien und der

Universität persönlich ihre Aufhebung ankündigte. Ihre Erhaltung sei an und für sich ein Fehler seines Bruders gewesen, und den wolle er gut machen. Es war kein offizieller Empfang. Nur beim Pferdewechsel wurden die Professoren zum kaiserlichen Wagen zugelassen, konnten aber kein Wort zu ihrer Verteidigung, oder im Interesse der Universität sprechen. Der Kutscher knallte und der Kaiser fuhr davon und zwei Tage darauf erfolgte der Erlaß Jerômes, der die Aufhebung der Universität, Einstellung der Vorlesungen und Ablieferung von Siegel und Insignien befahl. Am 19. bereits war die Aufhebung vollzogen und am 30. das Protokoll über die Übergabe erfolgt. Es gab eine Reihe von unbedeutenden Professoren, die sich im stillen sofort um Göttingen bewarben. In der Tat wurden nach dem Urteil Leists vier nach Göttingen, drei nach Marburg abgestellt. Interessant ist sein politischer Bericht über die Professoren, in welchem vor allem gegen Sprengel und Merckel sein Groll sich ergoß. Letzterer hätte die jungen Leute verführt, und er kam zu dem Antrag, Merckel und Sprengel zu entlassen.

Aber schon am 28. September floh Jerôme vor den Russen nach Marburg. Am 11. Oktober kam Blücher, in dessen Gefolge sich Steffens befand, nach Halle und am 26. Oktober wurde in Kassel Schluß gemacht. Bereits am 25. November erfolgte ein königlicher Erlaß aus Frankfurt, durch den Friedrich Wilhelm III. befahl, daß die Universität sofort wieder in Wirksamkeit treten solle. Das war natürlich nicht so einfach. Denn weitaus der größte Teil der Hallenser Studentenschaft hatte den Weg unter die preußischen Fahnen gefunden. Es müssen etwa 243 gewesen sein. So war ihre Lage natürlich keine leichte. Aber die Universität wurde eröffnet, am 25. September 1814 erfolgte die Erbhuldigung in Magdeburg, die Besoldungsrückstände wurden beglichen und die Universität sollte neuem Glanze zugeführt werden. Man glaubte die Mittel dazu vor allem dadurch finden zu können, daß man die Universität Wittenberg mit Halle vereinigte. Denn deren Wiederaufrichtung war kaum möglich und kaum wünschenswert. Eine Prüfungskommission aus Berlin kam zu dem gleichen Resultat und am 3. März 1816 wurde die Verlegung beschlossen. Im ganzen sind sieben Professoren der alten Universität, die ja mehr eines friedlichen, sozusagen durch Einschlafen erfolgten Todes verblichen ist, nach Halle gekommen. An und für sich war ja die Fusion für Halle nicht von übermäßiger Bedeutung, mit Ausnahme der finanziellen Maßregeln, da Wittenberg eine Fülle von Stiftungen hatte, von denen freilich ein Teil zur Ausstattung des Predigerseminars dort verblieben ist.

Aber was half alle Bevorzugung, alle staatliche Hilfe, wenn zu gleicher Zeit doch jener Druck über dem ganzen geistigen Wesen Deutschlands, besonders aber Preußens, lastete, der wiederum nichts anderes war wie eine Vergiftungserscheinung. Den Giftbecher aber hat Metternich gereicht, der König den ersten Zug daraus getan und hat ihn dann weitergegeben. Und dieser allgemeine Umtrunk hat über die Universitäten eine Zeit schwersten Leidens gebracht. Das Überwachungssystem, das zunächst der Burschenschaft galt, deren Spuren man auch nach Halle verfolgte, traf die Professoren

nicht minder schwer, bis es schließlich enden mußte, nachdem es über alle Leid und Elend gebracht. Auch hier ward ein Regierungsbevollmächtigter ernannt und zwar (unter dem 18. November 1819) der Vizeberghauptmann von Witzleben. Der Kaiser von Österreich glaubte etwas besonderes getan zu haben, da er die Ungarn, von denen eine Anzahl in Halle studierte, abberief, damit sie ja nicht von den verbrecherischen burschenschaftlichen Ideen angesteckt würden!

Witzleben blieb zunächst verhältnismäßig ruhig. Die erste Kundgebung von Bedeutung erfolgte erst im November 1821, wo er allerdings unter drohenden Andeutungen eine Warnung an die Professoren ergehen ließ, sie möchten wachsam sein über die Studentenschaft. Es war der Augenblick, wo der Verdacht und die alleinige Entschließung des Bevollmächtigten zur Verweisung eines Studenten genügte. Nun tat er sich freilich hart. Denn es zeigte sich, daß in der Burschenschaft gerade die bravsten und fleißigsten jungen Leute sich zusammenfanden und da glaubte man doch am besten zu tun, wenn man ihnen die Selbstauflösung empfahl. Diese wäre zweifellos erfolgt, wenn nicht der Bevollmächtigte durch seine Taktlosigkeit sie verhindert hätte. Die Burschenschaft hatte vor der Auflösung um die Bewilligung eines Abschiedskommerses gebeten. Er wurde mit Genehmigung abgehalten. Dabei aber ließ Witzleben eine Reihe von führenden Studenten verhaften. Es war ebenso taktlos wie treulos und verhängnisvoll. Die Folge war, daß ihm die Fenster eingeworfen wurden, was er mit neuen Verhaftungen bestrafte. Da beschloß die Burschenschaft, einig mit den Korps, die Auswanderung nach Ammendorf. Witzleben, dem ebenso der Witz wie der Humor fehlte, alarmierte Truppen von Merseburg, die freilich nichts zu tun fanden. Er mußte den Ausgewanderten die Rückkehr gestatten. Wenn auch nicht die Heimkehr im festlichen Zuge geschah, so war doch der Empfang durch die Bürgerschaft ein so herzlicher und freudiger, daß sie sich zu einem festlichen Ereignis entwickelte. Und die Burschenschaft, die sich „die Gesellschaft auf der Quelle“ nannte, blieb bestehen, trotz aller Strenge. Denn die Mitglieder einer solchen Verbindung sollten von jedem künftigen Staatsdienst ausgeschlossen bleiben. Man zwang sie bei der Aufnahme in die Matrikel, den bekannten Revers zu unterschreiben, der nach jeder Richtung hin unmoralisch war und, wenn man den Bruch eines solchen schändlich erzwungenen Ehrenwortes unmoralisch nennen kann, die Immoralität in Permanenz erklärt hat. Aber die Regierung blieb immer mißtrauisch gegen Halle: Sie sei eine der acht Universitäten, wo der im Ausland gestiftete Geheimbund sein Unwesen treibe. Und so mußte denn vorgegangen werden. Im Mai und Juni wurden 30 Hallenser Studenten wegen burschenschaftlicher Teilnahme verwiesen, 105 erhielten das Consilium abeundi. Immerhin erfolgte dann am 6. Juli eine Art von Begnadigung.

Aber noch war man nicht am Ende. Den Höhepunkt erreichte dieses Inquisitionsverfahren im März 1826, wo die Hallenser Studenten Grosser und Wislicenus zu 15jähriger Festungshaft verurteilt wurden, ebenso wie Ruge und Landfermann, die später gerade auf dem Gebiete der Erziehung glänzend gewirkt

haben. Von 1826 an herrschte in Halle völlige Stille. Die Untersuchungen blieben trotz Altensteins Erlaß ergebnislos und am 1. April 1828 zog sich Witzleben zurück. Ihm fehlte eben jegliche Kenntnis des akademischen Lebens und diesen Mangel konnte er nicht durch den eigenen Takt ersetzen, der ihn in entscheidenden Momenten durchaus im Stiche ließ. Es fungierte dann Geheimer Regierungsrat Delbrück aus Magdeburg als Bevollmächtigter. Er kam in eine neue Zeit der Bewegung hinein. Denn die französische Revolution von 1830 hatte doch gewisse Erregungen auch in Deutschland und zumal auf den deutschen Universitäten hervorgerufen. Man war umso mehr entsetzt, als diese Bewegung nicht mehr von nationalen Gesichtspunkten gelenkt wurden, die man durch die königlich-preußischen Maßregeln in so feindseliger Weise unterdrückt hatte, sondern erfüllt waren von weltbürgerlichen und politischen Einflüssen. Selbst eine leise Neigung zur Republik trat hervor, freilich ebenso bedeutungslos wie die früheren Regungen, aber immerhin ein Zeichen dafür, was man erreicht, wenn man den Idealismus der Jugend nicht begreift und ihn maßregelt.

Zunächst erging nach Halle die Anweisung, keine Göttinger und Münchner Studenten, die dort infolge Aufruhrs entlassen seien, aufzunehmen. Es folgte das Hambacher Fest und ein Jahr darauf der sogenannte Frankfurter Wachensturm. Man dehnte die Untersuchung auch auf Halle aus, obwohl von einer Teilnahme nicht die Rede war. Sie wurde durch den Oberlandesgerichtsrat Istrich aus Naumburg geführt, der verhältnismäßig milde verfuhr. Die Burschenschaft wurde mit einer gewissen Feierlichkeit in Ammendorf aufgelöst. Aber dann erfolgte durch den neuen Bundesbeschluß vom 14. November 1834 die Verschärfung der Maßregeln, eine neue Immatrikulationskommission wurde eingesetzt und die Landsmannschaften der Universität unterstellt. Es waren vorhanden Pommeriana, Marchia, Saxonia, Thuringia, Westfalia. Immerhin wurden am 7. und 31. Juli vier Studenten zu zehn Jahren, 54 zu sechs, und zwei zu drei Jahren Festung und im Jahre 1838 durch dasselbe Gericht von 204 Angeschuldigten 39 zur Todesstrafe, die übrigen zu dreißig Jahren Festung verurteilt. Einzelne Studenten aus Halle waren wohl daran beteiligt. Jedenfalls erging jetzt am 7. Januar 1838 ein neues Verbot, das alle Verbindungen vernichtete. Es war der Höhepunkt. Die Todesstrafen wurden zwar nicht vollstreckt, aber alle Verurteilten mußten lange Zeit auf der Festung zubringen, und ein jeder hat zweifellos eine Störung der Berufsbildung, der Lebensverhältnisse und nicht zuletzt der Gesundheit erlitten. Es war lächerlich, daß schon der Besitz eines Rapiers den Verdacht begründete, Mitglied einer verbotenen Verbindung zu sein.

Dann starb König Friedrich Wilhelm III. Es war doch eine Wandlung zu verspüren. Der Beschluß, welcher die Ferien aus Strafe vollkommen aufgehoben hatte, wurde im Jahre 1842 annulliert, sodaß jetzt die Ferien vom 12. August bis 14. Oktober dauern sollten. Ohne allen Zweifel war der Rückschlag dieser Epoche auf die geistige Entwicklung der Universität in jeder Beziehung von Nachteil gewesen. Denn von einer wirklich freien und freudi-

gen Arbeit konnte keine Rede sein. Dazu kam, daß in Halle sich der Rationalismus immer mehr ausgebildet hatte und stark genug fühlte, den Kampf gegen die neueindringende offenbarungsgläubige Lehre aufnehmen zu können. Als Vertreter des Rationalismus finden wir Wegscheider und Gesenius den alten Kämpfern gesellt, während die jungen nun vor allem von Tholuk geführt wurden. Es ist sehr schade, daß die politischen Unruhen Tholuk in seiner apologetischen Tätigkeit nicht zur vollen Auswirkung gelangen ließen. Denn er hatte ohne allen Zweifel alle Fähigkeiten dazu. Er war ein glänzender Prediger und außerdem besaß er die hervorragende Befähigung zum Lehrer. Was seinen Charakter betrifft, so muß man sagen, daß er bei aller Eitelkeit doch das Gute wollte. Im übrigen hat er seine Anschauung in einer klaren und bestimmten Weise formuliert: „Ein Glaube, so innig und zuversichtlich, daß er vor keiner ernsten Wissenschaft zurückschreckt, sondern im Gegenteil sie vielmehr herbeiruft, damit sie vor einer ungläubigen Welt die Erklärerin seiner Schätze, die Vertreterin seiner Rechte werde. Eine Wissenschaft, so ernst und unermüdlich, daß sie nimmer sich genug getan, solange der unbegriffene Buchstabe vor ihr stehe, die aber auch weiß, daß Antrieb und Leben aus dem frischen Born des Glaubens ihr zustreben muß und so über allem steht, daß es nur einen unfehlbaren Meister gibt.“ Es war ein Kampf für ein schriftgläubiges Christentum, in welchem der Rationalismus seine letzten Kräfte anspannte. Natürlich brachte er die unerquicklichsten Störungen hervor und schließlich galt es eben doch das Schaffen einer neuen Theologie.

Im Jus sehen wir die Savignyschule durch Mühlenbruch, Bluhm und Pernice vertreten, von denen der letztere freilich durch seine amtliche Stellung der Universität manche Schwierigkeit bereitet hat. Unter den Philosophen steht neben Hinrichs vor allem Johannes Erdmann, der, ein treuer Hegelianer, fest und sicher seinen Weg ging und Karl Reisig, der für die Altertumswissenschaft eine Schule geschaffen hat, aus der vor allem Ritschl hervorgegangen ist. Als Historiker fungierte Heinrich Leo, keine unbedeutende Persönlichkeit, dem aber jegliche Unbefangenheit und jegliches Gerechtigkeitsgefühl fehlte, der aber immerhin eine bedeutende Wirksamkeit hätte übernehmen können, wenn er nicht auf Tendenz eingestellt und vom Haß erfüllt gewesen wäre. Seine Bücher sind heute tot.

Häßlich tritt in dieser Zeit eines hervor, nämlich die „Berichte“ der Professoren „übereinander“. Es ist eine Epoche der Denunziationen, zu denen freilich die Zeit vielfach anregte. Persönliche Fehden, Streit der Parteien, walteten vor und es war ein trauriges und bitteres Wort, wenn Hinrichs von der „Erstorbenheit“ der Fakultät sprach. Es machten sich eben politische Momente im hohen Maße geltend, die noch in die Zeit Friedrich Wilhelms III. zurückführten, unter diesem aber geschwiegen hatten, um den verehrten König nicht zu kränken, jetzt aber umso stärker hervortraten. Ein Produkt dieser Bewegung ist zweifellos die Literaturzeitung, die Arnold Ruge herausgegeben hat und in welcher er einen großen Teil der Junghegelianer von Halle und

Umgebung sammelte. Dazu kam vor allem Max Duncker, der eine scharfe Klinge schlug und sich in keiner Weise etwas gefallen ließ. Er wußte wohl warum. Pernice lenkte mit Leo gewissermaßen die Schar der Alten und vermochte durch eine Reihe von Maßregeln auf die Entwicklung der Universität hemmenden Einfluß zu üben. Es war sehr schade, daß solche Bewegungen sich geltend machten, zumal sie ja doch schließlich sich mit den theologischen verquickten.

Da bot die Studentenschaft doch ein ganz anderes, schöneres Bild. Denn die Verbände waren untereinander von einem starken Zusammengehörigkeitsgefühl beseelt, und, wenn es galt, die akademischen Gerechtsame, sei es gegen die Bauern auf ihren Dörfern, oder gegen die Handwerker, oder auch gegen die Universitätsgerichtsbarkeit zu verteidigen, gemeinsame Sache machten. So sehen wir am 16. Dezember 1833 800 Studenten auf dem Marktplatz versammelt. Es gelang dem Rektor, sie durch freundschaftliche Worte zu zähmen. Dafür wurde er freilich getadelt und die Regierung gab neue Erlasse heraus. Im übrigen muß man sagen, daß alle Übergriffe der Studentenschaft, das Überbrausen des jugendlichen Temperaments vor allem zurückzuführen ist auf die armselige Art, wie man ihr begegnete. Die Gesetze waren so kleinlich, daß man sie unmöglich achten konte und sie geradezu lächerlich finden mußte. Die Folge war, daß auch die Achtung vor den Hütern der Gesetze schwand. Wenn es ihnen verboten wurde, mit brennender Tabakpfeife über die Straße zu gehen, so war es klar, daß dieses Verbot von dem jugendlichen Übermut nicht bloß gebrochen, sondern ins Lächerliche gezogen wurde. Dazu kam die schwere kirchliche und theokratische Bevormundung, von der auch ein Mann wie Max Duncker betroffen wurde. Der sogenannte Bund der Lichtfreunde kam wieder einmal in Untersuchung, Duncker wurde zur Verantwortung gezogen. Man verlangte von ihm, nachdem er sich gerechtfertigt, den Bericht über eine seiner Reden in der Zeitung richtig zu stellen, was er unbedingt verweigerte, während der Minister die protokollarische Auslassung dieses Gelehrten offiziell in der Leipziger Zeitung abdrucken ließ. Ein in seiner Art ebenso taktloser, wie unerhörter Vorgang. Im übrigen wußte sich Duncker in den verschiedenen Festreden zu rächen und seine Meinung zu sagen. All diese Dinge sind zurückzuführen auf das Ungeschick und Mißgeschick des Ministers Eichhorn in seinen kultusministeriellen Äußerungen, er, der doch im Zollverein in der Tat Wundervolles gewirkt hat: Ein deutlicher Beweis dafür, daß die „feine und vielgliederige Aufgabe des Unterrichtsministeriums ein Verständnis und eine Sinnesart fordert", welche keineswegs von jedem sonst tüchtigen Verwaltungsbeamten erwartet werden darf. Das Schlimmste aber war, daß dadurch eine neue Erregung, und vor allem ein gegenseitiges Mißtrauen in die Professorenschaft gebracht werden sollte. So hatte Professor Wippermann einmal gesprochen, daß es Fälle gebe, wo die Rebellion eine sittliche Verpflichtung sei und Heinrich Leo hatte natürlich dagegen protestiert. Die Studentenschaft nahm Stellung gegen ihn und Leo mußte eine Erklärung ausfertigen, die dann, was wiederum vollkommen taktlos war, der Prorektor in der Aula vorlas. Professor Wippermann lehnte jede Verständigung ab, zu-

mal, wie er sich ausdrückte, er einer Genugtuung von seiten Leos nicht bedürftig sei.

Dann erfolgte ein Gesuch an den König um Aufhebung der Karlsbader Beschlüsse und vor allem um Beseitigung des Regierungsbevollmächtigten. Dieser Beschluß erfolgte am 2. April für alle Universitäten.

Das Jahr 1848 verlief ziemlich ruhig und nur im gewissen Sinne hielt man es für nötig, die letzten Jahrzehnte des Leidens der Regierung vorzuhalten. Aber im übrigen waren diese Machenschaften und die Verhandlungen, die zum Beispiel von Jena aus auf eine Art Professorenkongreß hinzielten, von keiner Bedeutung. Von Halle sind nur ein Privatdozent und ein außerordentlicher Professor nach Jena gereist. Hingegen tadellos war die Haltung der akademischen Jugend, besonders der farbentragenden. Sie hat in dem tollen Jahre ihre Anhänglichkeit an den König und an das Vaterland wohl bewährt und der König hat aus diesem Grunde der Universität sein Bild geschenkt und Böckh hat eine Inschrift anbringen lassen, die den Hallenser Studenten zur Ehre gereichte, aber auch der heutigen Studentenschaft als Parole dienen kann:

„Robora virorum nutabant, stabat juventus".

Es ist kein Wunder, wenn gerade unter solchen Umständen die Seßhaftigkeit der Professoren in Halle nachzulassen begann. Der Rationalismus war ausgehöhlt und stand am Ende seines Einflusses und im Grunde war eigentlich niemand mehr da, der ihn verfochten hätte. Im Jahre 1861 sehen wir ganz andere Leute am Ruder wie A. Wuttke, I. Köstlin, M. Küster und dazu noch K. Schwarz und H. Hugfeld. Bei den Juristen aber findet sich vor allem nun F. I. Keller für den Zivilprozeß und Hermann Fitting, während die medizinische Fakultät einen Stern erster Größe zu verzeichnen hat in dem Chirurgen Volkmann, der im Jahre 1866 sich ohne Auftrag nach dem böhmischen Kriegsschauplatz begibt, aber dort bald den Segen seiner Wirkung zeigt, im Jahre 1870 aber als Generalarzt in Frankreich weilt. Er ist es, der durch die Einführung des Listerverbandes und des antiseptischen Verfahrens nach dem Kriege in der Tat den größten Segen gebracht hat und die größte Umwandlung auf dem Gebiete der Wundpflege. Während des Krieges schrieb er die entzückenden Dichtungen „Plaudereien an französischen Kaminen", die unter dem Namen Richard Leanders herausgekommen sind, wie auch seine Gedichtsammlung im Jahre 1883 bereits die dritte Auflage erlebte. Leider hat ihn dann ein schweres Rückenmarkleiden heimgesucht und am 28. November 1889 ist er einer Lungenentzündung erlegen.

Aber die Universität war im steten Wachsen begriffen und zwar in allen Fakultäten. In der medizinischen sehen wir die beiden Augenärzte Graeve und Hippel wirken. Das Gebiet der Philologie bearbeiteten, nachdem Hinrichs 1861 gestorben war, Gerlach und Hermann Ulrici, der die Geschichte der hellenischen Dichtung schrieb. Von besonderer Bedeutung aber war das Wirken Adolf Hayms, der uns das schöne Buch über die romantische Schule und über „Hegel und seine Zeit" hinterlassen hat. Als Germanisten sehen wir Julius Zacher, Karl Weinhold, der dann bald nach Breslau ging, und ganz

Göttingen. Kollegiengebäude und Bibliothek

Landesvater. Aus einem Gießener Stammbuch 1773

besonders Eduard Sievers wirken, einer der Führer der neuen Schule. Auch die Geschichte hatte ihre hervorragenden Vertreter. Wir finden dort Ernst Dümmler, wohl einen der besten Mitarbeiter an den Monumenten, Theodor Lindner, Gustav Droysen. Für alte Geschichte aber nach Hertzberg den führenden Eduard Mayer und den anderen Mommsenschüler Ulrich Wileken. Alle freilich nur sozusagen im Vorübergehen, aber doch so, daß mit Halle die bedeutendsten Namen der neuen Geschichtsschreibung mit wenigen, allerdings sehr gewichtigen Ausnahmen verbunden sind. Es ergab sich, daß eigentlich alles von selbst von dem Augenblicke an, da die preußische Regierung auch für das Kultusministerium wieder Männer gefunden hat, die, wenn sie auch einem Wilhelm von Humboldt nicht gewachsen waren, so doch erkannten, daß es sich bei den Universitäten um etwas ganz Großes und etwas ganz Eigenartiges handle, so daß auch das Amt eines Kultusministers gewissermaßen künstlerische Voraussetzung verlangt. Das ganze akademische Leben hat dadurch eine große Wendung genommen. Man kann nicht mehr von einem Übergewicht der theologischen Fakultät reden und die Studentenschaft selbst hat in dem Schatten der Friedrichsuniversität sich durchaus selbständig und eigenartig entwickelt. Es gab gewiß Entartungen, die in der Erscheinung eines Nobiling sich kundgegeben. Aber das war ein ganz kleiner und enger Kreis, der ebenso an einer anderen Universität durch die fehlerhafte Wirkung des Kathedersozialismus hätte entstehen können. Halle ist gegründet worden unter dem glanzvollen Einfluß der Persönlichkeit und dieser Charakter ist ihr geblieben. Denn die Bedeutung liegt vor allem in der Großzügigkeit der vielen Lehrer, die hier gewirkt und von hier aus ihren Einfluß auf alle deutschen Universitäten zur Geltung zu bringen gewußt haben.



GÖTTINGEN
1737

Über der Universität Göttingen und ihrer Gründung schwebt ein eigenartiger Schimmer. Man hat wohl gesagt, daß dieser dem Kosmopolitismus entstamme, unter dessen Gesichtspunkten sie gegründet und dem sie geweiht worden sei. Das ist denn doch zu viel gesagt. Denn im Grunde war das Motiv ihrer Gründung kein anderes, als der Ehrgeiz König Georgs II., der im Jahre 1729 nach 15jähriger Abwesenheit nach Deutschland zurückkam und nun ringsum die Universitäten sah und vor allem auf die Gründung der preußischen Fürsten, auf Halle, blickte, das im vollen Gedeihen war. Da packte ihn doch die Eifersucht auf König Friedrich Wilhelm I. Er sah zudem, wie die Landesuniversität Helmstedt, die ihm nicht einmal mehr gehörte, in Verfall geraten war, und so wollte er eine neue Universität ins Leben rufen, schon aus Ehrgeiz gegenüber dem preußischen Staat. War er doch der mächtigere und reichere. Und wenn sein Minister von dem Busche von der Maxime ausging, nichts Neues zu schaffen, so hat König Georg II. von seiner Lieblingsidee nicht mehr gelassen. Und zwar sollte sie nicht bloß Landesanstalt sein, für diese hätte auch Helmstedt genügt, sondern allgemeines deutsches Interesse einflößen. Und er, der den Ruhm liebte und sich freute, wenn man ihn den Helden der Schlachten nannte! Wenn ihm nun auch der Ruhm zuteil wurde, daß er ein Schützer deutscher Wissenschaft sei, daß er den Bund deutscher Wissenschaft mit englischer Kultur vollziehe, so war ihm das natürlich von größter Bedeutung!

Und dazu kam noch, daß seine Gattin Karoline gleichfalls für die Idee begeistert war. Er hatte außerdem eine vorzügliche Kraft in einem Mann, der in der Tat über allen Ministern jener Zeit stand, Gerhard von Münchhausen. Diesem übertrug er die Universität. Und Münchhausen hat sie ihm eigentlich geschaffen, das kaiserliche Privileg besorgt (13. Januar 1733), zu dem das landesherrliche vom 17. Dezember 1737 kam. Am 17. September 1737 wurde die Georgia Augusta eröffnet. Ihr Curator war und blieb Gerhard Adolf von Münchhausen. Aber die Gründung fiel in eine Zeit, in der wohl eine Fülle

von Kräften gewonnen werden konnte, wie ja augenblicklich die neue Universität der Sammelpunkt hervorragender Gelehrter wurde. Aber die Stadt war Festung und um diese tobte der Kampf, so daß in den Jahren 1760—1762 der Universität mehr als einmal der Untergang drohte. Wir sehen sie freilich trotz allem weiter blühen. Wir sehen Männer wie Mosheim, den Theologen, und Matthias Gesner, den Philologen, wirken, an dessen Seite Heyne tritt, eine der glänzendsten philologischen Erscheinungen. Es geschieht alles für die neue Schöpfung. Die Institute werden eingerichtet, die Bibliothek vermehrt sich in geradezu wunderbarer Weise und unter den Händen Gesners hat sich die Zahl der Bücher von 60 000 Bänden auf 200 000 vermehrt. Sie ist der geistige Mittelpunkt dieser Universität, so daß schon aus diesem Grunde hier so gut gearbeitet werden konnte, während in Halle und an allen anderen Schwesterschulen dieses Hilfsmittel so gut wie völlig versagte. Die Anatomie, der botanische Garten, Apotheke, das physikalische und mathematische Institut, alles das wurde eingerichtet. Dazu kam die „Sozietät der Wissenschaften", die bald europäische Bedeutung gewann. Es war ein rasches Aufblühen und man muß sagen, daß der eigentliche Zauber und die eigentliche Bedeutung in den Lehrern lag. Wir sehen August Schlötzer, den Historiker, nach ihm Meiners, Spittler und ganz besonders Heeren, der aus dem neuen in das andere Jahrhundert zurückragte, der all die schweren Zeiten überstanden hat, bis zu dem Tage, da Bismarck ihn unter allen Göttinger Professoren als den einzigen auserkor, bei dem er wirklich mit Interesse gehört hat. Göttingen galt somit für ganz Deutschland als eine „Gelehrtenkolonie". Und in der Tat war sie diejenige Universität, zu der die meisten hinstrebten, von der sie aber merkwürdigerweise auch im raschen Gange der Zeit und der Dinge sich wieder wegversetzen ließen.

Jedenfalls aber hat keine Universität eine so in sich geschlossene, auf rein humanistische Richtung gestellte Rolle gespielt als Göttingen. Sie gehörte gewissermaßen der „Frau Welt". Es ist wohl davon gesprochen worden, daß man hier eine Universität hätte gründen sollen, ganz ohne theologische Fakultät. Das war nun in den protestantischen Landen ebensowenig möglich wie in den katholischen. Aber die Abhängigkeit bzw. die Zusammengehörigkeit mit England, die man hier, wenn auch nur aus der Ferne ahnte und bei den Hoffestlichkeiten gewissermaßen einatmete, hat doch der Universität einen bestimmten Charakter gegeben, ebenso wie die „Church" sowohl auf Hannover wie auf Braunschweig abgefärbt hat. Man darf aber nicht vergessen, daß Göttingen auch berührt worden ist von dem Wehen des deutschen Geistes und daß hier im Göttinger Hainbund der Geist Klopstocks nicht bloß ein Asyl fand, sondern einen heiligen, germanischen Hain, wo neben dem weltbürgerlichen, rationalistischen und selbst kosmopolitischen Treiben der Universität bei den Studenten echtes deutsches Gefühl erwachte. Die Professoren herrschten hier und ein neues Buch, eine neue Hypothese, eine neue Entdeckung, an denen es dort wahrlich nicht gefehlt hat, erweckte mehr Interesse als irgend

ein politisches Ereignis. Man lebte unter dem englischen Szepter unendlich sicher und behaglich.

Aber das ging vorüber und gerade durch diesen Zusammenhang mit der englischen Krone ward Hannover, und damit auch Göttingen, in Konflikte hineingezogen, die für die Universität doch im höchsten Grade bedenklich werden konnten. Es war auch an ihr immerhin ein gewisser Zwiespalt zwischen dem Professorengeist und dem studentischen. Gewiß, es wurde genau Buch geführt über alle Adeligen, die hierherkamen, um zu studieren, und auf sie wurde wie im Mittelalter ein ganz besonderes Gewicht gelegt. Was bedeutete es, wenn einmal die Studenten in Unruhe kamen und mit den Tischlergesellen in Konflikt gerieten und auszogen, dann aber wiederkehrten. Was bedeutete es, wenn eine Zeitlang die Sorge herrschte wegen der französischen Revolution und General Custine vor den Mauern von Göttingen erschien und dann der Universität doch einen Schutzbrief gab, der ihr im hohen Grade nützte. 1803 ward es besetzt. Aber vom Juni 1803 an bis September 1805 war man doch ohne Feind. Und in dieser Zeit erscheint der bayerische Kurprinz Ludwig, um hier seine Studien zu machen. Sie sind uns in reizvoller Weise geschildert. Und in der Tat muß man sagen, daß er, wie späterhin, wenn auch in ganz anderer Weise, sein Sohn Maximilian, in Göttingen sich seine Bildung geholt hat: nicht die Neigungen für die Kunst, aber das Gefühl für die Wissenschaft und die Antike. Und da wurde keiner maßgebender, als jener Blumenbach, der eigentlich Anatom, aber für die Antike und ihre Schönheiten, vor allem aber ihren Geist das tiefste Empfinden hegte. Dazu kam noch ein anderes. Göttingen war die Universität der Russen. Hier haben alle diejenigen, die auf russische Entwicklung Einfluß gewonnen haben, studiert, und es bestand geradezu ein persönlicher Zusammenhang zwischen Göttingen und Moskau.

Aber dann kamen die Franzosen, im Glauben, für immer zu bleiben. Göttingen ward dem Reiche Westfalen des Königs Jerôme zugeteilt und stand eine Zeitlang geradezu unter dem Einfluß und unter der Gönnerschaft jenes deutschen Gelehrten, Johannes von Müller, der sich in einer feierlichen Stunde dem Teufel Napoleon verschrieben hatte. Er sprach von ihm: „Der, vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben, erkannte in Germanien die Vorwacht und Brustwehr von Süd und West, von den ersten Hauptsitzen der Kultur Europas. Also für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutschland Festigkeit, gab ihm sein Gesetzbuch, das Muster seiner Waffen, die größten Lehren und statt gedemütigter Soldaten achtvoll geehrte Bürger. Aus zwanzig Ländern schuf er sich ein Reich. Konnte er mehr tun, er setzte darüber seinen Bruder." Das ist das Wort eines deutschen Historikers über das napoleonische Königreich Westfalen, eine sublime Phrase, die auch in unseren Tagen hätte gesprochen werden können. Aber wenn er nun seine ganze Gunst dieser Universität zuwandte und wenn ihm diese bis zu einem gewissen Grade zujubelte, so nahm ihn doch der Tod fort und er mußte sein Amt einem anderen überlassen. Er hatte noch einen Kon-

flikt der Studenten mit den französischen Offizieren beilegen können und eine wechselseitige Ehrenerklärung erreicht. Aber nun war er gestorben und an seine Stelle trat als Schützer der Universitäten jener Direktionsrat Leist, der Marburg gerettet hat und der alles tat, um Göttingen zur Blüte zu bringen.

Aber auch diese Zeit ging vorüber und was man für ewig gehalten hatte, weil man vergaß, daß alles doch nur auf zwei Augen stand, brach zusammen. Göttingen wurde wiederum hannoversche und zwar jetzt königlich hannoversche Universität. Und als solche war sie nun eigentlich sich selbst überlassen. Einst hatte Napoleon das Wort über die Göttinger gesprochen: „Sie gehören keinem besonderen Staate, gehören nicht Deutschland allein, sie gehören dem gesamten Europa an". Nun fühlte man doch, daß man den Zusammenhang mit Deutschland mehr suchen mußte. Und er wurde gewonnen nicht gerade in positiver, sondern sogar in sehr negativer Weise durch den Kampf, den Metternich gegen die deutschen Universitäten wagte. Göttingen war jetzt Landesuniversität, an der auch die Nassauer Studierenden hören mußten, ihre Freitische hatten und einen Professor zum Aufseher bestellt erhielten, der dafür die damals stattliche Summe von 500 Talern empfing. So machte denn in der Tat Göttingen die ganze Entwicklung durch, wie alle anderen Universitäten, nur daß eben doch der König von Hannover sich nicht so abhängig von Metternich fühlte als wie die anderen Herren.

Aber dafür geschah etwas anderes. Nämlich von seiten des hannoveranischen Königs selbst wurde ein ungeheurer Druck auf das Land geübt, wie es als das ärgste erscheinen könnte, das je einem Staat und zumal einer Universität geboten wurde. Es war der Herzog von Cumberland, von dem man in England sagte, daß er mit der einzigen Ausnahme des Selbstmordes jedes erdenkliche Verbrechen schon begangen habe. Er war endlich als König Ernst August in Hannover eingezogen und sah in der Wissenschaft und ihren Vertretern nichts anderes als „das Federvieh der Tintenkleckser". Denn er war aller Bildung bar und ein abgesagter Feind der Wissenschaft. Wohl hat er in Göttingen studiert, aber sein Pferd stand ihm höher, als irgend einer seiner Professoren. Er hatte immer auf den englischen Thron gehofft, aber als nun die Queen Victoria jugendlich, wie sie damals war, die englische Krone erbte, und er auf Hannover angewiesen war, da war er doch im hohen Grade empört und entrüstet. Und für diese Entrüstung bot ihm Hannover ein reiches Feld der Auswirkung. Es begann jene merkwürdige und einzigartige Auslegung der Verfassung, die er allerdings nicht als Agnat unterschrieben hatte und die er infolgedessen aufhob. Er hat viel darüber gedacht und sich auch wohl, so vor allem von seinem Minister Scheele, beraten lassen. Er wollte keineswegs einen vollendeten Verfassungsbruch und nicht ohne Not „ombrage" machen.

Das war das Wort, das seit der Gründung der Universität in Hannover gewissermaßen als Parole ausgegeben war. Aber da erschien nun sein Patent, welches die letzte Verfassung aufhob. Und gegen dieses Patent haben in Göttingen sieben Professoren aus dem innersten Drang ihres

Gewissens heraus Einspruch erhoben. Die Georgia Augusta hatte kurz vorher im September das Jubelfest ihres hundertjährigen Bestehens gefeiert. Es war ein Fest gewesen, an dem das ganze Land, aber auch ganz Deutschland teilgenommen. Freilich Dahlmann erklärte bitter, daß man über Gräbern geschmaust habe. Es verlief zwar mit der gewohnten akademischen Pracht, man huldigte Alexander von Humboldt, die Philologen trafen Vereinbarungen wegen künftiger Wanderversammlungen und auch der König erschien, ohne daß er sich freilich sonderlich Mühe gegeben hätte, der Professorenwelt seine Verachtung zu verbergen. Und es war bezeichnend, daß er die philosophische Fakultät schwer tadelte, weil sie einen Mann wie Stüve zum Ehrendoktor ernannt hatte. Doch dann kam der große Streich, und in der Folge davon unterzeichneten am 8. Dezember sieben Göttinger Professoren eine Vorstellung an das Universitätskuratorium, in welchem sie erklärten, daß sie sich auch jetzt noch an ihren Verfassungseid gebunden hielten: „Das ganze Gelingen unserer Wirksamkeit beruht nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werte unserer Lehren, als auf unserer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald wir vor der studierenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, sobald ist der Segen unserer Wirksamkeit dahin. Und was würde S. M. dem König der Eid unserer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von Männern ausginge, die eben erst ihre eidliche Versicherung freventlich verletzt haben.“ Es war E. Albrecht gewesen, der bei Dahlmann diese Gedanken angeregt hatte. Dahlmann hat dann diese Erklärung aufgesetzt, die, wie Treitschke sagt, „unverkennbar den Ausdruck eines tiefen sittlichen Leidens“ trug. Es war eine Protestation des Gewissens, nur durch den Gegenstand ein politischer Protest. Es unterzeichneten außer den beiden die Brüder Grimm, Wilhelm Weber, Ewald und der junge Gervinus. Mit Ausnahme von Dahlmann und Gervinus waren es alles Männer, die am politischen Kampfe sich nicht beteiligt hatten und bei der Rotteck-Welckerschen Schule als durchaus mäßige Menschen galten. Nun aber kam das Strafgericht. Am 28. November schon verfügte der König, er habe vernommen, „wie sich die Professoren nach erfolgter Aufhebung des Staatsgrundgesetzes, dasselbe noch als gültig zu betrachten und aufrecht zu erhalten herausnehmen und er ersehe daraus, daß sie augenfällig eine revolutionäre, hochverräterische Tendenz verfolgen, welche sie persönlich verantwortlich macht.“ Deshalb sollten die Behörden diesem verbrecherischen Beginnen steuern und die Schuldigen zur Strafe ziehen. Und nun war es wiederum jener vielgewandte Leist, der das Reskript entwarf, durch welches die sofortige Entsetzung der Sieben befohlen war. Der König ergänzte nur noch die Einziehung der Gehälter bis zum Tage der Entlassung. Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus mußten innerhalb drei Tagen das Land verlassen. Freilich anders dachte die Studentenschaft. Sie nahm jenseits der Grenze in Witzenhausen Abschied von ihren Lehrern. Es war eine rührende Szene. Als der kleine Sohn im Grenzwirtshaus sich vor Jakob Grimms majestätischem Kopf hinter dem Rock der Wirtin ver-

steckte, sagte die Mutter mitleidig: „Gib dem Herrn die Hand, es sind arme Vertriebene".

Wohl widerhallte nun Deutschland von dem Lärm und dem Kampf, aber in Göttingen selbst war doch die Haltung der Professoren derart, daß der König von dem Mute der Gelehrten recht gering denken konnte. Aber der König selbst sah, was er angerichtet hatte und meinte später: „Hätte ich gewußt, was mir die sieben Teufel für Not machen würden, so hätte ich die Sache nicht angefangen". Man sammelte für die „Göttinger Sieben", bis sie alle wiederum an Universitäten untergebracht wurden, freilich mit einer gewissen Scheu. Man war ängstlich gegenüber dem König von Hannover. So in Mecklenburg, wo man die Berufung Ewalds rückgängig machte. Und auch in Berlin war man vorsichtig genug, bis sich der spätere Kronprinz, unterstützt von Savigny daran machte, für die Brüder Grimm einzutreten. In Göttingen selbst herrschte ein merkwürdiger Geist und ein Mann wie Professor Bülau hat in der schnödesten Weise gegen die Sieben geschrieben. Anders war es in Tübingen. Als der Hannoversche König den König von Württemberg fragte, „Warum haben Sie einen Professor angestellt, den ich fortgejagt habe?", erwiderte ihm dieser in seiner kurzen Art „Eben deswegen".

Die Wirkung war eine bedeutungsvolle. Denn sie hat den Professoren eine ungeheure politische Macht gegeben, die bis zu dem Kriege von 1866 angedauert hat. Man sah auch in England, daß die hohen Schulen politischer Mittelpunkt wurden, welche dem übrigen Lande Impulse gaben. Die Professoren wurden geradezu begeistert, die Rechte des Volks so gut wie die Grundsätze der Vernunft zu verteidigen, und wir sehen, wie diese Entwicklung weiterging bis zum Frankfurter Parlament, das ja vollkommen den Stempel des Professoralen getragen hat. Und so ist dadurch eines erreicht worden, was nicht gerade erfreulich war: der moralische Sieg kam den Professoren zugute und mit einem gewissen Recht. Denn von den Sieben blieben fünf edle, schlichte Menschen. Nur in Gervinus und Ewald verkörperte sich, wie Treitschke sagt, der unausstehliche professorale Dünkel. Und es kam noch ein anderes: „Es war eine tragische, durch keines Menschen Wille abzuwendende Notwendigkeit, daß diese idealistische Nation, indem sie von den Höhen des literarischen Schaffens langsam zur politischen Arbeit hinabstieg, auch noch die Durchgangsstufe der Professorenwerke überschreiten mußte. Durch dieses Übergewicht des Professorentums wurde der doktrinäre Zug, der die Politik der deutschen Liberalen von jeher auszeichnete, ungebührlich verstärkt und es entstand auch der falsche Schein, als ob der Liberalismus die Sache der Bildung vertrete, während in Wahrheit die Helden der deutschen Kunst und Wissenschaft, Goethe, Cornelius, Savigny und Ranke größtenteils dem konservativen Lager angehörten. Und so hat sich diese Gelehrtenrepublik zu Taten nicht aufschwingen können und von staatsmännischen Talenten war keine Rede, höchstens von politischem Ehrgeiz."

Aber die deutsche Wissenschaft gedieh, und wir sehen wie gerade in Göttingen nach der Katastrophe ein ruhiges Weiterentwickeln sich findet, wie



Erlangen



Mensur aus dem Jahr 1831

Herbart, Hugo Gauß weiterarbeiten und schließlich sogar die historische Gesellschaft durch die politische Tätigkeit der Gelehrten gewonnen hat.

Aber ehe die Göttinger Sieben die Universität durch einen Gewaltstreich verlassen mußten, war auch ein anderer abgezogen, der dort sich seine akademische Bildung zu holen versucht hatte: das war der junge Otto von Bismarck, der, nachdem er in Berlin seine Gymnasialstudien beendet hatte, nach Göttingen kam, entschlossen seinem nationalen Gefühl gemäß bei der Burschenschaft einzutreten. In der Tat hat auf ihn das Studententum mehr Eindruck gemacht, als das Professorentum. Die Liste der Vorlesungen, die er belegte, war an und für sich keine übermäßig umfangreiche. Aber auch bei diesen Professoren hat er nur ein paarmal gehört. Dann ließ er die Vorlesungen vollständig fallen und nur bei dem alten Heeren hat er in der Tat gehört und an seinen Worten und Ideen Interesse gefunden. Denn dieser war der Lehrer der Politik der Mächte des 18. Jahrhunderts. Seine ganze historische Theorie baute sich auf das Grundgesetz des europäischen Gleichgewichts auf. Und wenn man näher zusieht, so findet man, daß Bismarck seine ganze Politik auf die gleichen Gesichtspunkte wie sein Lehrer Heeren eingestellt hat. Im übrigen war er dort Korpsstudent, weil ihm die Burschenschaft zu sehr den Eindruck einer Verbindung von Utopie und Mangel an Erziehung machte. Er war Hannoveraner, hat als solcher den Schläger geführt, hat Pedell und Rektor weidlich geärgert und auch im Karzer gesessen. Und schließlich mußte er in Berlin bange Tage warten, bis ihm die wegen seiner Schulden zurückgehaltene Exmatrikel ausgehändigt wurde. Er war im gewissen Sinne, wenn auch nicht direkt mit dem Konzilium, so doch durch die Verhältnisse gezwungen worden, Göttingen zu verlassen.

Die Universität aber führte ihr ruhiges Dasein weiter, wissenschaftlich blühend. Die Sozietät der Wissenschaften und auch der „Göttinger Gelehrte Anzeiger“ bildeten einen gewissen Mittelpunkt dieses in der Tat bedeutsamen Tun und Treibens. Göttingen war eine Universität geworden, die die preußischen nicht überragte, aber doch mit ihnen gleichen Schritt zu halten vermochte. Wenn ein kleinlicher Zug durch Göttingen ging, so kam er vom Hofe her und von der Regierung, der ein falsch verstandener aufgeklärter Despotismus war, bei dem freilich die Aufklärung sehr stark abgefärbt hatte. Aber das Jahr 1866 hat auch dem Welfischen Hause mit der Krone von Hannover die Universität genommen. Damit trat Göttingen in eine neue und von seiner bisherigen Entwicklung vollkommen verschiedene Ära. Nicht als ob nun irgend wie reformiert worden wäre. Es wurde nur ausgebaut und zwar hier viel weniger als in Marburg. Denn man übernahm eine Universität, die in ihren Einrichtungen schon damals völlig modern war. Aber sie wurde nun von Preußen aufgenommen und wenn sich der Gegensatz zwischen Welfentum und Zollerntum noch vielfach zeigte, vor allem noch im Jahre 1870, so war von der Universität wenigstens dieser Geist durch eine starke preußische, ja wir dürfen sagen deutsche Welle hinweggespült. Göttingen steht jetzt mit in der Reihe der

deutschen Universitäten, die alle gleichmäßig eingestellt sind auf den großen Zug der Forschung und die eben nur des großen Wunders harren, das ihrer Arbeit neue Aufgaben stellen wird. Die Alma Georgia Augusta ist jetzt erst das geworden, was ihr Patron und geistiger Gründer, Bernhard von Münchhausen, gewollt hat. Es war doch gewissermaßen sein Segen, der sich nach dem Jahre 1866 erfüllt hat.



ERLANGEN
1743

Unter den deutschen Universitäten nimmt zweifellos die Friderica-Alexandrina zu Erlangen eine eigenartige Stellung ein. Sie ist die Gründung eines kleinen Landesfürsten, von dem das Goethe'sche Wort:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens leider der meine,
Schmal und kurz ist sein Land, wenig nur was er vermag,

gesagt werden kann. Auf der anderen Seite aber entsprang der Gedanke selbst sehr großen und bedeutenden Erwägungen, die nicht bloß in die Zeit der Reformation, sondern auf den Reformator selbst zurückgehen. Hat doch Luther am 18. Juli 1529 an den frommen Markgrafen Georg geschrieben: „Es wäre wohl fein, das E. f. g. einen gelegen Ort (odder zween) ym furstentum anrichtete zur hohen Schulen, da man nicht allein die heilige schrifft, sondern die recht und allerley künste leret, aus welchen schulen man gelerte Leute nehmen konndte zu predigern, pfarrherrn, schreiber, Rhete etc. für das ganze furstentum.“ In der Tat bewarb sich damals Feuchtwangen um die Universität und ein Schulmann in Kulmbach, Christoph Althofer, ließ es sich nicht nehmen, ein volles Gutachten für eine solche hohe Schule in dem bierfreudigen Ort auszuarbeiten.

Aber die eigentliche Anregung kam doch erst unter Markgraf Friedrich von Bayreuth. Unter seiner Herrschaft machte sich der Mangel einer Landesuniversität geltend, und so ging er denn daran, in Bayreuth selbst eine Akademie zu schaffen, die am 21. März 1742 eingeweiht wurde und ihre Tätigkeit sofort begann. Doch man fühlte recht bald, daß eine hohe Schule hier fehl am Ort sei. Die Konflikte zwischen den Studierenden einerseits und den Hofleuten und Offizieren andererseits wurden alsbald bemerkbar und die Herren vom Hof und auch die vom Reiterregiment waren nicht gewillt, ihre Klingen mit den jungen, draufgängerischen Leuten zu kreuzen. Viel schlimmer aber noch als diese mit blanken Waffen ausgetragenen oder auszutragenden Konflikte waren die Zwistigkeiten zwischen der hohen reformierten und lutherischen Geistlichkeit. Da spielte der Konsistorialrat I. Ch.

Silchenmüller eine Rolle, die ihm ganz zweifellos eingegeben war gegen den reformierten geheimen Rat und Leibarzt der Markgräfin, Superville. So war man alsbald der Akademie am Hofe zu Bayreuth müde und dachte an einen anderen Ort. Inzwischen hatte sich auch Hof um die Universität beworben. Aber der geeignetste Ort bot sich in der Stadt Erlangen, die im Grunde genommen nichts anderes war als eine Gründung der Hugenotten. Hier waren auch die Gebäude für die neue Hochschule zu finden, die für eine Ritterakademie geschaffen worden waren und zwar gebaut von einem Freiherrn Groß von Trockau und dessen Gattin. Eine der vielen Gründungen, die mit großem Enthusiasmus ins Leben gerufen, schließlich in einem vollen Zusammenbruch endeten. Aber die Gebäude waren da und in Bayreuth befand sich wirklich ein großer, kühner und unternehmender Geist. Das war der Geheimrat Superville und auf ihn vor allem, nicht auf die Wünsche und Launen der geistreichen Schwester Friedrich des Großen, der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, ist die Gründung der Universität Erlangen zurückzuführen.

Man muß sagen, daß für die damalige Zeit sehr rasch gearbeitet worden ist. Am 13. April 1743 erließ der Markgraf Friedrich das Edikt der Verlegung seiner Akademie nach Erlangen, das zugleich der Stiftungsbrief der Universität ist. Das kaiserliche Privileg wurde gleichfalls eingeholt und so ist bereits am 4. November 1743 unter großer Feierlichkeit die Universität eingeweiht worden. Die sämtlichen Studenten der neuen Universität waren bei dem Festzug beritten, die Professoren fuhren in sechsspännigen Wagen und es sind ihnen damals Ehren widerfahren, wie später nie wieder. Bezeichnend und gewissermaßen charakteristisch für den ganzen Charakter der künftigen so waffenfrohen Universität war, daß als Führer der Studenten der Stallmeister und als dessen Adjutant der Fechtmeister fungierten. Die Universität wurde dann auch verhältnismäßig gut ausgestattet, was alles auf die Verdienste Supervilles zurückzuführen ist, der über ihr wachte, solange er das Vertrauen seines Herrn genoß, das länger dauerte als das der Markgräfin, welche in ihren Erinnerungen über ihren Leibarzt, und, man darf sagen, Retter, recht unwillig zu schreiben weiß. Superville war ihr eben von ihrem Bruder noch in den glücklichen Rheinsberger Tagen empfohlen worden. Und in der Tat haftete diesem Geheimen Rat etwas von der genialen Art der dortigen Tafelrunde an. Solange er als Kanzler der Universität zu fungieren hatte, ging alles gut und aufwärts. Aber als er im Jahre 1748 gestürzt wurde und ein anderer, der Freiherr von Meyern, an seine Stelle trat, begann sich alles zu ändern. Der Stand der Finanzen wurde, wie so oft in der Geschichte dieser Universität, ein armseliger und trauriger. Die Besoldungen wurden nicht bloß geringer, sondern ließen auch auf sich warten. Wir besitzen aus dieser Zeit die Klagen eines der besten Männer der ersten Epoche der Universität, des Professors Ruth, welcher von den Sorgen der Universität und des Einzelnen berichtet und meinte, daß ihren Einfluß habe üben müssen. Es war lange keine Besserung zu erwarten. Denn im Jahre 1766 wurde sogar der Zuschuß der Landschaft gestrichen,

der nicht hoch war, aber doch etwas Sicheres bot und unter dem Nachfolger Markgraf Friedrich Christian, — der an sich ein hochgebildeter Mensch, an einer ganzen Reihe von Universitäten sich seine Bildung geholt hatte, der der Universität auch seine Bibliothek vermachte, kurz und gut helfen wollte, aber nicht helfen konnte, — wurde es noch schlimmer.

Die kaum geschaffene Universität fristete ihr Dasein mühsam weiter, während bereits im Ministerium zu Bayreuth die Auflösung ernstlich beschlossen wurde. Es war nicht die Schuld des Markgrafen, der arm zur Regierung eines Landes gekommen, dessen Kassen leer und eigentlich nur mit Schuldscheinen gefüllt waren. Mit seinem kinderlosen Abgang fiel die Regierung des Bayreuther Landes an den Markgrafen Friedrich Karl Alexander von Ansbach, der in der Tat der Retter wurde: vor allem durch die Bestimmung, daß alle Landeskinder, welche eine Staatsstellung in dem großen Reiche gewinnen wollten, mindestens zwei Jahre an der kleinen Universität Erlangen studieren mußten. Er sah dort sofort nach dem Rechten. Es wurde eine Deputation dorthin geschickt, und sie mußte sagen, daß die Universität wissenschaftlich nicht minder, wie auch organisatorisch keineswegs schlechten Eindruck machte. Wenn man bedenkt, daß die Zahl der Dozenten fast die gleiche war, wie bei Übernahme durch Bayern, so muß man anerkennen, daß der Markgraf alles geleistet hat, was in seinen Kräften stand.

So führt denn die Universität nicht ohne Grund den Namen ihres zweiten Gründers Alexander. Sie war immerhin von sehr tüchtigen Kräften getragen und die Namen Seiler, Hufnagel, Ammon in der theologischen, Glück und Klöth in der juristischen, Rudolph, Schreber, Wendt in der medizinischen haben ihren guten Klang behalten bis auf den heutigen Tag. Aber der Markgraf Alexander, der ja sonst ein sehr leichtlebiger Herr war, übte einen ungemeinen Druck auf die Studentenschaft, und deren Klage wurde früh genug laut, und zwar so laut, daß der Zuzug von außen sich senkte. Es war dies ein Verkennen der akademischen Freiheit, für die man ja einem Manne wie dem Markgrafen Alexander ein Verständnis nicht zutrauen durfte. Dazu kamen die traurigen Nachrichten aus Frankreich, die an und für sich schon geeignet waren, das Mißtrauen gegen jede antirevolutionäre Regung zu unterdrücken. Wir werden alsbald sehen, daß die Verwechslung zwischen den französischen Erscheinungen und den Regungen an der Erlanger Universität viel zur Verwirrung der Anschauungen beigetragen hat. Aber im Jahre 1791 verzichtete der Markgraf auf die Regierung, die nun gemäß den Hausverträgen an die Krone Preußen überging. Die Freude war darüber an der Universität keine große. Bisher war man „Landesuniversität“ gewesen, jetzt wurde man eine von vielen.

Doch wäre es unrecht, wenn man die Verdienste des preußischen Staates während der kurzen Besitzzeit zu gering einschätzen wollte. Hardenberg hat — in seiner Art — ein Herz für Erlangen gehabt und alles getan, was in dem finanziell so stark heruntergekommenen markgräflichen Lande zu tun war. Es wurden immerhin umfassende Bauten vorgenommen, die Institute erfuhren größere Berücksichtigung und eine ganze Reihe von Neueinrichtungen waren

geplant. So war alles der Hoffnung voll und man konnte sogar von einer Blüte reden, als der Krieg von 1806 begann. Man kann ruhig sagen, daß Erlangen ein Opfer der preußischen Neutralität geworden ist, wie die beiden Markgrafschaften. Der Durchmarsch Bernadottes war das erste Anzeichen und der Krieg von 1806 brachte die Entscheidung. Die Markgrafschaft Ansbach fiel an Bayern, Bayreuth aber, das gleichfalls Bayern vorbehalten war, aber aus gewissen Erwägungen ihm noch nicht zugewiesen werden sollte, kam unter französische Herrschaft. Somit brach eine Periode an, in der tatsächlich Erlangen eine kaiserlich französische Universität zu nennen war. Die Jahre waren außerordentlich traurig. Denn Napoleon war zwar ein glänzender Finanzmann, der aber seine Finanzen vor allem dadurch stärkte, daß er außerhalb Frankreichs nichts bezahlte. So mußten die armen Professoren in Erlangen tatsächlich darben, ohne daß von Unterdrückung geredet werden könnte. Wir besitzen sogar einen Brief von dem Gouvernement in Bayreuth, das von Touron unterzeichnet ist und worin dieser mit echt französischer Höflichkeit und beinahe mit einer Träne im Auge dem Senat der Universität sein Wohlwollen ausdrückt, aber auch die Unmöglichkeit bekundet, ihnen irgend etwas zu bezahlen.

So verfiel denn in der Tat die Universität und die Finanznot stieg aufs höchste, obwohl das Stiftungsvermögen keineswegs unbedeutend gewesen wäre. Man durfte nicht vergessen, daß die Markgräfin Christiane Charlotte ihr Vermögen von 150 000 Gulden der Universität vermacht hatte und daß dieses Geld zunächst verlangt und auch zur Verfügung gestellt worden ist. Aber nun hatte die Gattin des letzten Markgrafen, Lady Craven, Protest eingelegt und der Prozeß ging weiter. Jedenfalls hatten sich die Einnahmen der Universität von 62 000 Taler auf 39 000 vermindert. Dazu kam das Sinken des Wohlstandes in Erlangen, das neben der Universität eine Reihe von Strumpfwirkereien besaß. Diesen aber fehlte nach der Erklärung der Kontinentalsperre die Baumwolle. So ging denn die Zahl der Einwohner zurück und im Jahre 1808 konnte der Professor Henke in sein Tagebuch eintragen: „Keine Vorlesung, kein Gehalt". Die Professoren haben sich in dieser Zeit, soweit sie es vermochten, überhaupt nur durch literarische Arbeiten über dem Wasser gehalten. Aber wenn dann die Universität irgendwelche Einnahmen erhielt, dann mußten die armen Professoren, von ihren Gattinnen angetrieben, geradezu Sturm laufen auf die Universitätskasse. In äußersten Notfällen wurden für die Professorenfamilien unter den Wohlhabenderen Kollekten veranstaltet.

Indessen kann man nicht sagen, daß die Professoren den Kopf hätten sinken lassen. Sie hielten in diesen schweren und schwersten Zeiten die Universität aufrecht, sie lasen, und es machte sich unter ihnen in der Tat ein Geist geltend, der ihnen zu hoher Ehre gereicht. Wenn man im Jahre 1769 daran gedacht hatte, Immanuel Kant nach Erlangen zu berufen, so kam zwar dieser nicht, aber seine Idee des kategorischen Imperativ hat auch einem großen Teil der Erlanger Professoren Trost und Halt gegeben. Man fand sich

zusammen und hielt zusammen. In den Tagen höchster Not, 1806, wurde die physikalisch-medizinische Gesellschaft durch den Professor Harleß gegründet. Sie besteht bis auf den heutigen Tag. Auch die kameralistisch-ökonomische Gesellschaft wurde im selben Jahr aufgetan und hat eine Reihe von Publikationen gebracht.

Aber die Not schien ein Ende zu nehmen. Das Jahr 1810 brachte den endlichen Übergang Bayreuths an Bayern. Es darf nicht vergessen werden, daß dieser Staat gerade in dieser Periode ein ganz eigenartiges Dasein geführt hat. Er wurde vergrößert, erhielt Gebiete im Osten und im Süden, so daß er unter Umständen seine Politik auf diese neuen Gebiete einrichten mußte, und wenn man bedenkt, daß das südlichste Bezirksamt Bayerns damals Riva am Gardasee gewesen ist, so konnte man begreifen, daß ein einigermaßen klarer und bestimmter Minister ein von der Donau bis zum Gardasee, und östlich bis tief nach Oberösterreich hineinreichendes Gebiet als einen lebensfähigen Staat betrachtete. Aber Napoleons Anschauung änderte sich und die bayerische Regierung mußte zufrieden sein, daß sie das immerhin passende Gebiet von Bayreuth dazu erhielt.

Und damit wurde die Universität Erlangen bayerisch. Am 18. Juli 1810 ward der ausführliche Bericht über die Hochschule eingefordert und am 27. August erfolgte die Antwort. Sie war klug und staatsmännisch zweifellos richtig. Denn wo Montgelas und seine eigentlichen Mitarbeiter die Hände im Spiele hatten, da wurde Richtiges gearbeitet. Aber Eines trat klar hervor: was war dem neuen Staate diese alte Universität! Es war überhaupt die Zeit, wo man einer Reihe mittelalterlicher und späterer Schöpfungen den Garaus machte. 1801 war Köln eines seligen Todes verblichen, 1803 hat Bayern Dillingen zum Schweigen gebracht und auch Altdorf war selbstverständlich zum Tode verurteilt worden. Außerhalb der Regierung hat man wohl in etwas doktrinärer Weise die Vereinigung von Altdorf und Erlangen im Auge gehabt. Das Beispiel dafür war bereits vorhanden. Ingolstadt war nach Landshut verlegt. Ein gleiches Los konnte auch Erlangen zuteil werden. Und so galt es vor allem, die Bedeutung Erlangens ins richtige Licht zu setzen. Da erschien im Jahre 1810, zweifellos aus der Feder eines Erlanger Theologen, eine kleine Schrift „Erlangens Wichtigkeit für das Königreich Bayern". Sie war wie so viele andere Schriften in dieser Zeit — ich erinnere nur an eine, die den Zusammenhang zwischen der Schlacht von Hohenlinden und der Verlegung der Universität Ingolstadt behandelt — gut gemeint, aber im Grunde unnötig. Denn der Präsident der Hofkommission, Freiherr von Dörnberg, war der Universität nicht abgeneigt und sein Gutachten an den König betonte zwar die ungünstige finanzielle Lage, aber doch die starke Eignung Erlangens und vor allem, daß es die einzige protestantische Universität sei. Das ist das Schlagwort gewesen, das auf den König Max Josef IV. den größten Eindruck gemacht hat, an dem er in all den folgenden langwierigen und keineswegs erfreulichen Verhandlungen, selbst seinem übermächtigen Minister gegenüber, festgehalten hat. Es ist kein Zweifel, Erlangens Weiterbestehen ist ganz besonders auf die

Festigkeit und den klaren Gedanken dieses so vielfach verkannten und geradezu ironisch eingeschätzten Königs zurückzuführen. Eine Deputation empfing er nicht, lehnte er dankend ab. Aber am 25. November kam das erlösende Wort, daß er gesonnen sei, Erlangen fortbestehen zu lassen.

Doch die Durchführung dieses Gedankens war nicht so einfach. Denn die Engigkeit und Haltlosigkeit der dortigen Verhältnisse lag am Tag. Gewiß, in der kurzen preußischen Zeit hat man Fichte ins Auge gefaßt, und dieser selbst hat an der Universität gelehrt und seine Gedanken in einer Denkschrift an den Minister Altenstein niedergelegt. Er hat dort seine Vorlesung über das „Wesen des Gelehrten" gehalten und auch Übungen angesagt, die für die damalige Zeit bezeichnend sind, nämlich über „Einführung in die Schriftstellerei selbst, wie ein Buch entsteht und wie man es schreiben müsse". Sonst aber war die Universität eine Art von protestantischem Kloster. Die Professoren waren vollkommen auf sich selbst angewiesen. Abgesehen von der Harmoniegesellschaft und der Loge Libanon zu den drei Cedern, welcher die Universität eine Reihe von Brüdern und ganz besonders auch Meistern vom Stuhl geliefert hat, war dort wenig zu holen. Reisen waren und blieben auch während der Ferien nur mit einem visierten Paß gestattet und mit Recht ist gesagt worden, daß eine größere Reise immer eine Staatsaffäre gewesen ist. Auch die bayerische Regierung machte darin keine Ausnahme. Es hat bis zum Jahre 1825 gedauert, bis eine Änderung eingetreten ist. Die Auffassung des Staates von der Tätigkeit und dem Wesen eines Professors war eben eine ganz merkwürdige, und wenn im engsten Kreise die Geister aufeinanderplatzten und einander anregten, so war nach außen hin das Wirken immerhin ein beinahe ängstliches. Davon machten in Erlangen freilich zwei Männer eine rühmliche Ausnahme, der Professor C. H. Gros und August Memel, die in der Tat die eindrucksvollsten Köpfe der hohen Schule gewesen sind. Gros war von Jena gekommen. Er hatte dort mit Wilhelm von Humboldt und Schiller verkehrt, und gerade letzterer hat an ihm großen Gefallen gefunden. Und Memel zeigte sich auch in der Folgezeit als tatkräftiger Mann, der alles, was er für die Universität tun konnte, getan hat.

Und nun die armen Studenten! Ihnen brachte die bayerische Herrschaft zunächst keine besonderen Vorteile. Wenn sie nicht den jugendlichen Übermut besessen hätten, so wären sie wohl schon alle miteinander 20 Jahre nach Gründung der Universität in den Tagen des Markgrafen Alexander ausgewandert. Die strengsten Bestimmungen, wie sie eine Zeitlang für die Gymnasiasten galten, wurden auf sie angewendet, als ein Hohn auf die akademische Freiheit, aber auch als Antrieb, diese mit aller Energie zu erkämpfen. Ein sonderbares Spiel, wenn man die Scharmützel ansieht, die sie mit den markgräflichen Wächtern und städtischen Soldaten auszufechten hatten, wenn sie dieselben mit den Rufen „Schnurren heraus" anlockten, wenn diese dann ihre langen Stöcke den Fliehenden zwischen die Beine warfen und sie so zum Fall und zur Arretierung brachten. Dann kam die Karzerstrafe bei Wasser und Brot. Denn die Universität hatte die Gerichtsbarkeit. Tabakrauchen auf der Straße war natür-



Erlangen. Schloßplatz

Das ehemalige Schloß der Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth, zuerst Universitätsbibliothek, dient der Universität heute als Verwaltungsgebäude und für Seminare

lich verboten und blieb es. Man war sogar soweit gegangen, eine Kommission einzusetzen, welche die Verwaltung der studentischen Wechsel übernahm. Diese „Zahlungskommission" ist eine der drolligsten Erscheinungen im deutschen Universitätsleben. Gegen 4% Vergütung übernahmen Professoren die Verwaltung der Monatsgelder, bezahlten natürlich zuerst die Kollegienhonorare, die Schneiderrechnungen, die Wohnungen usw. und gaben mit wohlwollender Miene den Studenten dann noch ein Taschengeld.

Es ist bezeichnend, daß von ungefähr 300 Studenten nur vierzehn sich dieser Zahlungskommission anvertraut haben. Denn Erlangen war ohne allen Zweifel eine der wichtigsten und zwar neben Jena und Gießen vielleicht die wichtigste Universitätsstadt für die Enwicklung des Verbindungswesens. Hier traten frühzeitig genug die Kreuzorden auf und zwar im Jahre 1762 der Amizistenorden, der mit durchaus maurerischen Formen arbeitete. Er wurde aufgelöst, bestand aber ruhig weiter, und wenn im Jahre 1769 Markgraf Alexander durch seinen Erlaß vom 8. Mai alle geheimen Gesellschaften verbot, so erreichte er nur eines, daß bereits im Jahre 1770 eine ganze Reihe von Orden nachgewiesen werden konnten. Von Wichtigkeit waren der Faßbenderorden, der Konkordiaorden, der Harmonieorden und der ganz besonders anrüchige Schwarze Orden. Dazu waren von Jena noch die Moselaner, die Amizisten und die Konstantisten gekommen. Alle diese beherrschten die ganze Erlanger Studentenschaft. Wer sich ihnen nicht anschließen wollte, wurde verfolgt und mit den alten Mitteln, die vom Bursenwesen übernommen worden waren, gequält.

Man muß sich indessen die Dinge nicht schlimmer vorstellen, als sie waren, und nicht aus den Berichten der Regierungen auf die eigentlichen Verhältnisse schließen — der Regierungen, die damals die Hilfe des lieben heiligen Römischen Reiches gegen die Studenten angerufen haben! Aber auch in Erlangen herrschte eine starke Furcht vor diesen wilden und gefährlichen Gesellen. Und als im Jahre 1794 die Marseillaise durch die Nacht klang, da glaubte man schon, daß der Terreur vor dem Westtore der Stadt stehe und seinen Einzug halten würde. Es erfolgte nun ein Reichstagsbeschluß, der alle Orden verbot und im folgenden Jahre wurde das preußische Anschlußdekret veröffentlicht, das ein feierliches Abschwören des Ordens von den Studierenden verlangte.

Die Folge war die Einsetzung einer eigenen Ordenskommission, die dem Senat selbst keineswegs erfreulich war. Da sehen wir nun einen Professor, der inmitten all der ängstlichen Blindheit in der Tat klare Gedanken hatte. Es gab im Jahre 1794 vier Gesellschaften, die nach den Wirtshäusern benannt wurden, in welchen sie kneipten. Also: Weißes Lamm, die Drei Preußen, Blaue Glocke und Traube. Die Gesellschaft vom Weißen Lamm aber spaltete sich und ein Teil zog in das Wirtshaus zum Helm und aus dieser Gesellschaft entwickelte sich das älteste deutsche Korps, die am 22. Mai 1798 gegründete Onoldia. Professor Seiler, der einen tieferen Einblick in die Verhältnisse der Kleinstadt gewonnen, erklärte sich für öffentliche Studenten-

verbindungen und stellte den Antrag, daß man diejenigen, die sich dem Senat gegenüber zu erkennen gäben, dulden solle. Der Senat stimmte zu und so trat jetzt schon eine öffentliche Duldung der Verbindungen ein, die aber durch gegenseitige Denunziationen, wonach eine ganze Reihe Mitglieder der einzelnen Verbindungen dem Schwarzen Orden angehörte, gehemmt wurde. Man konnte also keine offizielle Anerkennung durchführen. Indes ließ man sie einfach gewähren und weiter existieren. Und so kam es trotz schwerer Händel, wie zum Beispiel beim großen Skandal im Theater im Jahre 1802, zu einer ruhigen und stillen Weiterentwicklung. Die Landsmannschaften bildeten sich aus, unter denen nun neben den Ansbachern die Bayreuther erschienen, die 1803 gegründet wurden. Es war im gewissen Sinne eine Blütezeit der Landsmannschaften. Sie hatten eine Art militärischer Uniform in ihren eigenen Farben, wie zum Beispiel die Ansbacher in Weiß mit roten Aufschlägen, die Bayreuther in Schwarz mit grünen Aufschlägen erschienen. Sie wußten ihr Dasein fortzusetzen auch in die Franzosenzeit hinein und haben auch in dieser Zeit zweifellos einen gewissen Terror auf die übrige Studentenschaft ausgeübt. Der Senat war, wie das in einer kleinen Universität selbstverständlich ist, darüber nicht erfreut, weil dadurch so manche abgeschreckt wurden, an dieser Universität ihre Studien zu beginnen. Im Jahre 1809 brach die Erbitterung des Senats offen los und Professor Ammon rief in einer Senatssitzung die kühnen Worte: „Delete Carthaginem, si Romani estis". Und Professor Memel hat sich gewissermaßen, von dem Erlanger in den römischen Senat versetzt fühlend, Ciceros Rede zitiert: „quousque tandem" und sprach von dem „verderbenschwangeren Unwesen", Vertilgung der „Hydra" und dem „Kakodämon".

Sittliche Entrüstung regt immer zur Satire an und so ist es auch in diesem Falle geschehen. Denn mit lateinischen Worten, mit strengen Gesetzen und auch mit Karzer war dem Treiben nicht abzuhelfen. So kam die bayerische Besitzergreifung und alsbald darauf die Verweigerung der Anerkennung der drei Landsmannschaften Ansbacher, Bayreuther und Franken. Sie wurden direkt untersagt, bestanden aber im geheimen weiter und führten einen offenen Krieg gegen ihre Gegner in Stadt und Universität. Die Universität aber mußte jetzt, indem sie die Existenz der armen Landsmannschaften unterdrückte, um ihre eigene Existenz kämpfen. Diese beruhte natürlich vor allem auf der Finanzfrage. Nun lagen in Bayern die Dinge ganz merkwürdig. Das Jahr 1803 hatte die Säkularisation des gesamten geistigen Gutes gebracht. Unter normalen Umständen hätte der Erlös daraus eine ungeheure Bereicherung des bayerischen Staates bedeutet. Aber ungeschickte und ungetreue Beamte haben eine Verschleuderung dieses enormen Besitzes durchgeführt, sodaß der materielle Ertrag ein im hohen Grade geringer gewesen ist. Die Geschichte der Säkularisation wird nach allem, was wir wissen, das traurigste und schmählichste Kapitel in der Geschichte des bayerischen Beamtentums erscheinen. Die Zeiten von damals erinnern an die Erscheinungen, wie sie im Reich der Gegenwart sich vielfach zeigen. Ja, sie sind sozusagen im kleinen ein Vorbild dessen, was wir jetzt schaudernd miterleben. Trotzdem ist es Montgelas gelungen, Bayern

zum modernen Staate umzubilden, obwohl ihm dazu das Beamtentum fast völlig fehlte und der stete Besitzwechsel immer neue Einstellungen und Neuorganisationen der Verwaltung erforderten.

So war bei der Münchner Regierung der Gedanke einer Einheitsuniversität aufgetaucht, die neben Landshut, Salzburg, Innsbruck, Erlangen, Altdorf umfassen sollte. Der König aber erklärte, unter keinen Umständen in München eine Universität zu wollen. Es war von seinem Standpunkt aus zweifellos ein ganz richtiger Gedanke. Denn eine Universität gehört trotz aller verlockender Umstände nicht in eine Großstadt. Die Anschauungen, wie sie in dieser Beziehung Kuno Fischer in Heidelberg ausgesprochen hat, werden immer ihre Geltung behalten. Wie gesagt, der König hielt an dem Gedanken der zwei Landesuniversitäten fest, von denen die eine protestantisch sein sollte. Aber dann kam der Erlaß vom 4. Januar 1812, der die Konsolidierung aller Universitätsvermögen befahl. Der neue Bericht, der bereits am 1. Juli trotz der Riesenarbeit fertiggestellt war, brachte für Erlangen wenig Erfreuliches. Denn in der Zwischenzeit war ausdrücklich erklärt worden, daß Bayern die Rechtsverbindlichkeit für die von Preußen erfolgte Schenkung der Ansbachischen Kirchengüter an die Universität Erlangen nicht anerkenne. Schon mehrten sich die Gerüchte der Aufhebung. Die bestürzte Bürgerschaft wandte sich an den Senat, der sie dementierte und sich in der ganzen Zeit in Vertrauen und Geduld übte. Er berief sich auf die königliche Sanktion, an der auch Max Josef festhielt. Und nun war ihm überdies in dem Rat Niethammer ein wirklicher Helfer erschienen. In glänzender Weise hat er ein Gutachten gegen die Zusammenlegung der Universitäten gegeben und Erlangen schien gerettet zu sein. Aber noch stand, als große Gefahr, die Finanzfrage vor der endgültigen Entscheidung, und man debattierte lange genug darüber, ob nicht in Erlangen ein protestantisches Spezialstudium eingerichtet werden sollte. Ein Mißgriff Niethammers schien sogar diese Lösung der Frage herbeizuführen. Aber im entscheidenden Momente wurde dann doch davon abgesehen und am 6. Januar 1813 gab der König den Bürgern Erlangens eine durchaus beruhigende Versicherung. Es hat immer etwas eigenartiges, wenn man inmitten der Irrungen und Wirrungen der bayerischen Regierung jener Tage ein so klares, vernünftiges und vor allem aus reinem Herzen kommendes Wort des Königs vernimmt.

Nun waren in der Zwischenzeit die Verhältnisse in Erlangen immer trüber geworden. Die Notlage der Professoren stieg aufs höchste. Sie war jetzt ähnlich wie die der Beamten nach dem Regierungsantritt Max Josefs in Bayern, wo jene Geld nur erhalten konnten, wenn sie, wie Ritter von Lang das schildert, ihre Gehälter bei den Bankhäusern Hirsch und Seligmann gegen 50 Prozent erhoben. Da griff Rat Zentner ein und half der ersten Not ab. Dann erfolgte am 2. Juli die Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit, und bald darauf die Einführung der neuen Universitätsgesetze, wodurch die Assimilierung Erlangens an die andern Universitäten Ereignis wurde. Im übrigen aber blieb alles Provisorium. Doch gestaltete sich die Lage der Finanzen besser, dadurch

daß die Stiftungskapitalien der Universität derselben nun endgültig zugesprochen wurden und Niethammer daraus für seine Organisationspläne den besten Nutzen zog. Er ließ dabei die Universität Erlangen und ihre Kräfte in wohlwollender Weise Revue passieren und sprach dann in der Tat für sie. Es durften die Vorlesungen nach dem Erlaß vom 8. Oktober 1815 fortgesetzt werden, wenn auch von einer definitiven Bestimmung der Fortdauer Umgang genommen wurde. Diese ist überhaupt nicht erfolgt.

Es gab Hemmungen über Hemmungen, aber auch eine ganze Reihe von Fortschritten. Das chirurgische Spital wurde in Angriff genommen, das abgebrannte Schloß der verwitweten Markgräfin der Universität überwiesen. Überhaupt ging der ganze markgräfliche Besitz an diese über. Auch der persönliche Bestand litt nicht. Wohl starben manche, und in Besetzungsfragen war man nicht besonders glücklich. Unter dem Drucke der Regierung war die Berufung des Philosophen Hegel, der in Nürnberg ein schweres Dasein führte und seine Berufung nach Erlangen geradezu als Rettung begrüßte, erfolgt. Aber man hat in echt professoraler Kurzsichtigkeit dieselbe recht kühl entgegengenommen. Mit einem salbungsvollen „Fiat voluntas tua“ stimmte man zu, schrieb aber dann an den ebenso ehrgeizigen, wie ehrfühlenden Mann einen Brief, der vielleicht das hochmütigste Dokument ist, das aus professoralen Händen hervorgegangen ist. Aber die Fakultät mit der Duldermiene erreichte dadurch, was sie wollte, nämlich, daß Hegel am 21. Dezember 1816 nein sagte und zwar mit dem Bemerken, daß er den Ruf nach Heidelberg bereits angenommen und alle weiteren Schritte höflich aber energisch ablehnte.

So kam das Jahr 1817 und es war klar, daß die Universität das Reformationsjubiläum in feierlicher Weise beging. Freilich geschah dies in einem Augenblicke neuer Sorge. Denn am 24. Oktober hatte der König das Konkordat mit Rom vom 5. Juni ratifiziert, und damit war den römischen Einflüssen auf ganz Bayern Tür und Tor geöffnet. Ein neuer Konfessionskampf schien sich zu entwickeln, den aber die beruhigenden Äußerungen des Königs verhinderten, die zeigten, daß man das ganze Konkordat nicht so scharf anfassen müsse, als es geschah, und nirgends sittliche Entrüstung so falsch angebracht sei als gerade in diesen Fragen. Freilich darf man nicht vergessen, daß die verheißene Organisation der Universität nie erfolgt ist. Aber dafür hatte Bayern eine Verfassung erhalten und Professor Berthold hat bei der Verfassungsfeier über den schönen Bibeltext gesprochen „ein König richtet das Land auf durch das Recht“. Und in der Tat wurde durch den Titel 6 § 9 der Verfassungsurkunde eine Anerkennung der Universität ausgesprochen, indem Erlangen ebenso wie den beiden anderen Universitäten die Vertretung durch ein Mitglied in der Ständeversammlung zugestanden wurde. Damit war denn der achtjährige schwere Kampf um die Existenz vollendet. Und zwar mit Glück! Das Wichtigste war, daß Würzburg erst durch den Wiener Kongreß endgültig Bayern zugewiesen wurde. Denn sonst hätte man sich wohl bedacht, für das verhältnismäßig kleine Land drei Universitäten am Leben zu lassen. Und so oft auch die Idee von der Aufhebung der Universität immer wieder aufgetaucht ist, so konnte doch von

einem solchen Schritt nie die Rede sein und im Jahre 1837 hat der damalige Minister Fürst Oettingen von Wallerstein in der Beantwortung einer Interpellation durch den damaligen Abgeordneten Professor Dr. Julius Stahl die vollsten Versicherungen gegeben.

So war man in den Staat Bayern eingetreten und somit unter die vierte Herrschaft gekommen. Die Universität hatte allerlei Wandlungen durchzumachen gehabt, denen ja zum Teil das ganze Deutschland unterworfen war. Merkwürdig ist nur die ganz seltsame Haltung der Universität während der Befreiungskriege, wo eigentlich nur in der Studentenschaft eine gewisse Bewegung herrschte. Von den Professoren hat bei dem Aufruf des bayerischen Königs vom 27. November 1813 nur der Privatdozent der Zoologie, Dr. Goldfuß, sich bereit erklärt, mit den Studenten ins Feld zu ziehen. Die Regierung hatte recht, wenn sie klagte, daß dort so wenig Regsamkeit in Sachen der Volksbewaffnung herrsche. Auch der Major von Falkenhausen, der als Führer des Korps die Universität interpellierte, fand nur eine ablehnende Antwort seitens des Rektors und der glänzende Historiker der Universität mußte erklären, „von einer nennenswerten Anteilnahme an den Befreiungskämpfen weiß die Geschichte leider nichts zu erzählen.“

Im übrigen mag vielleicht die große Strenge, mit der man von München aus bereits im Februar 1812 gegen die Erlanger Verbindungen vorgegangen war, zu dieser kühlen Auffassung beigetragen haben. Genügt haben diese freilich nicht. Verbote sind nun einmal den kräftigen und starken Schöpfungen der akademischen Jugend gegenüber verlorene Liebesmühe. Die Ansbacher, Bayreuther und Franken bildeten ihren S.C. und hatten in der Studentenschaft selbst soviel Ansehen und Rückhalt, daß weder Regierung noch Universität ihnen etwas anhaben konnten. Anders aber war es, als die Bewegung der Burschenschaft, die von Jena ausging, wie überall auch in Erlangen ihren Widerhall fand. Hier hatte freilich die ganze Bewegung einen geradezu persönlichen Charakter erhalten durch die Erscheinung des Helden dieser Tage, Karl L. Sand. Er hatte in Erlangen studiert, war dann nach Tübingen gegangen, und als der Aufruf zum Feldzug gegen Napoleon im Jahre 1814 erfolgte, hat er sich sofort in Homburg bei dem Korps Falkenhausen gestellt. Er zog immerhin mit nach Frankreich und kam bis Auxerre. Aber ins Treffen ist das Korps nicht gekommen. Und so kehrte er nach Ansbach und Erlangen zurück, wo er seine Studien fortsetzte, zumal bei Professor Vogel, und an der Feier von Luthers Sterbestunde in der Nacht vom 17. auf den 18. Februar 1816 romantischen Anteil nahm. Man verlas das Kapitel aus Seckendorfs Biographie über seine Sterbestunde und sang dann „Ein’ feste Burg ist unser Gott“. Interessant ist, daß er am nächsten Morgen das Abendmahl nahm, am Abend aber in die Theatervorstellung von Kotzebues „Silberner Hochzeit“ ging, um dann in stiller Nachtstunde die Worte in sein Tagebuch zu schreiben: „In den Tod für eine edle Sache“. Sein nächster Plan war nun die Sprengung der Landsmannschaften. Er trat in die Frankonia ein und wählte unter den Bayreuthern einige, die er für würdig hielt, mit ihm sein Unternehmen durch-

zuführen. Aber die Baruthia verpflichtete sofort ihre Leute gegen Sand und seine Prinzipien und seine Absage an die Landsmannschaften brachte ihm nur eine sehr energische Verruferklärung. Doch er verfolgte seine Ziele weiter und wollte ein „Rütli" schaffen. Zu diesem Zweck hat er am 27. August am Burgberg die Studenten versammeln wollen. Es erschien aber nur eine kleine Anzahl, trotzdem die Professoren zweifellos mehr für die Burschenschaft eingenommen waren als für die Landsmannschaften.

Aber in München sah man gerade diese Entwicklung als hochbedenklich an und bereits am 14. September erfolgte ein Erlaß Zentners, der gegen die burschenschaftliche Bewegung scharfe Stellung nahm. Im übrigen war diese hier noch sehr in den Anfängen. Handelte es sich doch nur um etwa dreißig Leute. Nun aber kam in Sands Leben ein großer Fall von Tragik. Er war mit ein paar Freunden zum Baden gegangen, bei dem sein Freund, der Teutone Dittmar, ertrank. Er sah ihn untersinken, vermochte aber nicht zu helfen. Hingegen die Leichenfeier bei Nacht, die man dem Toten veranstaltete, war sehr großartig und geradezu mystisch, wie er ja selbst durchaus von solchen Gefühlen erfüllt war. Man stelle sich vor, wie er am 18. August 1817 am Morgen eine Probepredigt hält und unmittelbar darnach sich zu einem Duell stellt! Er fand übrigens wenig Anklang. Bei einer Feier für Waterloo, die er veranstaltete, fanden sich lediglich 16 Teilnehmer, die seine etwas lang geratene Rede anhörten. So traten die psychopathischen Züge seines Wesens immer mehr hervor. Aber inzwischen kam das Wartburgfest und dort war er mit vier anderen Erlangern anwesend. Die Teilnehmer an dieser unvergeßlichen Feier kamen doch mit ganz anderen Gedanken nach ihrer Universitätsstadt zurück und ihnen gelang auch in Erlangen die Gründung der allgemeinen Burschenschaft. Man richtete an die Landsmannschaften die Aufforderung, sich aufzulösen. In der Tat waren diese dazu bereit, und nur die Fühlung mit den alten Herren hat die Fusion verhindert. Jetzt waren sie vielmehr entschlossen, die drei Landsmannschaften als Korps weiterzuführen und die Burschenschaft einzuladen, als viertes in ihre Reihen zu treten. An eine Einigung war nicht zu denken und so blieb zunächst nur die Tatsache von der Konstitution des S.C. der drei Korps. Das war in diesem Augenblicke ein Akt der Selbsthilfe, der, man kann es ruhig sagen, bei aller Anerkennung der burschenschaftlichen Bewegung, von großer und wertvoller Bedeutung war für die Entwicklung des deutschen Studentenlebens überhaupt. Von München kam im Dezember eine Erneuerung des Verbotes der allgemeinen Burschenschaft, das der Prorektor Memel zwar an das schwarze Brett anschlug. Dann aber antwortete er dem Ministerium in beruhigender Weise.

Da wurde ein Buch gefunden „Deutsche Jugend an deutsche Jugend", das von dem Jenenser Karl Follen geschrieben, von Sand in Druck gegeben worden war. Man fing in Erlangen einige Exemplare der Druckschrift auf und das veranlaßte nun neue Maßregeln der Regierung, die aber durch die Haltung der Universität selbst gehemmt wurden. Die Professoren waren gerade in dieser Zeit durch eine Reihe von neuen Berufungen vermehrt worden, wie vor allem

des Physikers Kastner aus Bonn, des Nationalökonomen Rau, der beiden Brüder Rohm, Pfaff. Und so behauptete die Universität immerhin ihren Charakter und als ihr jetzt der letzte Rest eigener Gerichtsbarkeit genommen und sogar ihre Disziplinargewalt vermindert wurde, benützte sie diese staatliche Maßregel, um sich von der Verfolgung der Studentenschaft so gut wie völlig zurückzuziehen. In dieser Zeit gab es auch einen Konflikt zwischen dem Oberkonsistorium und der theologischen Fakultät, in der diese den Angriff auf die Selbständigkeit des Senats und der theologischen Fakultät in äußerst glücklicher Weise abgeschlagen hat.

Aber man sollte nicht zur Ruhe kommen. Plötzlich wurde ganz Deutschland durch die Nachricht von der Ermordung Kotzebues erregt. Man fand bei dem unglückseligen Sand seine Erlanger Matrikel, und sofort wurde das Ministerium in München alarmiert. Der Minister Graf Thürheim teilte es geradezu angsterfüllt dem Prorektor mit und dieser meinte, er würde sofort zum König gehen, wenn er ihm hätte sagen können, daß Sand kein Bayer und kein Erlanger Student. Man machte nun der Universität den schweren Vorwurf, daß das Zeugnis in der Exmatrikel ein so glänzendes gewesen sei, worauf der Senat ganz richtig antwortete, daß er dieses nach bestem Wissen und Gewissen abgegeben. Die Dinge gingen weiter. Es kamen die Karlsbader Beschlüsse und damit die Aufsicht über die Universität, mit der Regierungsrat Freudel beauftragt war. Der § 19 sicherte diesem Bevollmächtigten den Zutritt zu allen Kollegien und zu allen Sitzungen. Dagegen halfen alle Proteste nichts. Es kam hier wie auf allen Universitäten auf die Persönlichkeit dieses Reichsbevollmächtigten an. Auch der Erlanger, Freudel stand wie so viele andere sozusagen zwischen zwei Stühlen und hatte zwei Seelen in seiner Brust. Die Studenten sahen ihn, obwohl er ihnen nicht übel wollte, doch als Spion an. Indessen blieb in Erlangen alles still, und es war sogar die Rede davon, den Burschentag dort, und nachdem dies unmöglich war, in dem nahen Streitberg zu halten. Aber da wurden in Weimar die Korrespondenzen gefaßt und München sofort verständigt. Die Folge war die Auflösung der Erlanger Burschenschaft. Und nun hatte der Kommissar Hörmann in Mainz entdeckt, daß an dem Jenaer Burschentag eine Reihe von Erlanger Studenten teilgenommen haben, unter diesen der später so berühmt gewordene Rechtslehrer Puchta. Man suchte nun von Mainz aus gegen Erlangen vorzugehen. Aber diese Versuche waren vergeblich und es blieb nichts anderes übrig als die Überwachung, die aber doch nicht verhindern konnte, daß im Geheimen die Korps wie auch die Burschenschaften weiterbestanden. Im Jahre 1820 und 1821 haben die Korps, zu denen die Bayern und Rhenanen gekommen waren, die sogenannte Kaiserfahrt nach Bubenreuth unternommen, bei der Karl Haase, der spätere Kirchenhistoriker, besonders beteiligt war.

Aber nun trat ein merkwürdiges Zwischenspiel ein. Die Handwerkergesellen von Erlangen fanden Freude daran, die studentischen Gebräuche nachzuahmen. Es war klar, daß die Studenten sich diese Eingriffe in ihre Rechte nicht gefallen lassen konnten. Es kam zur Mißhandlung eines Studenten durch

die Handwerkergesellen, und als dieser den Ruf erschallen ließ „Burschen heraus", brach der helle Aufruhr los. Man rief die Miliz gegen die „Hunde", das heißt gegen die Studenten auf. Man ließ eine Schwadron Reiter aus Nürnberg kommen und stand sich nun auf dem Marktplatz kampfbereit gegenüber. Die Studentenschaft zog vor der Übermacht auf den Wall ab und erließ von dort aus an den Senat die Erklärung, daß sie volle Amnestie für sich fordere, weil sie die Angegriffenen seien, hingegen die Gegner sofort abgerufen werden müßten, sonst würden sie die Stadt verlassen. Der Wortlaut dieser Erklärung vom 26. Februar 1822 zeigt die feste Entschlossenheit der jungen Leute. Sie ist ein Dokument für das deutsche Studententum überhaupt: „Sämtliche Studierende leisten Gewähr für die Ruhe auf ihrer Seite. Noch einmal angegriffen wie diesen Morgen, werden wir uns durchschlagen und sogleich ausziehen. Für alle Beteiligten erwarten wir Amnestie und die Versicherung, daß niemand von uns verhaftet werden darf. Wir erwarten bis ein Uhr befriedigende Antwort, bei deren Ausbleiben wir genötigt sind, der Ruhe halber das Stadtgebiet zu verlassen."

Wie so oft hat auch in diesem Augenblick der Senat versagt. Seine Antwort war ausweichend, und man muß gestehen, daß er seine Pflicht, unter allen Umständen die Interessen der Studentenschaft zu vertreten, aus einem gewissen zagen Gefühl heraus außer Acht gelassen hat. So machte die Antwort einen geradezu armseligen Eindruck und besonders die Aufforderung, daß die Studentenschaft ohne Waffen sich stellen sollte, war für diese im höchsten Grade verletzend und entehrend. So war denn deren Replik: der Auszug nach Altdorf. Noch war die Erinnerung an die Universitätsstadt nicht vergessen und der schöne Frankenort reizte in der Tat dazu, dort den Sitz aufzuschlagen, die Weiterentwicklung abzuwarten oder eben zu bleiben. Jedenfalls war es eine heitere, frohe und in jedem Sinne reizvolle Studentenfahrt, der man die Poesie nicht absprechen kann, aber auch nicht den Charakter. Unterwegs traf eine Geldsendung von dem „Vater" Schubert ein, und so kamen denn 400 Erlanger Studenten nach Altdorf und wurden dort mit Freuden begrüßt und alsbald gastlich verteilt. Schon am nächsten Morgen rückten die Nachzügler und auch die unentbehrlichen Stiefelwichser an. Man bildete ein Komitee, das musterhafte Ordnung hielt. Der Saal im Rathaus wurde den Burschen für ihre Versammlungen eingeräumt und es herrschte fröhliches Treiben.

Dagegen in Erlangen schwere Trübsal. Die Nürnberger Truppen mußten verpflegt werden. Freudel schickte an den König eine Stafette, wobei er es an Bemerkungen über die Schuld der Professoren an diesem Auszug nicht fehlen ließ. Er stellte den Antrag auf eine ständige Garnison in der Universitätsstadt. Zu gleicher Zeit erließ der Rektor Memel einen Bericht. Aber auf diesen wurde weniger gehört und so kam der peremptorische Befehl, entweder Rückkehr oder Ausschluß von sämtlichen Landesuniversitäten! Die Studenten ließen sich dadurch nicht einschüchtern. Sie stellten den Antrag auf Verlegung der Universität nach Altdorf oder Rückkehr unter voller Garantie des Senates und zwar: voller Straflosigkeit, Entfernung des Militärs und Einzug in Waffen. Da-



Begas pinx

Alexander von Humboldt
geb. 14. September 1769 in Berlin
gest. daselbst 6. Mai 1859

Aus dem „Corpus imaginum“ der Photographischen Gesellschaft Berlin

gegen erklärten sie unter Ehrenwort, daß sie von diesen nur im Falle der äußersten Notwehr Gebrauch machen würden. Die Universität schickte eine Abordnung mit dem Professor Kastner nach Tennenlohe, wo dieser den Vertretern der Studentenschaft freies Geleit und Straflosigkeit, auch das Tragen der Waffen zusicherte, aber die Schläger müßten in der Scheide geführt werden. Auf diese Bedingungen ging man denn ein und erwartete die sofortige Rückkehr. Aber den jugendlichen Abenteuerern eilte es gar nicht, und sie haben im vollen Triumph ihren Rückzug unternommen. Der Abschied von Altdorf war ein Fest. Sie zogen dann, nachdem sie mit Professor Kastner und Henkel alles besprochen, auch die auszubringenden Lebe Hochs, in Erlangen ein. Das Verbot, mit Musik einzuziehen, wußten sie glänzend zu umgehen. In Nürnberg stellten sich der Postmeister mit 12 Postillionen an die Spitze des Zuges, die den Einzug bliesen. Dann folgten in neunzig Wagen die Studenten, begleitet von 20 Reitern. Der Jubel der Erlanger Bevölkerung war grenzenlos. Von allen Fenstern flogen die Kränze von Efeu und Immergrün herab und auf dem Marktplatz sammelte sich um die Wagenburg die Studentenschaft. Nun brachte Haase ein Hoch auf den König, auf das Vaterland und auf die Kraft aus. Ein anderer auf die Professoren und ein dritter auf die akademische Freiheit und Einigkeit. Dann löste sich die Versammlung auf. Man hatte Bilder anfertigen lassen von dem Abzug und Einzug, über die das Ministerium sofort die Konfiskation verhängte. Aber es konnte nicht hindern, daß sie die weiteste Verbreitung fanden und heute noch an dieses Abenteuer erinnern, das in der Geschichte des Erlanger Studententums einen gewissen Höhepunkt bedeutete. Wohl blieb das Militär noch 6 Wochen und Stadt und Universität mußten die hohen Kosten von 3848 Gulden tragen. Die Universität weigerte die Zahlung. Denn sie erklärte ganz richtig, von einer Schuld sei auf ihrer Seite nicht die Rede. Die Stadt aber hatte das Geld nicht. Und da hat Freudel den merkwürdigen Rat gegeben, der Magistrat solle die Summe aus dem Fond, der für den Krankenhausbau bestimmt war, bestreiten. Es war dies ein Unrecht, das die Stadt erst im Jahre 1827 sühnen konnte, wo sie ihren Bauverpflichtungen nachkam.

Aber es war klar, daß auch von staatlicher Seite das ganze Abenteuer nicht ohne Folgen blieb. Das nächste Mittel waren Haussuchungen bei den Studenten, und da hat man denn bei dem Rhenanen Justus Liebig, dessen Denkmal jetzt in München steht, das Protokollbuch des Seniorenkonvents gefunden, die Korps sofort aufgelöst und die Überführten bestraft. Den Dozenten wurde nahegelegt, besser auf die Abzeichen der Studentenschaft zu achten und eine verstärkte Gendarmerieabteilung in die Universitätsstadt kommandiert. Gegen die Erlanger Studentenschaft wurde natürlich eine neue Untersuchung eingeleitet, aber selbst Freudel mußte erklären, daß kein Grund vorhanden sei, ein staatsfeindliches Treiben anzunehmen; es könne sich höchstens um Teilnahme an verbotenen Verbindungen handeln. Es wurden auch nur geringe Strafen verhängt. Anders aber dachte man in Mainz. Zumal der Kommissär Hörmann hat nun seine Angriffe gegen den Privat-

dozenten Heinrich Leo in Erlangen gerichtet, welcher der Verbindung mit den Jenenser Schwarzen im hohen Grade verdächtig war. Er ging im Winter 1822 nach Berlin und 1827 nach Halle. Wir wissen, daß sein späteres Verhalten derart war, daß die Mainzer Kommission die allergrößte Freude über ihn hätte haben können. Freudel setzte dann in seiner Art den Kampf fort, nicht eigentlich gegen die Menschen, sondern, und das ist vielleicht in der ganzen Demagogenverfolgung derjenige Punkt, der am meisten zum Protest herausforderte, gegen — das Kommersbuch. Wollte er doch gegen dasselbe Antrag beim Bundestag stellen. Graf Thürheim in München aber war unbedingt dagegen, da ihm das ganze Inquisitionsverfahren gegen sein Gefühl ging wie jedem rechtlichen und zumal edelmännisch Denkenden. Überhaupt stieg bei den fortwährenden Anträgen von seiten Mainz' das Unbehagen der bayerischen Regierung. Es schwebte gegen 77 Erlanger Burschenschafter die Untersuchung und die Erlanger Behörden haben am 17. Januar 1824 auch strenge Urteile über die Beschuldigten gesprochen, die dann von der Regierung gemildert wurden, aber immer streng genug blieben. Am schwersten war der Student Ferdinand Meuselwitz betroffen, der ein Buch geschrieben hatte „Ideale und Irrtümer des akademischen Lebens" (Stuttgart 1823). Er wurde beschuldigt, dem sogenannten Jugendbund anzugehören und deshalb zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt.

Dann kam der Kampf gegen das Turnwesen. Die Begeisterung dafür war in Bayern darauf zurückzuführen, daß der so hochverehrte Münchner Professor Thiersch die Ausgabe seines Pindar dem Turnvater Jahn gewidmet hatte. Hörmann hatte darüber schon längst Bericht erstattet, aber die Regierung ganz selbstverständlich eine Verfolgung des bedeutenden und angesehenen Lehrers abgelehnt. Nun kam ein neuer Angriff gegen das Turnwesen und die Folge war, daß in Erlangen das akademische Turnhaus auf Abbruch verkauft wurde. „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage."

Nun blieb den Studenten keine andere Leibesübung als das Fechten, und da sie keinen Raum dazu hatten, so haben sie ihre Fechtübungen im Schloßgarten oder auf offener Straße abgehalten, was natürlich zu allerlei Unruhen Veranlassung geben mußte. Infolgedessen wurde ihnen die alte Schloßkirche als Fechtboden eingeräumt.

Trotzdem konnte die Universität eine steigende Frequenz aufweisen. Die Berufungen, die jetzt statthatten, waren sehr glücklich. Der Professor der Botanik Koch war eine treffliche Akquisition. Dann war am 5. Oktober 1820 Schelling nach Erlangen gekommen. Seine Vorlesungen, die er mit den Vorträgen über „die Natur der Philosophie als Wissenschaft" eröffnete, hatten sofort riesigen Zudrang. Wir besitzen den Bericht des Grafen Platen darüber, der im hohen Grade begeistert war und den Eindruck dichterisch festgehalten hat:

„Wie sah man uns an Deinem Munde hangen
Und lauschen jeglichen auf seinem Sitze,
Da Deines Geistes ungeheure Blitze
Wie Schlag auf Schlag in unsere Seelen drangen.

Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen,
Siehst Du sie ganz wie von der Berge Spitze,
Was wir zerpflückt mit unsrem armen Witze,
Das ist als Blume vor Dir aufgegangen."

Er wurde hier viel mehr mit der Empfindung gehört und aufgenommen und daher kam die ungeheure Wirkung. Als er später in Berlin seine Tätigkeit fortsetzte, da war die Stimmung eine andere.

Und doch war er nicht der eigentliche geistige Mittelpunkt von Erlangen. Das war vielmehr Professor G. H. Schubert, der mehr als Persönlichkeit wie als Professor auf die Studenten wirkte. Seine wundervolle Doktrin von der Seele der Natur brachte einen neuen Geist. Ganz besonders hat sein Buch „Altes und Neues aus dem Gebiete der inneren Seelenkunde" gewirkt, weil er eben alles auf den Grundton seines Wesens gestimmt hatte, auf eine echte, tief christliche Frömmigkeit, die in Erlangen selbst mehr und mehr um sich griff. Daneben wirkte der Orientalist Kanne, der Sprachgelehrte war, „kat' exochen". Aber auch bei ihm war mehr sein Pietismus und sein religiöses Gefühl, was anzog. Denn was er äußerte, war gewissermaßen in der Sprache Kannes wiedergegeben. Er eröffnete mit dem Professor Krafft den Kampf gegen den Rationalismus, der hier seine letzten Atemzüge tat. Die doktrinäre Gesellschaft wurde, und das war für die Universität Erlangen in der Tat ein neues Lebenselixier, von nun an durch eine starke religiöse Empfindung getragen. Denn schließlich lernten sie alle, auch die Strenggläubigsten, das Wort Goethes erkennen und weitertragen: Empfindung ist alles.

Aber da erfolgte ein großer Einschnitt, nicht bloß in die Entwicklung Erlangens, sondern des Königreichs überhaupt. Am 12. Oktober 1826 ist König Max gestorben. Man mußte seiner trotz der schweren Zeiten, die er ebenso durchgemacht hat, wie das ganze Land, in Treue und Dankbarkeit gedenken. Nun aber kam sein Sohn Ludwig und an diesen richtete die Universität sofort das Gesuch, er möchte nach den alten Gesetzen der Hochschule an die Spitze der Universität treten als Rector Magnificentissimus. Er hat freilich das Schreiben unbeantwortet gelassen. Aber als er am 12. Juli 1842 nach Erlangen kam und eines der Institute besuchte, hat er sich dort eingetragen als „Ludwig rector Magnificus" und seit der Zeit figurierte er als solcher. Seither haben sich die Beziehungen der Universität zum Landesherrn immer enger gestaltet. Er tat ihr den Gefallen und berief den Bevollmächtigten Freudel ab und übertrug die Aufsicht dem Präsidenten des Rezartkreises, Graf Drexel, der alsbald die Duldung der Studentenverbindungen aussprach. Auch die Erlaubnis zum Tragen ihrer Abzeichen wurde jetzt gegeben. So reichten am 10. Dezember 1828 die Amicitia, die Onoldia, Baruthia ihre Statuten ein und nur die Burschenschaft Germania wurde aufgehoben. Die Burschenschaft Arminia dagegen löste sich auf, weil sie den geforderten Revers, sich politisch nicht zu betätigen, nicht unterschreiben konnte. Nun folgte bald die Gründung der Bavaria, die aber zunächst nicht genehmigt wurde und auch die Anfänge der christlichen Verbindung Uttenruthia können bis in diese Zeit zurückverfolgt werden.

Die Universität selbst wurde erweitert. Man verlegte vor allem die Anatomie in die Orangerie und berief eine Reihe von Kräften, wie den Professor Jäger, dann die Juristen Schunk und Puchta, den Philosophen Köppen und als Nachfolger Kannes Friedrich Rückert. Über dessen Berufung hat es doch zwischen der philosophischen und theologischen Fakultät einen stillen, aber umso energischeren Kampf gegeben. Erst am 3. Oktober 1826 siegte die philosophische Fakultät, und nun hat bis zum Jahre 1841 der Dichter hier gelebt. Diese Zeit bildete den Höhepunkt seines dichterischen und auch seines wissenschaftlichen Schaffens. Er war kein Professor, der auf die Allgemeinheit wirken konnte, und hat auch in diesem Sinne keine Vorlesungen gehalten. Aber junge Gelehrte, die sich ihm anschlossen, haben bei ihm die größte Förderung gefunden, und der Freundeskreis, der sich um ihn gruppierte und in welchem die Professoren Schubert, Wolff, Engelhardt und vor allem Josef Kopp sich fanden, hat an ihm nicht bloß einen Freund gehabt, sondern durch ihn eine Fülle von Anregungen für alle Wissenschaften gefunden. Jedenfalls bedeutete das Wirken Friedrich Rückerts in Erlangen etwas ganz Eigenartiges, das freilich mehr in seinen Werken und Dichtungen zum Ausdruck gekommen ist, als in seiner Lehrtätigkeit.

Neben ihm aber sehen wir nun anstelle Schuberts Karl von Raumer berufen, der bis zum 2. Juni 1865 als Mineraloge gewirkt hat. Er hatte schwere und ereignisreiche Jahre in Breslau verlebt. In Erlangen fand er Ruhe und vor allem auch den unmittelbaren Zusammenhang mit der Studentenschaft. Denn mehr als der der theologischen Fakultät ging sein religiöser Einfluß auf die Studentenschaft über. Sein Haus war der Mittelpunkt einer heiteren und doch tiefen Sammlung, woran auch seine Gattin schönsten Anteil hatte. Er hat die jungen Leute in wundervoller Weise von Augustinus zu Luther hingeführt und den theologischen Professoren ihre Arbeit stark erleichtert. Es ist die Epoche, wo Ludwig Feuerbach, wenn auch nicht an der Hochschule, wo sein Bruder Eduard als Jurist wirkte, hier lebte, zwar auf die Universität keinen Einfluß gewann und auch nicht gewinnen wollte, aber doch für sich und sein Schaffen das ungeheure Gefühl des Hasses gegen das Christentum gerade aus Erlangen geschöpft hat. Es ist bezeichnend, daß, als Professor Harleß, der gewissermaßen als der Träger jener Erlanger Theologie gelten kann, seine Dissertation verteidigte, Feuerbach ihm zurief: „Tu ipse diabolus es". Es vermehrten sich und ergänzten sich die Kräfte der Universität, wenn auch eigentlich nicht viel dafür geschah, zumal seit das Ministerium Abel seine Wirksamkeit begann. Da hat der Professor Julius Stahl als der Vertreter der Universität die Dürftigkeit der Universität und ihrer Professoren zusammen mit Ringseis und Moy (Würzburg) energisch vertreten. Aber Stahl ging dann 1840 nach Berlin und nun wurde Harleß als Vertreter der Universität ins Parlament gesendet. Er kam in eine böse Zeit, in welcher der „Kniebeugungsprozeß" selbst auf das Leben der Universität Einfluß zu üben drohte. Aber Harleß hat zusammen mit Rothenhan die Opposition gegen diese unglückselige Maßregel geführt und sogar, um nicht ausscheiden zu müssen, den

Ruf nach Rostock, der ihm und seiner zahlreichen Familie viel bessere Verhältnisse gewährt hätte, ausgeschlagen. Das machte aber auf Abel nicht den geringsten Eindruck.

So kam die Jahrhundertfeier und diese wurde unter dem Prorektor Engelhardt in festlicher Weise begangen. Am 22. August war eine Festvorstellung, zu der man kein anderes Stück als die Oper „Marie, die Tochter des Regiments" zu finden wußte und dann enthüllte man das von König Ludwig gestiftete Denkmal des Markgrafen Friedrich, das nach dem Entwurf von Schwanthaler aus den bei Navarin erbeuteten Kanonen gegossen war. Das Schlimmste aber war, daß Harleß vom Minister nicht als Rektor bestätigt worden war. Vor den Neuwahlen aber wurde er als zweiter Konsistorialrat nach Bayreuth versetzt. Man darf sagen, daß an dem Wachstum der Universität eigentlich die Regierung bzw. das Ministerium Abel kein Verdienst hatte. So spielte sogar über die Berufung Heifelders sich eine merkwürdige Hofkabale ab, in die aber dann der König persönlich eingriff. Eine Reihe von bedeutenden Leuten, so der Germanist Adolf von Raumer, ein Schüler Jakob Grimms, der als erster Professor für deutsche Geschichte und Literatur nach Erlangen kam und zumal der Theologe Hoffmann waren von besonderem Gewinn für die Universität. Indessen hatte diese einen sehr schweren Konflikt durchzufechten wegen der Berufung des Professors Heinrich Thiersch. Der Streit wurde dadurch ausgeglichen, daß Thiersch auf den Ruf verzichtete, was er ja seiner ganzen Stellung zum Protestantismus gemäß unbedingt hat tun müssen.

So kam das Jahr 1848, das übrigens an Erlangen ziemlich ruhig vorübergegangen ist. Aber es brachte das volle Hervortreten der Erlanger Burschenschaft in den Bubenreuthern, die von nun an in der dortigen Studentenschaft eine führende Stellung gewinnen sollten. Von der Revolution selbst wurden eigentlich Stadt und Universität wenig berührt. Mit Freude vernahm man die Proklamation vom 6. März. Man veranstaltete einen Festzug, wobei die Fahnen der sämtlichen Verbindungen wehten, brachte ein Hoch auf den König aus — aber dieser ging. Er konnte sich in die neue Zeit nicht finden und nicht auf Rechte verzichten, die er mit der Stellung des Königtums unabänderlich verbunden glaubte. Man kann auch diesem Abgang und dem Verzicht auf die Krone eine gewisse Größe nicht versagen.

Nun begann unter König Max II. eine neue Zeit. Die Universität gelangte in friedliche Bahnen und zu ruhigem Gedeihen, die vor allem an dem Ausbau und den Erweiterungen der Institute zu erkennen ist. Jetzt ist in der Tat die volle Entwicklung durchgeführt worden. Die medizinische Fakultät weist von jetzt ab Namen von hoher und höchster Bedeutung auf, und wenn auch Erlangen als Durchgangsposten gelten konnte oder galt, so war doch die medizinische und die naturwissenschaftliche Fakultät von ausgezeichneten Kräften besetzt bis auf den heutigen Tag. Namen, die in der deutschen Wissenschaft höchsten Klang haben, sind mit der Geschichte Erlangens aufs engste verbunden. Auf allen Gebieten zeigen sich Männer von

glänzendem Rang. So hat unter König Max II. Erlangen die große Bedeutung gewonnen, die es bis auf den heutigen Tag sich zu bewahren wußte. Auch in der Geschichte trat eine stärkere Wandlung ein, indem der König nach Erlangen einen Mann von hervorragender Bedeutung in der Persönlichkeit Karl Hegels, dem glänzenden Vertreter der Geschichte der Städte, brachte. Neben ihm und nach ihm sehen wir Friedrich von Bezold wirken. Es würde viel zu weit führen, wenn man all die Namen nennen wollte, die hier gewirkt haben und bis auf den heutigen Tag wirken. Die Geschichte der Universität selbst würde sich gewissermaßen in Biographien auflösen.

Eigenartig aber war die Einstellung Erlangens zur Schleswig-Holsteinschen Frage und auch zum Kriege 1866. Da machte sich ein durchaus großdeutscher Standpunkt unter den Professoren und zum Teil auch unter den Studenten geltend und das Verständnis für Bismarck und seine Politik ist doch erst sehr langsam erwacht. Erst als das Jahr 1870 ganz Deutschland einig sah, da ist auch über Erlangen der Geist des neuen Reichs gekommen und hat dort rührende und tiefgehende, wenn auch keineswegs laute Pflege gefunden. Die Zeit König Ludwigs II. und vor allem die Regierung des Prinzregenten Luitpold aber brachte endlich den vollen Ausbau der Universität. Die Institute haben die notwendige Ausgestaltung erfahren und dadurch hat die bayerische Regierung nicht bloß den Beweis geliefert, daß ihr an der Erhaltung Erlangens alles liegt, sondern durch die zahlreichen und glänzenden Bauten, mit denen nun der Rayon der Universität geschmückt wurde, durch die Einrichtung der Institute, durch die Hebung der Bibliothek, die lange Zeit ein Stiefkind gewesen war, Grundlagen geschaffen, die es ihr selbst unmöglich machen würden, diese Universität der Zeit und ihren Nöten zu opfern. Erlangen hat unter der bayerischen Herrschaft einen Höhepunkt erreicht und es nicht bloß zum Range einer provinzialen Universität, sondern im vollsten Sinne zur Landesuniversität gebracht.



BERLIN
1810

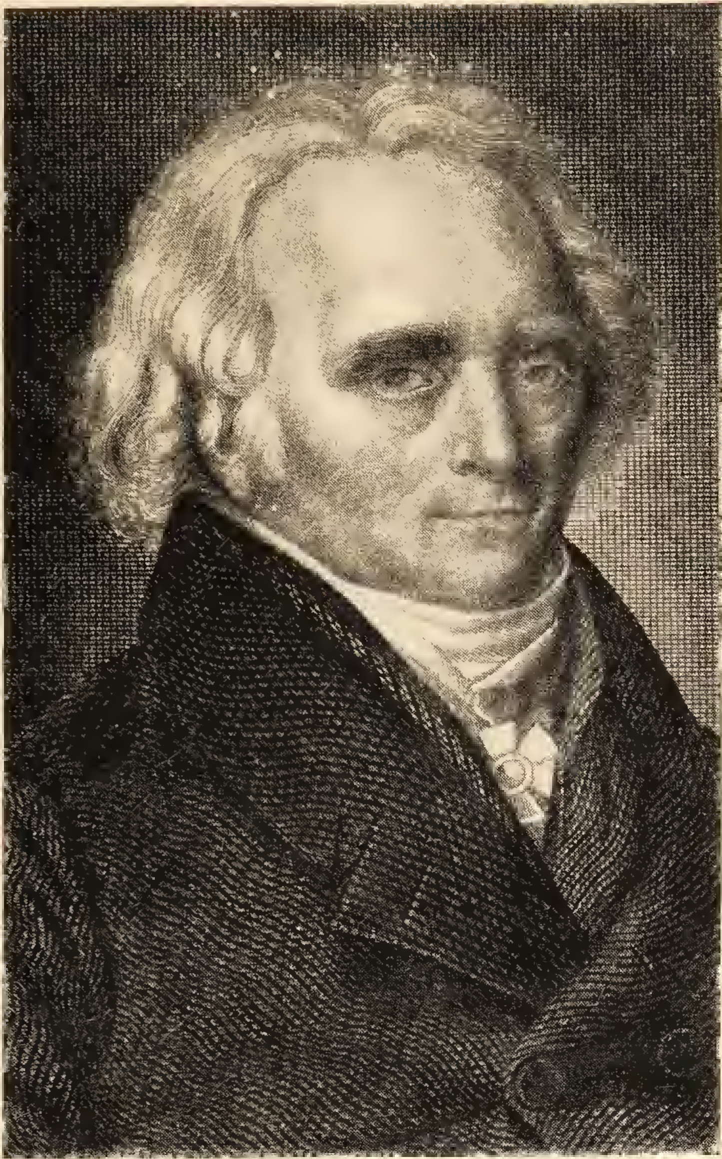
Ein neuer Zeitraum brach an. Es schien als ob der Geist der Universitäten versiegt, die Schwungkraft gebrochen und die alten, einst so berühmten Stätten der Weisheit dem Siechtum, dem Verfall, ja dem Untergang preisgegeben wären. Ihrem Ende schienen sie alle zuzueilen. Wohl gab es noch Professoren, welche den Ruf der einzelnen Hochschulen aufrecht erhielten, aber die Zahl der Hörer sank von Jahr zu Jahr und sie zogen sich von den leer gewordenen Hörsälen, wo sie nur noch dann und wann ein anregendes und ein bedeutendes Wort vernehmen konnten, völlig zurück. Die Aufklärung, die wohl den Versuch gemacht, die Universitäten zu erobern und ihnen neuen Geist einzuflößen, wandte sich mit Ironie und man muß es sagen, mit schlecht verhehlter Verachtung von diesen traurigen Überresten einer großen Vergangenheit ab. Man war nahe daran, die Bedürfnisfrage der Universitäten zu verneinen. An den Höfen, deren Fürsten so viel zur Gründung und zur Entwicklung beigetragen, war die Hochschätzung völlig gesunken. Wenn es viel war, so galten sie als „Sitze pedantisch scholastischer Gelehrsamkeit", zu der sich die gerade durch das Sinken der Bildungskraft ihrer Hochschule gesteigerte Rohheit der Studenten gesellte.

So kam die Wende des Jahrhunderts und die Wellen der französischen Revolution schlugen geistig und kriegerisch über die ungeschützten und verflachten Grenzen Deutschlands. Eine Fülle neuer großer Anregungen drangen dabei ins deutsche Land. Man kann nicht sagen, daß es dieser an sich bedurft hätte. Außerhalb der Universitäten hatte ein wundersames, tatkräftiges Regen begonnen und in den kleinsten Teilen des Reichs machte sich ein unbedingt ehrliches Streben nach aufwärts geltend. Und dann darf man nicht vergessen, daß Deutschland in Preußen und zumal in Friedrich dem Großen ein neues Ideal gefunden hatte. Zum ersten Male nach langen Jahren hatte man von deutschen Siegen gehört. Mit namenloser Ergriffenheit hatte man auf das Ringen dieses Königs geschaut, der in der höchsten Gefahr den größten Sinn und den stärksten Mut erwiesen. Er hatte seinen Königsgedanken siegreich durchgeführt und damit

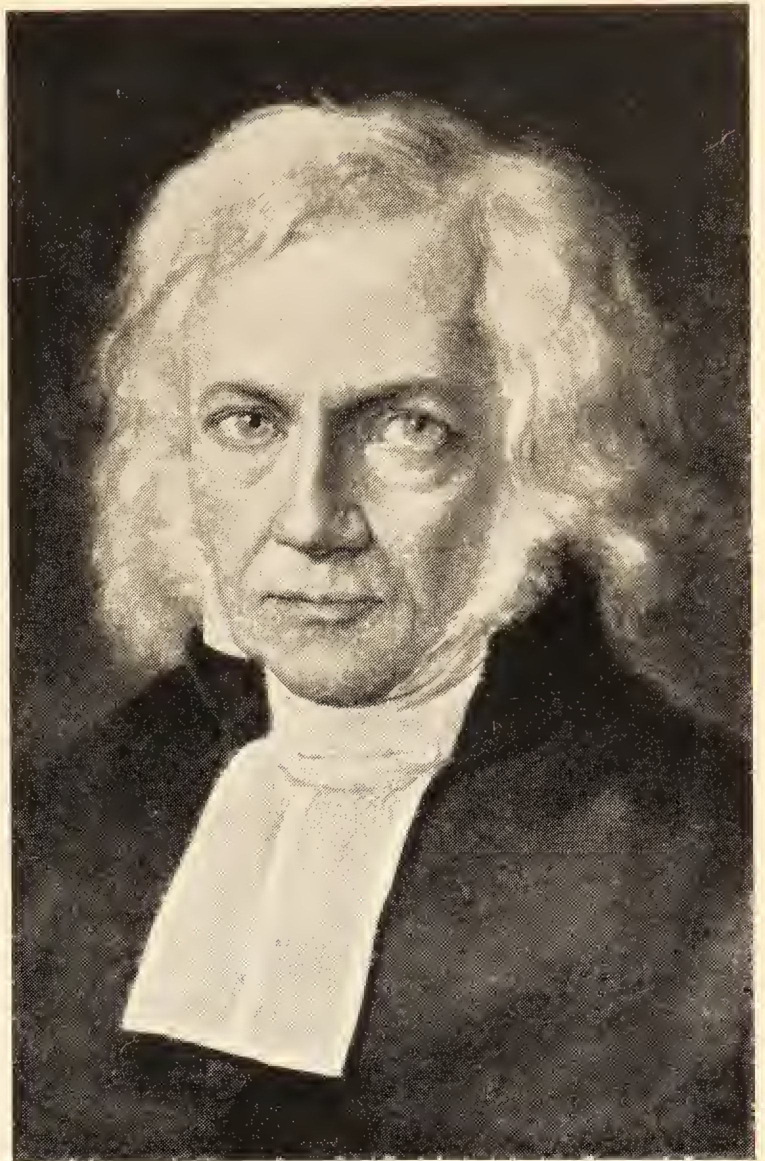
seinem Land den großen Staatsgedanken gegeben und dieser Staatsgedanke durchdrang das Reich, oder übte wenigstens eine ungeheure Anziehungskraft aus, vor allem auch in geistiger Beziehung. Da drang mitten unter dem Ringen von Aufklärung und Protestantismus, selbst in der traurigen Periode des Ministers Wöllner und seines Edikts, das allgemein als ein Werk der Heuchelei bezeichnet wurde, der Gedanke durch, in Berlin eine Schule zu gründen, die frei war von all den scholastischen Pedanterien der früheren Universitäten. Es sollte ein geistiger Mittelpunkt geschaffen werden, der natürlich die Form einer Schule haben mußte, aber der alle Geister der Nation dort versammeln und einen sollte. In diesem Sinne ist Fichte nach Preußen gekommen und hat in den Zeiten bis zur Schlacht bei Jena in der preußischen Filiale in Erlangen gewirkt. Wir sehen Hufeland und Albrecht Thaer nach Berlin gezogen und im Jahre 1804 ist an Schiller der Ruf ergangen, Jena und Weimar aufzugeben und in Berlin die Stätte zu finden, wo er seine größten Werke schaffen könnte. Er hielt aber seinem Herzog die Treue und wies das verlockende Angebot zurück. Aber da rief man Johannes Müller, in welchem man den eigentlichen Träger der Geschichtsschreibung sah, und er kam. Es ist keine Frage, der deutsche Genius schien diese Stadt mit seinen Schwingen zu überschatten und dazu ganz Preußen. Wenn in Berlin die Aufklärung herrschte und in Königsberg Kant wirkte und seine Philosophie über ganz Deutschland ausstrahlte, so hatte auch die Romantik in der preußischen Hauptstadt ihren Einzug gehalten. Aber sie war zunächst doch etwas Fremdartiges. Sie war getragen von jüdisch-christlichen, zugewanderten unpreußischen Elementen.

Es ist doch die Leitung des Staates selbst, die hier die Führung hat. Wir sehen, wie die Pläne von Engel, Beyme und Julius E. von Massow in der Tat Gestalt zu gewinnen scheinen. Aber es kam doch ein Stocken in die Entwicklung und nur auf einzelnen Gebieten wurden gewisse Reformen durchgeführt. Es darf nicht vergessen werden, daß schon unter Friedrich Wilhelm I. das Collegium medico-chirurgicum in Angriff genommen worden war und so ist das militärärztliche Institut der Pepinière entstanden, dessen zweiter Direktor kein anderer war als Scharnhorst. Man blickte auch außerhalb Preußens auf Berlin, wo der berühmte Mediziner Reil gerade sein Augenmerk auf die Ausgestaltung der Irrenhäuser gerichtet hatte. Wir besitzen eine Arbeit des Leipziger Dozenten Oswald Marbach: „Universität und Hochschule in einem auf Intelligenz sich gründenden Staate". Aber die „Reform" blieb unausgeführt und man konnte im Grunde nicht einmal von einem Torso sprechen. Schon lange, ehe die Katastrophe eingetreten, war man von diesen Plänen zurückgekommen, oder hatte sie für den Augenblick einschlafen lassen.

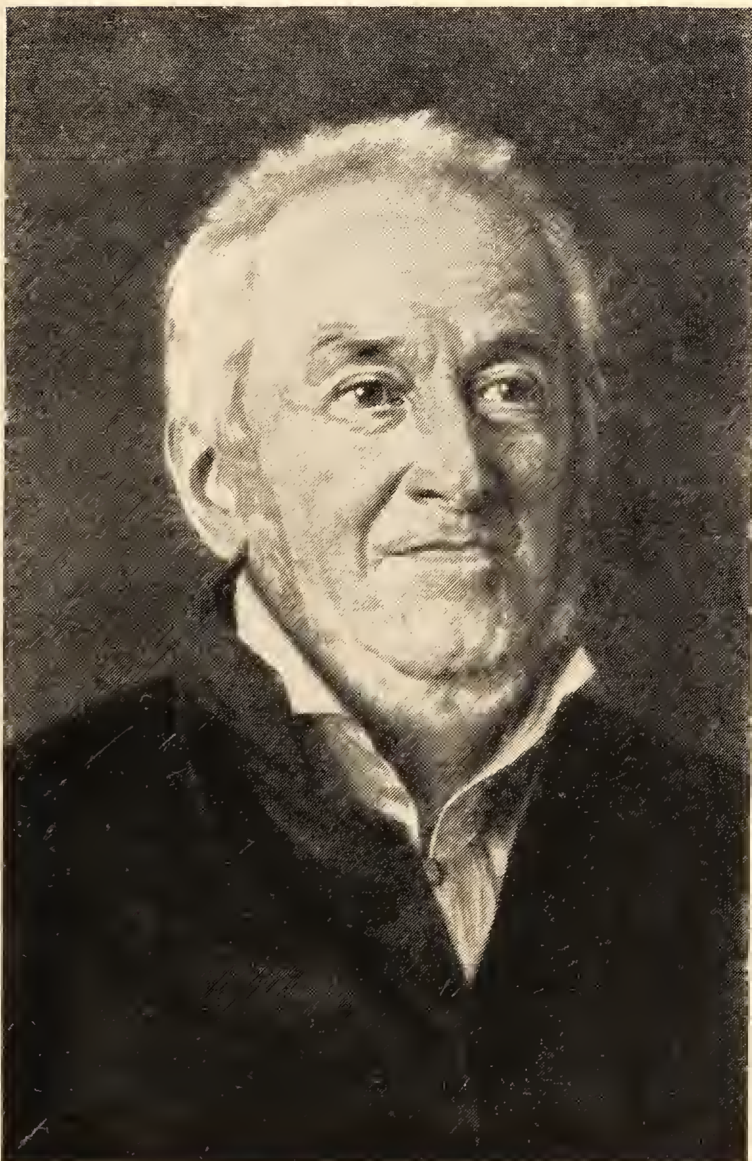
Aber dann kam der Zusammenbruch und zwar so furchtbar, daß Preußen verloren schien und man in ihm nichts anderes sehen wollte als eine Provinz des napoleonischen Reiches. Geschlagene Heere, übergebene Festungen, ein feiges Beamtentum, in welchem die Ausnahmen um so ruhmvoller glänzen, und vor allem der Verlust der Universitäten, die freilich nur zum Teil noch ihr Dasein würdig geführt hatten. Preußen verlor Duisburg, Paderborn,



Christoph Wilhelm Hufeland
Professor der Medizin in Berlin
geb. 12. August 1762 in Langensalza
gest. 25. August 1836 in Berlin



Friedrich Schleiermacher
Professor der Theologie in Berlin
geb. 21. November 1768 in Breslau
gest. 12. Februar 1834 in Berlin



Ernst Moritz Arndt
Professor der Geschichte in Bonn
geb. 26. Dezember 1769 in Schoritz auf Rügen
gest. 29. Januar 1860 in Bonn



Johann Gottlieb Fichte
Professor der Philosophie in Berlin
geb. 19. Mai 1762 zu Rammenau i. d. Oberlausitz
gest. 27. Januar 1814 in Berlin

Aus dem „Corpus imaginum" der Photographischen Gesellschaft Berlin

Erlangen, Erfurt, Münster, Halle und auch Göttingen, das ein Jahr lang in den preußischen Verband gehört hatte. Nur Königsberg und Frankfurt a. d. Oder waren übrig geblieben. Die letztere doch nur noch ein trauriger Rest von der einstigen Größe. Kaum war die Betäubung gewichen, so erkannte man die Bedeutung von Berlin, und was früher als nützlich erschien, das war jetzt eine Sache der Notwendigkeit. Sehr wenige Tage nach dem Tilsiter Frieden begann die Frage dringend zu werden. Und zwar war es der berühmte Philologe Friedrich August Wolf, der mit einem Kollegen den Plan ausarbeitete, die Universität Halle nach Berlin zu verlegen. Ihn leiteten dabei freilich vielfach persönliche Momente. Die Gegensätze zu einem großen Teil seiner Kollegen diktierten ihm die Liste, die er aufstellte von den angeblich Würdigen, die nach Berlin mitgenommen werden sollten. Er machte sich selbst auf nach Memel, um dort dem einsamen König seinen Plan vorzulegen, und mit Schmerz, aber mit großer Bestimmtheit, wandte sich der König dieser Idee zu. Auch er stand auf dem Boden jener Anschauung, die sich als erste fruchtbare Idee aus der Katastrophe entwickelt hatte, daß der Staat durch geistige Kraft ersetzen müsse, was er durch physische verloren. Freilich fehlte es auch in Memel nicht an Gegnern der Berlinischen Idee, aber man fühlte, daß die Flüsse Saale und Spree sich jetzt geschieden. Die Einwände von dem sittenverderbenden Einfluß der Hauptstadt auf die Studentenschaft drangen bei dem König nicht durch. Am 4. September hat er Vollmacht an Beyme gegeben, die Vorschläge für die Gründung der Universität Berlin zu machen. Der Befehl wurde motiviert mit dem Verlust Halles: „Die Ausfüllung dieser Lücke auf eine vollkommene zweckmäßige Weise muß bei der Reorganisation des Staates eine der ersten Sorgen sein". Dabei wurde klar ausgesprochen, daß Frankfurt und Königsberg durchaus ungeeignet seien, diesen Mangel zu ersetzen.

Nun war Beyme in seinem Element. Sofort begann die Berufung: der Jurist Schmalz, die Mediziner Froriep, Reil, Loder, Bernstein, die Theologen Niemeyer und Schleiermacher, die Philologen Wolf, Schütz und Ersch wurden sofort angegangen. In Berlin selbst befanden sich Fichte, Hufeland, Hanstein, Ribbeck, Nolte. Die Hauptrolle aber war dem Juristen Schmalz zugedacht. Der Philologe Wolf aber jubelte und fühlte sich als der glorreiche Schöpfer des Ganzen. Diese Extase verleitete ihn selbst zu Indiskretionen und zu zweifellosem Vertrauensbruch. Er wollte gewissermaßen in diesem neuen Reiche der Geister der König sein, und zwar in allen Fächern. Die übrigen sollten mehr seine Trabanten sein als seine Kollegen. Er wollte seine Stellung bei der Akademie, das Recht der Vorlesung haben, aber keine Verpflichtung. Dagegen bäumte Beyme sich auf, wie über die verschiedenen Taktlosigkeiten des seltenen Mannes. Aber man hatte Fichte in Berlin und Johannes Müller und glaubte zumal dieses Mannes sicher zu sein in einem Augenblicke, da er bereits innerlich und auch äußerlich von Preußen abgefallen war und das seltene Beispiel, das später so viel nachgeahmt worden ist, der Umorientierung, gegeben hatte. Es war indessen nicht unbekannt geblieben, daß er

an jenem 20. November von Napoleon selbst empfangen worden war, nachdem er schon im Oktober dessen Bruder geschrieben, daß er sich fortwünsche: „Am liebsten in das südliche Europa, nur in keine sich noch unabhängig wähnende Gegend; ich wünschte wirklich dieses mir so liebe Land in seiner Herunterwürdigung (jetzt ist Friedrich ganz gestorben!) nicht länger ansehen zu müssen.“ Seinem Schwanken machte der Hof selbst ein Ende und ehe er noch den letzten Entschluß gefaßt, war die Entscheidung gefallen. Er hatte sich von Preußen getrennt und er gehörte nunmehr „zu den historischen Kräften zweiten Ranges. Sein Schicksal schwemmt ihn wie ein Stück Holz an die Ufer der Seine und dann nach Cassel.“

Dafür aber war Fichte geblieben. Treu und fest, fest auch in seinen Anschauungen, die sich in seinem Plan für die Universität Berlin offenbarten. Eine Hochburg sollte sie werden, in der, wie in einem unersteiglichen Kastell, alle Keime des unverfälschten deutschen Geistes vereinigt werden und, sicher bewahrt, zu einer neuen Pflanzung deutscher Art emporsprießen könnten. Denn die Deutschen schienen ihm das Urvolk zu sein, von Gott gestiftet und dazu berufen, die Idee der Menschheit zu bewahren, hochzuhalten und zu verbreiten. In ihm steckte freilich der ungeheure Egoismus, nicht seiner Person, sondern seiner Wissenschaft. Und wie diese über allem stehen sollte, so sollte die philosophische Fakultät alles umschließen. Wie ganz anders trat Schleiermacher an seine Seite, der in all den schweren Tagen mit seinem wundervollen Gottesglauben Eines sich bewahrt hatte, den Glauben an Preußen. Er brach mit der Vergangenheit, um sein Schicksal an diesen traurigen Staat zu ketten: „denn er habe die Schwachheit, ein Preuße zu sein“. Auch er hatte seine Ideen über die Neugründung der Universität niedergelegt in seiner Schrift: „Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn“, wobei er immerhin den Zusammenhang mit der Vergangenheit der Hochschulen, ich möchte sagen, im Stile der Bismarckschen Reichsgründung bewahrt hat. Aber sie ist jedenfalls neben Fichtes Plan die bedeutendste Schrift, die zu diesem Zwecke geschrieben worden, wenn auch seine Ideen geschichtlich ebenso anfechtbar waren als Fichtes Luftgestalten. Denn er war durchrdungen von dem Idealismus des historischen Verlaufes.

Aber noch waren die Franzosen in Berlin und das Projekt schien an und für sich zu scheitern. Beyme ward abberufen und alles hing in der Luft. Doch Schmalz, Schleiermacher blieben treu und eröffneten ihre Vorlesungen und Fichte erhielt sogar eine Gratifikation von hundert Talern mit der schönen Motivierung: „Nehmen Sie den Willen für die Tat“. Es ist immerhin groß, wenn man betrachtet, wie unter diesen Verhältnissen die Universität weiter sich entwickelte. Am 8. September 1808 war die Konvention unterschrieben worden, welche die Zurückziehung der französischen Truppen sicherte. Sie zogen ab. Aber dafür wußte Napoleon noch durch andere Mittel zu wirken und zwar durch „Territorien“. Der Minister Stein ward entlassen und geächtet. Sein Entwurf der Verwaltungsorganisation blieb ein Torso. Die Professoren Schmalz und Schleiermacher wurden vor General Davoust geladen

und sollten eingeschüchtert werden. Aber das gelang dem feindlichen General in keiner Weise. So trat denn ein neues Ministerium in Kraft. Beyme wurde Justizminister, Graf Dohna Minister des Innern und ihm wurde nun das Departement für Kultus und Unterricht zugeteilt, an dessen Spitze im Oktober 1808 Wilhelm von Humboldt trat. Er tat es nur ungern, aber als er es tat, da meinte er: „Muß ich einmal bleiben, so bleibe ich auf eine edle Art". Nun ging es rasch vorwärts. Er ließ die Projekte von Schleiermacher und Fichte fallen. Ebenso blieb er kalt gegen Schmalz. Aber er schloß sich eng an Wolf und seine Ideen an. Der Philologe stand ihm doch am nächsten. Und so kam er bald zu einem Abschluß. Er reiste nach Königsberg und dort hatte er unter Fühlungnahme mit Dohna und Altenstein bald gewonnenes Spiel, wenigstens bei der Regierung. Freilich, diese selbst wurde gehemmt durch die Unsicherheit der ganzen Lage. Man bedenke die Zeit: Der Kaiser von Österreich war aufs neue mit Napoleon in Krieg getreten. Schill hatte sein kühnes Wagnis unternommen und war mit seinen Getreuen aus den Toren von Berlin gegen den Feind gezogen. Aber der Gedanke der Universität blieb trotz aller Unsicherheit der äußeren Lage bestehen und man stärkte sich an dem zur Sentenze gemünzten Gedanken, „es sei eine Notwendigkeit durch geistige Kraft die verlorene physische zu ersetzen". So schuf er seinen ersten Entwurf der Universität, in welchem er ganz im Einverständnis mit seinem großen Bruder Alexander an dem Begriffe und Wort Universität festhielt. Aber er dachte einen Augenblick daran, die Erhaltung derselben zu stützen auf die Beiträge der Nation. Verlorene Liebesmüh'! Auch die Loslösung des gesamten Schul- und Erziehungswesens von der unmittelbaren Verwaltung mit dem Staat und ihrer Erhaltung durch eigenes Vermögen und durch die Beiträge der Nation war undenkbar, undenkbar in Zeiten der Blüte, unmöglich in Zeiten der Not.

So ward denn am 16. August 1809 die Stiftungsurkunde ausgefertigt und Humboldt erhielt in der Folge den Auftrag, die Universität einzurichten. Es war eine schwere Arbeit. Aber sie gelang. Er führte die Berufungen durch sein eigenes Eingreifen zum Ziel. Am 22. September konnte er den Schlußbericht machen und am 10. Oktober fand die erste Senatssitzung statt. So ward die Universität eigentlich ohne Sang und Klang eröffnet. Freilich Clemens Brentano hatte dazu eine Kantate und auch Achim von Arnim eine Hymne geschrieben. Es waren die Romantiker, welche die Universität begrüßten mit ihrer Freude und ihren Ideen, die doch niemals in dieselbe eindringen sollten. Auch die weitere äußere Entwicklung der Universität entbehrte jeglicher Romantik, sondern schien völlig abhängig zu sein von der Härte des preußischen Beamtentums. Denn kaum war das Werk vollendet, so mußte sich Wilhelm von Humboldt von demselben vollkommen trennen und an die Spitze des Departements trat mit allen Symptomen persönlicher Schroffheit Friedrich von Schuckmann. Sein Erscheinen bedeutete sofort einen Konflikt mit der Universität, oder vielmehr einen Konflikt der Universität mit der Regierung. Über geradezu kindische Fragen, wie über den Anfang des Sommersemesters, über die Publikationsbefugnis der Universität brach dieser Zwist aus. Dem Rektor wird ein Strafmandat zuteil,

eines der ersten Aktenstücke dieser neuen Gründung und Schmalz droht mit Abdankung und wendet sich um Schutz an Hardenberg, sucht und findet tapfere Hilfe bei seinem Schwager Scharnhorst. Aber Hardenberg entscheidet sich für Schuckmann und Schmalz reicht seine Entlassung ein. Der Konflikt mahnt an die traurigsten Zeiten einer scholastischen Universität, ebenso wie der Zwist über die Privatfechtboden, der zeigte, daß man weder in der Regierung noch bei Hofe die wirkliche und notwendige Sympathie mit der Studentenschaft hatte.

Die Universität war eine Gründung von großer Weitsicht, in die aber der Staat selbst erst hineinwachsen mußte. Die traurigste Rolle spielte Graf Kalckreuth als Gouverneur von Berlin, der nun seinen Mut und seine Tatkraft, an der er es so oft hat fehlen lassen, gegen die armen Musensöhne bewährte, und zwar in Konflikten, die der Komik nicht entbehren. Dazu kam, daß der König die Hoffähigkeit der Dekane beanstandete und in dem entsprechenden Akt mit eigener Hand ihre Zulassung strich. Das war am selben Tage, am 24. November, an welchem die Schenkungsurkunde des Prinz Heinrich-Palais ausgefertigt wurde und zwar in dem „halbfeierlichen Einband“, roten Maroquin. Denn die eigentliche „feierliche Mappe“ in rotem Samt wurde dieser Gründung nicht zugestanden.

Wie anders das innere Leben der Universität, wo nun Niebuhr mit voller Freude seine Vorlesungen eröffnete und an der neuen Aufgabe großen Gefallen fand, ebenso wie an dem Zusammenwirken mit dem Haupt der Juristen, Savigny, dessen Persönlichkeit in der Tat der Universität, ebenso wie Schleiermacher und Niebuhr das Gepräge gab. Auch Wolf begann seine Tätigkeit und bewährte den alten Ruf, der ihm vorausging, so daß ihm der junge Hörer Twesten, der gewissermaßen als junger Telemach Bericht gab über alles, was er sah und hörte, nachrühmte: er habe Geist und wisse Geist zu wecken! Aber auch er stand sofort im Kampfverhältnis zu Schuckmann und es schien, daß nur durch die Reibungen zwischen dem Departement und den Professoren die Universität wirklich gefördert werden könnte. Sein Groll stieg und wuchs zu unerhörter Heftigkeit, bis er schließlich in Marseille gestorben ist.

Kleinlich und jammervoll in den Verhandlungen über den Ausbau der Universität war die Regierung im höchsten Grade glücklich bei der Ergänzung des Lehrkörpers. Denn zu Savigny trat Karl Friedrich Eichhorn, der Vater der deutschen Rechtsgeschichte, und es war ein Erlebnis, daß er mit Savigny zusammenwirkte. Man wußte in der Tat die besten Persönlichkeiten zu gewinnen, um ihnen dann freilich mit kleinlichen Beamtengriffen Steine in den Weg zu legen. Als einer der jüngsten kam August Böckh, der nun fortan eine große Rolle spielen sollte. Aber der erste Rektor Schmalz wußte schließlich doch die Würde seines Amtes gegenüber den Behörden zu wahren und auch über der studentischen Disziplin zu wachen. Wenn je eine Hochschule über eine gute Hörerschaft zu verfügen hatte, so war es das junge Berlin. Savigny weiß sie zu loben und wenn verschiedene Elemente sich einmischten und wenn es zu Konflikten kam, so lagen sie eben in Verhältnissen, wie sie die Emanzipation mit sich brachte.

Das Schlimme war nur, daß auch Rektor und Senat über diese Fragen sich in die Haare gerieten. Sie verklagten sich gegenseitig beim Departement und das Ende war, daß Fichte seine Entlassung als Rektor nahm, was der Regierung in diesem Augenblicke sehr angenehm war, weil er wegen der Reden an die deutsche „Nation bei den französischen Behörden“ nicht gut notiert war. Eine Kabinettsordre ernannte Savigny zum Rektor. Das war also das Ende des ersten Wahlrektorats: Niederlage, Parteiung, Verwirrung! Aber die Ereignisse waren eben stärker und sie sind es, welche die weitere Entwicklung beeinflußten. Am 24. Februar 1812 war der Vertrag von Paris wegen des Anschlusses an Frankreich ratifiziert worden, und nun begann der Durchmarsch der Franzosen. Unabsehbar waren die Regimenter, die durch Berlin zogen und bei der Feier von Königs Geburtstag bestand der größte Teil der Hörerschaft aus französischen Offizieren. Es war Böckh, der berühmte Schöpfer des Werkes über den „Staatshaushalt der Athener“, der die Festrede hielt und die Hörer nach Hellas führte, ihnen von Vaterland und Freiheit sprach und die starre Zucht der Sparter und die geistige Größe Athens rühmte, wie die Strenge und Einfachheit der Sitten das griechische Geistesleben nicht ausgeschlossen, aber in Schranken gehalten, und wie in Athen die politische Freiheit die Grundlage für den Geistesfrühling gewesen sei, der von Attikas Boden ausging. Preußens Herrscher galt seine Huldigung und seines größten Königs Schatten rief er an. Als die Söhne des Vaterlandes, das seine Hoffnung auf sie setzte, begrüßte er die akademische Jugend. Es schwebte doch über der Feier der Genius Deutschlands und wenn die französischen Gäste nicht begriffen, was diese Rede bedeutete, die 700 Studierenden haben es recht wohl erfaßt.

Es kamen Monate der Spannung und des Harrens, bis die Nachrichten von dem Untergang der Großen Armee immer deutlicher und immer furchtbarer nach Berlin drangen. Zunächst schwankte man dort zwischen Furcht und Hoffnung. Aber wer den großen Geist der Zeit dort vermuten wollte und wähnen, daß er nun in elementarer Kraft hervorbrach, der würde ein falsches Bild geben, auch von der Universität. War doch die ganze Stimmung getragen von jenem Geiste der Gleichgültigkeit, der die ganze Allgemeinheit erfüllte. Von loderndem Patriotismus war wenig zu spüren. Hat doch noch am 31. Mai nach den beiden ersten großen Schlachten Schleiermacher an seine Frau geschrieben: „Das Volk? Mein Gott, ist auf das zu rechnen? Wie viele gibt es, die ein Gefühl für das Vaterland haben.“ Freilich sein erhabener Patriotismus hob ihn über diesen seichten und feigen Geist der Zeit hinweg. Er lebte in dem hohen Gefühl für die Ehre des Staates und es war kein Wunder, wenn das zage Berliner Regiment ihn als Prediger überwachen ließ und wegen seines Patriotismus verwarnte. Hardenberg selbst gab in diesem Sinne Weisungen an den Fürsten Wittgenstein, den traurigen Chef der politischen Polizei, der ein sprechendes Pendant zu dem Grafen Kalckreuth war.

Aber der Staat mußte, der Ausbruch des Kampfes kam und die Stimmung für den Krieg, die Sehnsucht „Los vom Joche“ brach durch. Der König begab sich nach Breslau und am 9. Februar wurde jenes Manifest durch die

Berliner Zeitungen verbreitet, wodurch er aufrief zum Eintritt in die Armee. Am selben Tage schon versammelte sich die Studentenschaft im Fechtsaale der Universität, und der Plan wurde gefaßt, gemeinsam nach Schlesien aufzubrechen. Nur Professor Solger, der selbst ein Tapferer war, warnte vor Übereilung und man beschloß, statt des Abgangszeugnisses mit einer Abmeldung beim Rektor zufrieden zu sein. In diesem Sinne erfolgte der Anschlag am schwarzen Brett und bis zum 16. Februar hatten sich bereits 258 gemeldet. Noch standen die Franzosen in Berlin. Aber sie waren durch die Erregung, die hier sich geltend machte, schon vollkommen gelähmt und selbst ein General wie Gouvion Saint Cyr, der doch gewiß in schwersten Augenblicken sich seiner soldatischen Pflichten bewußt war, war wie betäubt. Die Franzosen zogen ab, die Russen zogen ein. Am 17. März erschien General York, am 27. der König. Am 28. wurde in der Kirche von Schleiermacher der Aufruf verlesen. Es war die große Stunde, in der die preußische und die deutsche Welt für immer zusammenwuchsen. Schleiermachers Worte waren erschütternd und erhebend und weckten in den Herzen der lauschenden Studenten eine heilige Begeisterung. Wir besitzen die Schilderung, wie er von der Kanzel herniedersprach: „Da stand der körperlich kleine, unscheinbare Mann mit seinem edlen, geistvollen Angesicht, an heiliger Stätte, in heiliger Stunde und seine sonore, reine, durchdringende Stimme drang durch die feierliche Stille der überfüllten Kirche. In frommer Begeisterung, von Herzen redend, drang er in jedes Herz, und der volle, klare Strom seiner gewaltigen Rede riß alles mit sich fort. Seine freimütigen, kühnen Äußerungen über die Ursachen unseres Falles, sein scharfer Tadel über die Gebrechen, wie sie im engherzigen Kastengeiste des hochmütigen Aristokratismus und in den toten Formen des Bürokratismus sich sichtbar herausgestellt, waren Blitz und Donner, die einschlugen und die Erhebung zu Gott und seiner Hilfe auf den Schwingen der Andacht waren Harfenklänge aus einer höheren Welt.“

Wie anders, und doch auch tiefergreifend, war Fichtes Abschiedsrede, in welcher er, immer von seiner hohen Warte aus, die Dinge betrachtete. Aber was sollte Philosophie gegenüber der lodernden Begeisterung die jetzt die jungen Studenten hinaustrieb ins Feld. Die Universität verödete und auch die Professoren wollten mitkämpfen. Sie wollten eintreten in die Landwehr. Freilich auch sie mußten den Rat, den damals der alte Blücher einem jungen Dichter gegeben, befolgen: In diesen Tagen müssen alle kämpfen! „Der eine mit dem Sabel, der andere mit dem Schnabel“. Niebuhr gründete mit Schleiermacher den „Preußischen Korrespondenten“, die erste im großen Stil gedachte politische Zeitung, deren erste Nummer bereits am 2. April erschien. Sie wurde eröffnet mit einem Artikel Niebuhrs, durch welchen, wie durch jene Predigt Schleiermachers, die mächtige Erregung im Tone der Prophezeiung rauschte. Ein jeder wollte in seiner Art wirken. Schmalz bot sich Hardenberg als Publizist an, um eine ähnliche Rolle zu spielen, wie in Wien Friedrich Gentz. Fichte wollte Feldprediger werden. All das scheiterte. Nur Schuckmann blieb kalt und ruhig, bis die Sorge um Berlin auch ihn erbeben machte. Denn

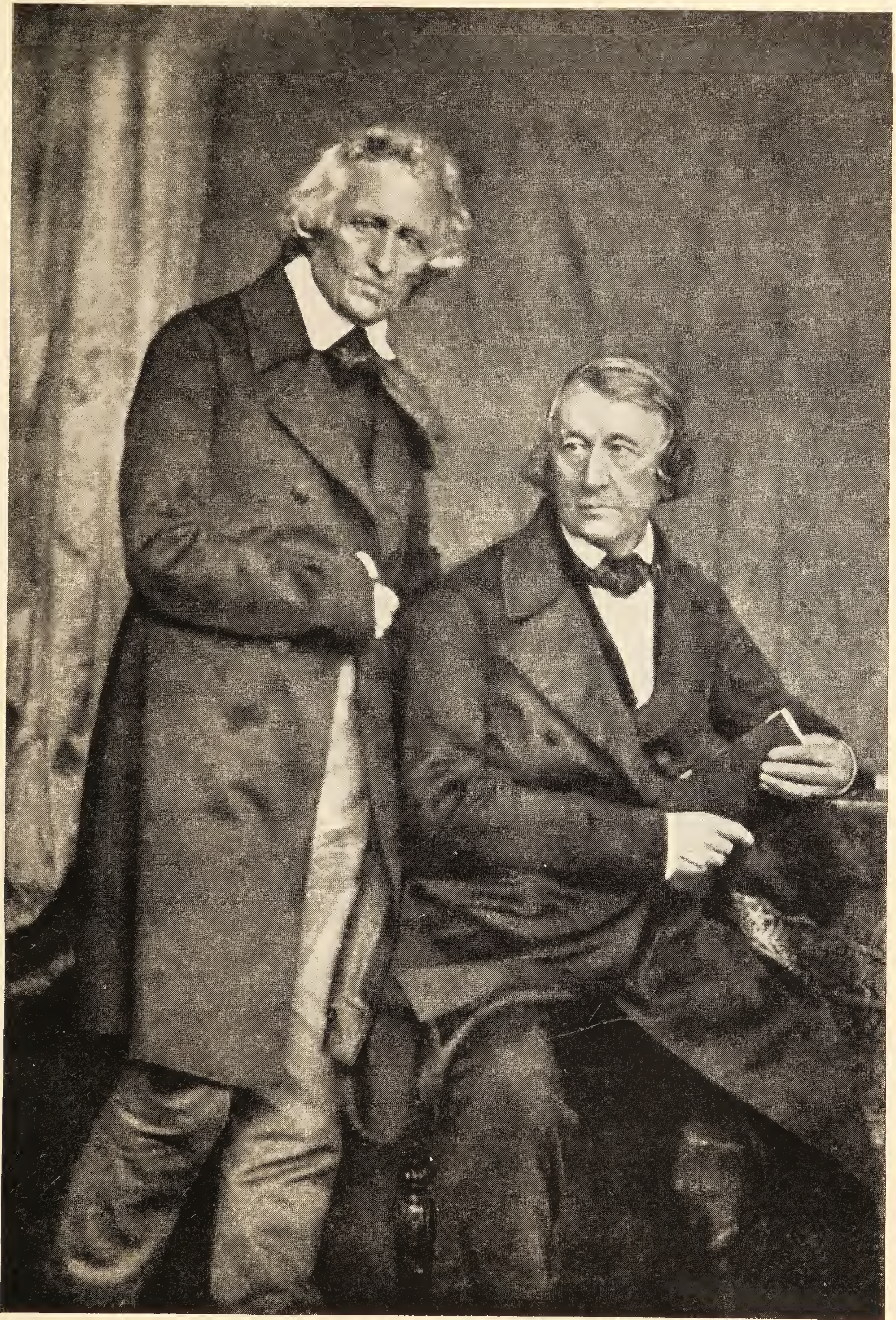
Napoleons Kriegsplan bedeutete die schwerste Gefährdung der Hauptstadt. Und dann war im Falle des Gelingens auch das Schicksal der Universität besiegelt.

Die Lage war ernster denn je und wir sehen, wie General Boyen nach Berlin eilt, um dort durch rasche Formation der Landwehr und des Landsturms die Verteidigung vorzubereiten. Selbst Scharnhorst machte auf den Wert des Schlosses und des Lustgartens und Alt-Kölns zur Verteidigung aufmerksam. Es war also die Gegend, wo in der Tat die Professoren ihr Eigenes und Eigenstes hätten verteidigen können. Und wirklich erschienen die Franzosen auf märkischem Boden. Ein allgemeines Flüchten begann, Schuckmann begab sich nach Schlesien. Aber die Professoren blieben und traten in den Heerbann. So Solger, der eben Hochzeit machte, Savigny und Schleiermacher, so Reil und Marheineke, so Fichte und Wolf. Gottesgelehrte und Mediziner, Juristen und Philosophen, kaum einer schloß sich aus. Bettina von Arnim, der liebenswürdige Schelm, hat in ihrer Art ein Bild von den Professoren gegeben, die sich der Armee zugesellt: „Mich hat's manchmal bis ins Mark der Knochen geschaudert, wenn ich im Vorbeigehen auf jene, sonst einsamen Plätze einen solchen Eid, darauf ein heftiges Vivat gen Himmel schallen hörte. Auch war es selten anzusehen, wie bekannte Leute und Freunde mit allen Arten von Waffen zu jeder Stunde über die Straßen liefen, so manche, von denen man sichs vorher kaum denken konnte, daß sie Soldaten wären. Stelle Dir zum Beispiel in Gedanken Savigny vor, der mit dem Glockenschlag drei wie besessen mit einem langen Spieß über die Straße rennt (eine sehr allgemeine Waffe bei dem Landsturm), der Philosoph Fichte mit einem eisernen Schild und langem Dolche, der Philologe Wolf mit seiner langen Nase hatte einen Tiroler Gürtel mit Pistolen, Messern aller Art und Streitaxt angefüllt, der Theologe Marheineke war auch Hauptmann, Pistor trug einen Panzer von Ellentierhaut mit vielen englischen Resorts, einen Spieß und zwei Pistolen; dieser war auch Hauptmann und exerzierte alle Tage seine Kompagnie vor seinem Hause. Bei Arnims Haus fand sich immer ein Trupp junger Frauenzimmer, die fanden, daß ihm das Militärwesen von vorn und hinten gut anstehe." Das war nun natürlich eine romantische Schilderung. Denn die Professoren fanden sich viel besser in die reguläre Uniformierung und Bewaffnung hinein, als Frau Bettina es darstellte. Jedenfalls schrieb Savigny: „Von Wissenschaft, Literatur, Leseanstalten habe ich noch eine dunkle Erinnerung aus fernen Zeiten."

Doch die Größe der Gefahr stieg von Tag zu Tag. Mitte Mai war in der Tat Berlin aufs äußerste bedroht und erst durch den Abmarsch des Marschalls Ney am 16. Mai war die Gefahr vorläufig beseitigt. Dann kam die Schlacht bei Bautzen und der Waffenstillstand, der die Professoren mit tiefster Trauer erfüllte. Man zürnte und grollte über den Kleinmut und die Opposition des Magistrats und der Behörden gegen die Patriotenpartei, und der Polizeipräsident von Berlin, Lecoq, wußte seiner Tätigkeit dadurch die Krone aufzusetzen, daß er Savigny und den Syndikus der Universität, Eichhorn, beim König denunzierte: „Nicht um ihre Person anzuklagen, sondern aus Pflichtgefühl muß ich Ew.

Majestät jene Mitglieder des Ausschusses namhaft machen. Es sind der Universitätssyndikus Eichhorn und Professor von Savigny, denen sich der Kammergerichtsrat von Harmsdorf mehr nachgiebig als mit gefährlicher Gesinnung anschließt. Daß namentlich der Erstgenannte einer Tendenz gegen Ew. Majestät höchsten Willen wohl fähig sei, hat die Erfahrung seiner tätigen Verbindungen während der Allianz gegen Rußland außer Zweifel gesetzt.“ So waren denn zwei künftige Staatsminister von diesem Polizeipräsidenten als Jakobiner denunziert. Kein Wunder, wenn jetzt nach dem Waffenstillstand in der Hauptstadt ein Kampf geführt wurde gegen den Landsturm. Der König aber war in der Tat wütend gegen die beiden und nicht minder gegen Schleiermacher, der sich als Redakteur des Korrespondenten in schärfster Weise gegen die Friedensfreunde gewendet hatte, wobei ihm Arndt getreulich beistand. Es war der Augenblick, da der Held und Waffenschmied des Befreiungskrieges, Scharnhorst, an den empfangenen Wunden verschied. Schleiermacher hat ihm einen wunderbaren Nachruf gewidmet, gegen den sofort die Zensur vorging, während er selbst mehrere Warnungen erhielt und zwar durch Schupmann selbst. Sein Kleinkrieg gegen die Zensur und seine Haltung verdarb auch Hardenberg die Laune und drei Tage nach der Schlacht bei Leipzig empfing er einen Erlaß von dem Staatskanzler, der seine Haltung auf das allerschwerste mißbilligte. Er aber predigte von dem Knechte, der sein Pfund vergraben und von den klugen und törichten Jungfrauen. Doch einen Augenblick dachte er doch im vollen Ekel über diese grauenvollen Verhältnisse an Auswanderung. Er legte die Redaktion des Korrespondenten nieder, die nun bei Achim von Arnim und Niebuhr in den besten Händen war. Aber freilich in den leitenden Kreisen hielt man die Universität bereits für eine erledigte und überflüssige Sache. So war es Chamisso bei einem Ausflug begegnet, daß er aufgegriffen und als angeblicher Spion vor den Stadtkommandanten Brauchitsch geschleppt wurde. Dort verlangte er vor seine Behörde, die Universität, gestellt zu werden. Aber der Stadtkommandant erklärte barsch, es gäbe keine Universität. In der Tat beantragte der Finanzminister Graf von Bülow die Aufhebung der Universität, da man ja jetzt alle wieder gewonnen habe. Ein seltsamer Zustand, in dem doch des Königs guter Geist sich für Berlin entschied.

Dann kam die Rückkehr Napoleons von Elba und der neue Krieg. Die Jugend drängte sich mit wunderbarer Begeisterung zu den Waffen, während freilich an der Universität selbst in der Besorgnis um die weitere Existenz eine Abspannung sichtlich eingetreten war. Es war die schwerste Zeit für die neue Hochschule; der alte Sinn der Pflicht, den die Not hervorgerufen und geweckt, schien erloschen, und das Gefühl erneuter Sicherheit trug nicht dazu bei, sich für dieses kostspielige Unternehmen weiter zu interessieren. Wohl erfolgten neue Aufnahmen in den Lehrkörper, man verhandelte mit Anselm Feuerbach um sein Kommen, aber die Klage Humboldts, an dessen Ohr von allen Seiten der Jammerruf nach ihm und seiner Hilfe klang, schrieb: „Ihre Klagen sind



Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm

Jakob Grimm geb. 4. Januar 1785 in Hanau
gest. 20. September 1863 in Berlin
Wilhelm Grimm geb. 24. Februar 1786 in Hanau
gest. 16. Dezember 1859 in Berlin

Aus dem „Corpus imaginum“ der Photographischen Gesellschaft Berlin

wohl begründet, ich sehe, wie Sie, daß die Berliner Universität mehr noch als untergeht."

Unter diesen Verhältnissen vergingen die Jahre, und noch hatte die Universität nicht einmal ihre Statuten. Endlich am 26. April 1817 wurden sie ihr überreicht und zwar in der denkbar würdelosesten Weise. Es war ein Glück, daß die Feier sich sozusagen hinter geschlossenen Türen vollzog. Es fehlte jede Weihe bei dem doch so wichtigen und schicksalsvollen Akt! Dagegen wurde am 3. November das Reformationsfest in feierlichster Weise begangen und wiederum ertönte Schleiermachers festliches und tiefergreifendes Wort, mit dem er die Grundgedanken seines Lebens und Glaubens ausgesprochen hat. Aber schon warf die Kunde von den Ereignissen in Eisenach und beim Wartburgfest ihre Schatten auch nach Berlin, wo am 31. Oktober im Opernhaus Zacharias Werners „Weihe der Kraft" als Festvorstellung gegeben wurde. Nur ein literarisch vollständig ungeschulter und unfähiger Kopf hat dieses Jugendwerk des Konvertiten als Festvorstellung auswählen können. Es kam dabei ganz selbstverständlich zu akademischen Störungen und die begeisterte Jugend ließ es sich nicht nehmen, das Stück „auszupochen".

Mitten in diese aufregenden Ereignisse fiel die Abberufung Schuckmanns und die Ernennung des Freiherrn Karl von Altenstein zu seinem Nachfolger. Schuckmann wurde zwar zum Berg- und Hüttendepartement versetzt, aber da er auch bei dem der politischen Polizei Verwendung fand, so war seine traurige Rolle gegenüber der Universität noch keineswegs ausgespielt. Und nun kam ein Mann, der 22 Jahre lang über das Schicksal der Universität gewacht hat, die während dieser Epoche die erste Deutschlands geworden ist. Es war aber die Zeit eines allgemeinen Aufschwungs, und es wäre falsch, diesen auf das Beispiel Berlins zurückzuführen. Der Geist war ein anderer geworden. Zwischen den alten vermorschten Einrichtungen und Anschauungen und der neuen Zeit lag die große und gewaltige deutsche Entwicklung, die freilich nicht von den Universitäten ausgegangen ist, aber auch ihnen wie dem ganzen Volke zugute gekommen. Dem neuen Minister ist immerhin manches geglückt. Es war ihm nicht ganz leicht, sich gegenüber dem Staatskanzler durchzusetzen, der gegen Altensteins Einfluß war und vor allem durch eine merkwürdige Persönlichkeit gegen ihn eingenommen wurde. Das war Professor Koreff, der als sein Leibarzt und als Professor an der Universität eine gar seltsame Rolle gespielt hat. Nur durch die Gunst des Fürsten und durch gewisse Verschleierungen seiner eigenen jüdischen Vergangenheit ist es ihm möglich gewesen, eine Zeitlang in Berlin eine keineswegs segensreiche, aber doch gewichtige Rolle zu spielen. Jedenfalls war sein Einfluß auf den alternden Hardenberg ein sehr bedenklicher, umsomehr als er mit dessen Freundin, der im höchsten Grade hysterischen Dame Hähnel, liiert war.

Aber Altenstein gelang doch so manches. Vor allem die Berufung des Philosophen Hegel. Nach vielen Schicksalen und, nachdem er durch seine Tatkraft und seine überragende wissenschaftliche Sicherheit den Zenith seines Lebens bereits erreicht hatte, kam er nach Berlin. Und er for-

mulierte dort, wo er am 22. Oktober 1817 seine Antrittsvorlesung hielt, seine Stellung folgendermaßen: auf hiesiger Universität, der Universität des Mittelpunkts, muß auch der Mittelpunkt aller geistigen Bildung und aller Wissenschaft und Wahrheit, die Philosophie, ihre stille und vorzügliche Pflege finden. Aber seine geistige Einwirkung auf Berlin wurde nun doch einigermaßen zurückgedrängt durch den Geist der Reaktion. Zunächst erfolgte die Untersuchung gegen die „Aufruhrstifter" bei der Reformationsfeier im Opernhause, wobei die Entscheidung des Senats durchaus gerecht und unabhängig von der Engherzigkeit des reaktionären Beamtentums sich abspielte. Dann kam sofort der Befehl, und zwar aus dem Kabinett, daß der Senat die Untersuchung gegen die Berliner Teilnehmer an der Wartburgfeier einleiten solle. Auch jetzt ist die Haltung von Professoren und Studenten glänzend, zumal Schleiermacher, welcher der Liebling derselben war, nimmt sich ihrer mit warmem Herzen an. Aber bereits am 7. Dezember kam aus dem Kabinett das strenge Verbot aller Verbindungen und Hardenberg sah sich veranlaßt, gegen Jahn und Schleiermacher vorzugehen, sehr gegen seinen Willen. Er war sogar entschlossen gewesen, Jahn Vorlesungen zu übertragen, und der Bericht Bernhardis betonte die Notwendigkeit, das Turnen zur Schulsache zu machen. Freilich, die Turnfahrt nach Breslau, die im Juli 1818 der brave Jahn unternahm, änderte die Stimmung wieder wesentlich.

Inzwischen war am Sonntag nach Ostern, am 29. März, die Gründung der allgemeinen Burschenschaft in Berlin erfolgt, und zwar nicht ohne Kämpfe, zumal gegen den Widerstand der Landsmannschaften. Denn diese hatten sich auch hier gebildet, obwohl man die ganzen Jahre nichts von ihnen gehört hatte. Jetzt erst erfuhr man von ihnen, da sie mit den Burschenschaften Duell um Duell auszufechten hatten. Aber schließlich war man soweit, daß die Landsmannschaften den Vorschlag gemeinsamer Beratungen für eine allgemeine Burschenkonstitution machten. An der Spitze der burschenschaftlichen Bewegung stand kein anderer als Karl Freiherr von Wangenheim, der mit den Kameraden Jonas und Laub auf dem zweiten allgemeinen Burschentage in Jena im Oktober 1818 erschien. Dort wurde beschlossen, den nächsten Burschentag in Berlin abzuhalten und man glaubte, hier am sichersten zu sein. In der Tat hat Hardenberg noch eine Zeitlang die Politik der Mitte durchzuführen versucht. In diesem Sinne war die Berufung Humboldts und Arndts nach Bonn erfolgt. Aber in Aachen entschied sich das Schicksal. Hier hatte er ein so scharfes Renkontre mit dem Fürsten Wittgenstein, daß er die Kabinettsfrage stellte. Inzwischen hatte der Bischof Eylert jene reaktionäre Rede gehalten, welche Schleiermacher ein erbärmliches Geschwätz genannt hat, von der aber der König meinte: „Schöne Rede gehört. Sehr zweckmäßig." Und dann erfolgte am 16. Januar der Erlaß des Ministeriums, durch welchen die scharfe Trennung der streng gelehrten Forschung und des wissenschaftlichen Vortrags von der nichtigen Schriftstellerei des Tages und einer aus seichtem Wissen entstandenen Anmaßung betont wurde. Die Universität aber wollte von einer so künstlichen Trennung wissenschaftlicher und politischer Produktion nichts wissen. Und so hat sie am 10. Februar eine

hochbedeutende Erklärung abgegeben: „Denn wir müssen uns durch die peinlichste Lage gehemmt und gelähmt fühlen, wenn wir, die wir zu schriftstellerischen Arbeiten vorzüglich berufen sind, hinter anderen, welche ein so hohes Gut als unsere Stellung im öffentlichen Lehrwesen ist, nicht zu verlieren haben, so bedeutend sollen zurückgesetzt werden, daß gedruckte Äußerungen, welche für unnütz und unschicklich könnten gehalten werden — und ein anderes als subjektives und höchst wandelbares Urteil findet doch hier nicht statt — unseren ganzen Wirkungskreis sollen zerstören dürfen.“ War doch, wie sie richtig sagten, die schriftstellerische Tätigkeit ein unentbehrlicher Teil ihres Berufs. Und so schlossen sie mit der Bitte an den Minister: „Von Seiner Majestät dem König eine solche nähere Erklärung jener Willensmeinung zu bewirken, welche die Sicherheit gewähre, daß in allen Fällen, wo nicht schon die Billigung des Zensors den Schriftsteller gegen alle Ansprüche sicherstelle, kein öffentlicher Lehrer wegen angeblicher Vergehen der Presse ohne Urteil und Recht von seiner Stelle wird entfernt werden.“

Aber schon war gegen Arndt eine scharfe Warnung ergangen, schon war die Turnsperre erfolgt und zwar nach einer harmlosen und in keiner Weise weihelosen Demonstration von 50 jungen Studenten und Offizieren, die vor sein Haus gezogen, ihm ein Hoch ausgebracht und dann das Lied, das später durch „Deutschland, Deutschland über alles“ ersetzt wurde, gesungen haben: „Eine feste Burg ist unser Gott“. Es war ja das eigentliche Studentenlied. Schließt doch auch das schöne Burschenschafterlied von Binzer: „Wir hatten gebaut ein stattliches Haus“ mit den Worten: „Und unsere Burg ist Gott“. Aber nun forderten Hardenberg und Wittgenstein eine starke Untersuchung, bei der sich der Rektor in tapferer und besonnener Haltung würdig, wie es ihm geziemte, seiner Studenten annahm. Er billigte ihnen das Recht zu, die Annahme der Ladung zu verweigern, da nur der Senat über ihnen stehe und im Sinne der Studentenschaft den Minister um Schutz bat gegenüber den Übergriffen der Polizeibehörden. Und in der Tat schien eine milde Bestrafung durchgeführt werden zu können. Da traf die Kunde ein von der Ermordung Kotzebues. Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich der Behörden, die künstlich angefacht wurde, obwohl man sehr bald erkannte, daß es sich um die Tat eines Einzelnen handelte. Die Untersuchung ließ Fäden erkennen, die nach Berlin führten und wo man nun in der Tat glaubte, die Häupter der großen Verschwörung versammelt zu sehen. Dort wurde Karl Ulrich, der Führer der Berliner Studentenschaft, alsbald gefaßt und, obwohl man wußte, daß in der dortigen Burschenschaft die Gemäßigten das Übergewicht über alle Hitzköpfe gewonnen hatten, doch fortgefahren, sie mit den schwersten Beschuldigungen zu überhäufen. Das war ein falscher und ein verlogener Weg. Denn ohne allen Zweifel war das Empfinden der jungen Leute durch und durch gesund, und man kann sagen, daß die Besten der deutschen Jugend hier sich zusammengefunden hatten und das tiefste Element, das sie verband, ein religiöses gewesen ist. Das geht auch aus dem Liederbuch

hervor „Für Jung und Alt", das später gleichwohl bei der Untersuchung in unbegreiflicher Weise Verdacht erregte.

Zunächst aber schien alles gut. Das Fest auf dem Pichelsberg, das sie am 2. Mai veranstalteten und von einer Reihe von Professoren besucht war, unter denen sich natürlich de Wette und Schleiermacher befanden, gab davon Zeugnis. Sie tranken auf den Geist, der die Helden von Görschen beseelte, und daß er nicht ersterbe. Sie tranken nicht auf Sands Wohl, sondern daß „das Böse falle auch ohne Dolchstoß". Und im Geiste dieser Feier fanden sie sich nun auch mit den Landsmannschaften zusammen, die ihre Unterwerfung unter die allgemeine Verfassung der Burschenschaft aussprachen. Es waren: die Märker, die Hanseaten, die Silesen, die Polen, die Westfalen, die Pommern, die Vereinigten Lausitzer und Sachsen und die Vandalen. So wurde für den 10. Oktober der allgemeine Burschentag nach Berlin geladen. Karl Ulrich schrieb die Einladung: Sendet feste Männer! Wir halten Berlin für den passendsten Ort, weil man von oben herab eine Versammlung hier am wenigsten vermutet, besonders wenn wir ein wenig still sind. . . . Unterdessen laßt uns immer stark werden in dem Glauben an den alten Gott und an unsere eigene Mannheit, dann kehrt an unserem Arme die Freiheit wieder in unser altes deutsches Vaterland."

Aber schon schwebte die Hand des Schicksals über den jungen Leuten und Fürst Wittgenstein zog die Schlinge zu, in der sie in schnödester Weise gefangen werden sollten. Die Proskription begann. Sie betraf vor allem auch den Repetenten Hegels, Leopold von Henning, der vielleicht von allen Gliedern des Berliner Lehrkörpers am deutschesten dachte und das beste preußische Herz besaß. Aber er mußte gemäß „der Weisheit der Regierung" diese Gesinnung mit einer langen Gefängnisstrafe büßen. Über den Senat hinweg, der vergeblich sein Recht geltend machte, begann gemäß der Kabinettsordre vom 3. Juli am 7. Juli die Untersuchung. Man faßte einen falschen Ulrich, einen Schweizer. In dessen Papieren aber muß sich irgend etwas Kompromittierendes gegen den Professor de Wette gefunden haben, denn diese spielen in der weiteren Folge eine große Rolle. Die Untersuchung gegen den falschen Ulrich wurde aus diesem Grunde, trotzdem man von dem Rechtsfehler vollkommen überzeugt war, fortgesetzt und das Ende war das Vorgehen gegen de Wette. Denn in der Zwischenzeit waren jene Besprechungen in Teplitz erfolgt, an die sich die Karlsbader Beschlüsse reihten. Und nachdem man überdies einen Brief des braven de Wette an die Mutter Sands gefunden, wurde der preußische Resident in München, General von Zastrow, beauftragt, in Wunsiedel, der Heimat Sands, nachzuforschen. Die Schritte waren von Erfolg begleitet und nun wurde de Wette auf ausdrücklichen Befehl des Königs entlassen. Der Senat trat in würdiger Weise für den Kollegen ein, wurde aber schroff abgewiesen und damit war alles zu Ende. Mit einer Härte sondergleichen wurde er behandelt, eine Härte, die auch bei der Erörterung der Gehaltsfrage hervortrat. Man bot ihm eine Gnadengabe an, gleich als sei er gestorben. Natürlich lehnte er ab, setzte aber den Kampf vor der Öffentlichkeit fort.

Inzwischen aber hatte man bereits die Feindseligkeiten gegen Schleiermacher eröffnet und wenn er auch bis zu einem gewissen Grade unangreifbar war, so wurde doch eine Kommission gebildet, bestehend aus Schuckmann, Graf Bülow und Fürst Wittgenstein, unter dem Vorsitz des Fürsten Hardenberg. So blieb denn das Schwert über Schleiermacher schweben. Man scheute nicht vor Briefunterschlagungen zurück und die Schritte, welche die Universität tat, bewiesen nur ihre Ohnmacht gegenüber den Machenschaften der Regierung. Auch die Unterdrückung der Burschenschaft war ja beschlossene Sache. Das Komische daran war nur die Erfolglosigkeit der Untersuchung. Das Traurige aber war, daß selbst ein Mann wie Hegel aufgrund seines Zwistes mit Schleiermacher die Erklärung gab, der Staat habe das Recht, einen Lehrer abzusetzen, wenn er ihm nur seinen Gehalt lasse. Kein Wunder, wenn Schleiermacher dagegen erklärte, daß eine solche Theorie erbärmlich sei. In voller Würde bewährte sich in diesen Tagen Professor Solger, der in seinem Kummer über die Studentenschaft die Rechte der Universität und die Freiheit der Wissenschaft mit stolzem Mute verteidigte. Aber er starb zwei Tage, nachdem er die Gedächtnistafel für die Gefallenen der Universität eingeweiht hatte.

Am sechsten Jahrestage der Leipziger Schlacht aber unterschrieb der König das Edikt, das die Frankfurter Beschlüsse für Preußen geltend machte. Danach mußte auch ein Regierungsbevollmächtigter ernannt werden und der Minister von Altenstein wollte keinen anderen als Friedrich Schulz. Aber trotz aller Quälereien ließen sich die Studenten nicht irre machen. Sie feierten am 18. Juni in Treptow 1820 den Jahrestag der Schlacht von Belle Alliance, und es schien in der Tat, als ob es auch dem Minister genug war des grausamen Spiels und daß man den Kampf gegen die Universität allmählich einstellen wollte. Aber da geschah ein neues Unglück. Am 13. Februar ward der Herzog von Berry ermordet und nun wurden von allen Behörden als Quelle der revolutionären Flut die akademisch Gebildeten, die Geistlichen, Beamten und Gelehrten bezeichnet. Der Kongreß von Troppau bestätigte diese Anschauung, wie ja überhaupt die preußischen Staatsmänner von diesen Kongressen immer als zur Reaktion Bekehrte heimkamen. So sollte denn eine volle Umgestaltung des Unterrichts erfolgen. Dazu kam, daß Hardenberg zu Hause und auf seinen Reisen immer von seinem Leibarzt Koreff beeinflußt worden war. Jetzt aber war Koreff in Ungnade gekommen und als Hardenberg heimkehrte und ihn der Bevollmächtigte Schulz auf die reaktionären Pläne festlegen wollte, da versagte er völlig. Hardenberg schob die Verhandlungen hinaus. An die Stelle von Schulz trat ein anderer, jener Schöll, der sich das Vertrauen Hardenbergs auf nicht minder abenteuerliche Weise wie Koreff gewonnen hatte. So begann denn der Prozeß gegen die zwei am meisten inkriminierten Burschenschafter Karl Ulrich und Karl von Wangenheim. Es war ein heißes Ringen und der Antrag des Ministers ging sogar dahin, alle Rechtsschranken, die der Entlassung von Geistlichen und Lehrern entgegenstanden, bei dieser Gelegenheit zu beseitigen. Aber gerade in diesem Augenblick schien im Ministerium selbst eine neue Wendung einzutreten, ein Zeichen, daß das Für und Wider in allen

diesen Fragen schwankte, als von Mainz her ein neuer Angriff gegen Schleiermacher erfolgte, und zu gleicher Zeit die Verfolgung gegen die Arminia begonnen wurde. Von ihren Mitgliedern waren Graf Buchholz, Graf von Posadowsky, Leopold von Caprivi und Freiherr Ferdinand von Rotenhahn und eine große Anzahl von Edelleuten beschuldigt und teilweise in Haft genommen worden. Der Prozeß führte schließlich zu nichts anderem als zur Aufdeckung der Landsmannschaften, während die Arminia dadurch, daß sie sich in ein Ehrengericht verwandelte, sich vorläufig zu decken wußte. Aber durch die Aussagen eines Mitglieds der Burschenschaften und dessen schmählichen Verrat erfolgte die Aufdeckung und nun blieb nichts anderes übrig als ein Urteilsspruch. Man war gegen einzelne wohl nachsichtig und der Minister Altenstein kam dem jungen Caprivi, mit dessen Vater er befreundet gewesen, zu Hilfe wie der Fürst Radziwill das schwere Schicksal der Landsmannschaft Polonia hemmte. Zum guten Schlusse entschied doch der König für Caprivi und der Bevollmächtigte Schulz wurde entlassen, zudem man ja ein wichtigeres Opfer sich ausersehen hatte, gegen den die Angriffe der Mainzer Zentraluntersuchungskommission vor allem gemünzt waren, nämlich Schleiermacher. Wie klein man aber die Universität gerade in diesen Tagen, wo sich die meisten um Schleiermacher ängstigten, einschätzte, das geht daraus hervor, daß man den Professoren gerade jetzt die Hälfte ihrer Ferien fortnahm. Also Karlsbader Beschlüsse, Einschränkung der Lehrfreiheit, Verfolgung der bedeutendsten Mitglieder des Lehrerkollegiums und Feindseligkeiten gegen die Führer und Besten der Studentenschaft, das ist das Bild, das Berlin in dieser Zeit bietet, und wenn nicht die auswärtige Politik doch eingewirkt hätte, so wäre dieser Zustand vielleicht ein dauernder geworden. Aber kaum waren die Karlsbader Beschlüsse in Frankfurt erneuert, fühlte endlich der König, daß er nicht länger im Schlepptau Metternichs verbleiben könne, ohne der Würde seines Staates gegenüber den anderen Mächten etwas zu vergeben und eine Trennung, zumal von England herbeizuführen. So trat denn eine sofortige Wandlung in der Politik ein. Preußen rückte von Österreich ab und damit hielt man auch die Befolgung der erneuerten Karlsbader Beschlüsse nicht mehr für so dringend als bisher. Es wurde abgebaut. Dazu kam, daß mit dem Erlöschen des Verfolgungsgeistes auch Beruhigung in der Studentenschaft eintrat und der burschenschaftliche Drang sich minderte. Die strengen Vorschriften waren gelockert und wenn die Edikte erhalten blieben, so wurden sie nicht mehr angewendet. Die politische Parole „Los von Österreich“ hatte einen vollen Stimmungswechsel in den oberen Schichten herbeigeführt.

Inzwischen aber war an der Berliner Universität jetzt alles eingestellt und alles gefesselt auf das Kommen und die Persönlichkeit Hegels. Am 28. Oktober 1818 hatte er seine Antrittsrede in Berlin gehalten. Seine Wirkung war eine ungeheure und nicht nur die Studenten strömten ihm zu, sondern auch aus der Professorenschaft und dem ganzen Berlin bildete sich eine große und gewaltige Gefolgschaft dieses eigenartigen Menschen. Er stand ja auf der Höhe des Lebens. Die größten Werke, die bleibenden, hatte er bereits geschrieben

und der Ruhm seiner Lehre und seiner Persönlichkeit ging durch die ganze gebildete Welt. Man hat wohl gefragt, worin das Geheimnis seines Erfolges liege, und man kann wohl sagen, daß er der Gewißheit entsprungen sei, mit der er alles durchleuchtete und der Deutlichkeit des Ausdrucks, der alles was er sprach, nicht bloß zur Sentenze gemünzt darbot, sondern als den wortgewordenen Gedanken. Ihm gegenüber ist Schleiermacher nur das geblieben, was er immer hat sein wollen, der Anreger. Aber das ist vielleicht mehr, als jede andere Wirkung hervorzubringen vermag.

Indessen war ein stetes Kommen und Gehen an der Universität. Unter großen und bedeutenden Erscheinungen sehen wir Persönlichkeiten auftauchen, welche Bedenken erregten, und zumal eine Frage beschäftigte Ministerium und Fakultäten in gleicher Weise, das war die Zulassung der Juden zur Lehrtätigkeit auf Grund der Bestimmungen des Edikts von 1812. Zumal der Eintritt von Eduard Gans, des Sohnes eines Berliner Bankiers, der zeitweise die Geschäfte Hardenbergs besorgt, brachte in diese Frage besondere Bewegung. Die jüdischen Freunde im Hause des Staatskanzlers griffen mächtig ein. Aber im Kultusministerium war es Geheimrat Schmedding, der nun die judenfreundlichen Bestimmungen jenes Edikts zu widerlegen und ihre Wirkung zu beseitigen wußte. Darüber hinaus sehen wir doch ein Erwachen der einzelnen Disziplinen. Vor allem war jetzt auch der Augenblick gekommen, wo an der Berliner Universität der Geschichte der Rang, der ihr zukam, zugewiesen werden konnte. Hier wirkte schon Friedrich von Raumer. Er hat aus der Zeit und für die Zeit, zumal in seiner Geschichte der Hohenstaufen Großes geleistet und der Welt eine Fülle von Anregungen gegeben. Aber nun berief Altenstein aus Frankfurt a. d. Oder den Gymnasiallehrer Leopold Ranke, der, nachdem er schon seine ersten großen Werke geschrieben, in den Lehrkörper der Universität eingetreten ist. Er kam in eine neue große Welt, wo er Anregungen von allen Seiten fand und nicht zuletzt bei seiner Pythia, der Rahel. Jedenfalls war jetzt die Historie in Händen, die ihr neue Wege zu weisen wußte, und es dauerte nicht lange, so sprach man überall von Ranke und seiner Schule. Aber auch die übrigen Fächer waren großartig besetzt, Karl Ritter ist im vollen Wirken, Franz Bopp öffnet den Blick in die fernsten Gebiete der Studien des Sanskrit. Und aus der Theologie heraus erwuchsen nun Hegel die Gegner, die sich bald um Ernst Wilhelm Hengstenberg zu gruppieren begannen. Schon im Jahre 1827 konnte die Naturforscherversammlung in Berlin abgehalten werden, bei der sich der Geist der Universität in seiner großen Bedeutung zeigte. Noch waren keine 17 Jahre vergangen und schon begann sie die Führung von ganz Deutschland zu übernehmen.

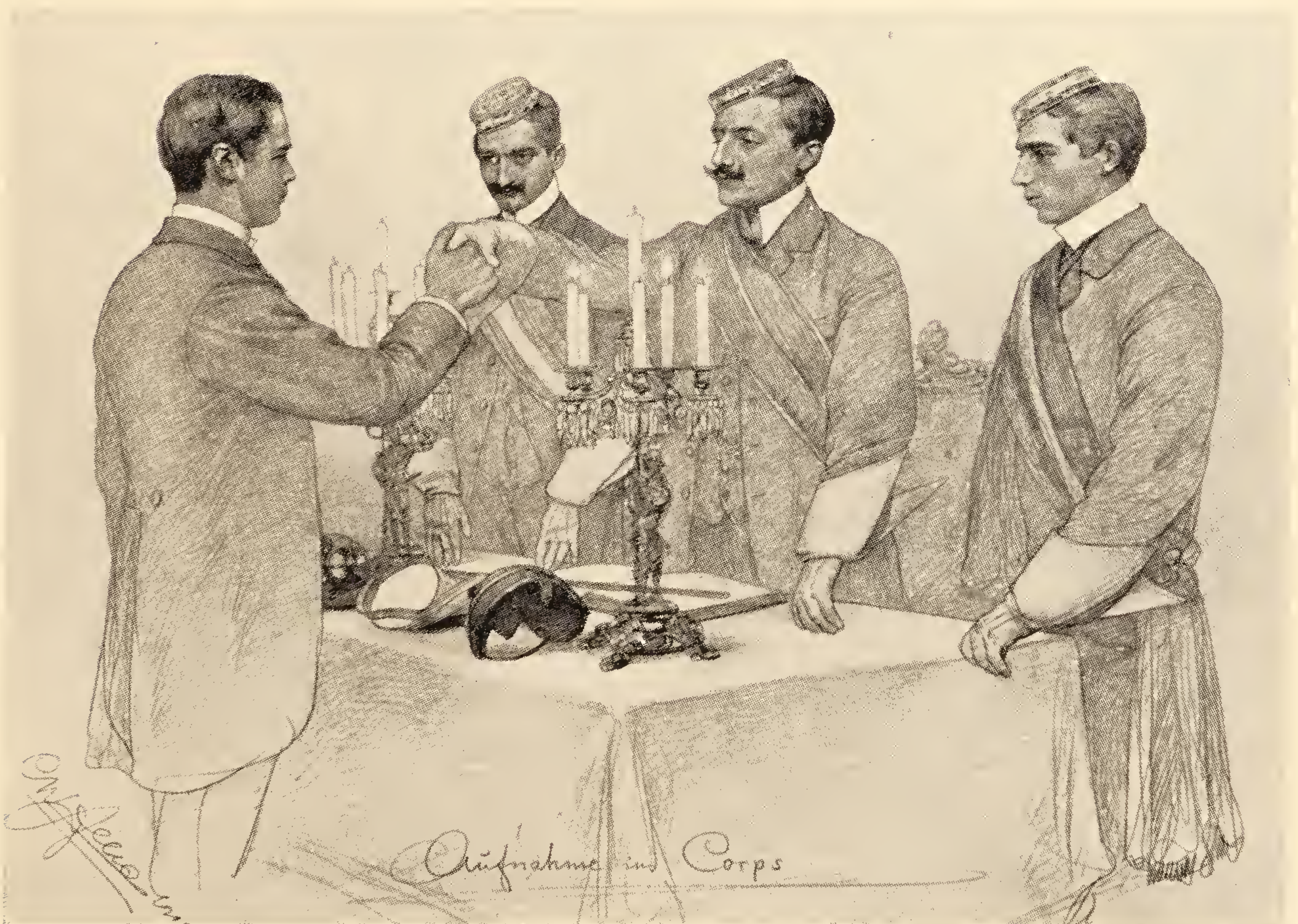
Freilich daneben gab es manches Zwischenspiel. Jener Gans eroberte sich das Ordinariat gegen den Willen und gegen die Stellung Savignys und wenn bis dahin die Universität unter dem Gestirn Hegels gestanden, so war dieses jetzt am Erlöschen. Er hatte noch bei der Säkularfeier der Übergabe der Augsburger Konfession in geradezu erschütternder Weise gesprochen. Dann aber am 13. November 1831 riß ihn ein rascher und unheimlicher Tod mitten aus

seinem Wirken heraus. In dem feierlichen Begräbnis bekundete sich das Gefühl, daß man einen der Größten verloren, der in Zukunft unersetzlich war. Gewiß, die Frage der Unersetzbarkeit war schon oft genug an dieser jungen Universität erörtert worden. Und nun trat bereits der Kronprinz für Schelling als Nachfolger ein. Aber er hatte damit zunächst kein Glück, Altenstein hielt an seinen Anschauungen fest und ließ sich auch von dem Kronprinzen in keiner Weise seine Kreise stören. Die Frequenz der Hochschule war im Wachsen, auch die Zahl der Ausländer stieg von Jahr zu Jahr. Dagegen gingen die Gehälter zurück, das Haus der Universität war im sichtlichen baulichen Verfall und zunächst geschah nichts, um diesem traurigen Zustand abzuhelfen. Man sparte, wo man konnte und man darf nicht vergessen, daß man dem alternden König nicht mehr in so offener Weise entgegenzutreten wagte als dies früher wohl der Fall gewesen war. Es schien wieder ein Versiegen der geistigen Kräfte dieser hohen Schule zu drohen. Denn am 12. Februar 1834 war auch Schleiermacher gestorben. Er hatte im großen Sinn und mit der unermüdlichen Begeisterung weitergewirkt. Er hatte unter seinen Konfirmanden auch Otto von Bismarck gesegnet. Nun schloß er die Augen, und jetzt erst erkannte man bei der allgemeinen Trauer, was man an ihm verloren hatte. Gewiß, andere traten auf den Plan. Wir sehen vor allem nunmehr den Philologen Böckh in den Lehrkörper treten. Schon ein Mann von fünfzig Jahren und auf dem Zenith des Lebens stehend, aber von einer geistigen Frische und einer inneren jugendlichen Kraft, die weiterhin wirken sollte, auf die Professoren nicht minder wie auf die Jugend. Aber dann fiel auch dem Minister Altenstein der Strang, mit dem er 22 Jahre lang die Universität gelenkt, aus der Hand. Am 14. Mai 1840 schloß er die Augen. Man atmete auf. Denn bei allen Verdiensten mußte man sich sagen, daß die Universität nicht im Mittelpunkt seiner Interessen gestanden und daß er niemals dem freien Flug der Geister zu folgen vermocht hatte. So war er gerade dann ein Hemmnis gewesen, wo jede Zurückhaltung verhängnisvoll war und es fehlte der Universität der Schützer, wenn sie dessen bedurft hätte.

Am 7. Juni ist ihm der König Friedrich Wilhelm III. gefolgt. Nun war freie Bahn für seinen so begabten Sohn. Es kamen „die frohen Tage der Erwartung“ und alles jubelte ihm entgegen. Denn niemals hat es einen stärkeren Gegensatz gegeben als zwischen diesen beiden Königen. Auch in der Beziehung zur Universität. Friedrich Wilhelm III. hatte nicht viel übrig für dieselbe und es kam ihm nicht darauf an, seiner eigenen Gründung mit harter Hand fast an den Lebensnerv zu greifen. Dagegen lebte und schwärmte der neue König in den höchsten Regionen der Wissenschaft und der Kultur und sein erstes war, der Universität die Beweise seiner Huld zu geben. An seine Seite trat als Minister jener Eichhorn, der einst mit Schill aus den Mauern von Berlin ausgeritten, der mit Scharnhorst, Stein, Schleiermacher und Reimer aufs engste verbunden gewesen war, und den man doch eine Zeitlang als Jakobiner verdächtigt hatte. Er war in seinen Anschauungen mit den Zielen des Königs aufs engste verbunden. Wie dieser haßte er die Hegelianer und wenn der König



Universität in Berlin



Aufnahme ins Corps

Schelling wollte, so bemühte sich Eichhorn sofort, ihn zu berufen. Freilich zunächst ohne Erfolg. Aber dafür kam aus Jena jener Julius Stahl, dessen Berufung bisher hintertrieben worden war, und überdies gedachte der König auch den Göttinger Sieben eine neue Heimat zu bereiten. Zunächst Albrecht und Hermann, aber auch Dahlmann lag nicht außerhalb des königlichen Gesichtskreises. Besonders war es Bettina von Arnim und ihr Kreis, die für diesen eintraten und in feuriger Weise Propaganda machten. Aber Dahlmann war dem König innerlich doch nicht so ganz genehm als er äußerlich es zur Geltung brachte, um der öffentlichen Meinung nicht allzu scharf entgegenzutreten. Denn mit dieser rechnete auch der Romantiker auf dem Thron. Hingegen die Gebrüder Grimm waren ihm im höchsten Grade willkommen. Er schrieb über dieselben an seinen Verwandten in Hannover „King E. A.“. Dieselben waren in keiner Weise politisch, und so konnte denn der Hannoveraner nichts dagegen einwenden. Zunächst vermittelte Savigny ohne Ergebnis, aber dann griff der Kultusminister ein, der von Humboldt informiert worden war, und erreichte sofort eine rückhaltlose Zustimmung der Brüder. Freilich war eine Stellung an der Universität nicht in Aussicht genommen, und es ist rührend, wie die Regierung den Gefühlen der Bescheidenheit und Selbstlosigkeit der beiden Brüder in der Ansetzung ihres Gehalts Rechnung trug. Trotzdem Wilhelm verheiratet war, sah man die beiden als in einem Haushalt stehend an und gab ihnen lediglich zweitausend Taler. Dann erfolgte die Berufung Friedrich Rückerts als Ordinarius für orientalische Sprachen und Literatur. Es war weniger der Gelehrte, an den der König dachte. Er wollte vielmehr einen neuen Stern haben für seinen künstlerischen Himmel und seine Berufung hatte ähnliche Bedeutung wie die des Malers Cornelius. Und Rückert kam auch nicht mit dem Drang, zu lehren, sondern er wollte, nachdem der große Lyriker sich selbst für einen unbedingten Dramatiker hielt, seine Dramen, vor allem den Columbus, zur Aufführung bringen. Er erhielt den stattlichen Gehalt von 3600 Talern. Aber er gab doch nur Gastrollen und in den Jahren 1844 bis 1847 hat er überhaupt nicht gelesen.

Das waren die ersten Taten des Königs. Es erfolgte eine Dotation von 20 000 Talern und man glaubte, daß die Universität einer neuen Blütezeit entgegengeführt würde. Indessen schon damals schrieb Varnhagen von Ense in sein Tagebuch, daß die Neuberufungen nichts seien als eine Sammlung abgestandener Berühmtheiten: „Nun der alte Schelling, der alte Schlegel, der alte Cornelius. Was wird das für eine verfluchte Rumpelkammer.“ Aber der König und der Minister schritten unbeirrbar weiter. Eichhorn berief als seine rechte Hand den Schulrat Eilers, einen Ostfriesen und Schüler Schlossers nach Berlin. Dann wurde zum Regierungsbevollmächtigten Ladenberg ernannt, durch dessen Kommen die Universität sich aufs schwerste verletzt fühlte. Seine Ernennung war hinter ihrem Rücken erfolgt, aber die Eingabe, die nun dagegen Front machen sollte, wurde doch nur von 31 der 54 Ordinarien unterschrieben. Dann kam wiederum ein Fall der Verfolgung. Er betraf den jungen Theologen

Bruno Bauer. Ihm wurde am 20. März 1842 die Venia lengendi entzogen, nachdem man ihn schon von Berlin nach Bonn entfernt hatte. Kein Wunder, wenn die Erregung stieg. Aber wenn Marheineke gegen diese Vergewaltigung eines jungen Gelehrten ein Separatvotum eingab, zog er sich nach alter Weise einen Verweis zu. Hingegen fand der Antrag einiger junger Theologen auf Gründung eines Vereins vom „historischen Christus" trotz des Widerspruchs von seiten der Professoren die volle Zustimmung des Meisters; die Folge freilich war, daß augenblicklich ein entgegengesetzter Verband geschaffen wurde.

Aber nun trat alles zurück gegenüber dem Erscheinen Schellings, der kam, um gegen die Hyrda des Hegelianismus und alles Sumpfgeflügels aus den Niederungen des Pantheismus den Krieg zu beginnen. Es war nicht leicht gewesen, ihn den Wünschen und der Verehrung des bayerischen Kronprinzen und aus seinen festgewordenen Verhältnissen in München zu ziehen. Aber schließlich hatte man sich über die Form seines Abgangs geeinigt, die den Charakter eines längeren Urlaubs trug. Denn er glaubte seine Mission erfüllen zu müssen und den Übergang ausschließlicher Verirrung zu erstaunender Klarheit, nicht durch einen Rückfall, sondern ein wirkliches Fortschreiten, nicht durch eine neue Verwirrung und neue Stöße, sondern einfach und leicht, am Ende sogar mit wenigen Ausnahmen zu allgemeiner Zufriedenheit durchzuführen. Der Tag brach an. Er hielt seine erste Vorlesung. Er schwieg von Hegel, gedachte ehrend Fichtes und Schleiermachers, und meinte, sein Kommen schlösse den Sieg in sich. Man brachte ihm einen Fackelzug: freilich die Zahl der Teilnehmer war nicht gerade groß. Es waren nur dreißig Träger, aber diesen wußte er feierliche und große Worte zu sagen. Und nun erfolgte seine endgültige Anstellung. Aber diese war nur das Signal zur Verallgemeinerung des Angriffs, den bereits Michelet begonnen hatte. Die jungen Hegelianer Frauenstätt, Rosenkranz, Marheineke schlugen in die gleiche Kerbe und nun kam der Hauptangriff von seinem Jugendfreund Paulus, der, in Heidelberg lebend, sich die Abschriften seiner Kollegien verschafft und diese nun mit Ausnahme der „Satanalogie" veröffentlichte. Es war ein Angriff, den der Haß diktiert, und der auf die moralische Vernichtung des Gegners abzielte. Er aber wußte gegen diesen furchtbaren Stoß des Todfeindes nichts anderes als die Anrufung der Gerichte. Sein Fehler war, daß er so gut wie nichts veröffentlichte, sondern nur eben mit den gesprochenen Worten auf seine Schüler wirkte, und aus diesen Worten klang immer wieder mit erneuten Wendungen der Verheißung trügerischer Klang. So konnte man ihn nur in seinen Kollegien fassen. Das war geschehen und die Folge war, daß sich die Zahl seiner Zuhörer immer mehr verminderte, daß seine Isolierung stieg und ihm im Wintersemester 1845/46 nichts übrig blieb, als seine Vorlesungen aufzugeben, da die preußischen Richter ihm nicht zu seinem Recht verholfen hätten. Er blieb auch bis zu seinem Ende unproduktiv und im August des Jahres 1854 ist er gestorben. Man fand in seinem Nachlaß nur die Vorlesungshefte und unvollendete Manuskripte. Ein tragisches Leben und ein tragisches Ende, ganz im Gegensatz zu

seinem Jugendfreund Hegel. Er war aufgespart, seine Zeit zu überleben und das romantische Weltalter war über ihn hinweggegangen.

Indessen war die Romantik selbst doch nicht ganz ohne Einfluß auf die Universität geblieben, wenn sie ihr auch in besonderer Weise diente. Wenn für die Geschichte jetzt Heinrich Gelzer aus Basel und als Philologe Victor Aimé Huber berufen wurden, so geschah es, weil der Minister in ihnen gewissermaßen Publizisten gewinnen wollte, die in dieser Zeit steigender Gärung der Welt seine Ideen kund machen sollten. Auch Eylers hat in diesem Sinn gewirkt. Die Wahl Hubers war zweifellos eine gute, wenn auch die Berufung eines Professors zu rein politischen Zwecken immer verhängnisvoll ist. Er war der Sohn jener geistvollen Frau in Stuttgart, Therese Huber, und hatte in der Publizistik seine Wendung zur Deutschheit und zum Konfessionalismus bereits durchgemacht. Er sollte nicht durch Vorlesungen sondern durch die Presse wirken und der Minister plante nichts weniger als wie eine neue Literaturzeitung in Berlin, welche das Organ der seiner Richtung ergebenen Professoren werden solllte. Man dachte dabei auch an Dahlmann. Aber dieser hätte sich zu derlei Diensten nicht hergegeben. Man sieht, daß bei solchen Berufungen nicht die Interessen der Hochschule, deren es sehr viele vernachlässigte gab, berücksichtigt wurden, sondern ganz bestimmte Zwecke. Wohl wurde jetzt eine Professur für slawische Sprachen beantragt, aber die übrigen Sprachen und Literaturen Englands und Frankreichs waren und blieben vorläufig Stiefkinder. Kein Wunder, wenn die Universität gegen diese Aufdrängung von fremden Elementen sich wendete und die Eingriffe der Regierung, die an die Zeiten der Reaktion zu erinnern begannen, zurückwies. Denn als ein akademischer Leseverein gegründet wurde, da verfügte das Ministerium die Auflösung desselben und tadelte die Universität wegen mangelnder Aufsicht über die Studierenden. Wohl protestierte die philosophische Fakultät und meinte: Man muß Freiheit gestatten, wie ein jeder Universitätslehrer durch seine Persönlichkeit, seine Verhältnisse, die Natur seiner Wissenschaften, den Umgang mit seinen Zuhörern anknüpfen will und kann. Und während er selbst eine gewisse Publizistik ins Leben rief, die doch akademischen Charakter tragen sollte, veranlaßte er das Vorgehen gegen den jungen Dozenten Nauwerck wegen seines politischen Treibens. Die Universität entledigte sich des Auftrags: sie fand keine Schuld an ihm, weder an seinen Vorlesungen noch an seinen Schriften, die freilich nichts weniger als bedeutend waren. Es ist interessant wie sie ihren Standpunkt dem Minister gegenüber darlegte: „Die philosophische Fakultät vertritt keine positive Lehre. Sie muß daher mehr als jede andere eine breitere Theorie in Anspruch nehmen, und bedarf, um zu gedeihen und zu wirken, der öffentlichen Meinung, daß sie diesen freieren Spielraum ungeschmälert besitze und bewahre, wie wenig auch die Mitglieder der Fakultät geneigt sein möchten in ähnlicher Weise, wie Dr. Nauwercks uns mitgeteilte Schriften getan, zu schreiben, so glaubt sie doch nachgewiesen zu haben, daß mit Rücksicht auf den weiteren Spielraum und den

Wirkungskreis einer freieren wissenschaftlichen Beobachtung die mitgeteilten Schriften des Dr. Nauwerck ihr keinen Antrag gegen ihn einzuschreiten darbieten". Es war ein schwerer Fehler, durch den sich Nauwerck selbst richtete, daß er seine erste Vorlesung veröffentlichte, die in der Tat „das seichteste Geschwätz" war, das man sich denken konnte. Aber schon begann sich die Erregung geltend zu machen. Als Nauwerck suspendiert wurde, brachten ihm die Studenten eine Serenade dar, von der Varnhagen in seinem Tagebuch folgendes berichtet: „Es soll ein dunkler, schweigender Strom gewesen sein, dieser Studentenzug, fast schauerlich in seiner Stille, und doch so mächtig, daß alles Wagenfahren eine Zeitlang unterbrochen war."

Aber Eichhorn ging weiter. Er wollte dem Unterricht an der Universität den Charakter des Schulmäßigen geben. Es war klar, daß vor allem die philosophische Fakultät den Kampf gegen diese Freiheitsbeschränkung eröffnete. Dann erschien eine neue Verfügung über die Kontrolle der Privatdozenten, die selbstverständlich einen neuen Protest der Fakultät veranlaßte.

Man sieht, nach den frohen Tagen der Erwartung kam die Enttäuschung um so stärker. Es wurde offen ausgesprochen, daß die Maßregeln des Ministers Eichhorn zur Herabwürdigung der Universität führen müßten. In der Tat machte sich Halbheit und Zweideutigkeit in der ministeriellen Politik so geltend, daß ein Zeitungskrieg darüber entstand. Gewiß, Eichhorn siegte auf der ganzen Linie. Ihm war es gelungen, Ruge von Halle nach Leipzig zu verjagen. Aber von dort flogen doch die Funken nach Preußen herüber. An der Universität aber sind es nun Neander und Hengstenberg, die den Kampf gegen den Hegelianismus weiterführen. Neander sah in Hegels Lehren nichts anderes als ein Wiedererwachen des Rationalismus und Hengstenberg wußte als Führer der Orthodoxie auch seine Leute um sich zu scharen, freilich nicht etwa die ganze Universität oder das ganze Berlin. Aber sie erreichten doch eines, zumal in diesen Tagen Marheineke starb, nämlich das Ausscheiden der theologischen Fakultät aus dem wissenschaftlichen Gesamtleben der Universität. Mit seinem Nachfolger Karl I. Nitzsch kam eine stille und milde Art der Frömmigkeit herein, die ihre Haupttätigkeit in den Universitätsgottesdienst zu verlegen begann. Daneben nun in der juristischen Fakultät Julius Stahl, der eine unerhörte Wirksamkeit entfaltete. Man kann nicht sagen, eine schädliche, denn er war der unbedingte Vertreter der konstitutionellen Idee, wie sie Bismarck sich fast völlig zum Grundsatz seiner Politik gemacht hat. „Sein Nachweis, daß die konstitutionelle Theorie in ihrem letzten Grund auf der Idee von der Volkssouveränität beruhe, daß zwischen dieser und jener nur ein Grad Unterschied bestehe, trifft in den Kern der historisch-politischen Gegensätze, welche damals wieder neu erstanden, und der Satz, daß das persönliche Königtum auch unter konstitutionellen Staatsformen bestehen könne und müsse, hat seine Tragfähigkeit in den Stürmen der Konfliktzeit, ja in der Verfassung, unter der heute das deutsche Reich lebt, bewiesen. Es ist die Idee, die in Bismarck lebendig geblieben ist." Neben ihm wirkten Puchta und Keller, der die romantische

Schule im Sinne Savignys weiter vertrat, während das deutsche Recht in Karl von Richthofen einen Vertreter fand. Die philosophische Fakultät aber zerfiel in ihre disparaten Teile. Das war das Schicksal aller Universitäten. Nur fehlte eben hier der wirkliche liberale Charakter. Der eigentliche Lehrer und Erzieher der deutschen Philologie aber war Karl Lachmann, neben dem Böckh und Bekker als Philologen wirkten. Martin Hertz aber war der treueste Schüler Lachmanns und ist auch sein Biograph geworden. Dann sehen wir, wenigstens zeitweise, die Brüder Ernst und Georg Curtius und inmitten seiner Welt und seiner Schüler wirkt Leopold Ranke. Freilich die großen und bedeutenden Jünger ziehen hinaus, um die Lehre des Meisters dort zu verkünden. In Berlin selbst aber hatte eine besondere Wirksamkeit Wilhelm A. Schmitt, dessen Werk über Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kirchenherrschaft und des Christentums von allen, zumal aber vom Meister selbst als eine Paraphrase des Kampfes der Liberalen gegen den Minister gefaßt wurde.

Und nun tauchte gewissermaßen als ein Vorbote der Revolution Rudolf Virchow auf. Als er kam, war vom revolutionären Geiste noch nichts zu spüren, ebensowenig wie bei den übrigen, wie bei Helmholtz und Du Bois-Reymond. Aber in ihm regte sich ein ganz seltsames Empfinden für das Historische, das ihn mit seiner Heimat noch eng verband, und aus diesem erhob sich die politische Wendung, die ihn schließlich direkt in die Revolution hineinführte. Ganz anders aber bei den anderen. So kam das Jahr 1848. Die ersten Monate vergingen ruhig. Alles schien ohne besondere Aufregung zu verlaufen. Wie anders im Jahre 1813, wo die Begeisterung von der Universität ausging! Jetzt kam wiederum ein Zusammenbruch des alten Preußens. Aber nun wurde auch die Universität von der allgemeinen Verwirrung erfaßt, und wir sehen nun nicht etwa eine Vereinigung aller Kräfte in einer großen, führenden und schöpferischen Idee, sondern Lehrer wie Schüler zerfielen in einzelne Gruppen, mehr sich anschließend als wie führend. Aber alles war eigentlich ruhig bis zu dem Augenblick, da in Paris die Revolution ausbrach und nun eine ungemeine Wirkung auf das verschlafene Preußen übte. Denn der Schlafsucht war dieser Polizeistaat verfallen und nunmehr kam sein furchtbares Erwachen. Am 28. Februar entließ der König die Vereinigten Ausschüsse und am selben Tage erfolgte ein Aufruf an sein Volk, von dem er dieselbe Wirkung erhoffte, die einst seinem Vater in jenem Jahre der Befreiungskriege zuteil geworden war. Aber über ihn brach phantastischer noch, als er selbst war, eine ungeheure Enttäuschung herein. Wohl krachte auch jetzt ein Stück altes Preußen zusammen. Aber es war nur ein Teil des Bauwerks, das man bei der Neuaufrichtung in seinem morschen Mauerwerk hatte stehen lassen und in einer gewissen Verblendung für dauernd gehalten. Das rächte sich jetzt!

Aber zunächst schien alles gut. Am 6. März fand die erste Versammlung der Studenten unter den „Zelten“ statt. Man sprach begeistert den Dank aus für die freiheitlichen Hoffnungen, die der König in seinem Manifest

geweckt hatte. Doch hatte man nicht mit dem Eindringen eines gewissen Literatentums gerechnet, das sich jetzt nach den Maximen der französischen Revolution hier breit machte. Denn die Träger des revolutionären Gedankens waren nicht Menschen mit originellen Gedanken. Sie konnten nur schaffen im Geiste der Nachahmung, genau so wie es die Herren von 1918 getan. Kein origineller Gedanke war bei den Herren Löwenberg und Löwinsohn, Schaßler und Oppenheim. Sie vertraten den fabelhaften Gedanken einer „Adresse der Jugend". Da verließen die national gesinnten Studenten den Saal. Ihr Gefühl trennte sie sofort von den Machern der Revolution. Sie wollten dann unter der Führung ihres Ägydi am Geburtstage der Königin Luise (10. März) dem König einen Fackelzug bringen. Aber sie müssen den Antrag zurückziehen. Denn schon erfolgte in der großen Studentenversammlung der Widerspruch dagegen und in der zweiten Zeltversammlung begann der radikale Ton die Herrschaft zu gewinnen. Die Studenten verschwinden in der Masse. Nur noch die Rufe „Nieder mit Eichhorn!", „Vollständige Lehr- und Lernfreiheit!", „Keine Honorare mehr!", „Keine Promotionsgebühren mehr!", „Freie Erziehung!", nochmals „Nieder mit Eichhorn!" klangen aus der Masse hervor. Das war am 7. Dezember. Die Versammlung am 10. wurde durch den Wingolf gesprengt und das war gut. Kein anderer als Lachmann hat uns darüber und über die damalige Stimmung Bericht gegeben: „Anfangs mußte man freilich entsetzliche Redensarten für voll nehmen und ihnen den größten Eifer und gelegentliche Grobheiten entgegensetzen. Mir ist es gerade nicht sauer geworden: denn ich habe mich mit Studenten, sobald sie nur mit mir zu tun haben wollten, jederzeit ganz gut zu vertragen gewußt. Das Schlimmste war anfangs fast die grauenhafte Vorstellung, die sie vom Senat und Universitätsgericht und Ungerechtigkeiten bei Examinibus hatten. Nach und nach haben sie's dann eingesehen. Zum Glück habe ich mit Medizinern nichts zu tun: freilich medizinische Fakultäten und Examina zu verteidigen wäre Sünde."

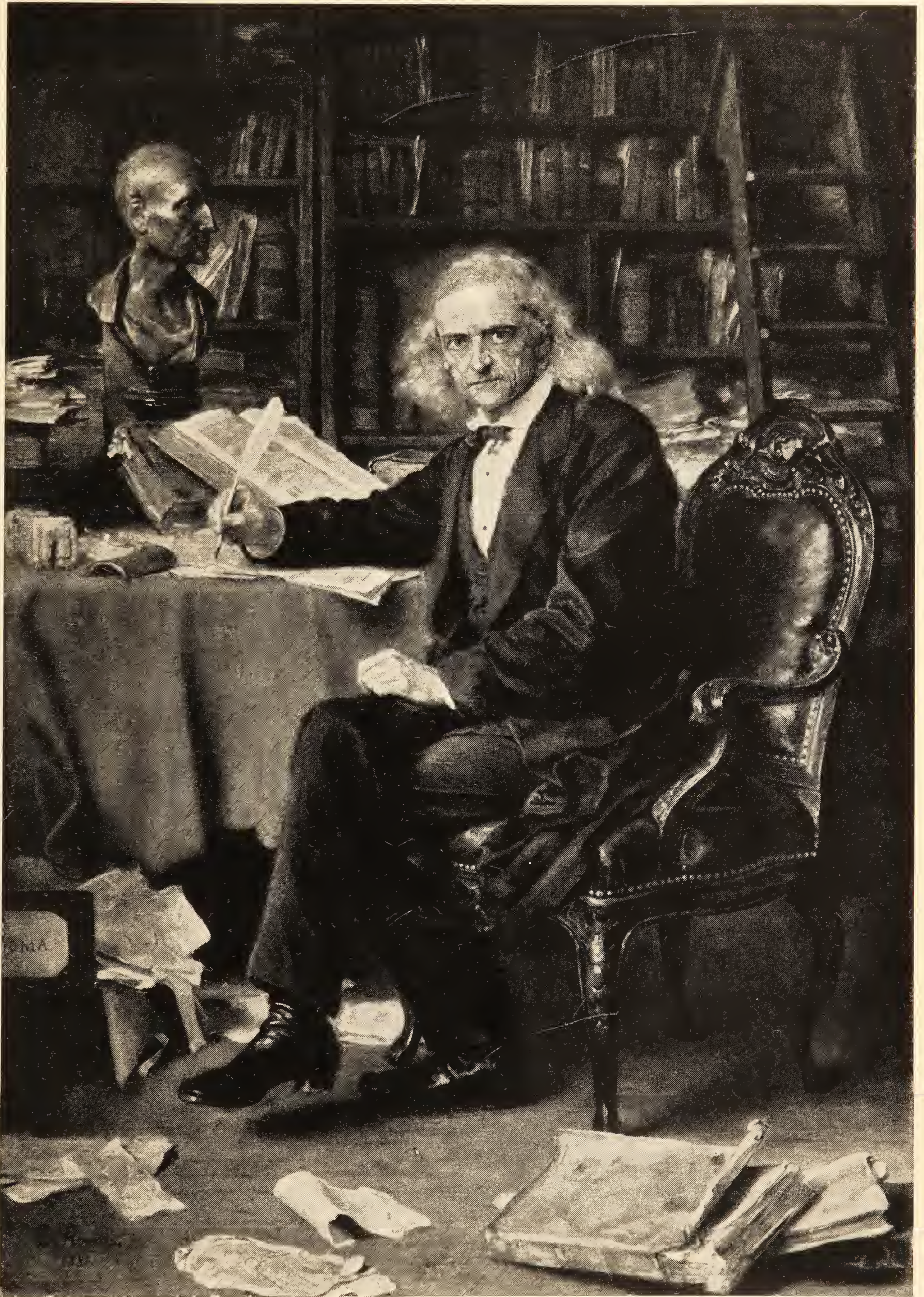
Es ist schwer, aus den Massenversammlungen Stimmung und Gesinnung der Studenten, ja selbt ihre Äußerungen herauszuhören. Nur eines gereicht ihnen zum Vorteil: die Literaten waren ausgeblieben. Löwenberg und Löwinsohn hatten eine Vorladung zum politischen Präsidium erhalten, und es war leicht, sie einzuschüchtern und ihnen die gefährliche Lage vorzustellen, in die sie durch ihre weitere Wirksamkeit geraten könnten. So haben sie weder am Guten noch am Schlimmen der kommenden Tage einen Anteil. Andere zogen sich wohl in den Stunden der persönlichen Gefahr die Tarnkappe über den Kopf, sie aber begaben sich gar nicht darein. So kam es denn am 13. März bereits zu den ersten Unruhen, bei denen zwei Studenten, von Wedelstedt und Leo Rückert, der Sohn des Dichters, der mit seinem Bruder Heinrich in Berlin zurückgeblieben war und deren weiße Mützen einen Leutnant ärgerten, verwundet wurden. Nun fordern die Studenten Waffen, wie überhaupt die Losung „Volksbewaffnung" durch das Volk von Berlin ging. Sie wurden aber vom Rektor abgewiesen und wandten

sich nun an die Kommandantur und die Stadtverordneten. General von Pfuel behandelte sie milder als der Rektor, zumal als Oskar Schade, der spätere berühmte Germanist und Professor in Königsberg für die Studenten sprach. Aber da kam ein Professor, dessen Name unbekannt geblieben ist, und hat in seiner doktrinären Weise gegen die Studenten gesprochen und über den Charakter der Deputation dem General Dittfurth Aufklärung zu geben für nötig gehalten. Das war ebenso schlimm wie töricht. Denn in den Tagen der Revolution ist nichts gefährlicher als professoraler Doktrinarismus. Das sah denn auch der Senat ein und bewilligte am 15. März den Studenten das Versammlungsrecht und räumte ihnen die bisher geschlossene Aula ein. Nun wurde von der Majorität der Eintritt in die Schutzkommission beschlossen und Rektor und Senat machten sich auf den Weg, um von dem Minister die Ermächtigung einzuholen. Sie kehrten mit der Genehmigung des patriotischen Vorhabens der Studentenschaft zurück. Aber nun kam es gerade um diese Stunde, es war am Abend des 15., zu einer Bluttat vor der Universität. Da zogen 500 Kommilitonen vor das Kölner Rathaus, wo sie von dem Leiter der Schutzkommission, Direktor Dr. August, mit Freuden empfangen und sofort in Gruppen eingeteilt wurden. Auf ihren Wunsch hat man sie an die besonders gefährlichen Posten gestellt. Eine Deputation der Studenten aber begab sich in die Residenz, wo sie von den Hofleuten frostig und mit sichtlicher Geringschätzung behandelt wurden. Noch war man in der Hofgesellschaft nicht so weit, in den Studenten anderes zu sehen als eine minderwertige Schar und jetzt zumal hielt man sie mehr für Helfershelfer der Revolution als für Schützer des Staates. Inzwischen war der Rektor in der Residenz erschienen, vom König zum persönlichen Vortrag befohlen. Johannes Müller sprach gut und fest und betonte den guten Geist, der in der Studentenschaft herrschte. Freilich verleugnete er nicht, daß die allgemeine Erbitterung gegen das Militär einen hohen Grad erreicht habe. Immerhin herrschte jetzt bei der Studentenschaft nicht bloß Ruhe, sondern infolge des Lobes und der Anerkennung, die ihnen von allen Seiten zuteil wurde, ein glorreiches Gefühl. So war der Versuch der radikalen Minderheit, sie für sich zu gewinnen, durchaus vergeblich. Sie blieben fest, beteiligten sich nicht an der Demonstration für die Polen, und auch der kommunistische Prophet Kuhlmann, der sich eingeschlichen hatte, verschwindet: sein Pathos war völlig vergeblich und erntete nur Hohn. Abends aber beschlossen sie durch Akklamation: „Eine Verwahrung gegen die Unterstellung, daß sie sich von der ganz Deutschland bewegenden Reformation lossagen wollten, oder daß ihnen Freiheit und Vaterland weniger am Herzen lägen als ihren Gegnern. Gerade die Begeisterung für dieses Ideale habe sie geleitet, wenn sie den Straßentumulten entgegengetreten seien. Die Beruhigung der Hauptstadt sei die beste Bürgschaft für den Sieg der Reformen.“ Und eine Deputation von drei Kommilitonen sollte dem König das Manifest überbringen.

Aber nun kam die tragische Wendung. Am 18. gab der König sein verheißungsvolles Patent und dann erfolgte die Katastrophe. Wir brauchen nicht

zu erzählen, wie General von Pfuel im entscheidenden Moment das Schloß verläßt, wie die Militärpartei Oberhand gewinnt, wie die verhängnisvollen Schüsse fallen. Die Legende der Revolution hat über all die Ereignisse ihren Schleier gebreitet und bis auf den heutigen Tag ist derselbe nicht völlig gelüftet. Uns kümmern nur die Studenten. Aber sie waren, wie Aegydi gesagt, ein Mikrokosmos in der allgemeinen Bewegung. Eine neue Versammlung in der Aula, die Radikalen eignen sich die Schriftführung an und gewinnen dadurch die Herrschaft über die Verhandlungen! Ihr Redner tritt an das Pult, das mit dem Adler Schinkels geschmückt war und zertrümmert mit einem Faustschlag dieses Kunstwerk! Ungeheure Erregung, Forderung der Reformen, dann die Nachricht von der Entlassung Eichhorns, Jubel! Man geht auseinander, um der Einladung auf das Kölner Rathaus zu folgen, sich dort als Schutzbürger einschreiben zu lassen. In diesem Augenblick erschallt der Ruf „Verrat, Verrat!" Da erbrechen sie den Fechtboden, holen sich Waffen und ziehen vor das Oranienburger Tor, um aus der Fabrik die Maschinenbauer zur Hilfe zu rufen. Ein letzter Versuch der Beschwörung durch die Studenten selber mißlingt und auch das Eingreifen des Polizeipräsidenten Minutoli wird illusorisch. Denn schon war vom Schloßplatz das erste Geschütz angefahren worden und man drängte gegen die Barrikaden. Es ist keine Frage, wären die Soldaten in den Kasernen geblieben, so wäre der Tag ruhig verlaufen. Jetzt kam jede Beschwörung zu spät. Der Befehl an den General Prittwitz war ergangen. Es war unmöglich, ihn zurückzunehmen. Auch der König konnte und durfte das nicht tun. Denn so schwach er sich erwiesen, dem Zwange wollte er sich nicht fügen.

Und doch schien über der Studentenschaft selbst ein guter Geist zu schweben. Der Rektor und die Dekane gingen in den Talaren, welche ihnen der König vor drei Jahren als Amtskleid verliehen, zu ihm und er hielt mit dem Lob der Studenten nicht zurück. Sie seien seine Freunde, meinte er, und hätten das in den letzten Tagen bewiesen und er hätte in den schönsten Hoffnungen gelebt. Er wollte an die Spitze der Deutschen treten, nun sei alles vereitelt. Man werde noch schwereren Zeiten entgegengehen, aber in diesen hoffe er, daß die Studenten sich auch fürderhin bewähren würden. Aber was half das! Zu diesen war die Nachricht gedrungen, daß ein Student von den Soldaten getötet worden sei. Man ruft nach den Waffen und es wird ein gefangener Offizier als Schuldiger eingebracht. Man entreißt ihn den Wütenden und er wird von den Professoren selbst zur Hauptwache gebracht. Mehr konnte man wirklich in diesem Augenblick nicht verlangen. Die Legende erzählt so viel Schönes von der Haltung der Studenten in den folgenden Tagen, im Kampfe selbst. Aber wenn wir der Legende auf den Grund gehen, so müssen wir Eines erkennen, nämlich wie gering die Zahl der studentischen Teilnehmer an dem Kampf gewesen ist. Schwerlich mehr als hundert haben sich daran beteiligt von dem Augenblicke an, da die Kugeln flogen. Freilich zum Barrikadenbau haben auch sie das ihrige beigetragen und der junge Boyanowsky war in der Tat einer der ersten



Theodor Mommsen

Professor der Geschichte und Altertumswissenschaft in Berlin
geb. 30. November 1817 in Garding i. Schleswig
gest. 1. November 1903 in Charlottenburg

Aus dem „Corpus imaginum" der Photographischen Gesellschaft Berlin

Blutzeugen. Es treibt ihn und er treibt die Seinen in den Kampf hinein und er wird von einem Offiziersäbelhieb getötet. Er war der Enkel des königlichen Flügeladjutanten gewesen. Anders verhielt es sich bei dem Kampf am Oranienburger Tor. Da war der Führer ein revolutionärer Schweizer, Johann Georg von Salis, aus dem alten Geschlecht und ein Enkel des Dichters. Nun schwoll der Zorn über den Verrat mächtig an und da Hermann von Holtzendorff gleichfalls getötet wurde, steigerte sich der Zorn zum Haß. Denn als ein Unschuldiger ist er gefallen. Er war seinem bedrohten Verwandten, dem Direktor August vom Kölner Realgymnasium, zu Hilfe geeilt. Es war derselbe, der im Jahre 1812 jenes berühmte Lied von dem Untergang der großen Armee „Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen" und zum Reformationsfest die Festhymne gedichtet hatte. Jetzt drangen die Soldaten in sein Haus, um ihn fortzuschleppen. Sein Neffe Holtzendorff warf sich ihnen entgegen und wurde in der scheußlichsten Weise im Hause des alten Freiheitskämpfers ermordet. Das sind die studentischen Opfer der Revolution. Wohl hat man noch etwa ein Dutzend Studenten gefangen und auf dem Transport nach Spandau in scheußlicher Weise behandelt. Aber im übrigen war die Teilnahme derselben am Kampfe eine sehr geringe und auch die Radikalen waren weit vom Schuß geblieben: sie hatten ja nichts anderes gewollt, als zu helfen und schließlich zu rächen. Dann erfolgte die Einrichtung der Bürgerwehr. Der Rektor selbst stellte sich an die Spitze des fliegenden Korps der Universität und die Studenten wurden nun in Riegen von 120 und 150 Köpfen und in Unterabteilungen, in Rotten von 20—30 Mann abgeteilt. Die Radikalen waren freilich höchst erstaunt und auch erbost, als sich nun bei dieser Einteilung ganz von selbst die Gruppierung in die Verbände ergab, in welchen die Studenten zueinander standen. Die Bewaffnung freilich war armselig bis zur Komik. Aber es war doch gesunde Kraft vorhanden und nachdem seit dem 20. alle Kollegien geschlossen waren, ergab man sich mit Freude und wirklichem Hochgefühl diesem neuen Dienste, zumal ja von seiten der Häupter des Staates direkt Weihrauch gestreut wurde. Graf Schwerin, der neue Minister, war zu ihnen in die Aula gekommen, hatte sich als alter Burschenschafter vorgestellt und als neuer Minister von der Schwere seiner Aufgabe gesprochen, aber den liberalen Charakter seiner Ministerkollegen betont und dadurch eine Begeisterung ohne Ende geweckt. Aber die Studenten schützten, von ihrem Professor Böckh geführt, das Palais des Prinzen von Preußen „gegen das Volk von Berlin". Es erfolgte die Freilassung der Polen und ihr festlicher Umzug, wobei sie von einer Ehrengarde der Bürgerwehr unter Führung des Bankiers Hirschfeld begleitet wurden. Die Studenten begrüßten sie an ihrer Hochschule bei ihrem Umzug jedesmal, wenn sie an ihnen vorbeidefilierten. Dann kam am 21. März jener berühmte Umritt des Königs, wo er, wie er es selbst ausdrückte, als Herold des nationalen Gedankens zu seinen Studenten kommen wollte. Diese waren gerade im Kastanienwäldchen zu einer Waffenübung und zu gleicher Zeit zur Einübung eines

Volksliedes versammelt, als sie den Befehl erhielten, in die Aula zu kommen. Dort empfing sie der Rektor und dessen Adjutant Hecker mit umgeschnallten Säbeln und taten den Kommilitonen kund, daß der König darauf rechne, die Akademiker würden sich um ihn scharen. Und sie legten die Pläne des Königs großzügig dar. Man brachte ein Hoch auf den deutschen König, den wahrhaften deutschen König aus. Und die Maskerade begann. Wir sehen den Tierarzt Urban mit einem großen Pappendeckelschild vor dem König unbedeckten Hauptes einherschreiten, worauf die Kaiserkrone gemalt war und die Studentenschaft bildete das Geleit. Aber als aus ihren Reihen der Ruf erscholl, es lebe der Kaiser von Deutschland, da brach der Unwille des Königs lebhaft durch. Am Platze, wo sich später das Denkmal Friedrichs des Großen erhob, da war die Universitätsstreitmacht mit dem „Rektorkommandeur" versammelt und der König tat hier seine Pläne kund, was er für Deutschland wünsche und sein werde, und er meinte von den Studenten, daß in ihnen eine große Zukunft stecke. Doch vom konstitutionellen Staat, vom deutschen König war keine Rede. Er sagte den Studenten die Farbe, die er trage, wäre nicht sein, und daß er nichts damit usurpieren wolle: keine Krone, keine Herrschaft, nichts als Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einigung und Ordnung wolle er. Er wußte mit seinen Worten, auch wenn sie nichts besagten, zu berauschen, und er berauschte die jungen Geister und die jungen Herzen. Diese aber traten nun ihre Wachen an im Schloß und im Hause des Prinzen von Preußen und es hob in den beiden Wachtstuben, wo auch die Professoren sich einfanden, ein fröhliches, echt studentisches Kneipen an. Selbst der strenge und sonst so ernste Lachmann ließ es sich nicht nehmen, die Kneiptafel zu präsidieren. Dann aber las er ihnen Emanuel Geibels Epos von Sigurds Brautfahrt vor.

Das eigentliche Hauptquartier aber war das Palais des Prinzen von Preußen. Dort war es Dove, der das Präsidium übernommen hatte und führte. Noch ein trauriges und demütigendes Fest kam, die Begräbnisfeier der Märzgefallenen. Dabei zog die Universität unmittelbar hinter der Geistlichkeit, welche die Särge geleitete. Da schritt Alexander von Humboldt neben dem Rektor. Der Sarg des armen Hermann von Holtzendorff aber war besonders geschmückt, die Herzenswunde mit der dreifarbigen Konkarde bezeichnet.

Die Revolution begann abzuflauen. Die Bürgerwehr selbst wünschte die Rückkehr des Militärs. Und nun erging auch die Anfrage in diesem Sinne an die Universität, welche Professor Hecker für falsch hielt. Und als Graf Schwerin in der Versammlung erschien, fand er starken Widerspruch. Dieser kam freilich vor allem von seiten der Radikalen, die mehr und mehr sich den Lehren des Sozialismus hingegeben hatten. Doch es erfolgte der Einzug des 24. Regiments und nun nahm alles eine andere Wendung. Die Ordnungsparteien erhielten die Majorität und auch unter den Studenten machte sich der gleiche Geist geltend. Als im Kastanienwäldchen die erste Parade über sie abgehalten wurde, sangen sie bereits das Lied „Schleswig Holstein meerumschlungen" und

waren mit einem Male einmütig ergriffen von der Idee vom Vaterland. Als nun der Prinz von Preußen zurückkehrte und bei der Ergebenheitsparade ein Unbefugter an der Universität die schwarze Fahne aufgezogen hatte, da erfolgte einmütiger Protest und schärfste Maßregel dagegen von seiten der Studenten. Kurzum die Radikalen waren im Niedergang, die Regierung erstarkte und wenn noch einzelne Unruhen und Lärmszenen in der Universität bei der weiteren Entwicklung der Dinge sich geltend machten, so löste sich das alles mit dem Beginn der Ferien auf. Zu Anfang des neuen Semesters, das Professor Böckh zum ersten Male mit einer Festrede in deutscher Sprache eröffnete, schienen noch einmal Unruhen zu drohen. Die Arbeiter drangen in die Universität ein, aber die Aula, die sie für die Feier der erschossenen Arbeiter verlangt hatten, wurde ihnen verweigert, und auch das letzte studentische Korps, das aus 100 Leuten, Polen und Juden bestand, wurde aufgelöst. Die Novemberkrisis begann. Minister Brandenburg ging daran, das Parlament nach Brandenburg zu verlegen, General Wrangel marschierte und auch den Studenten war von dem neuen Polizeipräsidenten die alte preußische doktrinäre Beamtenlehre eingeflößt, „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“. Noch gab es einen letzten Widerstand, als man den aus dem Schauspielhause Vertriebenen am 11. November die Aula anbieten wollte. Aber auch diese Erregung schwieg, und als im Sommer 1849 die badische Revolution ausbrach und der Minister die Studenten vor der Teilnahme warnte, da war diese Warnung bereits überflüssig geworden. Die erschlaffende Luft der Ermüdung von der Revolution war auch über die Stundentenschaft gekommen. Alles erhielt das Gepräge der Solidität und Gesetzlichkeit. Man muß überhaupt sagen, daß weit mehr als auf die Studenten die Revolution auf die Professoren geradezu auflösend gewirkt hatte. Jeder glaubte in seiner Art beitragen zu müssen zu der Entwicklung des deutschen Gedankens. So hat damals Professor Friedrich von Hagen die deutschen Farben schwarz-rot-gold hergeleitet vom Wehrschild der alten deutschen Kaiser. Dann sollte kein anderer als Friedrich von Raumer die Geschichte der Märzrevolution schreiben. Aber er dankte und sie ist bis heute nicht, wenigstens nicht erschöpfend, geschrieben worden. Viele aber drängten und wurden ins Parlament gedrängt. Indessen sind nur Grimm, Raumer und Nauwerck nach Frankfurt gewählt worden. Sonst aber verlor man sich in die Kämpfe um die Universitätsreform, an denen die Extraordinarien und Privatdozenten ihren besonderen Anteil hatten. Aber der Minister nahm die Reform in die Hand, gerade im Augenblick, da der Konflikt den Höhepunkt erreichte und brachte schließlich in die ganze Angelegenheit eine gewisse Ruhe, freilich eine Ruhe, die mehr von der Reaktion ausging als von einer gesunden Entwicklung. Man begünstigte auch in der Studentenschaft den Wingolf, duldete aber nicht einen historischen Verein, der von keinem anderen als von Wilhelm Wattenbach ins Leben gerufen werden sollte.

Inzwischen aber hatte sich die Landsmannschaft Normannia als Korps erneuert und trat im Jahre 1855 mit Markomannia, Vandalia und Neoborussia

im Jahre 1856 in den eben gegründeten Kösener Verband. Im übrigen hatte die Universität den Verbindungen doch gewisse Zügel angelegt. Von einer vollkommenen Anerkennung war keine Rede. Jedes Auftreten nach außen war verpönt und Rektor und Senat verhandelten nicht mit den Korporationen. sondern nur mit einzelnen Mitgliedern derselben. Kurz und gut, die Reaktion machte sich in vollstem Maße geltend. Und unter dieser litt auch die Universität. Der Tod lichtete ihre Reihen und der Ersatz war nicht so leicht zu finden, gerade weil man gegen einzelne und gerade die Besten politische Bedenken hatte. So mußte Rudolf Gneist, wohl einer der berühmtesten Lehrer der Hochschule, der damals schon den größten Lehrerfolg hatte, sich Hemmungen aller Art gefallen lassen. Und man sprach mit Recht von einem Niedergang der Philosophie. Denn die Berufung des Philosophen Lotze wurde vereitelt und Kuno Fischer, den man in Heidelberg, wo er die stolzeste Zierde der Universität werden sollte, der Venia legendi beraubt, wurde auch in Berlin trotz der erreichten Venia nicht anerkannt, sodaß sich die Fakultät zu einer Immediateingabe an den König veranlaßt sah. Immerhin kamen eine Reihe von bedeutenden Männern in allen Disziplinen jetzt an die Universität. Wir sehen Schlagintweit, Kiepert, Heinrich Barth, Karl Müllenhoff ihre Lehrtätigkeit eröffnen und auch Virchow kehrte zurück.

Eine neue Ära begann, als Friedrich Wilhelm IV., der mit so stolzen Entwürfen und so warmem Herzen für die Universität auf den Thron gestiegen war, der Umnachtung anheimfiel. Diese neue Ära brachte nun auch neue Männer, Männer die eben doch nur gerade in Berlin sich zu entfalten vermochten. Dort ist Johann Gustav Droysen, wohl unter den Historikern derjenige, der am meisten preußisch gefühlt hat und dazu ein ungeheuer weites Wissen und Können besaß. Dort erschien Theodor Mommsen, der der allergrößten einer gewesen ist und der nun aus seiner römischen Welt doch zu gleicher Zeit das leidenschaftliche Herz des Holsten mitbrachte und im Kampfe der Konfliktszeit bewährte. Es ist die Zeit, da Bismarck ans Ruder des, neuen Verwirrungen preisgegebenen, preußischen Staates trat. Er hatte immer den großen Blick und wenn er mit den einzelnen Professoren, die ins Parlament gewählt waren, in heftigen Kampf geriet, so hat ihn sein Humor stets über den professoralen Doktrinarismus siegen lassen. Wie fein und ironisch schlug er Heinrich von Sybel mit dessen eigenen Worten, wie wußte er Rudolf Virchow zu begegnen und wie ward gerade in dieser Periode die freiere Bewegung in der Studentenschaft durch diesen im hohen Grade als radikal verschrieenen Minister gefördert. Konnte doch im Jahre 1869 der erste studentische Ausschuß der Berliner Studentenschaft zusammentreten.

Dann kam der große Krieg. Man hatte sich am 3. August zur 60-Jahrfeier der Universität versammeln wollen, zu einem wahren Friedensfest, und zu diesem Zweck als Rektor den Professor Du Bois-Reymond auserwählt. Er schloß seine begeisterte Rede mit den Worten „Es lebe König Wilhelm, der Herzog

der Deutschen“ und er hat gemeint, die Berliner alma mater sei das geistige Leibregiment des Hauses Hohenzollern, dem Palais des Königs gegenüber einquartiert. Dabei hatte er vergessen, was vom ersten Tage der Gründung an bis zum Erscheinen Bismarcks doch die Universität von dieser Seite her an Mißverständnissen und Mißverstehen, an Härten und an Demütigungen hatte dulden müssen. Aber die Studentenschaft war jetzt begeistert, wie in den Befreiungskriegen. Es war kein nachgemachter 1813er, an dem sie sich berauschte, sondern der wahrhafte Begeisterungstrank des deutschen Wesens. Und mit Jubel und Freude zogen sie ins Feld. Und als sie heimkehrten, da hat Bismarck keinen anderen nach Berlin berufen, als den Herold des Deutschen Reichs, Heinrich von Treitschke, der nun Jahrzehnte hindurch die deutsche Jugend begeisterte und erfüllte mit den großen Ideen, die ihm selbst aus der Zeit heraus gewachsen waren. Berlin war die Universität des Deutschen Reichs geworden. Sie war gewachsen nicht über ihre anderen Schwestern hinaus, aber sie hatte den Weg gewiesen und nun war sie wohl die größte unter ihnen, aber auch die anderen, so klein sie sein mochten, waren in ihrem Kreise der großen Schwester würdig geworden. An Kämpfen hat es nicht gefehlt. Freilich der Kulturkampf selbst konnte an dieser Universität, dem letzten großen Produkt der Reformation, nicht wirken. Aber es war doch ein Zeichen der Zeit, daß in der Judenfrage Theodor Mommsen den Streit mit Heinrich von Treitschke ausfocht und ausfechten mußte. Doch Name um Name schmückte in allen Disziplinen die Universität. Wir sehen jetzt Hinschius und Hetzendorf, wir sehen Helmholtz und Gustav Kirchhof, wir sehen Eduard Zeller und Wilhelm Wattenbach, Gustav Schmoller, Adolf Wagner und Waldeyer, Leyden, Scheffer-Boichorst, Erich Schmitt und Hermann Grimm. Im Archiv wirkt, von Bonn hierhergerufen, als Nachfolger Max Dunckers, Heinrich von Sybel und Georg Waitz tritt bei der Herausgabe der Monumenta Germaniae historica an die Stelle von G. H. Pertz. Und wenn Ranke selbst nun alt wird und ins Grab sinkt, so ist es seine Schule, die hier in seinen bedeutendsten Schülern weiterwirkt. Wir sehen Max Lenz seine Tätigkeit eröffnen und die Geschichte dieser jungen Universität schreiben und in diesem einzigartigen Buche die Maximen festlegen, unter denen die Universitätsgeschichte überhaupt gefaßt werden muß. Er ist es, der sie einstellt in den politischen und in den kulturellen Kreis der Zeit und mit klarer, sicherer und unbeugsamer Kritik alle Schäden zeigt, aber auch alle Fäden bloßlegt, die bis in unsere Zeit hereinlaufen und weitergesponnen werden müssen. Denn nirgends treten die Licht- und Schattenseiten einer neuen Entwicklung so stark hervor wie in Berlin. Hier mußte natürlich auch die neue Zeit, mußte die Idee der Revolution suchen, Fuß zu fassen und Männer zu finden, die ihr dienen und die nicht bloß ihr dienen, sondern die sie auch verstehen. Das ist eine neue Quelle des Zwiespalts und wir erinnern uns dabei an die Zeiten der Reaktion und der Demagogenverfolgung und an die Periode nach 1830 und 1848. Wir brauchen nicht in die Vergangenheit zu schauen. Aber die geistigen Führer, wie sie uns in den

Persönlichkeiten von Heinrich von Treitschke, von Dietrich Schäfer, Max Lenz und Eduard Meyer entgegentreten, dieser Geist bedeutet den Höhepunkt unserer Zeit und wenn spätere einmal wirklich sprechen müssen vom Niedergang und vom Aufhören dieses Geistes, so können uns die Worte des Dichters sagen:

„Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück."



BRESLAU
1811

Die schlesische Hauptstadt hat einen ganz merkwürdigen Charakter, in welchem ein klein wenig von der Verlassenschaft der schlesischen Dichterschule nachzittert. Denn kein Gemeinwesen ist so stolz als die alte Vratislava und keine hat daher die mit ihr verbundene Universität so sehr als einen Teil, nicht ihres Wesens, sondern der Entwicklung ihrer Bildung und ihrer Kultur betrachtet, als die schlesische Hauptstadt. Es liegt darin ein unendlich rührender Zug, dem sich keiner zu entziehen vermag, der einmal in diese geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen Stadt und Universität hineingezogen worden ist. Als Friedrich der Große Schlesien eroberte und damit auch diese alte Stadt dem preußischen Staate einverleibte, war er ernstlich darauf bedacht, sie und das ganze Land mit allen Fäden seinem alten Preußen zu verbinden. Denn mit dem besten preußischen Blut ist es gewonnen worden, und das gibt auch der Gründung etwas von ihrem Charakter.

Mit der Stadt Breslau wurde eine alte Jesuitenschule übernommen, und wir wissen, daß Friedrich der Große die Jesuiten durchaus gut behandelt hat, und daß er es verstanden, sie und ihr Wirken dem preußischen Gedanken, soweit das möglich war, dienstbar zu machen. Aber freilich, was dort hohe Schule war und hieß und selbst Universität genannt wurde, konnte den Forderungen gegenüber, welche die neue Zeit an diese hohen Schulen stellte und stellen mußte, in keiner Weise Geltung behaupten. Wir besitzen eine prachtvolle historische Arbeit von Breslaus eigenartigen und, wie wir sehen werden, im hohen Grade charakteristischen Historiker Richard Röpell, eine sehr gute und glänzende Geschichte der Stiftung der königlichen Universität Breslau, die dieser bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums der Universität abgefaßt hat. Er wird darin der jesuitischen und auch akademischen Vergangenheit der Leopoldina, wie der Name der alten hohen Schule und des Gebäudes war, in welchem jetzt noch die Universität sich befindet, gerecht, aber auch jener Universität, aus der doch zum größeren Teil die Elemente für die Gründung herübergenommen worden sind. Und er kommt zu dem

trefflichen Schlusse, daß die Gründung der Universität von 1811 eine Tat für sich war und gewiß etwas ganz Neues und Unabhängiges bedeutete. Vielleicht hätte man auf die Universität Frankfurt a. O. wie auf der Leopoldina ebenso wenig Rücksicht genommen, wenn man nicht in jener traurigen Zeit mit den wirtschaftlichen Rücksichten hätte rechnen müssen. Doch genug. Der Friede von Tilsit war geschlossen, aus welchem die preußische Monarchie zwar in schwerster Weise verkleinert hervorging, aber durch den sie doch eines rettete, die Provinz Schlesien. Das war für Napoleon ein Muß. Denn er wußte genau, daß mit der Wegnahme dieser Provinz Preußen für alle Zeit verloren war, und es muß gesagt werden, daß die Verteidigung Schlesiens durch die besten militärischen Kräfte, die Preußen geblieben waren, gewissermaßen den Anfang bildet der neuen Zeit. Es war die echte Treue, die hier solange gekämpft hat, bis der Friede geschlossen wurde, in welchem eben wegen dieses Kampfes und dieser Verteidigung Schlesien bei Preußen bleiben mußte. Wir wissen sehr genau, daß bis in die Bismarck'sche Ära hinein in Paris und Wien von der Rückerwerbung Schlesiens viel die Rede gewesen ist und der Wiener Hof die Hoffnung auf diese durch das sieghafte Schwert des großen Königs ihm entrissene Provinz nie hat fahren lassen. Aber nach dem Frieden von Tilsit kam über die preußische Regierung eine schöpferische Periode, wie sie dieselbe weder vorher noch nachher in dieser Größe und Reinheit wieder erlebt hat. Aus diesen Ideen heraus ist gegen den Willen und gegen die Machenschaften so mancher Gruppen des preußischen Staates die Universität Berlin im Jahre 1810 geschaffen worden, und unter den fast gleichen Gesichtspunkten die Universität Breslau im Jahre 1811. Fast dieselben Verhandlungen und Anschauungen dort wie hier. Preußen hatte Halle verloren. Königsberg war zu weit entfernt und hatte zu sehr provinzielle Bedeutung. An eine Weiterführung und an einen Ausbau der Viadrina in Frankfurt war kaum mehr zu denken. Man erkannte in den maßgebenden Kreisen, und zu diesen gehörte vor allem der so einflußreiche Rat Süvern, daß die Universität Frankfurt einen zweckmäßigeren Sitz erhalten mußte, damit sie in ein neues, dem Staat wohltätiges Leben versetzt werden konnte. Denn in Frankfurt konnte sie nicht leben und nicht sterben. In Breslau aber konnte man wenigstens von der Leopoldina das Gebäude übernehmen. Denn auf den Namen Universität hatte die lediglich aus der katholisch-theologischen und philosophischen Fakultät bestehende überdies schwachbesetzte Schule wohl keinen Anspruch. Aber in Schlesien wollte man eine Universität und es ist bekannt, daß in Jahre 1807 zwei Vertreter des schlesischen Adels beim König waren und vielleicht dieselben Gesichtspunkte darlegten, die heute noch bei den Schlesiern in ihren Beziehungen zu der Universität ihre Geltung haben. Interessant ist auch jenes Memoire, das der Sanitätsrat Kautsch dem Präsidenten Massow überreicht hat. Vielleicht hat gerade diese Denkschrift die größte Wirkung getan. Denn die darin ausgesprochenen Gesichtspunkte spielen bei Süvern eine große Rolle. Jedenfalls



Hermann von Helmholtz

Professor der Physik in Berlin
geb. 31. August 1821 in Potsdam
gest. 8. September 1894 in Charlottenburg

Aus dem „Corpus imaginum“ der Photographischen Gesellschaft Berlin

fand der Gedanke der Gründung in Breslau dort und in ganz Schlesien eine günstige, ja vielfach begeisterte Zustimmung.

Gewiß fehlte es nicht an Schwierigkeiten. Denn die Stadt war teurer als jede andere, trotzdem sie eben nur Provinzstadt war, und es war nicht leicht für Professoren und Studenten, die nötigen Wohnungen zu schaffen. Wir übergehen den Schmerz der Frankfurter, die, auch in ihrem Handel längst gesunken, nun eine weitere Quelle ihrer Wohlhabenheit schwinden sahen. Aber der König suchte sie soviel wie möglich zu trösten und in Breslau vergaß man einen Augenblick direkt die Not der Zeit. Die Gründung geschah sehr rasch. Durch die Kabinettsordre vom 24. April 1811 konnte sie als vollzogen gelten und im Herbst 1811 sollten die Vorlesungen beginnen. Am 3. August folgte ein Erlaß, der den Plan der Vereinigung der beiden Institute enthielt. Damit ging alles, was die Universität Frankfurt besaß, von den alten Sammlungen bis zu den alten Professoren, nach Breslau. Vier Fakultäten von Frankfurt wurden in diese neue Universität aufgenommen, dazu die katholisch-theologische von Breslau. Die dortigen Professoren aber ließ man gewähren, obwohl man wußte, daß sie bisher unter einem ganz unakademischen System gewirkt hatten. Denn die Professuren waren nichts anderes gewesen als Ruheposten für die verbrauchten Kräfte des Jesuitenordens. Und auch nach der Aufhebung desselben 1773 wars kaum besser geworden.

Das beste Bild gibt vielleicht die Zahl der Studierenden. Von Frankfurt zogen 57 mit herüber, wo 94 Hörer der alten Leopoldina vorhanden waren. Und zu diesen kamen alsbald 68 neue. Für die Inskription selbst aber wurden schon ziemlich freie Prinzipien aufgestellt, die auch den Eintritt gebildeter Menschen in die Universität mit Erlaubnis des Ministeriums ermöglichte. Der erste Rektor war ein Mediziner aus Frankfurt, Professor Wilhelm Berendt. Der Etat der Hochschule setzte sich aus 20 930 Talern Frankfurter und 9 440 Leopoldinischen Geldern zusammen, zu denen noch 21 625 aus der Säkularisationskasse kamen. Im übrigen haben die Professoren selbst an die Aufnahme in ihren Kreis sofort sehr strenge Bedingungen gesetzt. Sie forderten die an so vielen Hochschulen eine gewisse Rolle spielende Nostrifikation des Doktors auch für die Neuberufenen und bei der Habilitation die lateinische Rede. Diese Dinge waren um so wichtiger, als bei diesen Neugründungen die preußische Regierung die Rechtsstellung ihrer Professoren keineswegs in voller und würdiger Weise gesichert hat. Aber zunächst hatte das für Breslau keine Bedeutung. Denn hier kam es vor allem darauf an, daß die Professoren in ihrem Verhältnis zur Stadt, zu den Kaufleuten nicht minder wie zu dem schlesischen Adel, in gute, ja in beste Beziehungen getreten sind. Wir besitzen über diese Verhältnisse ein sehr schönes und heute noch geltendes Buch in Gustav Freytags „Soll und Haben". Gewiß, der Roman spielt in einer späteren Zeit. Aber die Verhältnisse, die er dort schildert, hatten doch eine große Ähnlichkeit mit denen bei der Gründung. Breslau war eine gebildete Stadt. Man hielt auf Dichtung und Kultur. Es gab eine Zeit, da sich jeder Schlesier für einen Dichter hielt,

und Studenten, die auf andere Hochschulen kamen, wurden wegen dieser Veranlagung vielfach dem Spott ihrer Kommilitonen preisgegeben. Und sie mußten sich, wenn sie's nicht durch ihre blanken Verse tun konnten, durch den blanken Hieber Geltung schaffen. Auch die Musik spielte in der Stadt eine große Rolle. Wir wissen, daß hier Karl Maria von Weber gewirkt und auch der Sieger von Dennewitz, der General von Bülow, der sich hierher zurückgezogen hatte, eine Reihe sehr hübscher Kompositionen geschaffen hat. Es war also eine Stadt von Kultur, in der man freilich die Professoren der Leopoldina nicht höher eingeschätzt, als wie es in einem adeligen Hause damals mit dem Hofmeister zu geschehen pflegte. Bei einem Grafen S. zeigte sich auch jetzt noch nach der Gründung eine ähnliche Auffassung und die Folge war, daß dieses Haus von den Professoren der neuen Universität gemieden wurde. Vor allem die beiden führenden Größen Steffens und Karl von Raumer lehnten den weiteren Verkehr ab. Wir besitzen eine eingehende Schilderung des alten Breslau durch Karl von Holtei. Diese ist, wie der Verfasser selbst unter dem Vorgang Gustav Freytags vielfach überschätzt worden. Ohne seinen erzählerischen und dramatischen Qualitäten zu nahe zu treten, muß man seine moralischen Eigenschaften und vor allem seine Glaubwürdigkeit doch etwas in Zweifel ziehen. Jedenfalls erreichten die neuen Professoren bald eine Verschiebung der gesellschaftlichen Voraussetzungen, und dadurch wurde ohne allen Zweifel eine Bereicherung des ganzen Stadtlebens herbeigeführt, das die Bedeutung Breslaus wesentlich hob.

Es kam hinzu, daß Karl von Raumer sofort nach seiner Berufung eine große und umfassende Gastlichkeit ausübte; zu seinen Abenden, die freilich sehr einfach gehalten waren, erschienen 40—50 Personen. Darunter aber befanden sich Scharnhorst und Gneisenau, der kommandierende General Grabert und sein berühmter Adjutant Major von Hillern. Daneben umfaßte der akademische Klub den ganzen Lehrkörper und es darf nicht vergessen werden, daß hier, wie in Berlin, der Staat doch eine gewisse Noblesse bei der Berufung an den Tag legte. Er berief nur ordentliche Professoren. Extraordinarien und Privatdozenten gab es also zunächst nur ganz wenige. Die Berufung Steffens war ohne Zweifel ein sehr glücklicher Griff. War er doch durchdrungen von der Lehr- und Lernfreiheit, welche das alleinige Prinzip bilden durfte für eine Hochschule. „Wohin in der Welt", so sagt er, „soll die Meinungsfreiheit sich retten, wenn sie von den Universitäten verdrängt wird, wie auf den Universitäten sie erhalten, wenn sie nicht von der philosophischen Fakultät heilig gehalten wird? Hier ist das wahre, innerste, unantastbare Heiligtum dieser Freiheit. Wo sie unterliegt, sollen w i r sie vertreten, w i r sind vor allem zu den Rittern dieses Heiligtums bestellt und wir sollten uns gegen dasselbe waffnen! Auf den unerschütterlichen Glauben an die ewig siegende Kraft der Wahrheit, auf die feste Überzeugung, daß der Irrtum dann am sichersten widerlegt ist, wenn er sich völlig ungehindert aussprechen kann, auf die klare Einsicht, daß alle Kraft des Irrtums und des Wahns nun überzeugt ist, durch äußeren Widerstand müsse die Fakultät rechnen." Auf der

anderen Seite aber war er von Anfang an von einer Abneigung gegen den lateinischen Charakter der akademischen Abhandlungen und Reden. Er meinte, daß dieses Latein meist stümperhaft sei und oft genug zur Hülle für haltlose Erläuterungen diene. Darin hatte er zweifellos recht. An seine Seite aber traten nun die beiden Brüder Karl und Friedrich von Raumer, dazu der Philologe Passow und der Historiker Wachler. Karl von Raumer, dem seine Stellung als Bergrat gerade in Schlesien eine gewisse Bedeutung verlieh, war mit Steffens schon in Halle gewesen und mit ihm als Freiwilliger nach Frankreich gezogen. Er hat dort wie überall den Studenten treue, väterliche Freundschaft gehalten. Mit Henrich Steffens verband ihn ein tiefes nationales und selbst religiöses Band. So haben die beiden, die durch ihre Frauen verschwägert waren und auch in dem historischen Konviktgebäude an der Schmiedebrücke ihre gemeinsamen Institute hatten, die Möglichkeit einer starken Wirkung auf die akademische Jugend. Die Freiheitskriege finden sie in voller Einigkeit. Im Turnstreit freilich hat dann der Norweger Steffens versagt.

Der Bruder Friedrich von Raumer hatte in Schlesien nicht so leicht Fuß zu fassen vermocht. Die Lebuser Ritterschaft sah in ihm einen lästigen Ausländer und hat dies auch Hardenberg gegenüber zum Ausdruck gebracht, der ja, wenn man die Entwicklung der preußischen Universitäten betrachtet, uns gerade in seinen Schwächen ein geradezu bemitleidenswertes Bild bietet. Aber jetzt war jener Professor für Staatswissenschaften und Geschichte in Breslau geworden. Es ist interessant, wie von dem früheren Beamten, der nun doch nicht mehr den starken Einfluß hatte, die Streber abrückten, und er sich nun ganz wissenschaftlich einstellte. Gewiß, seine Geschichte der Hohenstaufen hat er erst später vollendet. Aber die Studien dazu, und vor allem auch seine Arbeit über „die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik" gehören der Breslauer Zeit an. Dieser Riesenstoff fesselte ihn und hat ihm starke Impulse für seine Arbeit gegeben. Seine Geschichte der Hohenstaufen ist ein Buch von großer Bedeutung und wird es immer bleiben.

Aus ganz anderem Holze geschnitzt war der Historiker Wachler. Er wirkte vor allem durch seinen mündlichen Vortrag. Sein Schüler Hermes, der in Bonn seinen Wirkungskreis und sein Schicksal fand, nannte ihn einen unerreichten Meister darin. Es war klar, daß die einzelnen Fakultäten noch nicht im vollen Maße besetzt werden konnten, aber der Staat hat doch getan, was er vermochte und in der juristischen Fakultät haben Madin und Unterholzer und vor allem Förster das ihrige geleistet. Es wird wenige akademische Lehrer geben, die der Regierung gegenüber so kühn und unerschrocken vorgegangen sind und dabei so klug, wie eben Förster. Er erkannte recht wohl, wie viele der philosophischen Fakultät, daß die Universität nur einen eigentlichen Feind hat, und das ist der Doktrinarismus, mag er nun von außen oder von innen kommen. Der letztere ist vielleicht gefährlicher als der andere, selbst wenn er von den Machthabern des Staates gehandhabt wird.

So kam das Jahr 1813. Nirgends ist es so zum Erlebnis geworden, wie in Breslau. Denn bereits am 25. Januar begab sich der König dahin, wo Steffens und Major Hillern längst weit über seine Wünsche und selbst über seine Befürchtungen hinaus gearbeitet hatten. Es ist ganz falsch, wenn man meint, er hätte in diese Stadt nun die Begeisterung getragen. Im Gegenteil. Er kam mit seinen Getreuen Ancillon und Knesebeck, die alles taten, um ihn in seinem Schwanken und Wanken zu bestärken, und auch Hardenberg, der in Breslau etwas später eintraf, betrieb keine andere Politik als diese. Aber Scharnhorst setzte den Aufruf vom 3. Februar durch, wonach die Freiwilligen zu den Waffen gefordert wurden und der am 8. Februar in der „Schlesischen Zeitung" erschien. Steffens hielt an Hand desselben in seinem Hörsaal im Konvikthause jene wunderbare Rede, die als ein Aufruf für den Aufruf bezeichnet worden ist. Er ließ sich vollkommen von der Begeisterung hinreißen, und das ist um so anerkennenswerter, als er wohl als Norweger Germane, aber kein Preuße war. Es ist interessant, was er in seinen Erinnerungen über diese Rede sagt: „Was ich sprach, ich weiß es nicht." „Was ich sagte, war die stille Rede aller." Aber Scharnhorst umarmte ihn: „Steffens, ich wünsche Ihnen Glück, Sie wissen nicht, was Sie getan haben." Und er hat die Bewegung unter den Studenten zum Sturm entfacht und dadurch auch freie Bahn in die Umgebung des Königs gebracht. Es war ohne Zweifel ein Glück, daß der König mit seinem Hof in die Mitte dieser jungen Universität gestellt wurde und nun von dieser aus seine Impulse empfing. Denn jetzt lernte auch das Volk selbständiges Handeln. Freilich, daneben nimmt sich die Ängstlichkeit von Rektor und Senat unsagbar komisch und traurig aus. Denn nach Steffens Rede erklärte der Rektor Augusti, die Universität dürfe sich in diese politischen Maßregeln nicht einmischen. Und er warnte Steffens, daß er seine ungehörige Begeisterung nicht weiter auf die Jugend ausströmen lasse. Dessen Antwort an den Dekan der theologischen Fakultät läßt darauf schließen, was er dem Rektor selbst gesagt hat. Aber dieser blieb in seiner Anschauung unerschütterlich und sein Schlußbericht, der das jämmerlichste ist, was man sich vorzustellen vermag, wurde vom Senat genehmigt. Damit hat sich Rektor und Senat nicht bloß von Steffens und den ganzen stolzen Erinnerungen jener Breslauer Tage losgesagt, sondern auch den Fluch der Lächerlichkeit aufgeladen. Wir dürfen ja nicht vergessen, daß der König nicht aus Ängstlichkeit, aber aus Trotz den Vorbeimarsch der schlesischen Freiwilligen vor seinem Fenster im Goldenen Szepter an der Schmiedebrücke nicht abnehmen wollte, und nur, fast gezwungen durch Scharnhorst und die anderen Getreuen des preußischen Staates, am Fenster stehen blieb. Aber die Idee ist immer stärker als der Doktrinarismus. Wenn die Behörden versagen, dann müssen eben die Freiwilligen vor. Und so geschah's. Das ist der eigentliche Ursprung der großen Bewegung. Deshalb wurde in Steffens, auf den sich alle Ehren konzentrierten, auch die ganze Universität geehrt, und das ängstliche Zaudern von Rektor und Senat ist eigentlich wenig bekannt geworden. Dreiviertel der Studierenden eilten zu den Waffen trotz dieser Maßregel. Auch in der Stadt

arbeitete eigentlich alles gegen diese Erhebung: hier und dort Philistergeist! Das war der Hintergrund jener stolzen Tage in Breslau. Doch Steffens und Raumer eilten zu den Waffen und so manche andere auch. Aber als sie zurückkehrten, fanden sie den alten Geist und die alten Verhältnisse. Zwischen den beiden theologischen Fakultäten begann der Streit um die Paritätsfrage, die auch in die philosophische wegen der katholisch-historischen Professur herüberspielte. Sie ist da immer eine Gefahr, und es kommt immer auf die Persönlichkeit an, ob die katholische Geschichtsprofessur für Universität und für Wissenschaft eine gesunde Bedeutung gewinnen kann. Es hat eine Reihe von Kräften gerade in neuerer Zeit gegeben, die durchaus ohne Schädigung der wissenschaftlichen Freiheit diese Professur innegehabt haben. Nicht zuletzt in Breslau selbst.

Dann kam die Frage des Reformationsfestes. Für die Feier wurde eine Kommission ernannt, die es sich vor allem darangelegen sein ließ, ein Stipendium zu schaffen, das abwechselnd an Katholiken und Protestanten verliehen werden sollte. Die katholische Fakultät hatte den Takt, in sehr schönen Worten diese Zuweisung abzulehnen, und nahm an der Feier selbst nicht teil. Während die deutsche Studentenschaft in Eisenach und auf der Wartburg die unvergeßliche und unvergängliche Feier des Reformationsfestes beging, spielte sich diese in Breslau etwas doktrinärer ab. Am ersten Tage hielt beim Festakt David Schultz eine lateinische Rede, während am zweiten Tage Wachler in seinem glänzenden deutschen Vortrag Luther als Sprecher für die Rechte des deutschen Volkes zum Thema genommen hatte. Es war ein großer und bedeutungsvoller Moment, der auch den eigentlichen Charakter dieser Universität zum Ausdruck brachte. Denn im Anschluß daran hatte die philosophische Fakultät eine jüdische Promotion abgelehnt und dabei den rein persönlichen, ja familiären Charakter der Promotion festgestellt. So war noch 1840 bei Juristen wie bei Philosophen die Promotion von Juden verboten. Erst durch das Gesetz vom 13. Juli wurde die Zulassung derselben zu allen Lehrämtern ausgesprochen.

Aber wenn die Universität stolzer Hoffnungen voll war, so zeigte sich doch bald, welcher Geist in Berlin sich regte. Es lag dies nicht bloß am König, seinem Hofe und seiner Beamtenschaft. Gneisenau schrieb schon 1815 mit Recht: „In Berlin bestehet die sogenannte gute Gesellschaft in der Mehrzahl aus solchen, die Frankreich ehemals anhingen und diese führen jetzt das große Wort, uns andere rechnet man unter die Jakobiner und Revolutionäre.“ Kein Wunder, wenn er bereits im folgenden Mai 1816 tiefgekränkt und schwerverletzt seinen Abschied nahm, im vollen Zorn über die Schmalzgesellen, die in gleicher Weise die Universität wie die Armee verdächtigten und es gereicht beiden zweifellos zum Verdienst, daß sie, wenigstens zu Beginn des Turnstreites und der Demagogenverfolgung, Beziehungen fanden zwischen diesen beiden großen Kräften der Nation.

Der Hauptfehler lag darin, daß durch diesen neuen Geist die Reformen ins Stocken geraten waren. Wohl war Hardenberg durchdrungen von dem Verständnis für dieselben und hielt auch noch eine Zeitlang daran fest. Aber

er war längst mürbe geworden. Fremde Einflüsse und eigene Schwäche machten sich geltend. Es sind schließlich doch, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, die Flecken auf der weißen Weste gewesen, die ihn in das Lager der Schmalzianer trieben. Dieser hatte sich in der Tat zum Führer der Reaktion emporgearbeitet und in seinem Pamphlet vom Jahre 1815 gegen die volkstümliche Bewegung von 1813 an sich gewendet. Er scheute sich nicht zu schreiben: „Wie vormals die Jakobiner, so spiegeln sie die Deutschheit vor, um uns den Eid vergessen zu machen, wodurch ein jeder seinem Fürsten verwandt ist." In diesem Sinne wurde nun so schmachvoll gegen Arndt verfahren. Er hat das erste Signal dazu gegeben und sein Lohn war ein Orden. Und als nun alle anständigen Leute gegen ihn zu Felde zogen, da wurde die literarische Fehde gegen den Preisgekrönten verboten. Umsonst hat Arndt in seiner Neujahrsbetrachtung gegen die Verleumder vom Leder gezogen: „Nach ihm sind alle deutschen Jünglinge, die als Studenten den Rock der Freiwilligen angezogen haben, nicht nur von Herz und Sinn Jakobiner, nein, sie sind alle Jakobinerhauptleute, sie sind alle Murats und Napoleons und träumen von nichts wenigerem als von Kaiserstühlen und Kaiserthron. Diese Wut hat nichts anderes verschuldet als die verwünschte und verderbliche Erziehung auf den deutschen Schulen und Universitäten, als die Narrheit einiger teutscher Gelehrten, die alte Sagen, Ritterbücher und Lieder wieder aus dem Staube der Vergessenheit hervorwühlen, wodurch den Knaben und Jünglingen die Köpfe angebrannt werden, am meisten aber hat der Schiller diese tollen Flammen angefacht, ein Dichter, den deswegen eine jede gute Regierung unter Schloß und Riegel legen sollte." Diese Empörung des wackeren Recken ging nun durch die ganze Nation. In Tübingen ließ sich Uhland ebenso vernehmen und hielt den Elenden vor, daß sie von dem Kampf um Leipzigs Wälle überhaupt nichts wüßten. Und in diesem Sinne haben die Gegner die Wartburgfeier betrachtet, die doch in ihrer wundervollen Art eines für alle Zeiten bekundete: die nationale Einheit in der deutschen Studentenschaft. Der starke vaterländische und religiöse Zug, der sich hier geltend machte, hätte jedem Verständigen die Augen öffnen müssen, welch heilige Kräfte hier verborgen waren. Aber man blickte nur auf das Satirspiel, das Ketzergericht, bei dem auch die Schrift von Kamptz verbrannt wurde, und es muß gesagt werden: nur wer die akademische Jugend nicht kannte, der mußte diese Dinge tragisch nehmen. Aber gerade Kamptz war persönlich gekränkt, und so inszenierte er die Demagogenverfolgungen und sah in der ganzen Bewegung nichts anderes als das Symptom, daß die deutschen Hochschulen vergiftet seien, während er sie selbst vergiften half, und sich nun für sich und seine Genossen die Inquisition als Vorbild nahm, zum Kampf gegen die deutschen Universitäten und den deutschen Geist.

Nun hatte bei der weiten Entfernung von Breslau die Universität bei der Reformationsfeier keine Vertreter gehabt. Trotzdem trat doch auch hier der Gegensatz der Parteien stark zutage, und zwar in einer Frage, die nur im bejahenden Sinne behandelt werden konnte, wollte man sich nicht dem Fluch der

Lächerlichkeit preisgeben. Das war das Turnwesen. Der alte Jahn hatte in seiner Vorrede zum „Turnbuch" Worte gesprochen, von denen Passow etwas übertrieben meinte, „seit Luther sei nichts gleich vortreffliches geschrieben worden". Und er trat mit seiner vollen Persönlichkeit für ihn ein. Aber er fand leider in Maßmann einen Helfer, der nur die schwachen Seiten Jahns herauskehrte und diese gerade in Breslau zur Geltung brachte. Auf dem Turnplatz sehen wir Wachler und Gaß wirken. Die Folge war sofort ein Protest von allen Seiten, gegen die Passow seine Broschüre „Turnziel" schrieb. Und so begann sich hier der Turnstreit in noch stärkerer Weise zu entwickeln, als in Berlin. Karl von Raumer stellte sich an die Seite Passows. Er war Mitglied des Turnvereins und als Patriot trat er für diese Ideen und für ihren Zusammenhang mit Fichte und mit Scharnhorst, dem großen und gewaltigen Geist der Befreiungskriege ein.

Da erstand ihm in dem Rektor des Elisabethanums ein gehässiger und ungerechter Feind. Karl A. Menzel eröffnete bei dem Schulaktus des Jahres 1818 seinen Angriff, und zwar mit der Rede über „Undeutschheit des neuen Deutschtums". Es tritt die ganze Verbissenheit dieses Mannes schon jetzt hervor, die lange Zeit hindurch in den deutschen Dingen einen zum allermindesten unästhetischen Einfluß geübt hat. Das Merkwürdige aber ist nun, daß auch Steffens vollkommen umschlug und mit einer Verkennung der allgemeinen, wie der besonderen Lage gegen die Bestrebungen des Nationalstaates vorging. Seine alten Freunde schienen seine Gegner geworden zu sein. Denn er bekämpfte nun Passow im besonderen, ebenso wie den Fichteschen Geist im allgemeinen. Ein bitterer Gegensatz der Nahverwandten machte sich geltend, wie er nur zu erklären ist durch einen ganz unseligen Ausgangspunkt aus der Philosophie, der auf die realen Verhältnisse nicht die geringste Rücksicht nahm. Natürlich jubelte das Ministerium, in ihm einen Mitkämpfer in der Demagogenverfolgung gefunden zu haben. Er wurde sofort in der schmeichelhaftesten Weise nach Berlin befohlen. Da aber zeigte sich, daß man sich in ihm doch getäuscht hatte. Der Doktrinär, der aus der Philosophie falsche Wege des Turnens abgeleitet, war noch lange kein Angeber und ließ sich zum mindesten von der dortigen Beamtenklique nicht als solcher mißbrauchen. Aber das nützte ihm nichts. Von den Seinen wurde er doch als Verräter gebrandmarkt. Und man konnte es hinwiederum diesen nicht übel nehmen, daß sie in dieser Zeit stärkster Gegensätze zu einer solchen Auffassung einer an sich unbegreiflichen Handlungsweise hinreißen ließen. Menzel stellte nun Beleidigungsklage gegen Passow und dieser wurde zu acht Wochen Gefängnis verurteilt. Hätte er gegen Menzel widergeklagt, so hätte den verbissenen Schulmeister wohl die gleiche Strafe getroffen.

Indessen wurde aus dem persönlichen Handel alsbald eine Staatssache durch die Tötung Kotzebues. Es kamen die Karlsbader Beschlüsse und unter diesen Eindrücken mußte nun Passow seine Strafe wirklich in einem Zimmer der Universität abbüßen. Also ein Karzer für Professoren! Einer der komischsten und seltsamsten Vorgänge, die aber durch das Tagebuch Passows, das

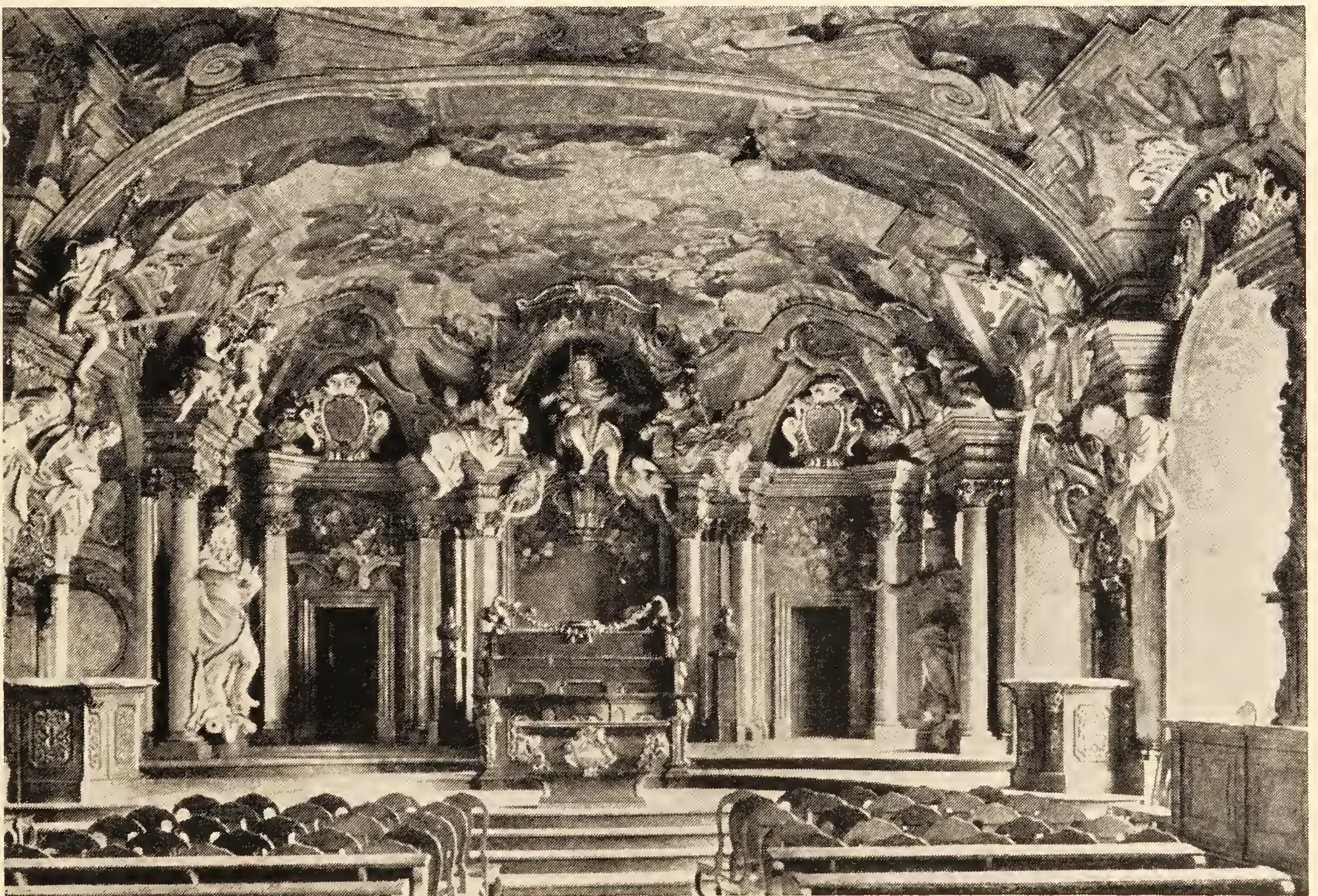
er während dieser Zeit, vom 16. Januar bis 13. März, geführt hat, eine geradezu literarische Bedeutung gewonnen hat. Denn dieses Tagebuch ist in dieser düsteren Zeit der Demagogenverfolgung und des Professorenzanks ein erfreulicher und erhebender Lichtblick. Im übrigen wurden durch die Regierung die Turnplätze und die Geräte abgebrochen und versteigert. Es ist ein ähnlicher Prozeß, wie ihn später Hannibal Fischer für die deutsche Flotte bereitet hat. Man schien nur groß sein zu wollen in der Kleinheit! Die ganze Zeit ist ja nichts anderes als das von Beamten geschriebene Satirspiel auf die deutsche Erhebung.

Am schlimmsten daran war zweifellos Karl von Raumer, der durch Schuckmanns Schreiben über Passow, Massmann und Konsorten aufs schwerste verletzt wurde. Freilich tritt auch hier die seltsame Doppelseitigkeit Schuckmanns zutage. Denn er wollte eigentlich Karl von Raumer Liebenswürdigkeiten erweisen. Doch dieser war in dieser Beziehung sehr harthörig und benützte die Situation nur, um mit voller Persönlichkeit für seine Studenten einzutreten. Er erhielt nun einen Ruf nach Halle, der ihm freilich nichts anderes eintrug als neue Enttäuschungen, so daß er schon im Jahre 1823 sein Amt niederlegte. Er übernahm nun in Nürnberg unter den mißlichsten Verhältnissen die Leitung der Schule, nur um aus der preußischen Untertänigkeit herauszukommen. Es wurde ihm dann die Genugtuung zuteil, daß er nach Erlangen berufen wurde. Das alles wegen einer aus glatter Feigheit entstandenen Feindseligkeit gegen das Turnen, über das Steffens schließlich doch sagen mußte: „In der Tat hatte ich mich überzeugt, daß auf der Universität eben die besten Studierenden Anhänger der Turnplätze waren.“ Doch man stand eigentlich im Beginn der Kämpfe, die nichts weniger als die Existenz der Universitäten überhaupt bedrohten. Es ist die Zeit, da jener Wallache Stourdza im Auftrag des russischen Zaren seine lächerliche Schrift über die deutschen Universitäten schrieb.

Auch Breslau, kaum gegründet, schien mit Auflösung bedroht. Denn der Kampf gegen R. B. Schultz war schließlich nichts anderes als ein Kampf um deren Existenz. Die Demagogenhetze ging immer weiter und wenn in Breslau dafür so gut wie gar kein Material zu finden war, so wurde doch die Universität in geradezu brutaler Weise unter Polizeiaufsicht gestellt. Kein Wunder, wenn Rektor und Senat erfüllt waren von Sorge und Entrüstung. Wenn sie die in schmähender, geradezu schmachvoller Weise abgefaßten Erlasse der Regierung nun in mutiger Weise beantworteten! So bedeutet das Schreiben der Universität vom 4. Januar in der Tat einen glänzenden Beitrag zur geistigen Geschichte der Demagogenzeit, und die offenen, freien und ehrlichen Worte, die hier gesprochen worden sind, machten doch auf den König einen tiefen Eindruck. Er hielt sich sogar für verpflichtet, einzulenken. In seiner Antwort vom 24. Januar 1820 hieß es: „Ich verkenne die nützliche Wirksamkeit der Universität zu Breslau nicht und nahm mit Zufriedenheit die in der Vorstellung vom 4. enthaltene Versicherung des Rektors und Senats an: daß die Veranlassungen des zweiten Beschlusses des Bundestages vom 20. September vorigen Jahres dort nicht vernehmbar gewesen und von keinem der Univer-



Universität in Breslau



Breslau. Aula Leopoldina in der Universität

sitätslehrer gelehrt worden sind. Von dem Rektor und Senat selbst wird es jedoch anerkannt, daß das Wesen der Studierenden in neueren Zeiten sich auch dort auf eine nachteilige Art verändert hat. Es genügt aber keineswegs, daß die akademischen Lehrer dieses Übel nicht absichtlich nähren, sondern ihre Pflicht ist es, demselben kräftig entgegenzustreben und um dieses den Universitäten zu erleichtern, erhielten die genommenen Maßregeln die Allgemeinheit, in welcher sie dastehen. Durch die ununterbrochen gewissenhafte Erfüllung dieser Pflicht werden der Rektor, Senat und sämtliche Lehrer der Universität Breslau ihrem wichtigen Berufe zur zweckmäßigen Bildung der Studierenden, welche von so großer Rückwirkung auf die ganze Erziehung und Bildung des Volkes ist, auf eine vollkommen wohltätige Art genügen und die Ansprüche auf meine Zufriedenheit mit ihrer Wirksamkeit sich erhalten." Das war sehr freundlich. Aber von der tatsächlich erfolgten Entrechtung der Universität durch jene Beschlüsse war keine Rede. In der Tat war ja der König im Grunde genommen viel abhängiger von dem System Metternichs als einst von der französischen Herrschaft. Metternich bezweckte mit seinen Maßregeln gegen die Universität nichts anderes, als den König in seiner unmittelbaren Gefolgschaft zu erhalten. Man kann also ruhig sagen, daß die napoleonische Herrschaft abgelöst worden ist von einer österreichischen. Denn Metternich bedeutete Österreich.

Die Macht des „Bevollmächtigten" blieb also bestehen und bedrohte die Studenten in jeder Beziehung. Alles wurde ihnen als Verbrechen und Verschwörung gedeutet und der Universitätsrichter konnte sich nicht genug tun in der Verfolgung des ganzen studentischen Lebens. Untersuchung häufte sich auf Untersuchung und fast alle nahmen ein geradezu lächerliches Ende. Aber man löste die „Arminia" auf, ebenso die Landsmannschaften „Teutonia" und „Polonia"", obwohl die ganzen Verbindungen nichts anderes waren als harmlose Schöpfungen, die höchstens als Verstoß gegen die Bestimmungen des geheimen Verbindungswesens gelten konnten. Das hinderte aber den Führer im Streit, Kamptz, nicht, Mitte August einen neuen Erlaß nach Breslau zu senden, der nur als ein sinnloser Wutausbruch charakterisiert werden kann. Er drohte aufs neue mit der Aufhebung der Universität. Der Universitätsrichter suchte zu mildern. Die Folge war ein neuer Erlaß vom 14. September, in welchem in der kleinlichsten Weise eine genaue Beaufsichtigung der Studierenden, ihres Fleißes und ihres Betragens gefordert wurde. Das waren natürlich Dinge, die entweder auf dem Papier stehen bleiben mußten oder bei der Anwendung den Charakter der Universität degradierten. Im übrigen schlief dann diese Verfolgung allmählich ein, um im Revolutionsjahr 1830 wiederum belebt zu werden. So führte die Universität ein Dasein, das keineswegs beneidenswert war. Man litt unter dem Drucke und bemühte sich, trotz dieses Druckes die königliche Gründung in ihrer vollen Bedeutung zu erhalten und weiterzubilden. Denn schließlich steht und fällt die Größe einer Hochschule mit dem Zusammenarbeiten von Professoren und Schülern.

Man hat wohl immer gesagt, daß der Tod Friedrich Wilhelms III. auch für die Universität eine neue Zeit gebracht hat. Für Breslau galt das nicht. Denn unter dem neuen König dauerten die Untersuchungen doch fort und auch unter ihm sind eine ganze Reihe von Fällen zu verzeichnen, wo man um kleinlichster Gesichtspunkte willen die Existenz vieler junger Männer vernichtet hat. Der Geist der Demagogenverfolgung wirkte weiter und hat natürlich seinen Einfluß auf den ganzen Ton und Geist des Studentenlebens geübt. Eine ruhige und gesunde Entwicklung war gehemmt und die Folgen dieser Hemmung waren nicht über Nacht zu beseitigen. Man begnügte sich, die Verfassung der Universität auszubauen, ist dabei aber an einem gewissen Formalismus nicht vorbeigekommen, der auch nicht von außen beseitigt worden ist, sondern erst allmählich von innen her zerbrochen wurde. Dann kam die Zeit des Ministeriums Eichhorn, die auch auf Breslau in gleicher Weise eingewirkt hat wie auf Berlin. Man hat wohl auch von Breslau gesagt, daß dort das Ministerium Altenstein viel Schlimmes abgewehrt habe, aber wie von Berlin gilt auch hier, daß es viel Gutes versäumt hat. Trotzdem hat man auch in Breslau die frohen Tage der Erwartung miterlebt und die daraus sich unmittelbar ergebende Enttäuschung. Auch die geistreichste Gesinnung kann nicht den Mangel an Entschlußkraft aufwiegen, die dann schließlich doch nur durch eine gewisse Härte ersetzt wird.

Inzwischen trug auch der Bonner Hermesstreit seine Wellen bis nach Breslau und es hat in der katholisch-theologischen Fakultät nicht an Unruhe gefehlt. Sie hat bis in die Zeiten von Karl A. Cornelius gedauert, der diesen Konflikten durch seine Berufung nach München aus dem Wege gegangen ist. Ähnlich ging es in der evangelischen zu. Die Union brachte die Intoleranz in die Fakultät hinein. So wurde Professor Scheibel, der sich gegen die Union und gegen die Agende erklärt hatte, schließlich seines Amtes entsetzt und Professor Hutschke sogar gerichtlich zu einem Jahr Festungsstrafe verurteilt. Freilich hat ihn dann der Senat des Oberlandesgerichts freigesprochen. In politischer Beziehung hat die Universität eigentlich nur ein Opfer zu verzeichnen: den Dichter Hoffmann von Fallersleben. Er war zweifellos ein glänzender Lehrer und hat als solcher vor allem Gustav Freytag zu seinem Schüler gehabt. Doch seine Lieder erregten Anstoß bei Hof und Beamten. Es waren dies freilich Dinge, die aus dem Rahmen der Universität in das öffentliche Leben hinausspielten. Aber er war Lehrer der Universität, und wenn er wegen seiner politischen Lieder als Dichter gemaßregelt wurde, so griff das doch in das Leben der Universität ein. Es hat ihr eine immerhin anregende Persönlichkeit gekostet. Und es ist doch ein merkwürdiges Empfinden, wenn man in der Chronik der Universität liest, daß der Dichter des Deutschlandliedes aus politischen Gründen „gemaßregelt" worden ist.

Geradezu lächerlich aber war das Vorgehen gegen Friedrich Haase, welcher die Adresse zum Jubiläum der Universität Königsberg abgefaßt hatte und nun zu Protokoll vernommen wurde. Gustav Freytag hat sein Lehramt freiwillig niedergelegt, weil er sich in der Ausübung desselben beschränkt

sah und auch übergangen worden war. Man hat wohl gesagt, daß seine beiden engeren Kollegen Jacobi und Gurauer ihn überholt hätten. Das ist nicht richtig. In Freytag hat die Universität Breslau eine Kraft verloren, wie sie in der deutschen Literatur einzig dasteht. Er gehört ohne allen Zweifel zu unseren besten Historikern. In der Kulturgeschichte steht er heute noch durch seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" an der Spitze und ist noch von keinem trotz allen Bemühens überholt worden. Aber auch in der Biographie hat er geradezu bahnbrechend gewirkt: Das Werk über seinen badischen Freund Matthy ist vielleicht die beste moderne Biographie, welche wir besitzen. Jedenfalls ist sie mustergültig und hat durch die Verwebung der politischen und psychologischen Momente geradezu bahnbrechend gewirkt. Genug, vom Jahre 1839—46 hat er der Universität angehört und wir können ihn ruhig zu den bedeutenden Männern jener Zeit zählen, zu denen auch Stenzel, Röpell, Friedrich Haase, Ambrosch und trotz allem Hoffmann von Fallersleben gehören.

Aber inzwischen war das Jahr 1848 hereingebrochen und hatte selbstverständlich auch auf Breslau seine Wirkung geübt. Die Professorenschaft war sehr stark von der Bewegung ergriffen worden und wir sehen, wie die Professoren Kries, Richard Röpell und Wasserschlieben in die öffentliche Behandlung der schwebenden Fragen eingriffen und auch die Universität sich aufs lebhafteste an den Petitionensturm, der das ganze Jahr charakterisiert, lebhaft beteiligte. So haben Röpell und Ambrosch sogar, und das ist in hohem Grade bezeichnend, für die Petition gegen die Rückkehr des Prinzen von Preußen das Wort ergriffen. Nicht minder lebhaft wurde von Stenzel die schleswig-holsteinsche Frage behandelt, die ja wohl geeignet war, die Gemüter aufs lebhafteste zu erregen. Aber man war doch hier weit entfernt von Krieg und Kriegsgeschrei und über dem Saale, wo die meisten Verhandlungen statthatten, und der auch in der friedlichen Geschichte des Breslauer Universitätslebens eine interessante und sozusagen feuchte Rolle spielt — denn alle festlichen Mahle der Universität wurden hier abgehalten —, schwebte ein gemütlicher Geist.

Die Entwicklung der Universität ging ruhig weiter. Doch lag seit dem Jahre 1848 der Nachdruck weit mehr auf den Persönlichkeiten, die hier ihre Tätigkeit entfaltet haben, als auf dem großen Zusammenhang mit der Entwicklung des Staates. Da ist vor allem einer zu nennen, der weit bis in die neueste Zeit hinein an dieser hohen Schule gewirkt hat: das ist Richard Röpell. Er hat 14 Jahre als Extraordinarius seine Kraft in den Dienst der Hochschule gestellt und erst nach dem Abgang Stenzels ist er Ordinarius geworden. Unter den deutschen Professoren ist er zweifellos eine der eigenartigsten Erscheinungen. Er gehörte nicht zu denen, die man als Vielschreiber bezeichnen könnte. Bei seiner polnischen Geschichte ist er nicht über den ersten Band hinausgekommen. Aber dieser war bahnbrechend. Und er betrachtete sich ja vor allem als Lehrer. Und als solcher hat er in der schönsten und sichersten Weise gewirkt. Vielleicht ist seine Lehrmethode die beste und

richtigste. Jedenfalls hat er mit einem wunderbaren Wissen einen kritischen Scharfblick verbunden und es kam ihm vor allem darauf an, wirkliche Historiker zu erziehen. Noch als 80jähriger hat er sich mit Freuden dieser Aufgabe hingegeben und einen Kreis von Schülern um sich versammelt, die mit ihm, an keine Stunde gebunden arbeiteten, und in jede Zeit hineingeführt wurden, die er als Aufgabe gestellt. Vor allem war er es, der als einer der ersten in großzügiger Weise über neue Geschichte gelesen hat und dessen Kollegien in jeder Beziehung ein Kunstwerk gewesen sind. Jahrzehnte hindurch war er diejenige Erscheinung, die der historischen Wissenschaft in Breslau den Charakter gegeben hat, obwohl Männer wie Theodor Mommsen und Wilhelm Wattenbach hier gewirkt haben. Mommsen stand hier bereits in der vollen Kraft seines Könnens und seines Wissens. Der genialste von allen Historikern, die Deutschland jemals besessen, hat er auch hier schon, wenn auch in jungen Jahren, die hinreißende Kraft seiner Führung bewährt. Er wirkte neben Röpell, ebenso wie Wilhelm Wattenbach sich hier die ersten Sporen verdient hat. Dann kam eine ganze Reihe von Historikern, die gewissermaßen die Ersatzprofessur für Röpell versehen haben und jeder hat in seiner Art gewirkt. Die Reihe eröffnete Bernhard Erdmannsdörffer, der freilich zur vollen Entfaltung seines Könnens und seiner wunderbaren Art erst in Heidelberg gelangt ist. Ihm folgte Alfred Dove, der Adlatus Rankes, und dann die beiden Dioskuren Dietrich Schäfer und Max Lenz. Es war rührend, wie diese beiden vollausstrahlenden Persönlichkeiten sich gleichsam als Schüler Röpells fühlten und gewissermaßen dessen Methode mit der ihrigen zu vereinigen suchten. Es waren freilich nur kurze Gastvorlesungen, die sie dort zu geben hatten, aber ihre Wirkung hat lange noch nachgewirkt, wie sie ja überall, wo sie den Katheder bestiegen, Träger ihrer großen Auffassung der Geschichte waren, bis sie in Berlin den Abendglanz der kaiserlichen Universität erfüllten.

Daneben stand ein anderer, der aus dem Journalistenlager des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und vor allem seiner Gemahlin in die Professur hineingekommen ist. Das war Caro. Er hat die polnische Geschichte Röpells fortgesetzt, nicht ganz unwert des ersten Bandes, aber doch in ganz anderer Arbeitsweise als der Altmeister das Werk begonnen hatte. Er war kein schlechter Lehrer und jedenfalls ein guter Freund und Gönner seiner Schüler. Aber es lag doch über seiner ganzen Art und seinem Wesen etwas, was nicht dem Geiste dieser an sich wundervollen Fakultät sich anpaßte, in der die Philosophen Benno Erdmann, der Kantianer, und Freudenthal, der Neuplatoniker, lehrten, zwei Philosophen verschiedener, aber jeder für sich durchaus bedeutender Art. Die glänzende Weise von Erdmanns durchdringender Auffassung der Philosophie und vor allem seine klare und präzise Darstellung der Kant'schen Lehre war einzigartig. Über Freudenthal lag etwas Ehrwürdiges und Erhebendes. Er paßte für die Darstellung der Neuplatoniker und es ging von seinem Lebenswerk auf seine Hörer und Schüler eine eigenartige Wirkung über. Dazu kam Hillebrandt, der Sanskritlehrer,

eine in jeder Beziehung wundervolle Professorennatur, die wie kaum ein anderer es verstand, die Schüler in die Geheimnisse, aber auch in die Technik der Sanskritwissenschaft einzuführen. Dazu die Philologen Hertz und Förster und die Germanisten Karl Weinhold, Friedrich Vogt und Max Koch. Max Koch, der erste Literarhistoriker, der nach Breslau gekommen und auch einer der ersten akademischen Vertreter des Kunstwerks Richard Wagners gewesen ist. Karl Weinhold stand gewissermaßen zwischen zwei Epochen. Er gehörte zu denen, die zu den Füßen Jakob Grimms gesessen und mit poetischem Feingefühl in die Tiefen deutschen Lebens getaucht. Sein „Leben deutscher Frauen" ist ein bleibendes Buch. Er umfaßte sozusagen alle oberdeutschen Dialekte und auch den schlesischen mit tiefer Empfindung und wußte sich auch, als sich durch die Fortschritte in der deutschen Sprachwissenschaft Wandlungen ergaben, mit diesen noch zurecht zu finden. Sein Nachfolger war Fritz Vogt, der, eine gesunde und frische Lehrkraft, die ganze Geschichte der deutschen Literatur prachtvoll erfaßt hat. Mit ihm zusammen wirkte als junger Privatdozent Theodor Siebs, der nach längerem Aufenthalt in Greifswald der Nachfolger Vogts geworden ist.

Zu diesen gehört der Professor der Rechtsgeschichte, des Privat- und Völkerrechts, Felix Dahn. Er ist im April 1888 von Königsberg nach Breslau gekommen und hat dort durch sein ganzes Wesen und seine echte deutsche Art der Universität den Stempel aufgedrückt. Seine rechtshistorischen Studien haben ihn ja tief in das Gebiet der Geschichte überhaupt hereingeführt. Er kam, nachdem er schon einen großen Teil seines Lebenswerkes „Die Könige der Germanen" geschaffen, ein Buch, das heute noch voll lebendig ist und seinen inneren Wert nicht verloren hat. Die Vielseitigkeit Dahns war bewundernswert und man braucht nicht jenen nachzubeten, die sie beklagt haben. Denn es kommt auch bei dem Dichter darauf an, wie er auf seine Zeit gewirkt, und da muß man ihm zugestehen, daß er im besten Sinne des Wortes ein Bannerträger deutschen Wesens und deutscher Art gewesen ist. Sein „Kampf um Rom" und eine Reihe anderer historischer Romane sind wie seine Balladen ohne Zweifel Wertstücke der deutschen Dichtung, die für eine Zeitlang vergessen werden können, aber immer wieder auftauchen werden. In der Geschichte haben von der Ropp, Kaufmann, Kampers, der in ehrlichster und edelster Weise die Idee der katholischen Geschichtsprofessur vertritt, und Georg Preuß, der als junger, tatkräftiger Professor auf den russischen Schlachtfeldern gleich zu Anfang des Krieges gefallen ist, Röpells Erbe angetreten. Nicht minder bedeutend aber waren auch die Vertreter der übrigen Disziplinen. Wir dürfen den Nationalökonomen Miaskowsky nennen, unter den Juristen Schott, Stoppe, den Physiker O. E. Meyer, den Anatomen Hasse, den Neurologen Wernicke, den Gynäkologen Pfannenstiel, den Chirurgen Mikolitsch.

Es war und ist eine Universität, die gewissermaßen ein provinzielles Dasein führte, aber doch durch ihre Lehrkräfte von weither die Studierenden angezogen hat. Dem Studentenleben kam dieser Charakter als pro-

vinziale Universität in hohem Grade zugute. Die Korps Silesia, Borussia, Lusatia und Markomannia haben eine gesunde und richtige Entwicklung genommen. Unter den Burschenschaften haben die Radczecks eine besondere Rolle gespielt. Eine Zeitlang huldigten sie einem gewissen Radikalismus, besonders in den Jahren 1845—1848, und bei den alljährlichen Feiern des Zobtenkommers traten sie in jenen Tagen des Ringens und Strebens in glänzender Weise hervor. Aus ihren Reihen ist Ferdinand Lasalle hervorgegangen, der von ihnen nicht etwa den Radikalismus mitgenommen hat, sondern vielmehr jene starke und in ihrer Art einzig dastehende nationale Empfindung, die ihn bis zu seinem letzten tragischen Augenblick geführt und erfüllt hat.

Kurzum, es handelt sich hier um eine Universität, die in schwerer Zeit gegründet, in härterer Zeit sich entwickelt, aber durch die inneren Kräfte mehr als wie durch die äußere Einwirkung zu dem geworden, was sie heute noch bedeutet, eine Grenzwacht im Osten gegen alle slawischen Einflüsse und einen Rückhalt dafür, daß schlesisches Empfinden nicht im Widerspruch steht mit deutschem, sondern in großen Augenblicken ganz in dieser völkischen Empfindung aufgeht.



BONN
1818

Über der Entstehung keiner deutschen Universität schienen Sterne von so düsterer Bedeutung, wie über der Gründung der rheinischen Alma mater, die nicht minder den Wünschen und dem Sehnen der Rheinländer, wie dem ernsten Streben der ernsten Träger der Interessen des preußischen Staates entsprungen ist. Als Napoleons Herrschaft zu Ende ging, da gab es im eigentlichen Sinne keine rheinische Universität. Alles, was dort an dem deutschen Strom geworden und geblüht, war verdorrt. Tradition gab es hier freilich in Fülle. Die Erde öffnete ihre Furchen, um der Welt zu zeigen, wie hier am Rhein das alte Rom festen Fuß gefaßt und in diese Gegend des Nordens eine eigenartige und merkwürdige Kultur gebracht. Von Aachen herüber wehte der Hauch der Erinnerung an Karl den Großen, der in der Sage bei nächtlichem Mondschein die seligen Gebreite und die rheinischen Reben segnet. Und in den drei großen Kirchenstädten Mainz, Köln und Trier hatte der Krummstab doch so manches zum Blühen gebracht und die gewaltigen Dome zeugten, auch wenn sie noch Torso oder schon wieder Ruinen waren, von einer wunderbaren Vergangenheit, die jetzt die Romantik mit um so größerem Eifer und bis zum Fanatismus gesteigerter Leidenschaftlichkeit aufnahm. Da hatte Albertus Magnus geweilt und gelehrt und dem ersten Jünger der Romantik, wie man den König Richard von Cornwallis nennen möchte, die Blumen und Blüten seines Glashauses als einen Zaubergarten gewiesen. Und dann war die Revolution gekommen, Jubel und Begeisterung weckend und Enttäuschung sondergleichen zurücklassend, aus der Napoleon dem Rheinland jenes merkwürdige Kleid gewoben, das es getragen, als hätte die französische Mode ihr diese Tracht diktiert.

Und doch hatte es an Versuchen nicht gefehlt. Gewiß, wir haben das Leben der alten Universität Köln bis zu ihrem Ersterben kennen gelernt, auch Duisburg und man kann auch von einer ersten Universität Bonn sprechen, die im Ausgang des 18. Jahrhunderts den aufklärerischen Ideen des rheinischen Kurfürsten entsprungen war. Damals hatte der Kurfürst Friedrich Karl von

Erthal den Geistern der Zeit den Eintritt gestattet. Standen ihm doch Voltaire und der Orden der Illuminaten näher als die Jesuiten, die von 1675—1773, dem Jahre ihrer Auflösung, das Gymnasium in Bonn beherrscht. Bereits drei Jahre später hat der Kurfürst mit Rücksicht auf kirchenpolitische Gründe die Universität geschaffen. Es war der Erzbischof Max von Königsegg, der den ersten Schritt getan und am 7. April 1784 die kaiserliche Bestätigung dafür erhalten hatte, die ihm als Ersatz diente für die päpstliche, die einst Grundbedingung war für eine Universität. Ihm folgte ein liebenswürdiger und in seiner Art bedeutender Nachfolger, Maximilian Franz, der Bruder Kaiser Josefs II., der ihm in den Ideen der Aufklärung keineswegs nachstand. So erfolgte am 10. November 1786 die Eröffnung der Hochschule, die nach dem Edikt, das er erließ, der Wohlfahrt wie der Aufklärung dienen sollte. Man hat das Edikt mit Recht eine Kriegserklärung an alle Gegner der Moderne genannt. Es schien ein großer Tag, der eine große Zukunft einleitete. An den Ehrenpforten prangten die Bilder der „entlarvten Heuchelei“ und „der belohnten Tugend“ und der Kurator der Universität, der spätere Bischof Freiherr von Spiegel, ließ es sich nicht nehmen, gegen die Hirngespinste des Aberglaubens zu reden. Und einer der ersten Professoren dieser Universität, Thaddäus a. S. Adamo sprach so feurige Worte, daß ihn ein hoher preußischer Beamter, der zu dieser Feier erschienen war, Dohm, einen zweiten Luther nannte.

Von Köln her blickte man freilich auf dieses „Trutz-Köln“ mit wachsender Spannung. Die Gegensätze steigerten sich und hätten wohl zu schärfsten Konflikten geführt, — denn zumal in der Anstellung der Geistlichen war ein starker Gegensatz zwischen den kölnischen Schulen und dem Kurfürsten eingetreten, — wenn nicht gerade jetzt die Universität sich jener höheren Macht hätte beugen müssen, die von Frankreich herüberkam. Es ist nicht das Schlechteste, was die französische Revolution zerstört hat: den aufgeklärten Despotismus und seine Werke. Zu diesen darf man die alte Universität Bonn wohl rechnen, die nun das Zeitliche segnete. Es war ein rasches Anwachsen zu erkennen gewesen, das eine Blüte hätte verheißen dürfen. Denn man verlieh die akademischen Grade ohne Rücksicht auf die Konfession. Ja, man ließ sich in der Berufung sogar auf die gewagtesten Experimente ein. So hat man jenen Exminoriten Eulogius Schneider berufen, der dann von Bonn nach Straßburg ging, um sich dort mit den Propheten der Terreur zu verbinden.

Aber erst mit der Flucht des Kurfürsten 1794 war das Schicksal der Universität besiegelt. Drei Jahre später legten die letzten zehn der Professoren ihr Amt nieder und nun wurde Bonn bald der Schauplatz französischer Schulspekulationen, die keineswegs viel erreicht haben. Napoleon selbst hatte keine Achtung vor diesen Leuten. Sie waren ihm nur Knechte seines Systems. Wenn er von einer Universität am Rhein sprach, so meinte er Düsseldorf. So war der akademische Geist im Grunde an den Ufern des Rheins erloschen, obwohl sehr bald in Bonn der Geist der Romantik einsetzte, zumal als Napoleon mit der Kirche Friede geschlossen hatte. Aber der letzte Hort akademischen Geistes und die erfreulichste Zufluchtsstätte der

Romantik war auch jetzt Heidelberg, das bald unter dem Schutze des Hauses Zähringen der modernen Universitätsblüte zugeführt wurde. Die älteste deutsche Universität war vielleicht die erste, die von dem modernen Geiste berührt wurde, der ja erst die Universitäten in unserem Sinne geschaffen hat. Aber dort wird auch das mystische Symbol des Vater Rhein geboren im Geist der Brentano und Achim von Arnim und ihres Wunderhornes. Der Rhein selbst begann geistig zu veröden, auch Bonn. Denn der Größte, den Bonn je hervorgebracht und hervorbringen wird, Ludwig van Beethoven, hatte längst die Stadt verlassen und war nach Wien gegangen, um niemals wiederzukehren. Fr. H. Jacobi, Cornelius und selbst der streitbare Görres haben alle drei den Weg nach München gefunden. Gerade letzterer bedeutete einen ungeheuren Verlust. Denn er war der leidenschaftlichste und stärkste Vertreter jenes Geistes, den man allmählich mit dem bisher unbekannten Begriffe Nationalismus bezeichnet hat. Aber man glaubte in ihm sogar ein Werkzeug der preußischen Politik sehen zu müssen und im Jahre 1814 hat man in der Tat in Berlin daran gedacht, ihm die Leitung des Unterrichtswesens in der künftigen Rheinprovinz zu übergeben. Er war es ja gewesen, der hier an der Grenze zwischen deutschem Denken und Fühlen und französischer Präfektenwirtschaft es gewagt, die großen Gedanken, mit denen die Romantik den gewaltigen Korsen abgetan, in die Welt hinauszuposaunen. Er hat von der satanischen Erscheinung Napoleons gesprochen und das „Gottesgericht", das über ihn hereingebrochen, mit scharfen Worten gezeichnet.

Aber Napoleon war geschlagen, und nun sollte dieses große Rheinland einen neuen Herrn finden. Man schwankte, den Rheinbundfürsten aus Dresden hierher zu setzen oder Mittel- und Niederrhein dem preußischen Staate zu übergeben. Letzteres bedeutete trotz allem die Rettung, so schwer sich dieser auch entschlossen hat, die Grenzwacht zu übernehmen und Nachbar Frankreichs zu werden. Aber noch ehe Preußen die Besitzergreifung vornehmen konnte, war der Gedanke an die Gründung einer Universität lebendig geworden, und zwar waren es vor allem die städtischen Rücksichten, die hier maßgebend waren und freilich zwischen einer Universität, einem Infanterieregiment oder einem höheren Gerichtshof verhältnismäßig wenig Unterschied machten und machen. Der Autagonismus von Köln und Bonn hat daher etwas Eigenartiges. Man müßte ihn komisch nennen, wenn nicht die Vertreter der beiderseitigen Ideen doch die Besten der Nation gewesen wären. Denn für Köln legte sich Sulpice Boisserée ins Zeug und wußte schon im Jahre 1813 Gneisenau für die Universität zu interessieren. So begann denn jene Propaganda, bei der der preußische Heerführer ernstliche Teilnahme zeigte. Noch war in Paris und auch in Wien über den künftigen Besitz der Rheinlande keine Entscheidung gefallen, da begann schon die Arbeit, und wenn der Oberbürgermeister Graf Belderbusch die günstige Stimmung des Freiherrn von Stein für Köln ausnützte, so hat der rheinische Kreisdirektor Philipp Jakob Rehfues, der die Angliederung an Preußen ganz besonders propagiert hat, sich alsbald entschlossen, für die Stadt Bonn zu plaidieren, und zwar im Sinne und Geiste des

Freiherrn von Stein, der sich jetzt gleichfalls für die Bonner Idee hatte gewinnen lassen. Seine Flugschrift für die Gründung einer Universität in Bonn ist im hohen Grade interessant. Denn der preußische Beamte Rehfues wollte diese Universität nicht unter den Geist der Altertumswissenschaft stellen, sondern als Trägerin der rheinischen Industrie. In seiner Schrift finden sich alle praktischen und finanziellen, ja sogar die sozialen Seiten des Problems prachtvoll erörtert. Er kam der armen Berliner Regierung in glänzender Weise mit dem Vorschlag entgegen, die Universität einfach auf den Ertrag der Rheinzölle zu stellen, die mit den Rheinlanden selbst dem Staate zufallen mußten. Nur mit einem einzigen Wort wies er auf Köln hin als höchst ungeeignet: es sei der Brennpunkt der deutschen Obskuranz.

So war alles vorbereitet, als endlich im Frühjahr 1815 der neue Besitz für Preußen gesichert schien. In Köln hatte man die Hoffnung aufgegeben, obwohl der Haß gegen Bonn noch in alter Stärke glühte. Man war, offen gesagt, müde geworden. Dann kam Napoleons Rückkehr von Elba. Es galt, die Errungenschaften des letzten Krieges noch einmal gegen diesen Dämon zu verteidigen. Wer konnte wissen, wie sein Streich gelang, und ob er aus der Regierung Ludwigs XVIII. nicht eine ephemäre Erscheinung machen würde. Aber die Schlacht bei Belle Alliance ward geschlagen und nun senkte sich auch in Preußen die Wagschale zu Gunsten Bonns. Selbst der Finanzminister Graf von Bülow, der so gerne die Axt an den jungen Stamm der Berliner Universität gelegt hätte, war für die Schaffung der rheinischen. So war eigentlich sehr bald die Entscheidung zu Gunsten Bonns gefallen. Aber freilich, so glatt diese Propaganda sich mit Hilfe von Rehfues und anderen durchsetzte, selbst gegen Goethe, der über die „gesegneten Gebreite“ eine Denkschrift anfertigte, bis zur Gründung verging noch geraume Zeit. Welche Fülle von Denkschriften sind geschrieben worden, in welche bereits der gehässige Klang konfessioneller Anschauungen hineintönte, bis man zum Abschluß kam. Die einen sprachen von einer katholischen Grundlage einer paritätischen Universität. Die anderen forderten rückhaltlos die katholische Universität. Und doch wäre alles auf die Persönlichkeiten angekommen. Denn eine Universität wird nicht mit Statuten und Gründungsurkunden, sondern nur mit Persönlichkeiten geschaffen.

Doch schon hatten andere Elemente sich eingemischt. Man sprach von Görres wie von einer abgetanen Kraft, und suchte ihn auf ein erbärmliches Wartegeld zu setzen, das er gar nicht beanspruchte und auch gar nicht annahm. Und auch die wundervolle Erscheinung des Freiheitskämpfers und Freiheitssängers Arndt, der wie keiner berufen war, an der rheinischen Universität zu wirken, ward in schnödester Weise besudelt. Die Reaktion war bereits im vollsten Gange und mit ihr verband sich das Schwanken und Wanken der Berliner Regierung. Es ist viel von dieser Zeit gesprochen worden. Doch das historische Urteil gipfelt doch in der Anschauung, daß Preußen in seinem rheinischen Beamtentum viel Begabung, viel Kultur aufwies, aber daß der bezwingende Wille einer genialen Führung gefehlt hat. So war es kein Wunder, daß die Entscheidung vertagt wurde! Neue Erhebungen, neue Berichte, neue Gut-

achten, neue Denkschriften, das war alles, was geschah. Nur eines konnte man wahrnehmen, daß das konfessionelle und kirchenpolitische Moment immer unverkennbarer hervortrat. Daneben war nur noch eine Seite, freilich eine sehr wichtige, die finanzielle, von Bedeutung. Von Köln war wenig mehr die Rede. Auch Vater Arndt hatte sein Votum gegen die alte Bischofsstadt abgegeben und dabei gesagt, man sollte das Geschehene ehren, aber nicht einen Spuk damit treiben. Die Geschichte räume zuweilen sich selbst auf und mache große Einschnitte in die Zeiten, wie die Völkerwanderung, die Reformation und die französische, noch nicht geendigte Revolution. Und er stand nicht an, zu sagen, daß Köln drei faule Jahrhunderte verschlafen, und nichts für die deutsche Wissenschaft geleistet habe. Das weckte natürlich Widerspruch. Aber zu dem Mann der eigentlichen Entscheidungen drang das alles nicht. Der König war, wie jeder, so auch dieser Universität fremd. Dazu kam, daß die Teutonenmanieren ihn „irritierten". Jener Berliner Theatertumult bei der Aufführung von Zacharias Werners „Weihe der Kraft" empörte ihn und er sprach statt von einer Neugründung lieber von der Aufhebung jeder Hochschule, auf welcher der Geist der Zügellosigkeit nicht zu zügeln sei. Und dazu kam nun, daß Görres, ganz unabhängig von dem Universitätsgedanken, die Adresse wegen der Verfassung überreichte. Da gab es eine jener kurzen apodiktischen Äußerungen des Königs: „Görres muß fort." Und Görres mußte fort. Kein Wunder wenn die Besten der Nation ein Gefühl der Verzweiflung faßte. Denn wer von Bedeutung war, der wurde vom Plane weggedrängt. Man fürchtete alles: den deutschen Geist, den Geist der Hierarchie, den Geist der Bigotterie und einer unlauteren Mystik.

Es hat daher Mühe genug gekostet, den König zu der Kabinettsordre vom 26. November 1818 zu veranlassen, die ja noch nicht die endgültige Gründung der Universität bedeutete, aber doch schon die ersten 30 000 Taler zur Verfügung stellte. Und schon waren die Verhandlungen wegen der Berufungen ergangen. Und zwar war der Träger derselben kein anderer als Hardenbergs Leibarzt David Ferdinand Koreff. Er zog auf Werbung aus, um die Professoren für Bonn auszuheben. Man lachte darüber und nannte ihn den „le juif errant". Aber ihm lag Bonn am Herzen. Hatte er doch daran gedacht, sich selbst in der Rheinstadt eine Ruhestätte zu schaffen. Zunächst wandte er sich an August Wilhelm Schlegel, aber er erhielt eine Ablehnung. Das war zunächst. Denn später hatte der Führer der Romantik andere Motive, nach Bonn zu gehen. Er hatte die Tochter des Kirchenrats Paulus, des Feindes von Schelling, in Heidelberg heimgeführt, und das veranlaßte ihn, im Westen zu bleiben. Es half ihm freilich nichts. Denn die junge verwöhnte Dame blieb in Heidelberg und er ging allein nach Bonn. Und Koreff jubelte ihm begeistert zu: Eilen möge er, um mit seinen mächtigen geistigen Armen die Universität sogleich ins Empyreum zu erheben. Doch auch ihm gelang nicht einmal eine notdürftige Besetzung der Universität. Die philosophische Fakultät zählte am 10. Oktober erst zehn Professoren. Inzwischen unterhandelte Koreff mit dem Professor Sailer in Landshut, um ihn zu gleicher Zeit als Professor und als Bischof für Bonn zu

gewinnen. Dieser lehnte beides ab, wie er ja bei seiner Ernennung für Regensburg sofort seine Professur aufgegeben hat. In der Medizin wußte man eine einzige Berühmtheit, Professor Harleß, zu gewinnen. So konnte man in allen Fakultäten nur von mißglückten Versuchen sprechen. Endlich wurde die Stiftungsurkunde in Berlin ausgefertigt. Aber als der König auf der Reise zum Kongreß nach Aachen sich kurze Zeit in Bonn aufhielt und ihm die Dankadresse für die Stiftung der Universität überreicht wurde, da meinte er in seinem Unmut, die Universität sei noch gar nicht organisiert und aus seinen Worten konnte man schließen, daß der Gedanke noch völlig in der Luft hing, ja daß ein Wink des Königs die ganzen Versuche illusorisch machen könnte. Der Oberpräsident der Rheinprovinz, Solms-Laubach, suchte zwar die Sache soviel wie möglich zu vertuschen, aber er konnte doch nicht verhindern, daß diese Anschauungen allenthalben sich geltend machten.

Die Verstimmung des Königs aber — denn um eine solche handelte es sich —, war auf den Vierten Teil von Arndts „Geist der Zeit" zurückzuführen, der eben jetzt erschienen war. Er hatte darin von dem jämmerlichen Geschlecht der „Rückschreiter und Rückschleicher" gesprochen und wiederum die Forderung nach Verfassung und Preßfreiheit aufgestellt. Er hatte ferner die geheime Polizei als die Handlangerin der Hölle bezeichnet und die Gesinnungsschnüffelei als die welsche Pest gebrandmarkt. Ehrlicher, aber auch deutlicher hätte er nicht reden können. Wenn er nicht 20 Jahre wegen seiner klaren und bestimmten, seiner ehrlichen und echten Worte hätte leiden müssen, könnte man sie auch heute noch nur mit vielen Freuden lesen. Er mußte eben reden und schweigen, wie es ihm vom Herzen kam. Als er das Ordinariat für Bonn erhielt, schrieb er in dem Dankbrief: „In dem edlen Gebiet der deutschen Universitäten können die Geister nie zu kühn sein, daß sie und alles Erhabenste und Edelste der Zeit und des eigenen Volks, der Jugend, so gezeigt und so gedeutet werden, das wollen Ew. Durchlaucht gewiß." Niemand aber war mehr entrüstet als König Friedrich Wilhelm III. selbst, dem sein Polizeiminister, Fürst Wittgenstein, das Buch sofort in die Hände spielte. Hardenberg und Altenstein waren dadurch natürlich aufs schwerste kompromittiert, und es galt noch einmal, um die Universität Bonn zu kämpfen. Und das in einer Zeit, wo am Rhein, und man kann sagen, in der ganzen wissenschaftlichen Welt, der Glaube an die neue Universität völlig erloschen war. Denn was bedeutete eine Universität, an der die Professoren fehlten! Der König war gegen Hardenberg und Altenstein und auch gegen Bonn. Da mußte denn Koreff seinen Teil dazu tun und er schrieb an Schlegel, in fünf Tagen werde die Universität publiziert, Schlegel möge nach Bonn kommen und möge Tiedemann aus Heidelberg mitbringen. In der Zeitung erschien eine gewaltige Fanfare und am 18. Oktober erfolgte wirklich die Ausfertigung der königlichen Stiftungsurkunde.

Noch war freilich nichts fertig. Das Verzeichnis, das jetzt in Deutsch und Latein gedruckt wurde, zeigte nur die Ankündigung von elf Ordinarien und sieben Extraordinarien, die juristische und die theologisch-katholische Fakultät fehlten noch. Und schon tobte auf dem Kongreß in Aachen der Kampf um

Arndt. Hardenberg wollte ihn retten und erklärte, er sei ja noch gar nicht ernannt, also sei eine Maßregelung nicht möglich. Auch der alte Freiherr von Stein hatte sich für ihn verwendet, und so begnügte man sich mit einem Verweis, der freilich allen Universitäten mitgeteilt wurde. Das war die erste Weihe der Universität Bonn. Görres urteilte daher über diese Gründung: „Unter Zittern und Zagen ist nun die Universität aufgetan. Sie kann viel Gutes bringen, wenn der Unsegen sie nicht trifft, der auf alles, was sich von heute oder gestern datiert, zu fallen pflegt. Arndt mit seinem „Geist der Zeit“ hätte beinahe einen Fluch auf sie noch im Mutterleibe herabgezogen. Inzwischen ist die Arme dem Unglück noch glücklich entgangen, ein schwaches Kindlein in Baumwolle eingepackt. Mich hat sie zu groß oder zu klein in Geistesrang für sie gehalten.“

Die Universität hatte in der Tat einen bösen Anfang und ging noch böseren Zeiten entgegen. Denn niemals war der Boden für die preußischen Universitäten heißer als in diesem Augenblick. Die Gründung ist deshalb eine ganz andere als die von Berlin und Breslau. Dort war man des Gottes und der Begeisterung voll. Die Not hatte die besseren Geister geweckt. Jetzt war alles gewonnen und man fiel zurück in das Wesen der alten Schablone und mit ihr erwachte die alte Härte und Kurzsichtigkeit. Die Gründung Bonns hängt mit dem Beginn der Demagogenverfolgung aufs engste zusammen. So ist sie von Anfang an mit ausgesuchter Härte behandelt worden und man hat ihr mit voller Absicht die nationale Anziehungskraft genommen. Wie schade, wenn man denkt, wie gerade jetzt alles auf Bonn blickte und alle beglückwünschten, die dort nun leben und wirken durften. Man erinnerte an das Lied Lord Byrons, der das rheinische Paradies angejubelt und wo nun die Prosa doch nur Prosa fand. Denn in der Franzosenzeit war die Bevölkerung Bonns auf das letzte Zehntausend herabgesunken. Es fehlten eigentlich alle Voraussetzungen für eine Universitätsstadt und es tat wirklich die königliche Freigebigkeit, die trotz allem sich jetzt geltend machte, not. Denn im ersten Jahre hat er nicht weniger als 89 694 Taler dafür gegeben. In der Stadt gab es Enttäuschungen bei den Professoren, die keine Wohnungen finden konnten, und nicht minder bei den Studenten.

Aber eine Universität trägt immer die Kraft des Werdens in sich durch das Zusammenwirken von Professoren und Studentenschaft. So zeigte der Fackelzug am Erinnerungstage der Schlacht von Belle Alliance am 18. Juni Freude und Jubel und nicht minder festlich war der Ball zwei Tage darauf, der zu Ehren des Herzogs Karl August gegeben wurde. Am 3. August war dann die große Feier, bei der Fr. Gottl. Welcker die Festrede hielt. Er tats, obwohl ganz kurz vorher der Schlag gegen Arndt erfolgt war und auch er schon den Leidensweg, den er solange schreiten sollte, betreten hatte. Doch die Universität ließ sich nicht einschüchtern. Sofort wurde der Ehrendoktor für Arndt beantragt und als nun bei der Rektorwahl der Chemiker Kastner ablehnte, da war man in Berlin aufs äußerste empört. Denn er berief sich auf seine ungenaue Kenntnis der dortigen Gerichtsbarkeit. Er würde

nicht in der Lage sein, Kollegen und Studenten gegen Angriffe zu schützen, welche die persönliche Freiheit und das Eigentumsrecht auf die Papiere jedes einzelnen stets bedrohen; er vermöge nicht einmal die nur leider zu begründete Behauptung zu entkräften, „daß die schöne Zeit vorüber sei, wo man in das Preußische gehen mußte, um frei und der Überzeugung gemäß denken und lehren zu können. Er würde, geheime Polizei und deren Elemente überall wähnend, nur unglücklich sein, wenn er jemals das Rektorat übernehmen sollte und vielleicht in den ersten Wochen seines Amtes wieder entsetzt werden müßte." Es folgten in der Tat schauerliche Auftritte. Die Karlsbader Beschlüsse weckten eine unheimliche Energie der preußischen Regierung. Die Anhänger des Polizeistaates konnten und wollten ihre Stellung nicht anders verteidigen als durch die Verdächtigung und die Verurteilung der anderen. War doch von einem gewissen Julius von Voß eben die Broschüre „Sendschreiben eines Brandenburgers" erschienen, in welchem die erhabenen Worte standen, die Dynastie Hohenzollern möge sich vorsehen: alle die Übel entstammen jenen Maßregeln von 1813.

Auf dem Aachener Kongreß und seinen Verhandlungen gewann Fürst Wittgenstein die Ermutigung zu neuem Vorgehen gegen die Universitäten und vor allem gegen Bonn. Und doch war die Studentenschaft durchaus ruhig und betrug sich im hohen Grade würdig. Man hörte von keinem Tumult, von keiner nächtlichen Radauszene, nicht einmal von einem Duell. Erst im Jahre 1819 wird ein solches denunziert und dieses war von Freunden arrangiert, um den üblen Eindruck zu vertuschen, daß es in Bonn allzu friedlich hergehe. Es ging, wie es damals hieß, ein idyllischer Zug durch das ganze akademische Leben und wenn man die Liste der ersten Studierenden durchliest und darin die Namen Hengstenberg, Hoffmann von Fallersleben, Wolfgang Menzel, Johannes Müller, Justus Liebig, Heinrich Heine, Karl Simrock, Ernst Jarcke liest, so muß man staunen, welche Anziehungskraft die junge Universität sofort hatte. Besonders gewann die Universität durch den Zuzug aus Jena. „Die Jenenser", so schrieb damals Hengstenberg, „verdienen in allem Betracht den Vorzug vor den Bürgern der anderen Universitäten. Fast alle die, welche von Jena hierhergekommen sind, zeichnen sich durch musterhaftes Betragen aus." Und doch waren sie es, die die besten Klingen führten und mit den Gießener „Schwarzen" aufs engste verbunden waren, und die stets als die eigentlichen Träger der Revolution unter den Studenten behandelt wurden.

Da erfolgte das unselige Attentat des armen Sand gegen Kotzebue am 31. März, dem am 1. Juli das mißglückte des Apothekers Löning gegen den nassauischen Rat von Ibell folgte. Es wurde sofort auch in Bonn eine Untersuchung eingeleitet, die sich zumal gegen den Privatdozenten Steingass und gegen van Calker richtete. Dazu kamen natürlich noch Arndt, die Brüder Welcker und der Chemiker Kastner. Solange die Untersuchung in den Händen der akademischen Behörden lag, war, zumal für die Studenten, nichts zu fürchten. Aber der Ingrimm richtete sich vor allem gegen die Hauptschuldigen unter den Lehrern. In Berlin wurde Schleiermacher als Jugendverderber gebrand-

markt. Gegen Arndt war die Amtsenthebung zwar noch nicht ausgesprochen, wohl aber die Untersuchung eingeleitet. Nachdem er sich im Jahre 1817 mit Schleiermachers Schwester, Nanna, vermählt hatte, war er umso verdächtiger. Der Präsident Solms-Laubach suchte ihm den Beschluß des Ministers in möglichst milder Form zu übermitteln. Der alte Kämpe stand tapfer und entschieden vor ihm und sprach seine Meinung ruhig aus. Er schrieb auch, daß er wisse, in welcher Esse die Pfeile geschmiedet seien, die alles frische Hochwild in den deutschen Gauen fällen möchten. Der Minister nahm diesen Brief nicht an, sondern ließ ihn unter dem Einfluß von Solms-Laubach neu redigieren. Dann aber ging die Ordre des Verweises an sämtliche Universitäten hinaus mit der Drohung, daß alle Widerspenstigen abgesetzt werden sollten. Merkwürdigerweise sind nur aus Berlin und Bonn Proteste gegen dieses unerhörte Vorgehen erfolgt. Bonn ließ es sich nicht nehmen, seinen schmerzlichen Ausdruck kund zu geben über die niederschlagende Wirkung dieses Schrittes auf die stolze und freudige Stimmung des erst in seine neue Laufbahn eingetretenen Lehrkörpers. Man betonte das unerschütterliche Pflichtgefühl, aber man sah das Schlimmste darin, daß man von seiten der Regierung die Notwendigkeit einer sachlichen Prüfung aus den Augen verloren hatte. Der Leiter dieses ganzen Unternehmens, jener Kamptz, ließ nur seinen Zorn walten darüber, daß die Studenten seinem „Kodex der Gendarmen" den Feuertod bereitet hatten. Seine gekränkte Eitelkeit hat zweifellos mit zu der Verschärfung dieses ganzen schmählichen Handels beigetragen.

Aber man war noch lange nicht am Ende. Am 5. Juli erging der Befehl zur Haussuchung bei Arndt und den beiden Welcker und am 14. Juli wurde dieselbe unter Aufgebot von militärischer Macht vollzogen, ohne daß man den Rektor von diesem Vorhaben verständigt hätte. Es erfolgte eine schamlose Durchwühlung aller Papiere. Selbst die Briefe der Frauen wurden durchstöbert und gelesen. Da griff der akademische Senat besonnen und energisch ein und sandte einen geharnischten Protest an das Ministerium. Er betonte vor allem diese grauenvolle Entheiligung des Geheimnisses in dem Hause der Professoren. Solms-Laubach trat für diesen Protest bei Altenstein mit seiner ganzen Persönlichkeit ein. Auch der Justizminister legte Verwahrung ein gegen die Vergewaltigung des ihm unterstellten Rechtswesens und verlangte die Ernennung einer Justizkommission. Aber alles war verlorenes Spiel gegenüber den in Teplitz und Karlsbad angeregten und gefaßten Beschlüssen, welche Dahlmann als den „Septembermord an den deutschen Universitäten" bezeichnet hat. Doch so sehr dieses System fast einstimmig Verurteilung fand, so sehr wurde es durch die törichte Auswahl der Vollzugsorgane verschärft. Ja, es erhielt dadurch einen geradezu tragischen Zug. Wenn man gegen diese niedrigen und armseligen Beamtenseelen die stolzen Namen der Verfolgten und Gezeichneten hält, so muß man über diese krankhafte Mißdeutung ihres Wesens und ihres Wirkens staunen. Denn was waren jene und was waren die Verfolgten: Savigny, Schleiermacher, de Wette, Gneisenau, Arndt und Welcker! Aber der mutige Arndt hat damals

an den Freiherrn von Stein die Worte geschrieben, die eigentlich das ganze Rätsel lösen: „Warum hat uns Gott für diese Tage keinen Fürsten beschieden mit hohem Stolz und lichtem Geist? Wie leicht wäre diese Zeit zu führen gewesen.“ Dafür wurde Arndt zur Verantwortung gezogen wegen einzelner Sätze, die, wie er nachweisen konnte, nichts anderes waren als Randbemerkungen des Königs selbst zu einer Denkschrift an Gneisenau.

Aber man glaubte die Universität Bonn noch schärfer unter die Lupe nehmen zu müssen und aus diesem Grunde wurde Rehfues als Reichsbevollmächtigter für die Universität bestellt. Der Beschluß erntete eine sehr starke Kritik des Senats, die mit der Ordre vom 18. November beantwortet wurde, welche die Zensurfreiheit der Universität auf fünf Jahre suspendierte. Rehfues hat, freilich mit gemischten Gefühlen, 22 Jahre lang dieses Amtes gewaltet. Er stand dabei völlig in dem Dienst der Reaktion, und es schien, als ob die Wirksamkeit von Rektor und Senat vollständig vernichtet sei: unbeschränkte Polizeigewalt, Einwirkung auf den Geist der akademischen Vorträge, Entmündigung der Wissenschaft, entwürdigendes Angebertum und dabei die Behörde unnahbar und hart! Aber der hartköpfige Württemberger und durch seine vielen Abenteuer in keiner Weise belehrte Stiftler meinte: Die ganze Universität sei eine Burschenschaft und eine Burschenschaft im ganzen trotze mit jener Wichtigkeit, die sich die deutsche Jugend beimesse. Der Unmut werde auf jede Weise geäußert, sogar sein Leben sei nicht ohne Gefahr! Ein tiefer gehendes Mißverständnis konnte es in der Tat nicht geben.

So gingen die Verfolgungen ruhig weiter. Man zitierte jetzt den berühmten Chemiker Kastner, der sich vergeblich beschwerte, daß man ihm kein Protokoll seiner Vernehmung vorlege. Ebenso wurde gegen den jungen Ph. von Calker das Verfahren eingeleitet. Er wurde in einer langwierigen Untersuchung hingehalten, bei der nichts herauskam, was selbst Rehfues bestätigen mußte. Die Untersuchungen sollten sich sogar gegen den Präsidenten Solms-Laubach, Schleiermacher und den Buchhändler Reimer richten. So dekretierte die große Zentraluntersuchungskommission in Mainz, so daß selbst der Reichsbevollmächtigte sein Befremden äußerte, daß man ihn immer auf jene aufmerksam mache, welche die Tüchtigsten und Gescheitesten auf der ganzen Universität seien. Aber er verfügte doch die Auflösung jener „Allgemeinheit“, in welcher sich ein Teil der Studentenschaft zusammengefunden hatte und die im Jahre 1820 sich als Burschenschaft konstituierte. Doch suchte er selbst einzulenken. Aber da stieß er beim Ministerium auf Hindernisse. Die Studenten brachten in jenen Tagen ihrem hochverehrten Lehrer Arndt einen Fackelzug, der von der Universität gebilligt und auch von Rehfues nicht weiter getadelt wurde. Aber das Ministerium erteilte letzterem einen schweren Verweis, daß er nichts gegen diese Kundgebung des öffentlichen Trotzes getan hätte. Der Rektor Mittermeyer hatte freilich kurz und bündig erklärt, daß es sich um eine unpolitische Bekundung der Anhänglichkeit an den geliebten Lehrer handle und er bedauere das fortwährende Mißtrauen gegen die Universität.

Dieses Mißtrauen der Regierung richtete sich auch gegen Rehfues, der während der ganzen Zeit seiner Bonner Wirksamkeit eigentlich von beiden Seiten gründlich mißverstanden worden ist. Er paßte seiner ganzen Anlage und seiner ganzen Gebarung nach nicht für diese Stelle. Denn er war Romanschriftsteller und konnte es eigentlich nicht verwinden, daß ihm gerade von seiten der Universität Vorwürfe gemacht wurden, die ihn als „einen hartherzigen Böotier“ erscheinen ließen. Gewiß, er wahrte der Universität gegenüber den ihm selbst unleidigen Standpunkt der Regierung, aber dieser legte er doch in voller Offenheit dar, daß vieles nur allmählich entwirrt werden könne, wenn die Universität nicht schnell an Lehrern und Schülern veröden solle. Es war also ein gründliches Mißverstehen, wenn jetzt Reichsvertreter und Universität im schärfsten Mißtrauen gegen einander standen und der Versuch von Rehfues, ein persönliches Verhältnis, an dem ihm alles lag, herzustellen, scheiterte. Man protestierte gegen seine Ernennung und erklärte, daß die Zusage der Unantastbarkeit der wissenschaftlichen Methode in unversöhnlichem Widerspruch zu der von dem Regierungsbeamten geforderten Beeinflussung des akademischen Unterrichts stehe. Was vor Jahrhunderten zur Enthauptung des sächsischen Kanzlers Nikolaus Kroll und zur Verfolgung eines Galliläi geführt habe, die Brandmarkung der unverdächtigen Äußerungen mit dem Stempel der Gefährlichkeit, könne sich jetzt ebensogut wiederholen.

Und die Folgen machten sich alsbald bemerkbar. Professor Steingaß ging und am 3. Dezember 1819 reichte Schlegel sein Entlassungsgesuch ein. Denn ihm sei Heiterkeit und Ruhe das unerläßliche Bedürfnis seines Wirkens und dazu fehle in Bonn eben alles und nicht bloß in Bonn. Er verzichtete auch auf Berlin. Denn er wollte lieber aus dem Fenster springen, als sich hinauswerfen lassen. Da mußten Koreff und Schultz wieder eingreifen und ihn begütigen. In der Tat gelang es, sein Verhältnis zur Universität wieder zu regeln. Doch das war nicht der einzige Streitfall. Die Verhandlungen gegen Arndt und C. Welcker zogen sich in die Länge und die Regierung wünschte die Fortsetzung der Vorlesungen über Geschichte durch einen anderen. Aber davon wollte die Universität nichts wissen und sie betonte ausdrücklich, daß die beiden ihre Tätigkeit an der Universität im vollen Maße wieder aufnehmen könnten. Vergebene Hoffnung. Eine baldige Unschuldserklärung der beiden war nicht zu erwarten. Sie schrieben deshalb: „Wir dürfen es nicht verhehlen, daß der uns bisher bekannt gewordene Gang der Untersuchung uns mit den traurigsten Besorgnissen erfüllt und die trübsten Gefühle weckt. Es scheint uns ein heiliges, unantastbares, durch alle neueren Verfassungsurkunden garantiertes Recht jedes Bürgers zu sein, daß ihm, wenn der Staat als Kläger auftritt und wegen Verdachts eine Untersuchung verfügt, auf das schnellste jeder Grund der Anschuldigung mitgeteilt und die umfassendste Verteidigung möglich gemacht werde.“ Aber das Ministerium hielt gewissermaßen an den Maximen des König Friedrich Wilhelm I. fest, der in seinem Tabakkollegium einen Professor als Hanswurst und Lustigmacher behandeln zu können glaubte. Es schien, als dürfte ein preußischer Professor keine persönliche und bürger-

liche Ehre haben. Die gesetzwidrige Haussuchung blieb ungesühnt und Mittermeyer wurde als Verteidiger abgewiesen.

Da stellte die Universität die Herausgabe ihrer Jahrbücher ein. Das war die Antwort auf die fünfjährige Entziehung der Zensurfreiheit. Bei der Rektorwahl 1820 wurde Mittermeyer auserkoren, K. Th. Welcker aber zum Dekan ernannt. Das war deutliche Sprache und die Regierung wagte in der Tat nicht, ihn abzulehnen. Die Antwort war lediglich eine verschärfte Überwachung. Aber diese Maßregel konnte man ruhig zu den übrigen legen. Die ganze Universität war von tiefstem Mißtrauen erfüllt und sehr viele trachteten aus dieser qualvollen Situation, die jede freie wissenschaftliche Entfaltung, ja selbst jede wissenschaftliche Betätigung hemmte, hinauszukommen. Mittermeyer reichte sein Entlassungsgesuch ein. Er hatte einen Ruf nach Heidelberg und Kastner war bereit, dem Rufe nach Erlangen zu folgen. Es hat etwas Rührendes, wie sich die Universität für Arndt ins Zeug legte und ausdrücklich erklärte, daß man durch die endlose Ausdehnung des Verfahrens ihn in einen wahrhaft rechtlosen Zustand versetzen wolle. In der ganzen Zeit des aufgeklärten Despotismus hat es denn auch kein so ungerechtes, verlogenes Verfahren gegeben als das gegen Arndt. Aber auf Besserung war nicht zu hoffen. Als der König im Sommer 1821 zu kurzem Aufenthalt in Bonn erschien, ließen sich ein paar Studenten harmlose Ungehörigkeiten zuschulden kommen. Sie behielten die Mütze auf und rauchten weiter. Die Folge war, daß sowohl der Rektor wie Rehfues aufs ungnädigste empfangen wurden und der König ihnen sagte, es sei hier keine Ordnung und keine Zucht. Rehfues gab seinen Empfindungen Altenstein gegenüber offenen Ausdruck. Aber der Minister antwortete durchaus ablehnend. Er tadelte die allzu milde Behandlung der akademischen Unzufriedenheit, die in keiner Weise zulässig sei. „Auch abgesehen von aller politischen Tendenz liegt in dem Wesen der Studierenden etwas Unnatürliches, eine gewisse unheimliche Finsterkeit, ein Dünkel, welchem jeder Unwert eine verwerfliche Korrektur gibt. S. M. glauben nicht mit Unrecht, daß solches durch die ganze Erziehung und zu großer Nachsicht der Lehrer auf der Universität, wenigstens durch zu wenig Tätigkeit derselben entgegenzuwirken, veranlaßt sei.“

So wurde die Reizbarkeit der Professoren und Studenten nur immer gesteigert. Es ist unbegreiflich, wie wenige Jahre nach der Gründung der Universität diese unglaubliche Verständnislosigkeit für alles akademische Leben sich geltend machen konnte. Von den Maßregeln, wie zum Beispiel der Auflösung der Burschenschaft Germania im Februar 1822 und von den abenteuerlichen Ausschreitungen der Studenten bei der Erstürmung der Stadt Siegburg, die sich gegen einige Kommilitonen vergangen hatte, sprechen wir nicht. Aber ganz anders war die geradezu despotische Einwirkung des Königs auf die Ausschmückung der Aula, die von keinem anderen als Cornelius mit den symbolischen Bildern der Fakultäten versehen werden sollte: der König ist über die Bibelsprüche, die auf den von Engeln gehaltenen Schildern angebracht waren, empört und verlangt ihre Entfernung. Es ist selbstverständlich, daß die Schü-

ler des Cornelius sich weigern, sie zu entfernen. Schließlich ist es Ernst Förster, der im letzten Augenblick die angegriffenen Buchstaben mit dem in Kalk getauchten Pinsel überstreicht. Das Tragikomische nun war, daß Förster sofort von seiner Arbeit weg verhaftet wurde und das Bezeichnende, daß Cornelius alsbald seine Berufung nach München annahm und von den Malern keiner übrig blieb, als Jakob Götzenberger, der bis 1836 endlich die Fertigstellung der Bilder vollbrachte, die nicht weniger als 22 000 Taler gekostet haben. Mit Recht sagten sich die Professoren in Bonn, daß die Bilder die gleiche Krisis durchgemacht hätten, wie die Fakultäten selbst.

Aber was kommen mußte, kam. Glänzende Namen verschwanden von der Universität und die Berufung anderer Größen war mißglückt. Niemand wollte sich in diesen Hexenkessel staatlicher Verfolgung begeben. Denn wer hätte hier festen Fuß fassen können! Von irgendwelcher Tradition war nicht die Rede und das Wort, das später beim 50jährigen Jubiläum gesprochen wurde, die Universität sei niemals jung gewesen, bewährte sich jetzt in geradezu tragischer Weise. Dazu kam, daß die auf Parität gegründete Universität wie keine andere den kirchlichen Streitigkeiten preisgegeben war. Im Jahre 1825 verdichteten sich die Angriffe gegen Hermes zu einer heftigen Fehde, deren vollen Ausbruch freilich der kranke und leidende Mann nicht mehr erlebte. Es war ganz klar, in Berlin fehlte das absolute Verständnis für die Stellung eines katholischen Kirchenfürsten in seiner Kirche und seinen Gläubigen gegenüber, in dem damaligen Kulturkampf nicht minder wie in dem der Falk'schen Ära. Es war weniger ein Konflikt der beiden theologischen Fakultäten, als der notwendige Kampf, wie er sich innerhalb der katholischen ergab. Dort waren eine Reihe junger Kräfte zur Habilitation gelangt. So vor allem August Freiherr von Droste-Hülshoff, dem eine glänzende Karriere bevorstand, der aber schon im Jahre 1832 gestorben ist.

Während nun allmählich doch die Fakultäten sich ergänzten und eine Reihe wirklich führender Geister nach Bonn kamen, freilich, um alsbald wieder zu verschwinden, bereitete sich der religiöse Kampf vor. Man hätte meinen mögen, daß bei der Bedeutung der philosophischen und juristischen Fakultät, ganz abgesehen von der medizinischen, ein solches Konzentrieren auf eine religiöse Frage unmöglich gewesen wäre. Aber man darf auch nicht in Abrede stellen, daß in der Tat eine ganze Reihe von hervorragenden Männern jetzt Einfluß gewann, und daß vor allem die klassischen Sprachen und die Altertumskunde hier einer schönen Blüte entgegengeführt wurden. Zumal das Wirken Niebuhrs war von allergrößter Bedeutung. Denn mit ihm trat ein Mann in den akademischen Kreis, der eigentlich nicht zum Professor geboren war und es auch gar nicht sein wollte, der aber den tiefen Geist seiner großen und bedeutenden Natur und sein ungemeines Können in den Dienst von Bonn gestellt hat. Er gehört eben zu jenen Persönlichkeiten, die auf die Entwicklung ihrer Wissenschaft den größten Einfluß geübt haben, so daß alle die großen Historiker, auf denen die Bedeutung der Geschichtswissenschaft be-

ruht, sich als seine Schüler fühlten, wenn sie auch nie zu seinen Füßen gesessen waren.

Daneben darf man die Bedeutung August Wilhelm Schlegels in keiner Weise unterschätzen. So sehr seine eigenen Bestrebungen auseinandergingen, so großzügig war er in den Anregungen, die er zu geben wußte und zwar vom Sanskrit bis zu den historischen und auch den romanischen Sprachwissenschaften. Dazu kam Professor Heinrich, der wegen eines kleinlichen und armseligen Konflikts suspendiert werden sollte. Auch er war eine Stütze der Philologie in Bonn. Aus diesem Grunde hatte sich Niebuhr für ihn verwendet, hat aber dessen Bleiben nur dadurch erwirkt, daß er die Regierung vor eine Alternative stellte: Erhalten Sie Heinrich, so erhalten Sie der Universität auch mich. Aber Heinrich war nicht der Mann, der danken konnte oder auch nur einen Augenblick diesem Gefühl sich hingegeben hätte. Seine Antwort war, daß er in Bonn erklärte, Deutschland habe keine Geschichtsschreiber, und sich soweit fortreißen ließ, daß er mit jenen anderen ebenso unwissenschaftlichen wie plumpen Menschen den Kampf gegen die römische Geschichte Niebuhrs unternahm. In der Antwort Niebuhrs zeigt sich dessen ganze Persönlichkeit. „Herr Professor Heinrich", so schrieb er im Februar 1828 an Rehfues, „scheint sich die Aufgabe genommen zu haben — Gott mag wissen warum — mich zu überzeugen, daß die Geschichte von dem Geräderten, welcher den anklagt, der ihn vom Rade genommen, möglich sei. Mag man ihn denn nun sieden und braten, wenn er sich in böse Händel verwickelt, ich werde keinen Finger weiter für ihn ausstrecken."

Trotz allem vollzog sich der Ausbau der Hochschule. Man kam endlich in dem mühseligen Werdeprozeß zum Abschluß der sogenannten Universitätsverfassung und dachte jetzt wirklich daran, die längst geplante feierliche Einweihung nachzuholen, zumal ja im Jahre 1829 das erste Tausend der Hörerschaft erreicht war! Und nun kam ein großer Moment. Der König fuhr auf einem Rheindampfer an der Universitätsstadt vorbei, er wurde von der Universität feierlich begrüßt und Schlegel war veranlaßt worden, ein Begrüßungsgedicht, und zwar in lateinischer und deutscher Sprache, zu machen. Er unterzog sich in glänzender Weise diesem Auftrag, doch muß man gestehen, daß sein Gedicht mehr den Dampfer feierte als den König, den jener trug. Immerhin stand er damals noch auf voller Höhe und galt als der glänzendste Stern von Bonn, obwohl er es im Grunde nicht mehr war. Bonns Stellung entsprach überhaupt der Armseligkeit des politischen Daseins, zu dem Deutschland gewissermaßen sich selbst verurteilt hatte. Und wenn jetzt noch die Menschen von den politischen Dingen hinweg sich ins Reich der Geister zu flüchten suchten, so war dies nach dem schönen Worte „eine Flucht in das Reich der Toten". Denn gerade jetzt starben an den Universitäten alle bedeutenden Männer, wie im Lande selbst. Niebuhr und Hegel, Stein und Humboldt sind dahingegangen, Schleiermacher und vor allem Goethe.

Es ist die Zeit, da sich Immermann den Stoff zurechtlegte für seinen Roman „Die Epigonen". In der Tat, eine Zeit der Epigonen war angebrochen

für das geistige Leben der Nation, für das politische und für das der Universitäten. Freilich, in Bonn zeigte sich der Einfluß zumal im Sinken der Frequenz. Doch das war eine Erscheinung, die auf allen deutschen Universitäten sich geltend machte, bei denen aber neben den politischen Verhältnissen wohl auch wirtschaftliche mitwirkten. Bonn wurde eine teure Stadt. Es wurde, wie später Heidelberg, zu einer Siedelung der Engländer und hatte aufgehört, eine „unschuldige, einfache Landstadt“ zu sein. Die Rheindampfer brachten alljährlich zur Sommerszeit Tausende und Abertausende deutscher und fremder Besucher, und die deutsche Dichtung hatte eigentlich keinen anderen Stoff mehr als die Verherrlichung des Rheins. Aber trotzdem war die Rivalin Bonns, Heidelberg, soweit über Bonn hinausgewachsen, daß der Freund des Kronprinzen, Bunsen, von einem Sinken der Universität auch an Geist sprach.

Es war die Periode, wo sich die unheimlichen Nachrichten verbreiteten, das preußische Kultusministerium beabsichtige die Aufhebung Bonns. Aber davon war keine Rede und konnte keine Rede sein. Altenstein hätte höchstens die alte Universität Greifswald der augenblicklichen Lage des Staates geopfert. Bonn aber hatte seine besondere Bedeutung als Grenzuniversität. Man darf nicht vergessen, daß die Verbindung Preußens mit den Rheinlanden noch keineswegs eine vollkommene und durchdrungene war und französische Einflüsse noch immer über die Grenze herüberdrangen. Das mindert nicht Preußens Gesamtverdienst. Jedenfalls hat die politische Verwaltung dabei mehr getan als das Kultusministerium. Wenn wir zum Beispiel in Bismarcks Leben seinen Aufenthalt in Aachen betrachten, seine Eindrücke, die er hier sammelte, so sagen uns diese, daß Preußen in der Tat den besseren und begabteren Teil seiner Beamten in die neuen Provinzen geschickt hat, um sie völlig dem Staate zu amalgamisieren. Noch vor dem Krieg haben Rheinländer, welche die Geschichte und den Geist ihres Landes völlig kannten, versichert, daß ohne dieses Walten der preußischen Regierung von einer Eindeutschung der Rheinprovinz keine Rede hätte sein können, sondern daß sie unter Umständen, wenn sie französisch geblieben wären, eben der Französierung verfallen wären. Auch im Kultusministerium fehlte es bei einzelnen nicht an Verständnis für diese Gefahr. Aber es lag auf der anderen Seite an den Persönlichkeiten, die das gesunde Wirken anderer unmöglich machten. So hätte zum Beispiel gerade Rehfues eine ganz andere Rolle spielen können, wenn er einerseits nicht von seinem persönlichen Ehrgeiz geleitet, andererseits nicht immer mißverstanden worden wäre. Man hätte ihn wohl nach Berlin geholt. Aber auch dorthin paßte er nicht und eine Reform des Zensurwesens war von ihm, „dem großen Unbekannten“, am wenigsten zu erwarten. Denn wenn man seine historischen Romane liest, so muß man gestehen, daß diese selbst nicht mit Unrecht der Zensur Bedenken und selbst Schwierigkeiten bereitet hätten. Aber er ist es doch, der die große Gefahr einer neuen französischen Rheinpolitik erkannte und dieser in einer sehr scharfen und auch sehr guten Polemik entgegentrat. Aber nachdem die neue Periode professorischer und studentischer Verfolgung, die sich aus der Wirkung der Julirevolution ergab

und bei der nur mit grauenvoller Härte vorgegangen wurde, — denn es wurden für Preußen nicht weniger als 192 Urteile, davon 39 Todesurteile (vier zum Rad), die dann mit „grenzenloser“ Milde zu 30jähriger Festungshaft gemindert wurden, — ergab sich doch für Bonn eine etwas bessere Lage. Denn schon Rehfues hatte im Jahre 1831 betont, daß sich die Akademiker im Kriegsfall glänzend bewähren würden, daß die Burschenschaften ruhig geworden, daß keine politischen Aufläufe statthätten. Aber F. G. Welcker hatte ein paar alte Aufsätze aus dem Jahre 1815 zu veröffentlichen gewagt und wurde suspendiert, ebenso wie sein Bruder in Freiburg wegen seines Zusammenwirkens mit Rotteck gemaßregelt wurde. Die Studentenschaft aber genoß den starken Schutz von Senat und Kurator. Und so kam es denn doch nur zu kleineren Vorstößen. Dabei wurde freilich die Burschenschaft wieder einmal aufgelöst. Denn der Regierungsreferendar Bitkow betrieb sein Spionagesystem ruhig weiter.

Indessen drangen doch die Wirkungen, wie sie sich aus der ganzen Stellung des östlichen Preußens und zum Beispiel aus der Schrift des Expräsidenten von Lüttwitz ergaben, das den schönen Titel hatte „Über die deutschen Universitäten und ihre notwendige Zerstörung“, keineswegs bis an den Rhein. So konnte der religiöse Konflikt ruhig weiterglimmen. Hermes und seine Schüler genossen die Gunst der Regierung und diese durfte ja mit der ganzen Haltung der Hermesianer zufrieden sein, ebenso wie die Vermittlungstheologen rührend genug ihre Wirksamkeit ausübten. So hat im Jahre 1830 zum Jubiläum der Augsburger Konfession der Professor Gießeler als Haupttugend der fürstlichen Bekenner von 1530 die Bescheidenheit gerühmt. Sanfter konnte man nicht vorgehen. Aber anders wurde es, als eine Reihe von Konversionen, die sich in Bonn selbst abspielten, den Geist bei den protestantischen Theologen verschärfte. Man sah sich in eine gewisse Verteidigungsstellung gedrängt, die um so peinlicher wurde, als ein Fall sich geltend machte, der freilich keinen religiösen Charakter trug. Der Professor Reinwald hatte einen kleinen Skandal mit der Gattin eines katholischen Professors der Medizin provoziert und mußte natürlich weichen. Dazu kam, daß der Nachwuchs bei der Schwierigkeit des Doktorats keineswegs sehr reichlich war.

Dennoch kamen in die protestantische Fakultät nun zwei Männer von eminenter Bedeutung. Der eine war Gottfried Kinkel, der sich als Theologe habilitierte, aber gar bald seine eigenen Wege ging und, wenn er auch als Dichter noch ein Dichter des Herrn sein wollte, doch der Religion der Schönheit huldigte und auf sein Panier Liebe und Leidenschaft schrieb. Der andere war Bruno Bauer, der im Jahre 1839 von Berlin nach Bonn versetzt und von der Fakultät mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen wurde. Eine „gefahrlosere“ Ergänzung wäre ihr zweifellos lieber gewesen. Denn es war viel bequemer, mit jener milden Dosis von Orthodoxie und Pietismus zu wirken, als sich mit solchen Kampfnaturen abzufinden, wie es zweifellos Bruno Bauer war. In der Tat bot Bonn damals ein geradezu rührendes Bild von Frömmigkeit, und zwar nicht eigentlich bei den Professoren der Theologie. Der Mathematiker

Diesterweg fühlte sich als Schüler von Jung-Stilling. Und dann drang der Wuppertaler Pietismus herüber durch den braven Krug, der jetzt einen katholichen Roman gegen Goethes „Werthers Leiden“ zu schreiben sich berufen fand. Auch das Haus des Juristen Bethmann-Hollweg war ein Sitz großer Frömmigkeit. Die Art und Weise, wie der reiche Mann wirkte, ist nicht ohne Reiz. Denn in seinem Hause konnten hilfsbedürftige Studenten mit einer, sei es nun echten oder verstellten Miene von Frömmigkeit, so manche Spende aus der „Kasse der Vorsehung“ erhalten. Kein Wunder, wenn Professor Nitzsch gegen diese fromme „Leserei“ wetterte und sein Wunsch, aus Bonn fortzukommen, stärker wurde. Denn selbstverständlich fand diese protestantische Frömmelei sofort die Nachahmung in katholischen Familien, wie zum Beispiel im Hause Windischmann, und ein Graf Bylandt wußte Wunder zu erzählen von Gebetskunst und Gebetsinbrunst.

Wie anders dagegen Gottfried Kinkel, der sein Spiegelbild in dem germanischen Gott Thor sah! Aber interessant ist doch das Herüberschlagen jener Funken aus dem Lager des Père Lammenais, die schon Niebuhr im hohen Grade gefährlich erschienen waren. Nun begannen sich die verschiedenen Konventikel zu gruppieren: auf katholischer Seite bedeutete Windischmann den Patriarchen des Glaubens, er hatte seine Beziehungen zu den Universitäten Mecheln und Löwen und auch zu einzelnen katholischen Heisspornen in der Schweiz. Aber Hermes war doch zu bedeutend, als daß sein Einfluß nach seinem Tode hätte spurlos verschwinden können. Er hatte ja nur noch den Beginn der literarischen Fehde erlebt. Aber jetzt war es vor allem Professor Droste-Hülshoff, der mit seiner großen feurigen Leidenschaft für den geliebten Lehrer eintrat. Zunächst galt es, den Kampf um die Wiederbesetzung der Professur. Man hatte dabei an Döllinger gedacht. Aber schließlich hat man den Ruf dem Professor Möller zukommen lassen, der aber ablehnte, wohl schon, weil er wußte, daß ein unmittelbares Eingreifen Roms bevorstand. In der Tat erschien am 26. September 1835 ein päpstliches Breve, in welchem eine Reihe von Hermes'schen Sätzen verworfen wurden. Nun war gerade damals am 2. August 1835 der Erzbischof Spiegel gestorben, der bisher der beste Rückhalt der Hermesianer gewesen war. Es ist kein Zweifel, daß Altenstein den Hermesstreit am liebsten hätte „in sich verbluten lassen“, und in ihm nichts lieber als eine bloß gelehrte Fehde gesehen hätte. Aber nun war das päpstliche Breve erschienen und auf dem Kölner Stuhl saß der Todfeind des Hermesianismus, Clemens August Freiherr von Droste-Fischering, wohl einer der bedeutendsten und leidenschaftlichsten Naturen, die der westfälische Adel hervorgebracht hat, streng rechtlich und seiner Überzeugung treu bis zum Martyrium. Er war entschlossen, endgültig abzurechnen, und so hat er denn sofort ein Verbot der hermesianischen Vorlesungen erlassen. Dagegen Protest, Eintreten für den Lehrer und schließlich die Sendung von zwei Schülern, Achterveldt und Elvenich aus Breslau, nach Rom, die dann auch vom Papst empfangen wurden, aber dabei die vielsagende Mahnung erhielten, daß sie gekommen wären, nicht um zu belehren, sondern um sich belehren zu

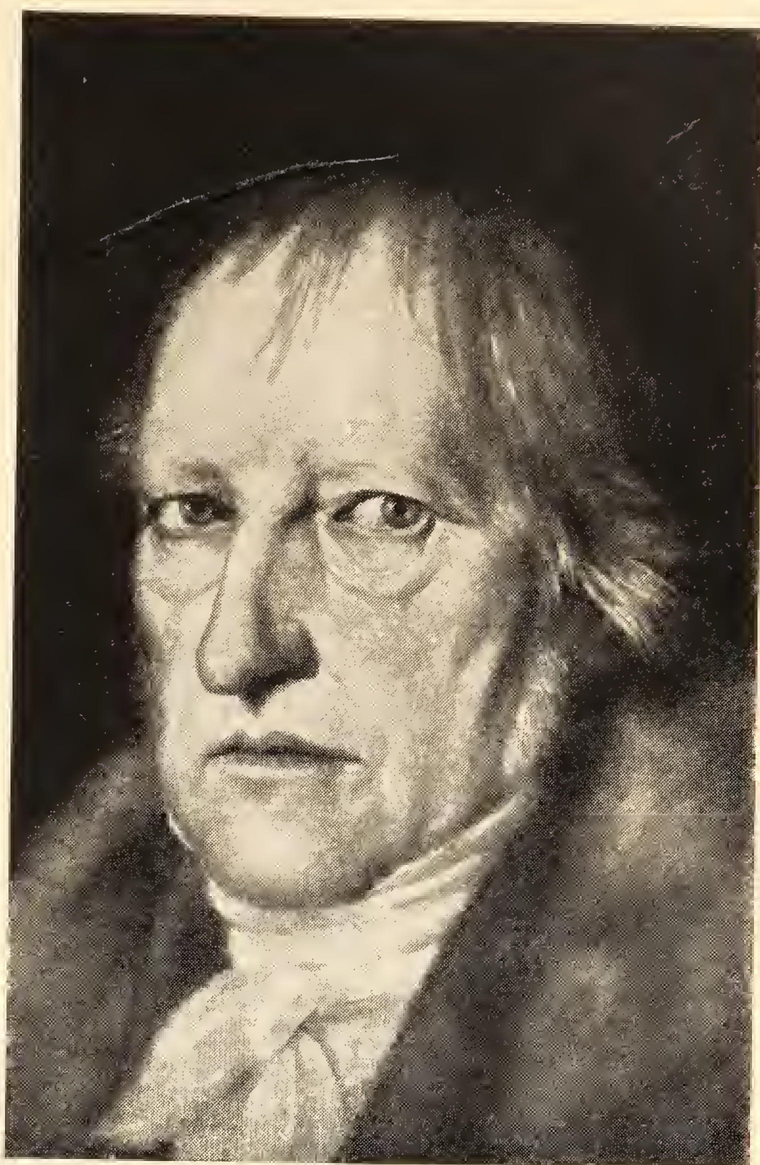
lassen! Ein volles Jahr haben sie mit dem Jesuitengeneral und mit anderen verhandelt. Als sie am 18. April 1838 zurückkehrten, hatten sie nichts erreicht als den römischen Spruch: causa finita est, actio aliquando et finiatur error (Der Fall ist zu Ende, Handel und Irrtum wird anderweitig entschieden werden). Nun war es von Anfang an verhängnisvoll, daß Rehfues und die Regierung überhaupt in den Handel eingriffen, und daß das Hermesianische Problem mit dem der gemischten Ehen verknüpft wurde, das nichts anderes als einen schweren Grenzkrieg zwischen Staat und Kirche bedeutete. Wir haben darauf nicht näher einzugehen. Genug. Am 20. November wurde der Erzbischof auf die Festung Minden abgeführt und damit war die Ruhe äußerlich hergestellt, obwohl bei dem Konflikte alles erschüttert und nichts gebessert worden war. Denn mit Absetzungen wird der Staat bei der Kirche nie etwas erreichen.

Dazu kam nun, daß der Federkrieg wegen der Hermesianer weiterdauerte und zumal die dilettantische Staatsschrift Bunsens nur noch mehr Unheil und Verwirrung brachte. Am 28. Juli 1838 erschien dann die Kabinettsordre, welche das erste Zeichen vom Rückzug des Staates war. Man darf dem König nicht verdenken, daß er über den konservativen Protestantismus enttäuscht war, dessen Führer die Regierung in keiner Weise unterstützten. Das war eben immer der große Unterschied zwischen der Geschlossenheit und selbstverständlichen Energie der katholischen Kirche bei den einzelnen und der Gesamtheit und der Ängstlichkeit der konservativen Seelsorger, denen die Leidenschaft und das heilige und ernste Gefühl eines Schleiermacher völlig fehlte. Nun sehen wir, wie Görres in München seinen Athanasius mit aller Unerbittlichkeit schrieb, während in Bonn nichts anderes versucht wurde als eine Verklebung der Risse. Nitzsch meinte deshalb sehr richtig: „Der Rheinländer ist zu furchtsam, um einer energischen Regierung zu widerstehen, und zu geistreich, um an ihr nicht intellektuelles Vergnügen finden zu können." Im Grunde freute er sich, obwohl er der Führer der Protestanten war, über das gute Verhältnis zu den Kollegen von der katholischen Fakultät. So zog sich denn die Hermessache noch über den Tod des Königs hinaus, also in die Jahre einer völlig veränderten Orientierung hinein, bis endlich der neue kölnische Erzbischof mit dem ganzen Aufgebot seiner Macht für dauernde Ruhe sorgte. Der Konflikt hatte eigentlich keine andere Bedeutung als die Steigerung der Abneigung gegen Preußen und der Stärkung der Legende von der angeblichen Franzosenfreundschaft.

Da starb am 7. Juni König Friedrich Wilhelm III. Man hatte dem greisen Fürsten die Ehrfurcht bis in seine letzte Stunde bewahrt und von seinem Alter nicht gefordert, was er einst in den Stunden der Gefahr verheißen hatte. Jetzt kam sein Sohn, den man schon lange kannte, der schon teilgenommen an der rheinischen Fröhlichkeit und mit Begeisterung das Problem des Kölner Dombaues aufgenommen hatte. Zu gleicher Zeit aber sehen wir, wie im Westen drohende Wolken aufsteigen und ein Kampf bevorzustehen schien, der nicht bloß um das Leben der Universität Bonn, sondern



Christian Friedrich Schönbein
Professor der Chemie in Basel
geb. 18. Oktober 1799 zu Metzingen i. Württbg.
gest. 29. August 1868 in Baden-Baden



Wilhelm Friedrich Hegel
Professor der Philosophie in Berlin
geb. 27. August 1770 in Stuttgart
gest. 14. November 1831 in Berlin



Heinrich von Treitschke
Professor der Geschichte in Berlin
geb. 15. September 1834 in Dresden
gest. 28. April 1896 in Berlin



Felix Dahn
Professor der Rechtswissenschaft in Breslau
geb. 9. Februar 1834 in Hamburg
gest. 3. Januar 1912 in Breslau

Aus dem „Corpus imaginum“ der Photographischen Gesellschaft Berlin

um die Rheinlande selbst gehen sollte. Und da erwachte doch in ganz Deutschland die alte Stimmung von 1813. Damals hat in Bonn der junge Jurist Nikolaus Becker das Rheinlied gedichtet: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, bis seine Flut begraben des letzten Manns Gebein.“ Jetzt schrieb auch Rehfues seine Broschüre „La frontière du Rhin“. Die Furcht war nicht unbegründet. Aber die unerhörte Begeisterung, die sich in ganz Deutschland regte und eigentlich in der Sorge um den Rhein eine Einheit der Empfindung schuf, wie sie kaum in den Freiheitskriegen vorhanden gewesen war, hat ebenso wie die politische Konstellation dazu beigetragen, die westliche Macht zu befrieden. Und nun konnte Friedrich Wilhelm IV. die Hoffnungen erfüllen, die man auf ihn gesetzt und sich als der König bewähren, den man in ihm erwartet. Aber was man in ihm erlebte, das war nichts anderes als ein romantischer Absolutismus, um nicht zu sagen, Despotismus. Er hatte sich auf die falsch erfaßten Grundideen der Romantik eingestellt. Der Einfluß des Schweizers Haller auf seine Anschauungen vom christlichen Staate war unverkennbar und trat immer mehr verhor. In Bonn weckte indessen die Amnestie Arndts, die bereits am 7. Juli 1840 erfolgte, zunächst Freude und Genugtuung. Der alte Herr wurde gefeiert von Professoren und Studenten. Arndt freilich empfing diesen Akt der Gerechtigkeit mit gemischten Gefühlen. Für ihn war es zu spät, und als er im Jahre 1842 einen Orden erhielt, da schrieb er sehr resigniert: „Der König hat mich geadlert, das ist wie eine Blume aufs Grab gelegt.“ Die eigentliche Antwort aber gab er in den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“, welche im Jahre 1841 erschienen, dem dann im Jahre darauf sein Versuch einer vergleichenden Völkergeschichte folgte. Zwanzig Jahre hatte er unter dem Drucke des Martyriums und der politischen Folter gestanden. Diese zwanzig Jahre, die doch einer Art Gefängnis glichen, und die der Vater über ihn verhängt, konnte der Sohn in dem Leben des Getreuen nicht auslöschen.

Aber die Universitäten, und zumal Bonn, erhielten nunmehr einen neuen Herrn. Am 14. Mai 1840 war Altenstein gestorben. An seine Stelle trat I. A. F. Eichhorn, dessen Persönlichkeit wir schon genügend geschildert haben. Er war ein Mann von großer Bedeutung und großem inneren Wert, aber der Autokrat, der in ihm lebte, konnte die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, nicht erfüllen. Es galt nun, am Rhein zwei Dinge zu wenden: die Entfernung des bisherigen Kurators Rehfues und die Beendigung des Bischofsstreites. Da wurde denn der bisherige Erzbischof von Speyer, Johann Geißel, als Koadjutor des noch immer entfernt gehaltenen Erzbischofs von Droste-Hülshoff eingesetzt. Der Abschied von Rehfues war hart genug. Er erhielt infolge einer Kabinettsordre die Mitteilung, er möge bis zu einem gewissen Termin seinen Abschied einreichen. Das war grob und bis zu einem gewissen Grade auch undankbar. Man ist erst später inne geworden, was eigentlich alles in ihm steckte und daß er mehr war, als der bloße Kurator. Einige haben nicht ganz mit Unrecht in ihm den eigentlichen Gründer der Bonner Universität gesehen und Karl Gutzkow sagt in seinen Erinnerungen: „Es lag ein trüber Dämmerflor auf seinem

öffentlichen Leben, ein Schleier von innerer Nichtbefriedigung und Wehmut, den er nur in den vertrautesten Stunden und denen lüftete, welche seines Gemütes dichterische Grundstimmung verstanden.“ Sein Nachfolger wurde nach reiflichen, aber doch im Grunde überflüssigen Erwägungen Bethmann-Hollweg. Er brachte die Hoffnungen mit für eine neue Epoche der Universität und diese wurde in der Tat eingeleitet durch die Berufung Dahlmanns. Am 1. November 1842 erfolgte dessen Bestallung, und zwar ohne Titel. Denn der König konnte sich nicht entschließen, den königlichen Bruder in Hannover durch eine solche höfische Verleihung zu kränken. Ihn dünkte es schon eine Tat, einen weiteren der „Göttinger Sieben“ zu berufen. Die „Bestallung“ erfolgte auch nicht ohne eine besondere Verwarnung für Dahlmann, die dem großangelegten Menschen gegenüber so kleinlich wie möglich wirkte. Denn was war er seiner ganzen Veranlagung nach, was war er im Laufe seiner Entwicklung und Kämpfe geworden! Als Historiker hatte er keinen Lehrer über sich als die Geschichte selbst und die Liebe zum Volke, und sein Grundsatz war und blieb, Deutschland ist da durch sein Volk. Und wenn die in Kopenhagen mit ironischem Mißmut ihn den Referendar der schleswig-holsteinischen Frage nannten, so hatten sie nicht ganz unrecht. Jedenfalls hatte er immer Eines bewiesen, das so vielen fehlte: den untrüglichen Sinn für das Große und Echte. Deshalb galt seine Bonner Berufung in der Tat als ein politisches Ereignis, das anderen wie eine Sühne erschien und wieder anderen, und vielleicht besonders ihm selbst, als der Beginn neuer Kämpfe. Denn nicht ohne Sorge machte er sich auf nach Bonn. Die Sorge schwieg auch nicht, als er mit dem flaggengeschmückten Dampfer anlegte und von Universität und Stadt in feierlicher und begeisterter Weise empfangen und bei festlichem Mahle begrüßt wurde. Der bald Sechzigjährige flößte Ehrfurcht ein und auch Furcht. Denn nun kamen seine Geschichten der Revolutionen heraus, Bücher von strenger historischer Geschlossenheit und doch von ungemeinem Weitblick. Wenn er jetzt seine Tätigkeit in Bonn eröffnete, sprach er es ruhig aus: „Alle Wirksamkeit, die mir in meinem Leben glückte, ist mir durch Offenheit gelungen.“ Und er sprach es gleichfalls offen aus, daß in der gründlich erfaßten Lehre vom Staat zugleich eine Gefahr enthalten sei. Denn in dem Feuer, welches leuchtet und wärmt, liegt doch die Gefahr, daß es zünde und verwüste. Doch wenn er alt war, so brachte er Frische mit und förderte sie. „Ebenso leicht möchte man die trübe Luft verwinden als ein schlaffes Gemüt vermögen, die edlen Schmerzen auf sich zu nehmen, die der Kampf um Wahrheit bringt. Irrtum und sittliche Verderbtheit sind gefährliche Feinde. Aber man kann sie treffen, die widerstandslose Schwäche nie.“ In Berlin war man beengt, von Heidelberg aber kam ein lockender Ruf. Trotzdem blieb er und als die Studentenschaft ihm den begeisterten Dank darbrachte, meinte er: „In dem Schoße unseres zerstückelten, vielduldenden Deutschlands gibt es noch einige Stätten, um die selbst England und Frankreich uns zu beneiden Ursache haben. Das sind unsere deutschen Universitäten. Mag man immerhin an uns zerren und zwacken, modeln und hofmeistern, der tiefe Geist deutscher Hochschulen wird

dennoch den Sieg davontragen." Doch beinahe schien es, als sollte er ein neues Göttingen erleben. Denn die Antwort auf seine echten und wahren Worte war von seiten des Ministers ein scharfer Verweis. Kein Wunder, wenn auch an ihn die damalige allgemeine Hoffnungslosigkeit heranzuschleichen drohte. Aber er war doch zu sehr er selbst, als daß irgend ein Wort aus dem Ministerium, das ihn ja doch nicht verstand und in seiner ganzen Größe erkannte, ihn hätte irre machen können. Auch andere teilten sein Los und seine Stimmung. Ritschl grollte gegen die Utilitarier und spottete über alles, was das nächtliche Getriebe der Demagogenverfolgung zu erneuern versuchte. Er meinte fast verächtlich: „Sie verstehen die Zeit nicht und die Geschichte und das Recht des Geistes. Sie möchten gerne helfen, wissen aber nicht wie." Die Spione durchstöberten sogar die lateinischen Festreden, in welche sich zuweilen der verfemte deutsche Geist flüchten konnte und nicht mit Unrecht hat in Berlin Böckh einmal gesagt: „Ich könnte ein glücklicher Mensch sein, wenn ich keine Reden zu halten hätte."

Daneben lastete über Bonn auch noch der Nachklang des Hermesstreites. Die Unterwerfungserklärung genügte nicht, und es mußte in der Tat erst die volle Niederlage entschieden sein, ehe man nach der Wahl des neuen Papstes und der Enttäuschung der auf ihn gesetzten Hoffnungen die Bataille als völlig verloren ansehen konnte. Zufrieden war ja niemand. Es half nichts, wenn der König bei der Grundsteinlegung des Südportals am Kölner Dom jene berauschende Rede hielt und Bischof Geißel ihm in seinen glänzenden Worten gewissermaßen Widerpart hielt. Es kamen andere Konflikte, die einen Höllenlärm verursachten. Im Jahre 1844 fand jene berühmte Wallfahrt zum ungenähten Rock nach Trier statt. H. v. Sybel ließ es sich nicht nehmen, mit I. Gildemeister die berühmt gewordene Broschüre zu schreiben: „Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig anderen ungenähten Röcke." Natürlich brach auch darüber ein Kampf aus, der im Grunde genommen recht überflüssig war, und es war kein anderer als der Bonner Privatdozent Clemens, der hier seine Waffen in den Kampf trug. Wenn das Bewußtsein des deutschen Volkes gehemmt und gedämpft ist, dann tobt es sich in religiösen Kämpfen aus. Denn neben dem ungenähten Rock gab es den Streit gegen David Friedrich Strauß und gegen die Halle'schen Jahrbücher und Heinrich Leo eröffnete seine Galerien wider die „Hegelingen". Über all dieses Gezänk hinweg sehen wir nun in Bonn Bauer die Lanze schwingen. Denn er war soweit gekommen, daß er all das für kleinlich und lächerlich hielt. Sein Bruder schrieb von ihm mit einem gewissen Stolz, er glaubt an gar nichts. Aber schlimm war es, daß er nun den Kampf mit den Mächten des preußischen Unterrichtswesens im vollen Umfang aufnahm und den heißesten Zorn des Ministers weckte. Es kam sein neuer Band der Kritik über die Synoptiker heraus und dieser war nicht bloß eine Kritik dieser Sekte und der Theologie, sondern des ganzen Christentums. Dennoch wurde die Anfrage des Ministers nach der Entziehung der Venia auch in Bonn durchaus verneint und in Berlin trat der tapfere Marheineke wacker für ihn ein und für die Aufrechterhaltung der Lehrfreiheit überhaupt.

Das half freilich alles nichts. Am 20. März 1842 wurde er suspendiert und am 29. des gleichen Monats wurde ihm die „Venia“ entzogen. Es klang merkwürdig romantisch wenn der Minister Eichhorn die Universität Bonn vor „dämonischen“ Kräften warnte.

Kaum war Bauer erledigt, begann der Kampf gegen Gottfried Kinkel. Auch er war in Auseinandersetzung mit den Evangelischen gekommen. Aber sein Vorgehen war weniger wissenschaftlicher, als rein menschlicher Art. In seinem Leben spielte doch die Frau eine zu große Rolle und zwar war es Johanna Mockel, die ihn führte und von der er sich führen ließ. Ganz von selbst ergab sich die Lösung von der theologischen Fakultät. Er wurde bei einer Besetzung übergangen und erklärte ruhig und mit voller Ironie: „Lächelnd und unverbittert trete ich in die Thermopylen, in denen Bauer schon gefallen ist.“ Getrieben von seinem poetischen Schaffen verlor er den Zusammenhang mit seiner Fachwissenschaft immer mehr, aber eigentlich auch mit sich selbst. Doch nun wandte er sich der Kunstgeschichte zu und da man den stolzen, stattlichen und geistvollen Menschen doch nicht verlieren wollte, so beantragte der Kurator für ihn nach Schlegels Tod eine kunstgeschichtliche Professur und er trat mit einer „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern“ hervor. 1846 wurde er zum Professor ernannt und der Minister verdoppelte sogar sein Gehalt. Durch sein Ausscheiden und durch eine Reihe von Neuberufungen, unter denen Rothe wohl die glänzendste war, wurde die evangelische Theologie wohl verstärkt. Vor allem aber war es nun Ritschl, der eine ungeheure Wirkung übte und den sein Schüler Nietzsche mit Recht das lohende Feuer genannt hat. Im Jahre 1847 konnte der Minister in der Tat die ungewöhnliche Blüte des Studiums der klassischen Philologie loben. Es zog aus der Schule des mächtigen Lehrers eine ganze Reihe von vorzüglichen Männern hinaus und auch die Jungen, die in Bonn Unterkunft fanden, trugen zur Blüte der Universität bei. H. von Sybel haben wir schon genannt, auch Rochus von Liliencrom begann seine Wirksamkeit. Aber die Erhebung in der schleswig-holsteinschen Heimat rief ihn vorläufig von der Arbeit weg. Interessant ist, wie in der juristischen Fakultät Ch. Th. Perthes, der Sohn des Verlegers und intime Freund Albrechts von Rohn, der alsbald als Begleiter des Prinzen Friedrich Karl nach Bonn kam, dort seine Wirksamkeit begann. Es war eine große, starke Regsamkeit in Bonn, in dem sogenannten Maikäferbund, den Kinkels Freundin Johanna Mockel gegründet hatte und dessen schönste Leistung das Epos des Unseligen „Otto der Schütz“ war. Wir sehen in diesem Kreise Wolfgang Müller von Königswinter wirken und schließlich auch den Zusammenhang dieses Kreises mit der großen künstlerischen Bewegung, die zum 100jährigen Geburtstag Beethovens in Bonn gipfelte, wo durch Franz Liszts herrliche Bemühungen das Denkmal geschaffen werden konnte. Es war neben dem Dombaufeste die edelste, freilich von der ganzen Welt begangene rheinische Feier.

Auch die Studentenschaft lebte auf. Die Korps, von denen jetzt schon die Westfalen, die Rhenanen, die Borussen, die Sachsen, die Pfälzer und die

Hanseaten gestiftet waren, gaben zwar zu fortgesetztem Mißtrauen Veranlassung, aber sie wußten sich doch zu halten und weiterhin zu entwickeln. Daneben begann die Burschenschaft wieder neu zu erstarken. Unter dem Namen Fridericia tauchte sie mit neuer Kraft auf. Zwar erfolgte bald ganz naturnotwendig der Bruch zwischen den politisierenden Norddeutschen und den Rheinländern, die ihr Burschenleben lieber mit Schläger und Becherklang erfüllten als mit den ermüdenden politischen Phrasen. So hatten sich schon 1845 die Alemannen und Franken herausgebildet. Auch die sogenannte „Allgemeinheit“ erlebte noch einmal ein kurzes Dasein. Immerhin sind aus der Fridericia Männer wie der Historiker O. Abel, der Kunsthistoriker Lübke, der Nationalökonom Nasse, der Archäologe Overbeck hervorgegangen. Und noch ein anderes kam hinzu. Es ist die Zeit, da die konfessionellen Verbände in Erscheinung treten. Schon hatte sich unter den Sympathien gut protestantischer Lehrer in Erlangen die Uttenruthia gebildet, deren Schwesterverbindungen nun fast an allen Hochschulen in dem Wingolf in Erscheinung kamen. Trotz der Wahrung religiöser Innigkeit trat der äußere Charakter der tendenziösen Verbindung zurück hinter dem studentischen Gebrauchtum. Aber in Bonn hatte sich im Jahre 1844 aus der Trierer Erregung heraus auch die erste katholische Verbindung gebildet. Von den Führern des zu Ehren des Bischofs Arnoldi von Trier veranstalteten Fackelzuges traten sieben am 15. November 1844 zu der katholischen Verbindung Bavaria zusammen und mit ihr sind alsbald sechs neue Vereine derselben Art gegründet worden.

Es lag zweifellos ein politischer Hauch über dieser Gründung und über der Entwicklung der jungen Verbände. Aber der ging im Rheinland durch alle Stände hindurch und so war es unausbleiblich, daß auch die Professoren von Bonn allmählich politisiert wurden. Freilich war es für sie schwierig, durch Parlamentarismus emporzukommen. Aber die Regierung selbst wollte sie in diesem Sinne beschäftigen. Man hat sich von Berlin aus an Perthes gewendet, damit er die Redaktion einer Zeitung übernehme. Er war ein viel zu klarer und auch zu reiner Mensch, um sich dazu herzugeben. So wurde Brecht als Professor der Pädagogik und zu gleicher Zeit als Leiter dieser Zeitung berufen. Von anderer Seite dachte man an Dahlmann. Man wollte ihn aus seiner Abgeschlossenheit herausreißen. In der Tat, als die Agitation für Gewährung von Reichsständen einsetzte, trat auch er wieder auf den Plan, ebenso wie der nach Marburg berufene H. v. Sybel schon 1847 jene Schrift veröffentlichte „Die politischen Parteien der Rheinprovinz in ihrem Verhältnis zur preußischen Verfassung.“ In diesem Streben und Ringen bedeutete ja der Name Dahlmann an und für sich schon so gut wie alles. Denn die Bewegung ging auf die konstitutionelle Monarchie hinaus, und da war er der nationale Mittelpunkt. Er sollte die Zeitung übernehmen, er weigerte sich aber, trotzdem er in den Jahren 1846 und 1847 mit Hilfe seines Tübinger Schwiegersohnes Reyscher die Germanistenversammlungen in Frankfurt und Lübeck veranstaltete. Auch Arndt hielt sich nicht zurück. Er hatte ja den Satz geprägt: Das Beste muß in jedem Volke ja immer

von unten nach oben gehen und kommen. Und er rief aus: „Wehe denen, die den Schlaf predigen."

Doch die Zeit war rascher und unerbittlicher als selbst der Wille eines Dahlmann. Der Parlamentarismus führte ihn weiter zu Kamphausen und von Kamphausen fast bis zu Robert Blum. Dahlmann war unbedingt gegen die preußischen Provinzialstände. Er nannte sie die mißgestaltetste Staatsform der Welt. Aber er war auch unbedingt für eine friedliche Eroberung der Konstitution, aus der er eine Wiedergeburt Deutschlands ohne Umwälzung erwartete. In der Tat schien in Bonn die Stimmung allgemein eine gute zu sein bis zu dem Augenblicke, wo der König sich völlig den Bedürfnissen, dem Drängen der Nation versagte. Da trat auch jene Spaltung zwischen ihm und der akademischen Welt ein. Freilich steht die parlamentarische und administrative Rolle, welche Bonner Professoren in Frankfurt gespielt, ganz außerhalb dieses akademischen Wirkungskreises. So brach die Februarrevolution in Paris los, und daran schlossen sich die ersten Bewegungen in Köln am 2. und 3. März. Trotzdem wurde der Karneval in gewohnter Weise gefeiert und Karl Marx war von Paris nach Köln gekommen, um die Kölner Arbeiter vor jedem Übergreifen zu warnen. Denn nach der militärischen Lage waren sie verloren. Aber in Bonn selbst blieb den Professoren eigentlich nichts übrig, als an dem Sturmlauf der Adressen teilzunehmen, und so begann jener Aufstieg der deutschen Professoren in die vordersten Reihen der politischen Kämpfe. Man hat viel darüber gelächelt und auch gespöttelt. Mit Recht, wenn sich auch viel gute Kraft dabei bewährt hat. Und der Entwurf der Frankfurter Verfassung ist und bleibt ein Stück zwar doktrinärer, aber edelster und regster Professorenarbeit.

Die Bonner Professoren aber planten eine besondere Kundgebung an den König. Die Abfassung hatte Dahlmann übernommen und durch diese geht ohne allen Zweifel der stärkste nationale Zug. In ihr stand das bedeutsame Wort: „Durch ganz Deutschland geht die Sehnsucht, in Preußens König künftighin den höchsten Leiter und Gewährleister der deutschen Angelegenheiten zu verehren und so Preußen zu einer Höhe der Bedeutung steigen zu sehen, die selbst das Adlerauge des großen Friedrich nicht erreichen kann." Es waren echt Dahlmannsche, aber auch prophetische Worte, und Bonn, befand sich in der Tat „im Stande der politischen Unschuld". Und als die Nachricht vom 18. März eintraf und den Verheißungen des Königs, da veranstaltete man von Arndts Wohnung aus einen feierlichen Zug zum Rathaus. Kinkel schritt stolz und stattlich mit der Trikolore voran. In den Reihen fand man Arndt und Dahlmann. Der Held des Tages aber war Gottfried Kinkel und sein Fahnenspruch lautete: „Von heut an fürchtet der Deutsche nichts mehr." Und sein Gruß galt dem großen, unvergänglichen, durch unsere Eintracht geheiligten Deutschen Reich. Dann sprach, nachdem man sein Vaterlandslied gesungen, der alte Arndt. Dahlmann umarmte ihn und abends begrüßte ihn ein Fackelzug.

Aber es war die gleiche Nacht, da in Berlin der Kampf um die Barrikaden tobte. Da war die Stimmung mit einem Male verändert. Im Münster von Bonn ward für die Märzgefallenen ein Seelengottesdienst gehalten, die Bürgerwehr wurde gegründet, Volksversammlung reihte sich an Volksversammlung und Arndt verteidigte die monarchische Sache gegen die wilde Partei und meinte, daß er dafür selbst sein Leben einsetzen müßte. Dann kam das Vorparlament. Dahlmann hatte als Vertrauensmann des Volkes die Bundestagsgesandtschaft abgelehnt. Aber mit Albrecht zusammen schuf er den berühmten Entwurf. Vergeblich war sein Bemühen gegen das Nebeneinander von Berlin und Frankfurt. Dann kamen die Wahlen zum Frankfurter Parlament und für Berlin. Arndt gab gewissermaßen als erste Wahlparole hinaus: „Wahlmann wähle Dahlmann". Aber es siegten andere und Dahlmann zog ins Parlament für ganz andere Wahlkreise ein. Er wählte unter den sechs Orten Sägeberg. Arndt kam für Solingen ins Parlament und Perthes erschien dort als Gesandter von Sachsen-Meiningen.

Die größte äußere Rolle aber spielte in Bonn ohne allen Zweifel Kinkel. Er war und galt als Anwalt und Vertrauensmann des Volkes. Wohl war es möglich, ihn noch für den Konstitutionalismus zu retten. Und doch war es schon zu spät. Die Handwerker nahmen ihn feierlich in Beschlag und das Bonner Wochenblatt begann bereits gegen die Aristokratie des Geistes und die egoistischen und schlauen Volksausbeuter und die gefährlichsten von allen Tyrannen zu schreien. Als solche bezeichnete man also die Bonner Professoren. Kinkel aber hatte die Arbeiter für sich und auch den größten Teil der Studenten, die ihm durch seinen eifrigen und begabten Schüler Schurz zugeführt wurden. Er gründete aus den beiden Gruppen den demokratischen Verein. Wohl trat Walther im Zentralbürgerverein mit dem Antrag auf Verwahrung gegen die Republik und gegen die Einführung republikanischer Formen an das Volk. Aber Kinkel blieb Sieger. Noch schien das dreitägige Dombaufest, das dem König von Preußen eine Oase in düsterer Wüste dünkte, und wo er mit dem Reichsverweser Johann und den Vertretern des Frankfurter Parlaments zusammentraf, eine Wendung zu schaffen. Aber da kam der Waffenstillstand von Malmö und das ganze Frankfurter Parlament erhielt dadurch den Todesstoß. Alle Hoffnungen waren vereitelt und verloren. Von Frankfurt her konnte nimmer das Heil kommen. Nun ging Kinkel seine eigenen Wege. Diese trennten ihn schon lange von der Universität, und sein Tun war nicht der Ausdruck ihres Willens und auch nicht der Studentenschaft. Bei der Gründung der akademischen Wehr hatten sie den Vater Arndt zu ihrem ersten Kommandeur ernannt und die Korps hatten sich zusammengetan gegen Schurz und seine Leute, also gegen Kinkels Gefolgschaft. Aber nun kam jene Krisis, die mit den Novemberereignissen in Berlin zusammenhing und da wurde Kinkel in Bonn förmlich zum Diktator ernannt. Er trat an die Spitze des „Sicherheitsausschusses", während die Universität noch immer eine gesunde Mittellinie hielt. Man wollte nichts von den Demokraten wissen, aber auch keine Maßregeln gegen die Studenten ergreifen. Kinkel aber wurde wegen

anderer Dinge verhaftet und im Februar zu ein paar Monaten verurteilt, erschien aber bereits wieder am 23. März in Berlin, um jetzt als Redner der Revolution hervorzutreten. Es war ein interessanter Augenblick, nicht durch ihn und seine Rede, in welcher er den Schatten des in Wien erschossenen Robert Blum heraufbeschwor, sondern durch seine rednerische Begegnung mit Bismarck, dem er für sein genial gesprochenes Wort von der kommenden Entscheidungsschlacht dankte.

In Bonn aber flaute die Revolution völlig ab. Das Bankett am 24. Februar und der öffentliche Umzug der Studenten wurde zwar gerügt und es erfolgten Karzerstrafen, aber es war von großer Stimmung keine Rede mehr. Auch nicht als die Deputierten, welche dem König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anbieten sollten, durch Bonn kamen und dort im hohen Maße gefeiert wurden. Arndt selbst mußte die Ablehnung erleben und hat dadurch noch einen schweren Stoß erlitten. Aber die Nachricht von der Frankfurter Wahl hatte doch im Rheinland eine gewisse Gärung hervorgerufen. Die Katholiken waren unbedingt gegen dieses protestantische Kaisertum. Nun schien nach der Auflösung der zweiten Berliner Kammer am 27. April alles zu Ende zu sein. Nur das kleine Häuflein der Bonner Demokraten ließ sich nicht irre machen und schlug los. Kinkel blieb ihm getreu, trotzdem er wußte, daß die Sache von Anfang an verloren war. Er opferte seine Existenz seiner Ehre. Beim Zug durch Siegburg wurde die Truppe durch 30 Dragoner zerstreut, Kinkel eilte nach Elberfeld und von dort in die rheinische Pfalz, wo seine Rolle bald ausgespielt war. Arndt aber verfiel aller Hoffnungslosigkeit und Dahlmann kehrte von Frankfurt zurück nach Bonn, nachdem er den Austritt der Erbkaiserlichen aus der Versammlung hatte erklären müssen. Es hat lange gedauert, bis er sein seelisches Gleichgewicht wieder fand. Er kam in die erste preußische Kammer nach Berlin und ging sogar auf den verlorenen Posten des Erfurter Parlaments. Dann aber hat er für immer die Rolle eines „fahrenden Politikers" aufgegeben. Die Endsumme seiner politischen Erfahrungen hat er nach seiner Rückkehr nach Bonn und nach Leiden aller Art zusammengefaßt in die Worte: „Der Weg der Professoren ist mit Gemeinheit gepflastert". An ihm hat vielleicht das tolle Jahr am meisten gesündigt und gegen keinen ist man undankbarer gewesen als gegen ihn. Denn Walther Rogge, der, ein Bonner Student, zu Max Stirner übergegangen war, hat das Wort Dahlmanns „Niemand ist verpflichtet ein großer Mann zu sein" vor allem auf ihn angewendet. Und er sprach von der Bonner Universität: „Von allen preußischen Universitäten lastet auf ihr die dickste Finsternis, die noch bis heute kein Lichtstrahl durchbrochen. Jede Fakultät bildet ihre abgeschlossene Kotterie, die einstimmig Front macht gegen alle neuen Gedanken. Noch heute scheint der Geist der Revolutionserstorbenen Niebuhr über der ganzen Sippschaft zu schweben."

Man weiß woher die Worte kamen und warum sie gesprochen worden sind. Vielleicht wäre es möglich gewesen, wenn man Bruno Bauer, Karl Marx, Engels, auch Walther Rogge in Bonn festgehalten hätte, sie wissenschaftlich

und gesellschaftlich auf andere Wege zu bringen, als sie gegangen sind. Aber das war eben nicht möglich. Trotzdem aber ist der Geist, der in Bonn herrschte, doch aller Ehren voll, und wenn die religiösen Kämpfe noch weitergingen, wenn die Paritätsfrage Schwierigkeiten bereitete, so war doch die Studentenschaft in ruhiger Entwicklung. Die Korps gediehen und auch die Burschenschaft. Und aus ihr trat neben anderen alsbald ein Mann hervor, der berufen war, das Erbe Dahlmanns in vollem Maße aufzunehmen. Das war Heinrich von Treitschke. Auf seine Bonner Studentenjahre fällt hellster Sonnenschein. Dort fand er den Freund, mit dem er Zeit seines Lebens verbunden gewesen ist, den späteren badischen Minister Wilhelm Nokk, einen der feinsinnigsten, charaktervollsten und liebenswürdigsten Staatsmänner der Bismarckschen und Nachbismarckschen Zeit.

Aber offen spricht sich Treitschke über die Männer aus, die dort wirkten. Er tritt fest für Dahlmann ein, er spöttelt leise über den Redefluß des alten Arndt und vor allem über die pathetischen Phrasen Le Bellé's. Es hat etwas unendlich Rührendes, wenn man seine Briefe liest. Seine Schilderung des Rheins und dessen Schönheit, die Wanderungen nach dem Siebengebirge, all' das hat einen wundervollen Reiz und leitet gewissermaßen die letzte große Periode Bonns ein. Denn Bonn blühte jetzt mächtig auf: trotz aller Nachklänge gewisser Feindseligkeiten sehen wir doch, wie in allen Fakultäten der Zug nach der Größe sich geltend macht und wie in der Tat auch die neue Ära in Preußen ein großes Gewicht auf diese Universität im Rheinland legt. Sie ist nun wirklich zu einer Blüte und zu einem Glanz gelangt durch den Geist, der von ihr ausströmte. Schule reiht sich jetzt an Schule. Kaum darf man Namen nennen. Denn es sind ihrer allzuviele und es gab eine Zeit voller Geschlossenheit in der Höhe der Leistungen.

Aber Bonn ward jetzt auch Prinzenuniversität. Der preußische Thronfolger Friedrich Wilhelm hat hier seine Studentenjahre verbracht und dachte später stets mit Freude an diese Tage zurück. Und ihm folgte sein Sohn, der weit mehr wie sein Vater sich in das studentische Milieu vertiefte und mit den Bonner Preußen in engsten brüderlichen Verband trat. Er hat seinem Korps und der Universität auch seine Söhne gesendet und so kam über die Universität ein Schimmer etwas höfischer Art, der durch das feste und sichere Auftreten der Professoren und Studenten parallelisiert werden mußte. Denn zwischen echter, tiefer monarchischer Gesinnung und höfischer ist ein Unterschied, wie er schärfer gar nicht gezogen werden kann. So hat Bonn den weiten Weg eines schicksalsvollen Jahrhunderts durchschritten und ist eigentlich mehr aus sich heraus als wie durch Hilfe des Staates zu jener geistigen und zeitweise sogar die anderen Universitäten überragenden Bedeutung gelangt. Es knüpfen sich unendlich viel Erscheinungen daran und es ist schön, daß gerade durch den Geist der Universität das Empfinden für das Rheinland, für seine Schönheit und seine Bedeutung verklärt worden ist. Denn nirgends trafen die Anschauungen schärfer aufeinander als in Bonn. Die konfessionellen nicht minder wie die politischen. Und nirgends ist der ästhetische Ausgleich

so gelungen als wie gerade an dieser Hochschule. Und von sämtlichen Fakultäten sind Männer ausgegangen in das gesamte Deutschland, die nicht etwa das Prinzip der Schwäche künden, sondern mit aller Feinheit und Klarheit der Wissenschaft den strengen Begriff verbinden: Echt wissenschaftlich sein heißt zu gleicher Zeit Mann sein. Die Freiheit der Forschung ist nur möglich und nur denkbar bei der Unerschütterlichkeit einer festen und sicheren Gesinnung, die keine Macht zu beugen vermag. Arndt hat ein Buch gesrchieben „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn von Stein“. Diese Wege haben ihn nach Bonn geführt und er ist diesen Anschauungen treu geblieben bis zum letzten Atemzug. Er hat dadurch bewiesen, daß Jakob Grimms Wort wahr ist und wahr bleiben wird: „Die Universität, wenn schon zuerst entlehnt, ist eine eigentümlich deutsche Pflanzung geworden, die auf fremdem Boden nicht mehr so gedeiht.“



ZÜRICH
1838

Ein gründlicher Kenner der schweizerischen Verhältnisse hat im Jahre 1850 sich einmal dahin geäußert, daß der Grad der geistigen Bildung eines Volkes sich ebenso wenig nach einzelnen hervorragenden Größen bemessen lasse, da diese vielmehr an ihrer scheinbaren Größe in dem Maße verlieren, als die eigentliche Volks- und Massenstimmung zunehme. Was nun die Durchschnittsbildung des schweizerischen Volkes betreffe, so sei wohl in keinem Lande dafür mehr und mit besserem Erfolge gewirkt worden, als hier teils vom Staate aus geschehen, teils von einzelnen Gemeinden, teils durch besondere Vereine, unter welch letzteren „Die Gemeinnützige Gesellschaft", „Die Naturwissenschaftliche", „Die Forstwissenschaftliche", „Musikalische" und viele andere. Die einflußreichsten Bestrebungen in dieser Richtung gehörten indessen erst der Periode der politisch-demokratischen Reform seit 1830 an, und als natürliche Folgen derselben trete jetzt schon deutlich genug hervor, daß in der Schweiz nicht mehr in dem Grade, wie noch in den anderen Ländern, eine schroffe Scheidung in die Klasse der Gebildeten und der Ungebildeten bestehe. Indem auch die geistigen Schätze in tausendfachen Kanälen dem Volke zugeführt würden, müßte zumal jene eigentümliche Aristokratie mehr und mehr verschwinden, die in einer toten und vom Volksleben sorgfältig abgegrenzten Lehrsamkeit ihr ausschließliches Besitztum hätte und darin ihren Ruhm und Befriedigung ihrer Eitelkeit suchte.

Man könnte versucht sein, in diesen Worten geradezu eine Verneinung des Universitätsgedankens und der Universität Zürich selbst zu sehen, wenn eben nicht doch gerade aus dem demokratischen Geiste Zürichs ebenso wie aus seiner durchaus aristokratischen Vergangenheit das unbedingte Bedürfnis der Gründung einer Universität entsprungen wäre. Und in den Motiven der Entstehung der Züricher Hochschule liegt denn auch das eigentlich Interessante und Bedeutungsvolle, das bei aller Amalgamierung bestehen geblieben ist. Der Geist der Züricher Bildung geht ja natürlich weit zurück, noch über die Tage Ulrich Zwinglis hinaus! Nichts ist anheimelnder als die Schilderung,

welche uns Zürichs großer Sohn, Konrad Ferdinand Meyer, in seinem Jürg Jenatsch gegeben, wo er die Erziehung seines Helden und dessen Freundes und späteren Bürgermeisters Veser im Züricher „Loch" in wundervoller Weise wiedergibt. Und dann wissen wir ja, wie Zürich in der folgenden Zeit ein ungemein geistiges Leben entfaltet hat und wie seine geistigen Kräfte mit den deutschen in schönstem Zusammenhang gestanden. In der Tat dürfen wir nicht vergessen, daß Zürich noch im Jahre 1860 eine Kleinstadt war mit kaum zwanzigtausend Einwohnern und daß trotz alledem das geistige Leben ebenso, wie das politische eine unbedingte Kraft in sich schloß. Denn Zürich verfügte als Kanton ebenso über eine Reihe glänzender Köpfe wie über die „Seebuben", welche stets bereit waren, eventuelle Schlachten des Rats zu schlagen. Das ist etwas, was auf die ganze Entwicklung der Stadt einen hellen und freudigen Schein wirft: jene Mischung von Gefühl der wahrhaften Volkskraft und geistigen Schaffens und die Reflexwirkung der einen Kraft auf die andere. So ist erst im Jahre 1833 durch die Abtragung des alten Schanzengürtels der Stadt Luft gemacht worden. Aber diejenigen, die darin gewirkt, die wußten stolz und frei zu atmen. Ich erinnere neben Zwingli nur an Bullinger, Geßner, Hottinger, Bodmer und Breitinger, Lavater und Pestalozzi. Und an Hirzel und Orelli!

Mit diesen beiden Namen aber treten wir schon in jene Atmosphäre, wo man in Zürich unbedingt an eine Universität gedacht hat. Bis dahin war in der Schweiz eigentlich nur eine hohe Schule vorhanden, die aus den alten deutschen Verhältnissen heraus geworden ist, aber inmitten ihrer Lage doch den selbständigen Charakter zu wahren gewußt hat — Basel. Zürich aber sollte ein absolutes Eigenprodukt der Schweiz werden. Das ist um so charakteristischer, als alle Züricher Geister, welche sich strebend bemühten, ihre Bildung und die Richtung ihres Schaffens im Ausland geholt haben. Gottfried Keller ist geradezu auf Stadtkosten nach Heidelberg und Berlin geschickt worden, um dort sein Talent und seine Persönlichkeit zur vollen Ausbildung zu bringen. Es bestand ja nach wie vor ein starker Zusammenhang mit dem Reich. Ein anderes ist es mit Konrad Ferdinand Meyer, der gerade durch den Zusammenhang mit dem romanischen Geiste und selbst den französisch eingestellten Hochschulen sich entwickelt hat und erst durch die ungeheure Wirkung des Jahres 1870 dem deutschen Wesen und der deutschen Geschichte gewonnen worden ist, wie er ja dem Deutschtum durch das Blut seines Vaters, des tapferen Verteidigers von Zürich, aufs tiefste verbunden war.

Im übrigen begnügte man sich, für die Ausbildung der Ärzte und Geistlichen und auch Beamten soviel wie möglich zu tun, wenn auch bei allen mit dem Besuch der auswärtigen Universitäten gerechnet wurde und gerechnet werden mußte. Aber die politische Abschließung der Schweiz von dem deutschen Gebiet forderte schließlich ganz von selbst einen Ausbau des an sich durchaus in Blüte stehenden höheren Unterrichts zur hohen Schule. Es wiederholte sich also hier in der Schweiz, freilich unter ganz anderen Umständen,

das, was bei der Gründung der ersten deutschen Universitäten maßgebend gewesen war. Nur mit dem großen und gewaltigen Unterschied, daß hier nicht von oben her organisiert worden ist, sondern daß der Ruf nach einer Universitas sozusagen vom ganzen Volke ausging. Das gibt Zürich ein besonderes Gepräge. Und wenn sich die dortige Universität nach langen Wandlungen doch völlig in das deutsche Universitätsleben eingefügt hat, so ist doch das Dynamische, das sie hervorgerufen, von ganz besonderem Interesse und wir dürfen nicht vergessen, daß der Zusammenhang, der jetzt besteht, durch die Unduldsamkeit von deutscher Seite und die deutschen Unruhen geschaffen worden ist, welchen die Schweiz durch die gastliche Rezeption unserer flüchtigen Gelehrten und Studenten eine starke und durchaus persönliche Tat entgegengesetzt hat, die ihr unvergessen bleiben muß. Sie rettete nicht bloß deutsche Gelehrte vor Ketten und Verderben, sondern hat ihnen auch Raum für ihre Wirksamkeit gegeben. Das lag gewiß in dem republikanischen Charakter der Schweiz und aller ihrer Kantone, aber auch in ihrer eigenen Entwicklung, die sie durchzumachen hatte: in den kirchlichen Kämpfen, im Klosterstreit, in den Konflikten mit Papst Gregor XVI. Beinahe wäre durch diese religiösen Kämpfe, welche ein düsteres Bild bieten, eine Spaltung durch die ganze Schweiz getragen worden. Aber das wurde verhindert trotz der schlimmen Einstellung der Großmächte gegen die Eidgenossenschaft, die sich zu halten wußte. Und man darf wohl sagen, daß die Februarrevolution wenigstens das eine gute hatte, daß sie die Schweiz gerettet hat.

Das Wichtigste aber und Schöne ist, daß Zürich nicht etwa bloß durch einen Machtspruch geschaffen worden, sondern daß die gegebenen Verhältnisse direkt in die höheren hineingewachsen sind und aus den vielen vorhandenen Schulen als großes Ziel die Universität entstand. Die Lehrkörper der Züricher Schulen haben zweifellos mit das beste getan und ihre eigenen vortrefflichen Männer, so vor allem Hottinger und Orelli, in die erste Reihe ihrer Universitätslehrer gestellt. Gewiß hat schon die Julirevolution in ihrer Einwirkung auf die gänzliche Umgestaltung Zürichs durch die Verfassung vom 10. März 1831 die Möglichkeit zu dieser großen Reform im Unterrichtsleben gegeben. Eigentlich ist nichts reizvoller als diese Landesversammlung in Uster zu betrachten, aus der die Züricher Verfassung hervorgegangen, deren Folge durch Volksabstimmung das Originalgesetz vom 20. Brachmond 1831 für die Schaffung des Erziehungsrates gewesen ist. Da tritt neben dem Präsidenten des Großen Rates Melchior Hirzel vor allem die liebenswürdige und liebenswerte Persönlichkeit des Professors von Orelli entgegen. Und dieser ist es dann auch gewesen, der die Führung durch alle Windungen und Wendungen von Mittelschule und Fakultätslehranstalt bis zur „Universitas Litterarum" mit geleitet hat.

Johann Kaspar von Orelli wäre eine bedeutende literarische Größe, auch wenn er nicht mit den Schicksalen der Universität Zürich verknüpft gewesen wäre. Im Gegenteil. Er war schon vorher ein berühmter Mann, der in der Erforschung der italienischen wie der lateinischen Literatur Hervorragendes gelei-

stet hat. Seine große Ciceroausgabe und seine Arbeiten und Ausgaben von Horaz und Plato und unendlich vieler anderer, zeigen uns einen Gelehrten, der uns gerade dadurch am sympathischsten wird, daß er ausgesprochen schweizerischen Charakter hat. Wir können ihn ruhig in die Reihe von Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer einstellen. Er ist die erste Künstlernatur, die an der Universität Zürich gewirkt hat. Und mit Recht hat man in der Aula des eidgenössischen Polytechnikums und der Hochschule in Zürich feierlich seine Marmorbüste aufgestellt. Die Geschichte der Züricher Universität beginnt mit ihm und seine sonnige, segenbringende Persönlichkeit leuchtet bis in die Gegenwart herein. — Man hatte ursprünglich den Gedanken, aus der Züricher Hochschule eine eidgenössische Universität zu machen. Aber dieser Wunsch, der auch von anderen Kantonen gehegt worden ist, scheiterte und Zürich hat nur das eidgenössische Polytechnikum erhalten, das freilich der Universitas Litterarum ein starkes Rückgrat gegeben hat.

Es war selbstverständlich, daß man von Anfang an auf deutsche Kräfte reflektieren mußte, und man hat vor allem Lukas Schönlein aus Würzburg und Laurenz Oken aus München in Vorschlag gebracht und berufen. Dann fand am 29. April die Eröffnung in feierlicher Weise statt. Und seitdem ist in Zürich ein Rückschritt nicht mehr erfolgt. Man baute ruhig und sicher weiter. Jedes Jahr brachte Zuwachs, und wenn die Beziehungen zum Reich nicht gerade erfreuliche waren, so haben die Erlasse der deutschen Staaten gegen die Studierenden in der Schweiz dies nicht zu hemmen vermocht. Es entsprach der armseligen Auffassung, die einzig durch das Frankfurter Attentat vom 3. April 1833 gerechtfertigt werden konnte, wenn Preußen und Bayern, aber auch Württemberg und Baden ihren Landeskindern den Besuch der Universität verboten, wenn sie den Zuwiderhandelnden jede künftige Anstellung in ihren Landen verweigerten. Eine Fülle von deutschen Professoren, aber auch von Studierenden, sind nach der Schweiz gegangen. Und es waren nicht die schlechtesten, die hier vor den Bedrängnissen der Heimat gastlichen Schutz gefunden haben.

Die Fakultäten wuchsen von Jahr zu Jahr und bis zum Jahre 1838 entwickelte sich Zürich ruhig und sicher. Es war Segen in der Universität. Durch allerlei Schenkungen und andere Äußerungen des Gemeinsinns war es gelungen, sie auszubauen und ihr, nachdem die politische Geltung in Deutschland vorläufig versagt war, die geistige zu verschaffen. Die deutschen Universitäten hatten denn auch die Gründung von Anfang an keineswegs ungünstig aufgenommen und schon die erste Mitteilung davon mit großer Liebenswürdigkeit begrüßt. In der Tat hat kaum eine andere Hochschule, der es doch an so starkem Rückhalt, wie ihn zum Beispiel Bonn an der preußischen Monarchie besaß, gebrach, sich so rasch und so vortrefflich zu entwickeln vermocht. Daran konnten auch Konflikte nichts ändern, die im Grunde nichts anderes waren, als eine Nachwirkung oder Verlegung des Streites um eine Persönlichkeit von Tübingen nach Zürich. Diese war David Friedrich Strauß. Man war mit ihm in Verhandlungen

getreten und seine Berufung nach Zürich war in der Tat vollzogen. Aber sein Werk „Das Leben Jesu“ brachte auch in die Schweiz eine gewisse Unruhe und die Furcht vor religiösem Zwiespalt war vielleicht noch größer, als wie der Zwiespalt selbst. Die Folge war, daß der Große Rat vom 18. März mit 149 gegen 39 Stimmen David Friedrich Strauß unter gesetzlicher Normierung des Gehalts in den Ruhestand versetzte. Darüber brach eine Bewegung aus, die weiterhin die Universität beunruhigte und weder auf politischem noch religiösem Gebiete eine erfreuliche Wirkung geübt hat. Es darf dabei freilich nicht vergessen werden, daß die Berufung selbst gewissermaßen tendenziösen Charakter trug und der schweizerische Liberalismus sich in ihm einen Kämpfer gewinnen wollte. Es lag ja an und für sich in dieser Zeit der Nachdruck auf der theologischen Fakultät. Das war eine Nachwirkung der heißen religiösen Kämpfe mit dem Kanton Luzern und den Urkantonen überhaupt und ganz besonders auch der starken Einmischung der Jesuiten und Roms. Die Schweiz hat sich da sicher durchgerungen, und zwar gerade deshalb, weil das religiöse Empfinden fast noch stärker war als das eigentlich wissenschaftliche. Darum sind mit einer gewissen Folgerichtigkeit die ersten Größen der Universität Theologen gewesen. So Alois Biedermann, der freilich im vollen Gegensatz nicht zu Strauß selbst, wohl aber zu seinem Buche stand. Er hatte seine Welt für sich und es ist unendlich rührend, aber auch schön zu lesen, wie er sich diese am Ende seines Lebens gedacht hat. Sein Wort ist vielleicht das Leitmotiv für die Züricher Universität bei aller Freisinnigkeit ihrer einzelnen Mitglieder. Es lautet: „Unser keiner lebt sich selber und keiner stirbt sich selber, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Darum dürfen wir getrost unseren Geist in seine Hände legen.“

Daneben war August Ebrard doch aus ganz anderem Holze geschnitzt. Er war in Erlangen Friedrich Rückerts Schüler gewesen und hatte dann im Jahre 1844 den Ruf als Stütze des positiven biblischen Christentums erhalten und angenommen.

Wieder anders ist Ferdinand Hitzig, der von unermüdlicher Lehrtätigkeit war und, so sehr er Strauß verehrte, doch vor dessen Schritten schauderte und zurückwich. Die meiste Nachwirkung vielleicht von allen hat Karl Theodor Keim geübt, der uns durch seine Geschichte der Entwicklung Jesu und sein Buch „Jesu von Nazareth“, an dem er bis 1872 gearbeitet hat, vielleicht das Schönste gegeben, was über den Heiland gesagt werden konnte und David Friedrich Strauß bei weitem überragt. Heinrich Rettig ist ebenso wie Johann Peter Lange gleichfalls unter den Theologen zu nennen. Jedenfalls war das Jahr 1839, wo jene blutig endende Berufungsaffäre von David Friedrich Strauß spielte, verhängnisvoll für Zürich. Nicht minder schlimm war es, daß der Jurist Bluntschli aus seinem Züricher Wirkungskreis als Rechtslehrer herausgerufen wurde und nach München ging. Immerhin konnte er sich dort und dann in Heidelberg entfalten und brauchte seine Kräfte nicht mehr zwischen Politik und Wissenschaft zu verzetteln, obwohl er aus seiner Schweizer Natur niemals

hat herausgehen können. Segensreich aber hat die Persönlichkeit Orellis von Anfang an bis zu seinem Tode im Jahre 1849 auf die Entwicklung Zürichs gewirkt und ihm ist es wohl vor allem zu danken, daß diese Zeiten des Konfliktes so glücklich überwunden worden sind.

So konnte mit dem Jahre 1849 die Universität Zürich in ein ruhiges und sicheres Fahrwasser einlenken. Man darf sagen, daß mit diesem Jahre ihre vollkommene Gleichartigkeit mit den deutschen Universitäten erreicht war. Wenn wirklich noch ein Unterschied zu finden gewesen ist, so lag er lediglich in der Berufungsart und in den Formalitäten der Anstellung und nicht zuletzt in dem Wesen der Studentenschaft. Denn in einem Punkt ist Zürich allen anderen vorangegangen und hat darin bahnbrechend gewirkt. Das war die Zulassung des Frauenstudiums. Jahrzehntelang hat die Züricher Studentin dort eine fast größere Rolle gespielt als die übrige Studentenschaft, die ja in ihrer ganzen Entwicklung doch an ihrer Bodenständigkeit festgehalten hat. So trägt das Züricher Verbindungswesen ein ganz besonderes Gepräge und heutzutage haben die Schweizer Studenten ihre eigenen Verbände gebildet und die Versuche, zwischen der Schweiz und den deutschen Hochschulen nähere und engere Beziehungen zu schaffen, dürfen als gescheitert gelten. Vielleicht lag gerade eine Ursache davon in dem Frauenstudium. Nicht wegen der Frauen an sich, sondern wegen des internationalen Charakters der Studentinnen. Die meisten waren Russinnen, ja ein großer Prozentsatz dieser jungen und interessanten Damen war in die nihilistischen Verschwörungen wenn nicht verwickelt, so doch eingeweiht und standen ihnen jedenfalls verständnisvoll gegenüber. Was wollte demgegenüber die Gründung von ein paar Korps im Sinne des Kösener S. C.! Gewiß, die Züricher „Tigurinia“ hat immer eine gewisse Rolle gespielt. Man pflanzte ihr Banner auf „und senkte es auch wieder, ehe es schwanckte“, wie einmal ein alter Figuriner gesagt hat. Aber lebensfähig waren alle diese Korps nicht, weil sie eben nicht bodenständig waren. Denn hier trat doch der starke Kontrast zwischen dem eidgenössischen Boden und den deutschen Einrichtungen hervor. Es ist ein Akt tiefer Pietät gewesen, daß man die Tigurinia von Zürich an eine deutsche Universität verpflanzt hat. Hingegen blühten die Gesangvereine und sonstigen Verbindungen und haben sich besonders in neuerer Zeit durchaus selbständig entwickelt.

Das darf man von der ganzen Universität sagen. Und es ist das gute Recht Zürichs gewesen, sich seinen eigenen Charakter zu wahren. Es blieb dabei doch noch sehr viel Zusammenhang und besonders durch die Errichtung des Polytechnikums wurde dieser verstärkt. Wir dürfen nicht vergessen, daß eine ganze Reihe von deutschen Gelehrten hier eine Heimat gefunden, daneben aber auch tüchtige und hervorragende Schweizer an der Entwicklung der deutschen Wissenschaft in hervorragender Weise sich betätigt haben.

Der Krieg hat natürlich einen großen Einschnitt gemacht. Aber die Kultur ist als solche stärker, nicht durch die Waffenfeindlichkeit, sondern durch das Gefühl echtester Bodenständigkeit, das man den Schweizern ebenso gönnen



Universität in Bern



Universität in Zürich

muß, wie uns selbst. Im ganzen alten Europa ist gar vieles im Werden. Da ist es von großer Bedeutung, wenn es Hochschulen gibt, die im Grunde genommen unberührt sind von diesen äußeren Einflüssen, um so stärker aber durch ihre innere Kraft auf diese selbst einzuwirken vermögen. Schließlich ist das Lebenselixier aller Universitäten die schöpferische Kraft der Professoren und der freudige Drang der Studentenschaft, sich diesen Einflüssen zu neigen und Trägerin der neuen Gedanken zu werden. Und diese Eigenschaften dürfen wir Zürich vor allem nachrühmen.



BERN
1834

Unter allen Schweizer Städten ist Bern wohl die eigenartigste. Durch seine alten Straßen geht trotz aller neuzeitlichen Wandlungen noch der alte Geist des Berner Landes. Und wenn man den Blick rückwärts wendet, sieht man stolze, trotzige Gestalten in glänzendem Harnisch, die nach innen mächtig, nach außen mutig, der ganzen Schweiz ein gewisses ritterliches Gepräge gegeben, das schön und stark dasteht neben der bäuerlichen Kraft des Landvolkes — eine Mischung, die im Grunde genommen doch echt deutsch ist. Und diesen deutschen Ursprung kann und will auch diese Stadt, welche als Sinnbild ihres Wappens noch jetzt im Zwinger Bären gewissermaßen als heilige Tiere verwahrt, nicht verleugnen. Bern ist heute, diplomatisch genommen, die Hauptstadt der Eidgenossenschaft. Hier finden sich die fremden Diplomaten zusammen und man muß es den Leitern der Schweizer Politik zugestehen, daß sie seit Jahrhunderten in schweren und schwersten Zeiten sich stets jene Zivilcourage gewahrt haben, die uns in Deutschland eigentlich völlig abhanden gekommen ist.

Und auch Bern hat seine Universität. Wenn man deren Ursprung aus der Vergangenheit der Stadt und der Vergangenheit ihrer großen Geschlechter konstruieren wollte, so würde man sie unwillkürlich als eine aristokratische Gründung bezeichnen. Das wäre aber historisch durchaus falsch. Nicht als ob der hohe Stand der Bildung des bernischen Adels und der Bürgerschaft nicht stets auf der Höhe der Zeit gestanden hätte. Gewiß hat auch hier der Theologe eine große, vielleicht allzugroße Rolle gespielt, wie das bei einem innerlichen, gottgläubigen Volke sich von selbst versteht, aber gerade bei einem solchen zu schwersten Enttäuschungen führen muß, die immer dann eintreten, wenn innerstes Gefühl und theologischer Doktrinarismus aufeinanderprallen. Aber die Universität ist doch im wesentlichen nicht aus den aristokratischen Anschauungen der Berner Geschlechter entsprungen, sondern aus den Ideen der Revolution von 1830, die zum mindesten einen starken Einfluß geübt haben. Und fast noch mehr als in Zürich ist es das Bestreben der „natio-

nalen Partei" gewesen, die Wandlungen und Irrungen in Deutschland, die eine ganze Reihe von hervorragenden geistigen Kräften zur Flucht genötigt haben, nicht bloß gastlich aufzunehmen, sondern ihnen Raum zu bieten im Sinne schweizerischer Freiheit, und so zugleich den Grundstock zu bilden für eine Universität, sodaß gerade in Bern die Begriffe Asyl und Universität sich wenigstens bei der Gründung fast völlig deckten. Denn in diesem Sinne wurde vom Großen Rate das Hochschulgesetz geschaffen und durchgeführt. So mischte sich in die Gründung selbst, die im Jahre 1834 vollzogen war, die Idee des Fremdengesetzes stark ein, in welchem alles Für und Wider der Aufnahme der deutschen Flüchtlinge dargelegt war.

Aber man darf sagen, daß Bern durch die Berufung, oder vielmehr Wahl von fremden Professoren den Grund gelegt hat zu der Entwicklung seiner hohen Schule. Es ist nicht ganz mit Unrecht von einem deutschen Schweizer in der letzten Zeit die Behauptung aufgestellt worden, daß die Universität für Stadt und Kanton Bern doch noch immer eine Art von Fremdkörper sei. Das mag auf den ersten Blick stimmen. Denn ein so eigenartiges Volk wie die Berner es sind, braucht eigentlich für sich keine Universität, weil bei allem Gefühl der Gemeinsamkeit der Interessen die Individualität eine größere Rolle spielt als sonst irgendwo. Und das gibt der Stadt und in gewissem Sinne auch der Gründung von 1834 einen gewissen Zauber. Ob fremd oder nicht fremd, das war für die Gründung gleichgültig. Es kam nur darauf an, daß alles, was sich in Bern zusammenfand, ob Lehrer oder Schüler, ob Dozent oder Student, sich dem Gemeinwesen selbst vollkommen amalgamierte.

An der Spitze dieser Universitätsbewegung stehen zwei Namen, die freilich auch durch eine gewisse Tragik mit ihr verbunden worden sind. Das sind die Brüder Snell, die in der langen Zeit ihres Wirkens vielfachen Anfeindungen und Kämpfen begegnet sind. Bei diesen aber spielte die Studentenschaft eine große und bedeutende, ja schöne Rolle. Ihr Einfluß hat bei aller stürmischen Entfaltung der jugendlichen Kräfte eine ausgesprochen segensreiche Wirkung geübt, die über die Parteigegensätze, welche in Bern eine fast übergroße Macht hatten, kühn und wacker hinweggegangen ist. In dieser Beziehung sind die Berner Studenten geradezu vorbildlich. Sie haben ihr gutes Recht auf die Professoren gegenüber den herrschenden Mächten geltend gemacht, also sowohl gegenüber dem „Erziehungsdepartement", wie später, da durch den Umschlag im politischen Leben die Hochschule unter die „Erziehungsdirektion" gestellt worden ist.

Es ist übrigens köstlich, zu sehen, wie hier die bürgerlichen Kämpfe gerade auf die Universität einen ganz besonderen Einfluß geübt haben. Freilich, der Hauptfehler, für welchen Männer wie Troxler, Tscharner, vor allem aber Ludwig Snell am meisten zu büßen gehabt haben, war die Abhängigkeit von diesen politischen Strömungen und Gegensätzen. Man könnte aus diesen Kämpfen fast mehr einen Roman herauskonstruieren, als eine Geschichte der Universität. Denn es sind psychologische Vorgänge der merkwürdigsten Art, die sich hier vollzogen haben und auf die einzelnen Professoren unmittelbar

wirken mußten. Es war daher kein Wunder, wenn ein Mann wie Dahlmann den Ruf, den er als Heimatloser erhalten und begrüßt hatte, alsbald wieder fahren ließ und sich nach Bonn gewendet hat. Es war aber auch durchaus berechtigt, wenn ihm das von Stadt und Universität Bern verdacht worden ist. Denn ihre Motive waren rein und groß. Und es soll den Bernern niemals vergessen werden, daß sie einen, und zwar den als Charakter größten von den Göttinger Sieben in so ehrenvollster Weise zu sich gerufen haben. Man erkennt daraus, daß durch die ganze Entwicklung ein starker und lebendiger Zug ging. Wenn wir die Verhaftung und Verbannung Snells betrachten, ferner die sogenannte Goldbacher Adresse, die Konstituierung und Einberufung des Studentenkorps, ferner jene wundervolle Uhlandfeier, so zeigt sich ein so starker und kräftiger Geist und eine so mächtig fluktuierende Bewegung, daß alles Schwanken und Wanken der Berner Regierungen nichts daran zu hindern vermochte. Gewiß ist von seiten der leitenden Persönlichkeiten viel gefehlt worden, und Fälle, wie das Vorgehen gegen Dr. Glück, gegen Snell und vor allem die Absetzung Professor Stettlers lassen uns erkennen, daß die Politik in den ersten Zeiten der Universität eine größere Rolle gespielt hat, als die Wissenschaft.

Es geht auch fraglos ein kleinlicher Zug durch die Finanzgebarung von Stadt und Kanton, die dann um so stärker hervortrat, als der Gedanke, die eigene Universität zu einer eidgenössischen zu erheben, ebenso wie in Zürich, eine große Enttäuschung brachte. Freilich, Zürich hat wenigstens in der Schwesteranstalt des Polytechnikums ein eidgenössisches Institut erhalten. Bern wurde Hauptstadt und diplomatischer Mittelpunkt der gesamten Schweiz. Das konnte als Entschädigung wohl gelten.

Aber es fehlte auch nicht an starken, selbst humorvollen Momenten. Die beiden Schreiben des Professor Glück in Sachen der Züricher „David Strauß-Affäre“ und des religiösen Konfliktes im Kanton Wallis haben wirklich einen besonderen Reiz, wenn man auch nicht mit der recht wenig mutvollen Haltung dieses unglücklichen Menschen einverstanden sein kann, der als der Sohn jenes berühmten Erlanger Professors schließlich in München als Bibliotheksbeamter durch Selbstmord geendet hat.

Freilich war es eine unruhige Zeit. Freischarenzüge, Kämpfe, Gegensätze unter den Kantonen wirkten auf Bern und in ganz besonders starker Weise auf Studenten und selbst Professoren zurück. Die Schweiz mußte sich eben gewissermaßen zusammenraufen. Aber sie hat ihre Einheitskämpfe durchgeführt, viel besser und unmittelbarer als jedes andere Land. Aber solche Zeiten sind nicht angetan, eine eben entstandene Universität zu fördern. Und doch kann man nicht sagen, daß etwa die Konservativen für die Universität mehr getan hätten, als die Radikalen. Im Gegenteil. Jene Periode unter dem Regiment der Konservativen war vielleicht die traurigste Zeit und erst durch die Reorganisation vom Jahre 1854 ist die Hochschule wirklich geschaffen worden. Ihre Bedeutung liegt daher weniger in ihrem äußeren Rahmen und in ihrer äußeren Entfaltung, als in dem spezifischen Geist der Berner Stu-

dentenschaft, in den Kämpfen und Taten, in dem Wünschen und Wollen der Zofinger und Altzofinger, der Helveter usw., denen man trotz mancher Fehler und mancher Gegensätze die Sympathie nicht versagen kann. Furchtbar aber war das System der Denunziationen, das im Geheimen und Öffentlichen gegen einzelne Professoren und bei den Professoren untereinander in traurigster Weise sich breit gemacht hat. Auch die Behandlung selbst der intimsten Universitätsfragen in den Bernischen Blättern spielt eine traurige Rolle, zu der freilich die Professoren selbst am meisten und in keineswegs erfreulicher Weise beigetragen haben.

Mit dem Jahre 1854 waren indessen die Kinderkrankheiten, wie sie uns in dem geradezu hervorragenden Buch von Fr. Hag geschildert werden, überwunden. Von da an beginnt der unmittelbare Zusammenhang des Wirkens nicht bloß mit Zürich und Basel auf der deutschen Seite, mit Genf und Lausanne auf der französischen Seite, sondern auch mit Deutschland selbst. Bern hat als Hauptstadt der Eidgenossenschaft gesteigerte Bedeutung gewonnen, ist aber durch den starken Rückhalt am einheimischen Element zu einer ganz bestimmten Bedeutung gelangt, die es als eine ganz andere Universität erscheinen läßt wie Zürich. Die Schweizer Studentenschaft hat ohne allen Zweifel fast den gleichen Anteil an dem Werden und Gedeihen dieser hohen Schule, wie die Lehrer. Ihrem Drängen ist es vor allem zu danken, daß kleine und kleinliche Rücksichten geschwunden sind. Und da einmal der große Zusammenhang erreicht und die Universität im vollsten Sinne des Wortes ausgebaut war, da konnte sie stolz und stattlich neben Zürich treten, wenn auch dieses einen starken Vorsprung hatte. Denn Zürich war eine durchaus moderne Stadt geworden, Bern aber hat, gerade weil es die fremden Gesandten aufzunehmen hatte, sich einen ganz bestimmten Charakter gewahrt und dieser Charakter hat auch auf die Universität abgefärbt. Sie ist unbedingt schweizerisch und darin liegt ihre große Bedeutung. Denn geistig gehört sie ebenso wie Zürich und Basel in den Kreis der deutschen Universitäten, aber durch die zweifellos gesunde Abgrenzung der Eidgenossenschaft und den ursprünglichen Charakter der Stadt Bern, hat sie sich eine ganz eigenartige Stellung gewahrt.

Und da zeigt sich die ganze merkwürdige Eigenart von Bern. Auf der einen Seite engste Verbindung mit der politischen Entwicklung, auf der anderen Seite aber Wahrung und selbst Steigerung der Eigenart der Universität durch die Professorenschaft. Von Anfang an spielten die Theologen eine gewisse Rolle. Da finden wir in J. L. S. Lutz eine ausgesprochen schweizerische Persönlichkeit, die sich diesen Charakter trotz seiner Reisen und seines Wirkens in Deutschland wohl gewahrt hat. Neben ihn tritt Matthias Schneckenburger, ein Württemberger, der nach seinem Studium in Berlin und Tübingen einen Ruf durch Herrenberg erhalten hat. Es war für ihn nicht leicht, sich mit Lutz und vor allem mit dem Thuner Zyro zusammenzufinden und neben diesen, und vor allem neben dem Sachsen Gelpke und August Schaffter von Moutier zu wirken. Ganz andere Persönlichkeiten waren der

Hesse Karl Bernhard Hundeshagen und der Schwabe Eduard Zeller, der einen guten Teil seiner Wirksamkeit Bern geweiht hat, dann aber freilich den Weg über Marburg und Heidelberg nach Berlin gefunden hat und dort der Nachfolger Trendelenburgs geworden ist.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen aber ist Albert Heinrich Immer, der vom Studium hinweg sich dem Buchbindergewerbe zugewendet, aber mit 31 Jahren zu seinen Büchern zurückkehrte und dann bald seine akademische Wirksamkeit eröffnete. Gottlieb Studer war ein Berner, der mit Immer 25 Jahre an der Universität gewirkt hat.

Neben den Theologen spielten die Juristen eine Hauptrolle. Da ist vor allem Samuel Schnell zu nennen, ein Rechtsanwalt, der der Universität seine Kräfte gewidmet hat, bis zum Untergang des alten Bern, dann aber Mitglied des helvetischen Obergerichtes geworden ist. Er stand mitten in den Kämpfen des Staates, die so schwer auf die Universität zurückgewirkt und ganz besonders die bereits genannten Professoren Wilhelm und Ludwig Snell betroffen haben.

Es hat einen eigenen Reiz, unter den Berner Professoren den Namen Philipp Jakob Siebenpfeiffer zu lesen, der einst den Aufruf für das Hambacher Fest erlassen und vor dem Gefängnis, das man ihm zugedacht, die Flucht in die freie Schweiz angetreten hat. Sie gelang ihm und ebenso die Anstellung an der Universität. Neben Karl Herzog aus Münster (Kanton Luzern) sehen wir Albin Thourel aus Montpellier eine Zeitlang in Bern wirken. Ein fahrender Gelehrter im vollsten Sinne des Wortes, ist er nach seiner Entlassung in Bern spurlos verschollen. Dagegen haben Reinhold Schmid und Karl Friedrich Reinwald, sowie der Wittenberger Karl Eduard Pfotenhauer immerhin eine große Wirksamkeit, die bis in unsere Zeit hereinragte, geübt. Auch Achille Renaud, der Hugenotte, spielte in Bern eine gewisse Rolle, bis er nach Gießen und Heidelberg berufen wurde, wo er als einer der ersten Rechtsgelehrten gelten konnte. Friedrich Stettler war nur eine verhältnismäßig kurze Lebensdauer bemessen. Daran trug aber im gewissen Sinne das Obergericht von Bern besondere Schuld. Den tapferen Gelehrten und hervorragenden Kenner der vaterländischen Geschichte und des helvetischen Staatsrechts haben die Ereignisse gebrochen. Den Gemütskranken erlöste bereits im Februar 1849 der Tod.

Unter den Medizinern finden wir Namen wie Hugo Mohl, den Sohn des Staatsminister von Mohl, Hermann A. Demme und ganz besonders Philipp Friedrich Wilhelm Vogt. Auch Friedrich Wilhelm Theile und Emanuel Edmund Fueter haben nicht minder wie Wilhelm Rau, Albrecht Tribolet und Johann Jakob Hermann ihre Dienste Bern geweiht, ebenso wie Gabriel Gustav Valentin, Friedrich Miescher, Karl Ludwig Rütiméyer und Karl Emmert. Von der philosophischen Fakultät ist vor allem Friedrich Cortüm zu nennen, der uns eine ganze Reihe von feinsinnigen Arbeiten über Geschichte und Rechtsgeschichte hinterlassen hat. Ferner Friedrich Drexel, der wohl zu den besten Trägern der Pädagogik gehört, aber auch eine Reihe wichtiger naturwissen-

schaftlicher Arbeiten hinterlassen hat. Am bedeutungsvollsten, seinem Schicksal nach, war wohl die Gestalt von Paul Vital Troxler, ein Mann von umfassendem Wissen, der der Philosophie wie der Geschichte, aber auch der Politik seine Kräfte gewidmet hat.

Daneben sind zu nennen Karl Brunner, der Vater, Bernhard Studer, der gleichfalls Geographie und Geologie lehrte und eine Reihe glänzender Arbeiten schrieb, Maximilian Perty, Karl Jahn, Karl Wilhelm Müller, Georg Ferdinand Rothig aus Gießen, der uns schöne Arbeiten über Catull, Plato und Xenophon hinterlassen hat. Ein echter Berliner war Albrecht K. L. Kasthofer, der aber sein ganzes Wirken auf die Schweiz eingestellt hat, und jener Rudolf Lohbauer, eine Künstlernatur, aber doch auch als Professor trotz aller Anfeindungen von Bedeutung. Jedenfalls gehört er zu den interessantesten Erscheinungen der Universität Bern. Dagegen war Heinrich Wiedler ein „unsteter Wandervogel", der schließlich doch in Bern Ruhe gefunden hat. Seine botanischen Arbeiten sind von Interesse. Daneben war Beatus Friedrich von Tscharner ein Opfer der politischen Zustände und hat darunter ebenso viel gelitten, wie Snell. Neben Josef Simeon, Vollmar und Albert Richard ist Anton Henne zu nennen, der als Kulturhistoriker eine gewisse Rolle zu spielen gewußt hat. Ferner Friedrich Ries und Karl Brunner (Sohn), sowie Ludwig Schlefli, der als Mathematiker eine segensreiche Wirkung ausgeübt hat. Auch Rudolf Wolf darf als Mathematiker, vor allem aber wegen seines Werkes „Biographie zur Kulturgeschichte der Schweiz" gerühmt werden.

Es waltete also in Bern trotz der äußeren Unruhen und Beunruhigungen durch Regierung und Parteien doch ein guter und kräftiger Sinn in der Hochschule, der sich bis in unsere Tage bewahrt hat. Es wäre falsch, die Schweizer Universitäten anders zu fassen, als sie ihrem ganzen Ursprung aus echter Bodenständigkeit nach sind. Denn die Rückwirkungen der deutschen Unruhen haben ihnen noch ein besonderes Gepräge gegeben. Aber schließlich ist es doch deutsches Wesen, deutsche Kultur, deutsche Wissenschaft, die hier ohne jede politische Beeinflussung aus innerstem Drange heraus die Grenzwacht hält.



STRASSBURG
1872

Eigentlich müßte die Geschichte dieser Universität bei der historischen Einteilung unseres Überblicks unter die hohen Schulen gereiht werden, welche der Reformation ihr Entstehen verdanken. Aber keine hat so viele Schicksale erlebt wie diese und in der Geschichte darf sie nach den schweren und furchtbaren Ereignissen des Jahres 1918 an keiner anderen Stelle stehen als an der ihrer Neugründung durch Kaiser Wilhelm I.

Seit dem Jahre 1818 hatte, wenn wir von den Maßregeln, welche die Universität Münster und die Akademie Braunsburg betrafen, absehen, der Gründungsgeist von Universitäten in Deutschland völlig geruht. Es war auch völlig saturiert. Im Gegenteil. Es hatte sich ergeben, daß eine ganze Reihe von Universitäten hatten einschlafen müssen, um den anderen die Existenzberechtigung in höherem Grade zu geben.

Anders verhält es sich bei Straßburg. Hier kommt ja auch für die früheren Jahrhunderte nicht so sehr die Geschichte der Universität in Frage als die Geschichte der geistigen Bewegung in dieser alten Reichsstadt überhaupt. Denn von allen deutschen Städten ist vielleicht gerade diese die interessanteste. Es gibt viele Städte am Rhein, die eine große Rolle gespielt haben. Keine aber hat eine so große Bedeutung gewonnen für den Zusammenhang der Dinge in Oberdeutschland, für die Entwicklung der Gegensätze und deren Tilgung zwischen dem Osten und Westen, zwischen Deutschland und Frankreich, germanischem Wesen und gallischem Charakter. Wie schon in der römischen Zeit, in den Tagen des Kaisers Julian, die Stadt und das Elsaß von höchster Bedeutung geworden, wie uns Ammianus Marcellinus von diesem Gebiete und von dem des Oberrheins überhaupt eine eigenartige und doch so unendlich wahre Schilderung gibt, so blieb die Stadt in der weiteren Entwicklung immer getragen von einer ganz merkwürdigen und großen Eigenart. Sie war Reichsstadt, aber nicht in dem gewöhnlichen Sinne der übrigen, sondern beleuchtet und beschattet von den Schicksalen deutscher Kaiser selbst, vor allem aus dem Hause der Staufer.

Wenn auch schon in den Zeiten der Karolinger gerade in das Elsaß von deren Wesen und deren Schicksalen manches herübergedrungen ist und wir in einem stillen Kloster der Vogesen die Kaiserin Richardis trauern und wirken sehen, mehr ein Bild der Legende als der Geschichte. Nirgends hat eigentlich die deutsche Sage so starke Wurzeln geschlagen, wie in diesem Lande. Kein Wunder, wenn auch die deutsche Wissenschaft dort einen durchaus geeigneten Boden gefunden und eine gewissermaßen selbständige Entwicklung genommen hat. Es war lange Zeit der Mittelpunkt gewesen der scholastischen Studien am Oberrhein und hatte die gleiche Rolle gespielt, wie Köln am unteren Laufe des schicksalsvollen Stromes. Es war im vollsten Sinne des Wortes eine Klosterstadt und alle diese Klöster hatten sich Mühe gegeben, die Bildung zu hegen und zu pflegen und waren gegenseitig in einen gewissen Wettkampf geraten. Aber über diese Schulen hinaus finden wir am Anfang des 16. Jahrhunderts doch eine Wendung zu dem neuen Geist. Hier hat Geiler von Kaisersberg gewirkt und der Dichter des Narrenschiffs, Sebastian Brandt, war Stadtschreiber. Und vor allem finden wir hier Jakob Wimpfeling, der im gewissen Sinne der eigentliche Historiker des Elsaß genannt werden kann. Ihn unter die Humanisten zu rechnen aber wäre sicherlich falsch. Jedenfalls hat er ihren Bestrebungen in seinem Elsaß eine andere Richtung gegeben. Er aber ist es auch, der zum ersten Male für Straßburg den Begriff der Universität erläutert und für diese nun eine gewisse Vorschule schaffen will, so daß die Jugend mit der nötigen Bildung sie beziehen könnte.

Doch über diese Bestrebungen hinweg sehen wir nun auch in Straßburg den Geist des Protestantismus eindringen, der die alten Schulen in voller Auflösung findet. Es war vor allem Otto Brunfeld, der getreue Mitkämpfer Ulrich von Huttens in seinem Streite mit J. Sapidus, der nun zunächst im Prediger- und Karmeliterkloster zwei Schulen eröffnete. Dazu kamen die theologischen Vorlesungen Butzers und Capitos, die im Thomastift wirkten. Im Jahre 1528 wurde dann vom Rate eine Schulkommission berufen, an deren Spitze Jakob Sturm, ein Schüler Wimpfelings trat. Bedeutung gewann die ganze Bewegung aber erst, als der Bruder Jakob Sturms, Johann, nach Straßburg kam und nun entscheidend in die Entwicklung eingegriffen hat. Zunächst freilich war es ihm nur gegönnt, eine einheitliche Studienanstalt mit acht Jahresklassen zu verlangen und bis zu einem gewissen Grade auch zu erreichen. Aber was er wollte, war doch etwas Großes und Bedeutendes, und es darf hier gesagt werden, daß sein Gedanke bei der Gründung der Universität Berlin wiedergekehrt ist. Er wollte eine Zentraluniversität für die ganze protestantische Welt schaffen in der Mitte zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen Süden und Norden und so innerlich zwischen der lutherischen und der schweizerischen Reformation. Aber er selbst kam über die ersten Anfänge nicht hinaus und erst im Jahre 1566 gelang es den Straßburg'schen Bemühungen, von Kaiser Maximilian II. die Bestätigung der aus dem protestantischen Gymnasium hervorgegangenen Akademie zu Straßburg zu erreichen. Zu gleicher

Zeit erhielt diese das Recht, auch Bakkalaurieen und Magister in der Philosophie zu kreiieren.

Es war ein Akt selbstverständlichen Dankes, daß Sturm zum lebenslänglichen Rektor der Anstalt ernannt wurde. Freilich, alle seine Wünsche waren nicht erfüllt. Er hatte auf eine vollständige Universität hingestrebt. Doch der Rat selbst hatte nicht den Mut, dem kühnen Pädagogen zu folgen, vor allem auf Grund der zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel. So war es denn nur eine halbe Sache. Trotzdem hat man nicht mit Unrecht diese Gründung als die Geburtsstunde der deutschen Universität Straßburg betrachtet. Sie hielt sich sehr wohl, trotzdem der Bischof von Straßburg in dem nahen Molsheim eine Akademie schuf, die aber nicht geeignet war, der Entwicklung der Sturmschen Anstalt Abbruch zu tun. Wir sehen in der Folgezeit eine ganze Reihe von hervorragenden Männern walten und die Anstalt hat den Dreißigjährigen Krieg und auch die Zeit der Einverleibung Straßburgs in das französische Wesen überstanden. Immerhin hat gerade der starke kulturelle und wissenschaftliche Einchlag der Stadt sehr stark dafür gewirkt, daß die französischen Bemühungen, das Elsaß vollständig zu französieren, vergeblich waren. Wir erkennen auch gewisse Bestrebungen, die Anstalt und auch den wissenschaftlichen Geist der Stadt zu erhalten. Was vorhanden war wurde nicht zerstört, und der botanische Garten, der schon im Jahre 1619 — als zweiter in ganz Europa — angelegt worden war, weiter gepflegt und noch unter französischer Herrschaft erhielt die Stadt eine Sternwarte. Man sprach auch, besonders in den Zeiten des Professor Koch, von einer „Diplomaten-Schule", an der eine ganze Reihe von hervorragenden europäischen Staatsmännern ihre Ausbildung erhalten hat. In der Tat haben hier Metternich, Montgelas und viele andere gelernt. Es mag wohl weniger an dem Professor Koch selbst gelegen haben, als an dem merkwürdigen Charakter dieser Stadt, die, obwohl Frankreich untertan, doch ihr deutsches Wesen sehr wohl zu wahren gewußt hat. Dadurch gewannen diese künftigen Diplomaten einen doppelten Vorteil: nämlich sie wurden hier auf französischem Boden trotz des deutschen Charakters der Universität und ihrer Schule ganz in den internationalen Geist des Diplomatentums eingeführt, das selbstverständlich in der damaligen Zeit lediglich ein französisches Gepräge haben konnte. Auch sprach für ihre weitere Entwicklung der Umstand, daß sie auf französischem Boden ihre Bildung geholt.

Die Universität selbst genoß einen gewissen Ruf, und wir finden eine ganze Reihe von Namen, die für die Fächer der Rechtswissenschaften und Medizin, der Theologie und Logik, der Geschichte und Mathematik von Bedeutung waren. War doch schon seit dem Jahre 1621, wo Straßburg in der Tat die vollen Universitätprivilegien erworben, die moderne Richtung im Geiste der Universitäten durchgedrungen. Auf Kosten der Eloquenz und der ganzen klassischen Erudition waren die mathematischen und historischen Wissenschaften stark hervorgetreten. Wirklich sind zahlreiche, ganz hervor-

ragende Persönlichkeiten zu nennen, wie Fröreisen, Ehrmann, dann Chr. W. Koch, Lobstein, J. Oberlin und vor allem Johann Daniel Schöpflin.

An diese Universität war nun auch Goethe gekommen, um seine rechtswissenschaftlichen Studien, die er bereits in Leipzig gefördert, zu vollenden. Dieses Erscheinen Goethes ist vielleicht das Interessanteste, was der ganzen alten Universität Straßburg begegnet ist, und nirgends finden wir eine bessere Charakteristik der Verhältnisse um das Jahr 1770 herum als in „Dichtung und Wahrheit". Goethe selbst hatte ja etwas ganz anderes gesucht, als er eigentlich fand. Er wollte seine Studien fortsetzen und dort promovieren. Als er aber kam, wurde er sehr bald darüber aufgeklärt, daß es sich in Straßburg nicht etwa, wie auf deutschen Akademien verhalte, wo man Juristen im weiten und gelehrten Sinne zu bilden suchte. Hier war alles ganz im Sinne des Verhältnisses zu Frankreich auf das Praktische gerichtet und nach dem Sinne der Franzosen eingeleitet, welche gerne bei dem Gegebenen verharrten. Gewisse allgemeine Grundsätze, gewisse Vorkenntnisse suchte man einem jeden beizubringen: man fasse sich so kurz wie möglich und überliefere nur das Notwendigste. Die Folge war, daß Goethe sich mit einem Repetenten in Beziehung setzte, der alsbald über die Kenntnisse des jungen Studierenden erfreut war und ihn nur auf den Zweck seines dortigen Studiums, nämlich auf das Examen, aufmerksam machte. Das ist charakteristisch und bedeutungsvoll auch für die weitere Zukunft der Universität. Denn was damals unter französischer Ägide in Straßburg Norm geworden war, das scheint unter äußeren politischen Einflüssen nun auch auf den modernen hohen Schulen gewissermaßen Maxime zu werden. Den in die Ferne schweifenden jungen Goethe aber mahnte der Repetent daran, daß die Sache keineswegs im Weiten gesucht werde: „Es wird nicht nachgefragt, wie und wo ein Gesetz entsprungen, was die innere oder äußere Veranlassung dazu gegeben; man untersucht nicht, wie es sich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, so wenig, als inwieferne sich durch falsche Auslegung oder verkehrten Gerichtsbrauch vielleicht gar umgewendet. In solchen Forschungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Leben zu; wir aber fragen nach dem, was gegenwärtig besteht. Dies prägen wir unserem Gedächtnis fest ein, daß es uns stets gegenwärtig sei und wir uns dessen zu Nutz und Schutz unserer Klienten bedienen wollen. So statten wir unsere jungen Leute fürs nächste Leben aus und das weitere findet sich nach Verhältnis ihrer Talente und ihrer Tätigkeit." Goethe tat ein übriges und hat der Fakultät eine religionsgeschichtliche Arbeit überreicht, die diese aber nicht annahm, und zwar nicht etwa aus Gründen, die gegen die Arbeit sprachen, sondern aus einer gewissen Ängstlichkeit. Man legte ihm nahe, einfach auf eine Reihe von Thesen seine Disputationen einzustellen und damit sich seine Promotion zu gewinnen. Diese hat er denn auch am 6. August durchgeführt. Es war ein eigenartiges Schicksal, daß am Tage darauf die markanteste Persönlichkeit Straßburgs, Schöpflin, starb, der, ohne daß Goethe mit ihm in nähere Berührung getreten, doch bedeutend auf ihn eingewirkt hatte, vor allem durch diejenigen Männer, die seine Schüler waren und die

Goethe bei seinen historischen Studien als Führer gewonnen. Er hatte sich ihm nur bei dem Fackelzug, den ihm die Universität gebracht, genähert, und ihn dort auch gesehen. Ein engeres Verhältnis hatte er zu dessen Schülern Koch und Oberlin.

Das Wichtigste aber, was sich hier abspielte und was für die ganze Universität im hohen Grade charakteristisch ist: das war Goethes Abwendung von dem Französischen. Man hatte ihm gerade in den Straßburger Kreisen nahegelegt, sich dort völlig nach dem französischen System auszubilden und in den Dienst von Versailles zu treten. Aber da regte sich in ihm doch ein starkes anderes Gefühl, und wir sehen, wie er hier eine deutsche Sodalität gründen hilft, die eine Reihe tüchtiger junger Leute zusammenführte und als die erste deutsche Verbindung an der Universität Straßburg gelten kann und in ihrer Art durchaus als mustergültig betrachtet werden muß. Goethe wollte keine Halbheiten und so brach in ihm, der ja immer seinen Blick auf Friedrich den Großen gerichtet hatte, das deutsche Gefühl in voller Kraft durch. Schon beim Anblick und bei der Schilderung des Münsters, des wunderbaren Werkes Erwins von Steinbach und in seinen Beziehungen zu Herder, der dort sein schönes Buch „Von Deutscher Art und Kunst" geschrieben, tritt dies sehr stark und lebendig hervor und ich möchte sagen, es war eine Fügung des Schicksals, die Goethe nach Straßburg geführt, wo er alles Fremdländische innerlich abgestreift hat. Und es ist ein stolzes und wundervolles Wort, das man in den guten Tagen der neuen Straßburger Universität an bezeichneter Stelle hätte in Marmor meißeln müssen: „So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig." Das ist nicht das Produkt des deutschen Unterrichts gewesen und der Erfolg deutscher Lehrer, sondern der Erkenntnis deutschen Wesens im Vergleich mit Frankreich und seiner Entwicklung.

Aber die Schicksale Straßburgs und der Universität erfüllten sich. Es kamen die Tage der großen Revolution, die ja in ihrer Art am meisten dazu getan hat, das Elsaß mit Frankreich zu vereinigen. Denn es darf nicht vergessen werden, daß bis dahin eine ganze Reihe deutscher Fürsten noch Gebiete innehatten — ich erinnere nur an die Wittelsbachische Sekundogenitur Rappoltsstein —, und so den Zusammenhang zwischen Deutschland und dem unter französische Herrschaft geratenen Elsaß besiegelte. Die Revolution machte vieles gleich und die „Terreur" hat das ihrige dazu getan. Die Torheiten und Verbrechen des fanatischen Eulogius Schneider sind im Elsaß unvergessen. Es wurde alles nach französischem Muster eingerichtet und auch Napoleon I. hat, als er zur Herrschaft gelangte, lediglich den französischen Maßstab an die alten Straßburgischen Verhältnisse gelegt. Es war eine französische Universität wie die anderen auch, bestehend aus losen Fakultäten, die nur in einem gewissen disziplinaren Zusammenhang standen. Die große und innere Geschlossenheit einer deutschen Universität fehlte völlig und an den Errungenschaften des 19. Jahrhunderts, in welchen ja doch die modernen deutschen Universitäten erst geworden sind, hatte Straßburg keinen Anteil. Wohl bestand

noch das evangelisch-theologische Thomasstift und auch die École libre de médecine, die den Krieg überdauert hat. In ihr konnte immerhin ein Rest der alten deutschen Schulen erblickt werden.

Aber nun ward das Elsaß deutsch. Es mag dahingestellt bleiben, ob es richtig war, in dem zurückgewonnenen Land eine eigene Universität zu errichten, und ob es nicht besser gewesen wäre, die bildungsbedürftigen Elsässer ins Reich herüberzuholen und durch den Besuch der deutschen Universitäten in engeren Zusammenhang mit dem Vaterlande zu bringen. Gewiß ist der alemannische Charakter der Elsässer immer zu berücksichtigen. Aber gerade weil dieser Volkscharakter ein so halsstarriger und eigensinniger ist, wäre es vielleicht besser gewesen, die Universität nicht zu gründen und die Elsässer ihre Bildung auf den deutschen Hochschulen und, wenn sie wollten, in der Schweiz suchen zu lassen. Aber hier regte sich der deutsche Idealismus und vor allem jener Geist, der immer nach den Gesetzen einer altgewordenen Romantik das Neue mit dem Alten in Verbindung zu bringen sucht und somit auch „heraldische Gesetze" für Kultur und Wissenschaft schaffen will.

So ist denn schon im Jahre 1872 die Kaiser Wilhelm-Universität gegründet worden. Sie wurde mit großer Feierlichkeit eröffnet und man kann nur mit Rührung an diese Gründung denken. Denn es handelt sich ja bei den geäußerten Bedenken nur um die Frage der Opportunität, nicht aber um die Frage der neuen Gründung. Der Staat hat alles getan, um hier ein Werk in Szene zu setzen, wie es dem deutschen Wesen durchaus zur Ehre gereichte, wie denn auch die kurzlebige Kaiser Wilhelm-Universität unter den deutschen Universitäten des 19. und 20. Jahrhunderts eine durchaus glänzende und hervorragende Rolle gespielt hat. Es war der Freiherr von Roggenbach, der im gewissen Sinne der Schöpfer der Universität genannt werden kann und vor allem das Bestreben hatte, den Zusammenhang zwischen den Elsässern und den Deutschen zu befestigen. Wer die elsässischen Verhältnisse kennt, der wird sagen, daß dieser Weg von Anfang an verfehlt war. Denn damit wurde nicht etwa eine volle Eindeutschung der früheren, aus der französischen Zeit vorhandenen elsässischen Gelehrten herbeigeführt, sondern der Gegensatz noch verschärft. Gewiß, ein Mann wie Eduard Reuß, der schon früher Farbe bekannt, hat sich sofort der deutschen Universität zugewendet und ist dem Rufe gerne gefolgt. Auch Johann Friedrich Bruch, der als erster Rektor am 1. Mai 1872 in der Universität gesprochen hat. Wir dürfen auch Johann Wilhelm Baum, Karl Wilhelm Schmitt und Eduard Grunitz nennen. Sie gehörten alle zur protestantisch-theologischen Fakultät, bei denen es schließlich selbstverständlich war, daß sie sich den deutschen Dingen zuwendeten, wenn auch nach 1918 eine Reihe protestantischer Theologen in schärfster Weise für Frankreich zu arbeiten begonnen hat. Von den Medizinern traten A. Aubenas, I. G. Joessel, Ch. E. Strohl und Fr. Wieger in deutsche Dienste über und in der philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät finden wir die ehemaligen französischen Lehrer Bergmann, Stahl, Reußner, sowie E. A. Weber und W. Schimper, und dann noch I. H. Heitz. Das Verhältnis der elsässischen

Lehrer zu den neuen Reichsdeutschen war ein verhältnismäßig bedeutendes: den 35 Professoren aus dem Reich standen im ersten Semester 11, im zweiten aber 16 gegenüber. Es war ein Fehler, daß man bei den Vorlesungen die französische Sprache noch weiterhin gestattete. Immerhin muß gesagt werden, daß bei Kriegsausbruch unter 68 Professoren 24 Elsässer waren.

Die Universität selbst blühte wundervoll auf. Ihr erstes Heim war vielleicht das schönste, das man sich denken konnte. Es war das frühere bischöfliche Schloß, das einst der Fürstbischof Armand Prinz von Rohan-Soubise nach den Plänen Robert de Cottés in den Jahren 1728—1741 hatte erbauen lassen. Bis zum Jahre 1848 war dort das Rektorat und die philosophische Fakultät untergebracht, bis der neue große Universitätsbau eröffnet werden konnte. Dann diente es bis zum Jahre 1895 der Bibliothek, die in schneller Weise sich zu einer der glänzendsten Deutschlands aufgeschwungen hat.

Und die deutsche Regierung hat alles getan, um von Anfang an die Universität mit bedeutenden und wichtigen Lehrern zu besetzen. Wir finden dort neben dem Theologen Holzmann und dem Kirchenrechtler Sohm den Staatsrechtslehrer Laband. Daneben haben auch zwei Persönlichkeiten gewirkt, die in die deutschen Geschicke mächtig eingegriffen haben: das war Geffken, der Freund des kronprinzlichen Hauses und vor allem Hermann Althoff, der spätere Universitätsreferent in Berlin. Eine eigenartige Persönlichkeit, die gerade damals in Straßburg einer großen Popularität genoß. Wenn er an den heißen Sommertagen ins Kolleg kam und, den Rock ausziehend, seine Hörer veranlaßte, ein Gleiches zu tun, wenn er mit ihnen den Becher hob, so glaubte man, einen wohlgelehrten, aber durchaus loyalen Menschen zu haben, nicht aber einen Mann, der, als er an die Spitze des preußischen Universitätswesens trat, diktatorische, ja tyrannische Allüren angenommen hat. Vielleicht ist für das ganze preußische Universitätswesen keine Persönlichkeit bedeutungsvoller, aber auch charakteristischer gewesen, als Hermann Althoff. Es wäre indes falsch, in ihm lediglich den Tyrannen zu sehen, der die Professoren, die er berief oder die zu ihm kamen, um sich bei ihm vorzustellen, viele Stunden lang antichambrieren ließ. Im Gegenteil. Wenn ihm ein gewisser Stolz und eine gewisse Energie gezeigt wurde, dann wich auch bei ihm diese starre und an Härte grenzende Zurückhaltung und er erwies sich als ein durchaus loyaler Mann, der in der Tat auch Herz hatte. Von professoraler Überhebung, wie sie sich bei vielen geltend macht, die aus ihrem akademischen Wirkungskreis herauskommen und ein staatliches Amt übernehmen, war innerlich bei ihm nichts zu spüren. Er war eine ehrliche und aufrichtige Natur und es muß gesagt werden, daß unter ihm die preußischen Universitäten zweifellos geblüht haben. Und wenn der eine oder andere sich betroffen fühlen mußte, so hat er im Grunde es seinem persönlichen, etwas weichen Charakter zuzuschreiben. Denn solche Menschen konnte er nicht ertragen und er hat mir einmal selbst, als ich mit ihm in einer späten Stunde als Student in Breslau zusammen saß, erklärt, daß die deutschen Professoren im Grunde genommen viel zu weich und viel zu demütigenden Charakters seien. Er hat dabei einen viel schärferen Aus-

druck gebraucht, wie er ja in seiner ganzen Art und Weise bis zu seinem Ende etwas Burschikoses an den Tag gelegt hat. Wenn man aber mit ihm ging und er einem aus der Tüte mit gedörrten Pflaumen nehmen ließ, dann fühlte man, daß man es in der Tat mit einem seltsamen, aber doch liebenswürdigen und ehrlichen Menschen zu tun hatte, der im Grunde genommen von Bürokratismus in keiner Weise angekränkelt war.

Neben ihm finden wir dann vor allem auf dem Gebiet der Volkswirtschaft Brentano, Schmoller und Knapp. Die medizinische Fakultät war ganz besonders glänzend ausgestattet und die Namen derselben leben in der Geschichte der Medizin fast alle fort. Hoppe-Seyler und Schmiedeberg genossen geradezu europäischen Ruf, ebenso wie Leyder, Kußmaul und Naunin. Es waren alles bedeutende Erscheinungen, die auch persönlich in Straßburg auffielen. Wer erinnert sich nicht der Gestalt eines Recklinghausen und eines Lücke, neben denen Waldeier und Schwalbe, Madeburg, Freund und Georg Ledderhose gleichfalls von größter Bedeutung waren. In der naturwissenschaftlichen Fakultät begegnen uns neben dem Chemiker Bayer die Astrologen Rosenbusch und Benecke, der Physiker Braun und ganz besonders auch der auf dem Gebiete der Luftschiffahrt so bedeutend gewordene Hergesell. Straßburg hat lange von dem Ruhm seiner beiden Philosophen Windelband und Theobald Ziegler gezehrt, aber es muß doch gesagt werden, daß auch die übrigen Glieder der philosophischen Fakultät von größter Bedeutung waren. Wilhelm Scherer hat hier zusammen mit dem Münchener Wilhelm Hertz die deutschen Sagen im Elsaß herausgegeben und einen Lehrerfolg erzielt, wie wenige andere. Auch Erich Schmid hat hier gewirkt, bis er wieder nach Berlin berufen wurde, Steinmeyer und ten Brinck haben als Germanisten ebenso ihre Bedeutung gewonnen wie Gröber als Romanist. Vor allem aber sind die Historiker zu nennen, deren Reihe kein anderer als Hermann Baumgarten eröffnet hat, ein klarer und kritischer Kopf, der schon im Jahre 1872 in die Universität eintrat und noch im hohen Alter als der Nestor der dortigen Historiker Verehrung gefunden. Er war immer ein feiner und feinsinniger, aber auch scharfsinniger Berater. Neben ihm finden wir Scheffer-Boichhorst, Wiegand, vor allem aber Varrentrapp, der von Marburg kommend wieder nach seiner geliebten Universität an der Lahn zurückgekehrt ist. Er war es, der dort als der Vertreter der Sybelschen Schule einen starken Einfluß geübt hat. Neben ihm aber hat Harry Breßlau als mittelalterlicher Historiker und Herausgeber der Kaiserurkunden, auch als Kenner des Urkundenwesens überhaupt, eine Rolle gespielt.

Daneben finden wir Neumann für alte Geschichte und für Kunstgeschichte Anton Springer und Dehio. In der alten Philologie hat ganz besonders Studemund, der später in Breslau ein so tragisches Ende in jungen Jahren finden sollte, große Wirkung getan, wenn auch sein Ehrgeiz und sozusagen seine bürokratische Veranlagung das Ansehen getrübt haben, das er sich gewonnen. Es gereicht ihm nicht zum Vorteil, daß der Statthalter Manteuffel eines Tages ihn den Professoren als Muster hingestellt hat. Denn auch in Straßburg hat

die ursprüngliche preußische Disziplin, die von Manteuffel repräsentiert war, keineswegs segensreich gewirkt, und der Anekdoten sind viele, die mit der Gründungsgeschichte und den ersten Jahren der Universität im engsten Zusammenhang stehen. Aber der Ausbau der hohen Schule war ein glänzender. Das ganze Universitätsgebäude und alle Kliniken, alle Institute waren bei ihrer Vollendung zweifellos auf der Höhe, wenn auch dann später, besonders seitdem Bethmann-Hollweg den Elsässern zu viel Selbständigkeit eingeräumt und damit die Reichsregierung selbst nicht mehr in so energischer Weise einzugreifen hatte, ein leises Sinken begann. Denn in allen wissenschaftlichen Dingen bedeutet Stillstand bereits Rückgang. Aber es war doch ein reges wissenschaftliches Leben an dieser Hochschule und weit über den Kreis der Universität hinaus wurde hier gearbeitet, und zwar mit ganz besonderer Berücksichtigung der elsässischen Verhältnisse. Das war ein Zugeständnis, das ruhig gemacht werden konnte und das auch Segen gebracht hat. Denn kaum gibt es ein Gebiet und ein Land, das geologisch, aber auch historisch, und für die Altertumsforschung so bedeutungsvoll ist, als das Elsaß.

Dann kam der Weltkrieg und ohne Schwertstreich ist die Festung Straßburg den Franzosen überliefert worden, mit all den Schätzen, die Deutschland dort angehäuft, mit all dem regen wissenschaftlichen Leben, das sich dort entwickelt hatte. Einst im Jahre 1870 hat man bei der Übernahme Frankreichs die französischen Gelehrten ruhig mit übernommen oder sie wählen lassen und ihres Weges ziehen. Jetzt, bei der geradezu verräterischen Übergabe Straßburgs an Frankreich haben die Franzosen die deutschen Professoren, und selbst Greise, mit dem geringen Reisegepäck, das ihnen erlaubt war, mitzunehmen, über die Rheinbrücke herübergetrieben, wie ein Rudel Hunde. Es ist vielleicht in der ganzen Entwicklung der Universitäten das Schmachvollste, wie Frankreich hier an den deutschen Gelehrten gehandelt hat, an Männern von größter Bedeutung: ich nenne nur Schmiedeberg, Schwarz, der dann in München ein Unterkommen gefunden hat, Saper in Würzburg. Aber es sind alle von Bedeutung und alle verdienten, genannt zu werden, die in so ehrloser Weise aus ihrer Heimatstadt vertrieben worden sind, ihres wissenschaftlichen Apparates, ihrer Bibliotheken beraubt, preisgegeben geradezu der Not und angewiesen auf die Gastfreundschaft der deutschen Universitäten, die freilich den meisten eine neue Heimat und einen neuen Wirkungskreis bereiten konnten.

Straßburg aber verfiel mit all den glänzenden Schöpfungen und Bauten, an denen sich die französische Unkultur alsbald versündigte, indem sie alles, was an Deutschland oder an deutsches Wesen erinnerte herabreißen und zerstören ließ, als ob nicht das große Frankreich, sondern die Gesellen eines Eulogius Schneider wiederum in Straßburg eingezogen wären. Doch man kann wohl äußere Dinge zerstören, kann den Lauf der Dinge zu hemmen versuchen. Der Geist selbst arbeitet unter der Decke weiter. Und das, was Goethe uns in Dichtung und Wahrheit über Straßburg sagt, das wird immer Geltung behalten. Aus der Vergangenheit wissen wir nicht bloß Trost zu

schöpfen und bis zu einem gewissen Grade Stolz, wir wissen auch Eines zu erkennen, das keine französische Macht zu verändern vermag: daß es sich hier um eine starke Bodenständigkeit handelt, die der Universität einst den Charakter gegeben hat, und die bei der neuen Gründung vielleicht zu wenig zutage getreten ist, weil man zu früh auf die Wesen vertraut hat, die erst im alten deutschen Gebiet hätten lernen müssen und lernen können, was eigentlich deutsche Wissenschaft ist. Aber was wir dort geschaffen, wird nicht zugrunde gehen: deutscher Charakter wird erhalten bleiben für alle Zeit. Denn alle großen, schönen und stolzen Erscheinungen Deutschlands knüpfen sich an das Elsaß und an Straßburg, dessen Münster das beste und größte Zeugnis deutscher Art und deutscher Kunst ist.



Schlusswort.

Mit der Universität Straßburg verlassen wir den eigentlichen Boden der deutschen Universitätsgeschichte. Denn die Gründungen, die später vollführt worden sind, stehen noch außerhalb der historischen Betrachtung. Gewiß hatte die Universität Münster, die doch erst im Jahre 1919 ihren vollen Ausbau erhalten hat, eine gewisse akademische Vergangenheit. Wir finden eine Gründung von 1787 und eine Art von Erneuerung von 1802, aber der Inhalt dieser Entwicklung ist zwar an und für sich nicht ohne Interesse, aber doch nur von rein lokaler Bedeutung und geht über die der anderen westfälischen Schöpfungen, Dortmund und Paderborn, in keiner Weise hinaus. Auch die neue Universität Köln hat mit der alten ehrwürdigen Kölner Hochschule im Grunde nicht den geringsten Zusammenhang. Es handelt sich hier nicht um eine Erneuerung, sondern um eine neue Gründung im vollsten Sinne des Wortes. Dazu kommt noch Hamburg, dessen frühere Akademie im gewissen Sinne historiographisches Interesse beansprucht, weil zwei unserer bedeutendsten Historiker dort gewirkt, Erich Marcks und dessen Nachfolger Max Lenz, der heute zu den Veteranen der Universität zählt, wie zu den Veteranen der deutschen Geschichtsschreibung überhaupt. Es waren Schöpfungen, die aus dem Gemeinsinn der Bürger hervorgegangen sind, ebenso wie die Universität Frankfurt. Auch hier sind aus frühen Jahrhunderten Spuren wahrzunehmen von Versuchen einer Universitätsgründung, aber solche hat es ja im Mittelalter und in den späteren Perioden so viele gegeben, daß dadurch die Universitätsgeschichte nur Belastung, aber keineswegs eine weitere Klärung finden würde.

Aber jetzt stehen sie alle in dieser einen großen Front und alle zusammen vor einer Zukunft, die ebenso über unser ganzes Vaterland, seine Kultur wie unsere Universitäten entscheiden wird. Man möchte alle guten Geister beschwören, daß diese Entscheidung eine würdige und vor allem eine in jeder Beziehung deutsche sei. „Deutsch sein", so sagt Richard Wagner, „heißt eine Sache um ihrer selbst willen betreiben." Und nur in diesem Sinne haben die Universitäten eigentlich Zweck. Ihre Erniedrigung zu Fachschulen, wie das ja vielfach angestrebt und durch gewisse Systeme schon herbeigeführt wird, wäre nichts anderes, als das Ende der Generalstudien, um dieses mittelalter-

liche Wort zu gebrauchen. Gewiß haben die Universitäten aus sich heraus nicht so viel geleistet, als in sie von oben und von unten hineingetragen worden ist, Denn sie haben meist nur angeregt, wenn sie selbst angeregt worden sind. Und der Höhepunkt aller Universitäten zeigt sich in dem Individualismus und in der Größe einzelner Lehrer, neben denen die anderen spielend ihre Pflichten üben konnten und über die Leere und Armseligkeit gewisser Zeitalter hinweghalfen. Das Wort Goethes in seinem Tasso „Ferrara ward durch seine Fürsten groß“, dürfen wir auf den größten Teil der deutschen Universitäten anwenden. Es ist nicht alles großzügig und alles bedeutend, was da von seiten der Fürsten geleistet worden ist, und durch die Geschichte dieser Zusammenhänge geht vielfach ein kleinlicher und selbst ein brutaler, ja grausamer Zug. Und wenn man die Geschichte des deutschen Professorentums von der Gründung Prags und dem Feuertod des Johannes Huß, bis herauf zu den Göttinger Sieben und in unsere neueste Zeit herein betrachtet, so fehlt der Zug zum Martyrium nicht, aber auch nicht der armselige Professorenzug, sich auf den Boden der Tatsachen zu stellen.

Ein anderes ist es mit der pulsierenden Kraft des deutschen Studententums. Ich stehe nicht an, zu sagen, daß im Grunde genommen an den Universitäten vor allem das gelehrt worden ist, was die Jugend nicht etwa brauchte, sondern, was sie ersehnte und im dunklen Drange dieses Sehnens begehrte. In dieser wundersamen Wechselwirkung liegt der Hauptreiz der Geschichte der deutschen Hochschulen. Schwung erzeugt Schwung von oben nach unten und noch mehr von unten nach oben. Und wenn das griechische Wort sagt „vor die Türe der Tugend setzten die Götter den Schweiß“, so möchte ich anstelle dieses Wortes ganz ähnlich, wie Goethe seinen Faust die ersten Worte des Johannisevangeliums übersetzen ließ mit dem Worte „im Anfang war die Tat“ setzen, „vor die Türe der Tugend setzten die Götter den Mut.“

Mehr denn je erfordert der Geist und der Selbsterhaltungstrieb der Universitäten den Mut und die Kraft der Überzeugung nach innen und nach außen. Ohne diese Kräfte werden sie welken und all die stolzen Stämme dieses geistigen Waldes verdorren wie ein Arvenwald im Gebirge. Nur durch diese zur Pflicht gestempelte Überzeugungstreue und durch den von höchster Begeisterung getragenen Forscherdrang werden die Hochschulen bleiben. Als Fachschulen haben sie keine Bedeutung und verdienen nichts anderes, denn als Masse in der Masse zu vergehen. Aber ein anderes ist es mit diesem hohen Drang, der doch nichts anderes ist als ein Nachklang jener Worte, die Hegel in der Nacht, da die französischen Wachtfeuer auf dem Marktplatz in Jena brannten, geschrieben hat, wenn auch die Hegelsche Philosophie als solche angeblich überwunden scheint:

„Das Ziel, das absolute Wissen oder der sich als Geist wissende Geist hat zu seinem Wege die Erinnerung der Geister, wie sie ihnen selbst sind und die Organisation ihres Reiches vollbringen. Ihre Aufbewahrung nach der Seite ihres freien in der Form der Zufälligkeit erscheinenden Daseins ist die Ge-

schichte, nach der Seite ihrer begriffenen Organisation, aber die Wissenschaft des erscheinenden Wissens; beide zusammen, die begriffene Geschichte, bilden die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes, die Wirklichkeit, Wahrheit und Gewißheit seines Throns, ohne den er das leblose Einsame wäre; nur —

aus dem Kelche dieses Geisterreiches
schäumt ihm seine Unendlichkeit."



Zur Literaturbenützung.

Wie ich schon in der Vorrede betont habe, ist das Material ein fast unübersehbares. Ich brauche nur auf die wertvolle Bibliographie der Deutschen Universitäten von Wilhelm Ermann und Ewald Horn, Leipzig 1904 zu verweisen. Selbstverständlich ist auch alles spätere, soweit es irgendwie erreichbar war, herangezogen worden, so vor allem auch die großen Darstellungen der einzelnen Universitäten, die nach dieser Zeit erschienen und die Erkenntnis dieses so wertvollen und schwierigen Stoffes gefördert haben.

D. V.



Register.

A

Abälard, Peter, 8—10
Abazon, Thal, 9
Abel, Bayr. Min., 142, 348—368
Abel, Otto, 421
Adelwart, Johann, Würzburg, 248 f.
Adler, ‚Aquila', 151
Ägydi, 374—376
Agnes, Hedwig von Anhalt, 2. Gemahlin Augusts v. Sachsen, 162
Agricola, Rudolf, 56
Agricola, Prof., Altdorf, 238
Agrippa, Heinrich von, Nettesheim, 73
Albert, Bischof v. Passau, 31
Albert der Große, 11, 12, 69, 70 f., 399
Albert von Sachsen, 31, 32
Albert, Dr., Wittenberg, 163
Albrecht IV., von Bayern, 131
Albrecht V., von Bayern, 116, 133, 207
Albrecht Achilles von Brandenburg, 130, 167
Albrecht von Brandenburg, Kardinal, 299
Albrecht von Brandenburg, Ordensmeister, 185 ff., 198
Albrecht III. von Österr., 32 ff.
Albrecht IV., 34
Albrecht V., 35
Albrecht VI., 36
Albrecht, 369 ff., 423 f.
Aldringer, Oberst
Alesius, Leipzig, 87
Alexander V., 21
Alexander VI., 42
Alexander von Hales, 70
Allatius, röm. Bibl., 58
Althofer, Christoph, Kulmbach, 331
Altdorf, Univ., 138 f., 235—241, 344
Altenstein, Minist., 336, 355—368, 394—400
Althoff, Herm., 447
Altzelle, Kloster, 86
Amann, Erlangen, 333, 338
Ambrosch, 395
Amorbach, Bonif., 124
Amstorf, Nikolaus, 215
Ancillon, 388
Andler, 254
Angelus v. Besutio, 117
Angelus, Joh., Superint., 270
Angelius, Barthol., 12
Anklam, 111
Anna, Kurfürstin v. Sachsen
Anselm, Valerius, Tübingen, 152
Anterveldt, 415
Anton, Prof., Halle, 302
Anton, Paul, 91
Appianus, Petrus, 132, 404—417
Aquaviva, Claudius, Jes. General, 208
Aristoteles, 130
Armbruster, 154
Arndt, 363 ff., 390 f., 402—426
Arnim, Achim von, 62, 65, 355, 401
„ , Bettina von, 180, 359, 369 ff.
Arnim, General, 112
Arnold, Gießen, 275
Arnoldi, Marburg, 179 f.
Arnoldi, Bisch. v. Trier, 421
Asthause, Joh. Gottfr., Fürstbisch., 250 f.
Aubenas, 446
Auerswald, Curator, 195
Auerswald Hans, dessen Sohn, 195
Augsburg, 205—214
August, Direkt., 375
August, Kurfürst v. Sachsen, 162 f.
Augusti, Ritt. v., 378
Augustinus, 117
Aventinus (Thurmeyer), 131
Avignon, 31

B

Bach, Joh. Seb., 96
Bachmann, Konrad, 270
Balbus, Hyronim., 42 f.
Balde, Jak., 135
Baltenhagen, 18, 85
Bamberg, 252—264
Barth, Karl Friedr., 309 ff.
Basel, 21, 38, 40 f., 44, 56, 78, 100, 115, 123—128, 150, 152, 154, 236, 438
Basilius, Daniel, 24
Bassermann, 64
Bassus, Dominikus, 135
Baum, I. W., 446
Bauer, Bruno, 370, 414—426
Bauer, Ferd., 155 f.
Baumgarten, Halle, 365
Baumgarten, Hermann, 446
Baumgarten, Frankf. a. O., 169
Baumgarten, Mich., 106
Bartsch, Karl, 107
Bayer, 448
Bayreuth, 232 ff.
Bebel, Heinr., 152
Becker, Nikolaus, 417
Beer, 261
Beethoven, 401, 420
Behaim, Mich., 36
Beireis, Gottfr., Helmstedt, 235
Bekker, Immanuel, 63 f.
Bekker, Immanuel, 373 ff.
Bekket, Thomas, 5
Belle Alliance, 365, 402, 405
Bellenhausen b. Marbg., 182
Belderbusch, Graf, 401
Bemme, Martin, S. J., 46
Benecke, 448
Benedikt v. Nursea, 3
Bensen, 261
Berchtold v. Sternberg, Bisch. v. Würzbg., 243
Berendt, Wilhelm, 385
Berger, Bernhard, 41
Bergin, S. J., 265
Bergmann, 93
Bergmann, 446
Berlin, 197, 258, 351—382, 384, 405, 409, 411, 418, 421, 423
Bernoulli, Basel, 127
Beringer, Adam, 254
Bern, 435—440
Bernadotte, General, 261, 312 ff., 324
Bernhard, Herz. v. Weimar, 134, 251 ff.
Bernhardi, 362
Bernhold, J. G., 236
Bernik, Marburg, 179
Bernstorff, A. P. Graf von,
Berry, Herzog von, 365
Berthold, Prof., Erlangen, 340
Berthold v. Freising, Kanzler, 32 ff.
Bessel, F. W., 194, 199
Besold, 135
Bethmann-Hollweg, Prof., 415, 418
„ „ , Reichskanzler, 449
Betzold, Fr. von, 350
Beyme, 352
Biedermann, Karl, 96
Biedermann, A., 431
Bierling, 259
Bildung, 116
Bilfinger, 155
Bischoff, Theod., 143
Bismarck, Otto von, 202, 291 f., 323, 328, 377, 380 f., 384, 424, 442
Bittkow, 414
Blarer, Ambr., 153 f.
Blissenius, Heinr., 22 ff.
Blücher, Feldmarschall, 99, 107, 315, 318, 358
Blücher, Doktor, Rostock, 107
Blum, Robert, 422
Bluntschli, 143, 431
Blumenbach, 324
Blumeneck, Freiburg, 116 ff.
Böckh, 357 ff., 368, 377
Böckel, 227
Böhme, Frankf., 169
Böhmer, I. H., 302, 305
Böhmer, 178
Bologna, 6, 8—11, 68, 124, 130, 205, 243, 246
Bonn, 75 f., 197, 214, 394, 399—426
Bojanowsky, 376
Bonjoi, 284
Bonifazius, VIII., 145, 243
Bopp, Franz, 367
Borromäus, Carolus, 281
Both, Fr., 103
Botmer, 428
Bouquoi, 24
Bourges, 245
Bouquet, 313
Boyen, General, 375
Bozen, 207
Brahe, Tücho, 23

Brandenburg, preuß. Minist.,
Brandt, Seb., 115, 124, 152, 160, 442
Braun, P. O., 213
Braun, 448
Braune, Wilh., 63
Bräunig, Hans, 150
Braunsberg, 441
Braunschweig, Herzöge von, 225—233
  Heinrich, 225 ff.
  Sofie, dessen Gemahlin, 226
  Julius, 225—233
  Heinrich Julius, 226
  Friedrich Ulrich, 228
  August, 229
  Johann Friedr., 229
  Karl I., 230
  Christian, Bisch. v. Halberstadt, 272, 278
Breisach, 119
Breitenfeld, 25
Breithaupt, 301 ff.
Breitinger, 428
Brentz, 56
Brentano, Clemens, 62, 65, 180, 401
Brentano, L., 448
Breslau, 357, 383—398
Breßlau, Harry, 448
Brettschneider, 186
Brin, ten, 448
Bruch, I. F., 446
Bruckmann, Nikolaus, 109
Brunner, Karl, Vater, 440
  „ Sohn, 440
Brunfeld, Otto, 442
Bubenreuth, 343
Buchner, Wittenberg, 164
Buchholtz, Graf von, 356
Bukow, Heinr., 110
Bülau, 96
Bülow v. Dennewitz, General, 340, 386
Bülow, Graf von, Fin.-Min., 360, 365
Bulkow, Petrus von, 38
Bullinger, 428
Burg, Steinfurt, 285
Bürger, Dichter, 179
Burkhardt, Georg, 79
Burkhardt, Jakob, Basel, 128
Burkhardt, Prof., Ingolstadt, 132
Burschenschaft passim
Busmeyer, Pietist, 103
Busenreuth, 238
Busche, Hermann von dem, 57, 72, 174
Busche, von dem, Minist., 322
Bützow, 102 f.
Butte, Rostock, 106
Byron, Lord, 405
Buzer, Martin, 56, 442

C

Caesarius, Joh., Jülich, 72
Calixtus III., Papst, 115
Calixtus, Herzog Joh., 228, 230, 252
Calker, von, 406, 408 ff.
Calvin, 126
Camerarius, Johannes, 154, 168
Camoiski, 250
Campanus, Johann, 23, 24
Campeggio, Kardinal, 299
Canisius, Peter, 22, 74, 133, 207 ff., 244 ff.
Cantfort, Rektor, 243
Capistran, Johann, 36
Capito, 442
Caprivi, Leopold, 366
Carract, Halle, 307
Carriere, Moritz, 143
Caro, Breslau, 396
Carolinum, Kassel, 178, 180
Carpzov, Benedikt, Leipzig, 89
Cassander, Georg, Duisburg, 281
Caselius, Johannes, 228
Castelli, von, Wien, 49
Castritius, Heinr., 281
Celtes, Konrad, 42 f., 56
Chamisso, Ad. v., 360
Chelius, Heidelberg, 62
Childerich, König, 133
Chlingensberg, Christ., Ingolst., 135
Christian, Kurf. v. Sachsen, 162
Christian, Herz. v. Württbg., 57
Christian IV., König v. Dänemark, 287
Christian Albrecht, 287
Christine, Charl., Margr. v. Bayreuth, 334
Chuno, David von, Marbg., 16
Clarak, 313
Clarke, 120
Claudius, Barthol., 42
Clemens, Bonn, 419
Clemens IV., 19
Clemens VII., 20
Clemens XIV., 29, 48
Clemens, Wenzeslaus, Bischof v. Augsburg, 209 ff.
Collinus, Matthäus, 23
Colonna, Agapetus von, Legat, 31
Commandone, Franz, päpstl. Nunt., 281

Conring, Herm., 228
Cornelius, Peter, 154, 369, 401 ff., 410—414
Cornelius, Karl, 394
Cotte, de, Robert, 447
Crotus Rubianus, 79, 80
Crusius, Chr. Aug., Leipzig, 93
Curtius, Georg, 96, 273
Curtius, Ernst, 373
Crysippus v. Leibach, Bischof, 43 ff.
Cuspinianus, 42 ff.
Custine, 324

D

Dach, Simon, 188
Dahlmann, Christof, 290—296, 326 ff., 369 ff., 407—426, 437
Dahn, Felix, 145, 185, 203, 263 f., 397 ff.
Dalberg, Joh., Bisch. v. Worms, 55
Dalberg, Freiherr v., Cuadjutor, 82, 120, 256
Dankelmann, Eberh., 301
Danner, Rektor, Altdorf, 238
Dans Scotus, 69, 70, 151
Darjes, Prof., Frankfurt, 168 ff.
Darmstadt, Landgraf Ludw. von, 175
Daru, Graf Peter von, 194 ff.
Davelof, Halle, 308
Davoust, Marschall, 194, 354 f.
Daub, Prof., Heidelberg, 62
Dauber, Martin, 176
Delbrück, I. F., 193
Delbrück, Reg.-Rat, 317
Demme, 439
Descartes, 177, 279
Dieffenbach, I. F., Student i. Königsbg., 196
Diest von, preuß. Resident, 75
Dietrich, Prof., Gießen, 219
Dietrichstein, Graf von, 236
Dillingen, Univ., 134, 205—214, 235, 241, 245
Dittfurth, 375
Dittmar, Erlangen, 342
Dittmar, Frankfurt, 168
Dobelin, Angelus von, 78
Döderlein, Christian, Rostock, 102, 218
Döllinger, Ignatz, 145 f.
Dörnberg, Oberst von, 221
Dörnberg, Freih. von, 335
Dörten, Dietrich von, Greifswald, 110
„ , dessen Sohn Ludolf, 110
Dohna, Graf, Just.-Min., 355
Dohna, Graf von, 236
Donelus, Hugo, Altdorf, 236
Dornburg bei Weimar, 221
Dorsch, Bildhauer, Altdorf, 239
Dortmund, 451
Dortrecht (Synode), 175
Dove, Berlin, 378
Dove, Alfred, 396
Drach, 173 ff.
Dresden, 164
Drexel, Graf, 347
Drexl, C. F., 439
Droysen, I. G., 291, 321
Droste-Hülshoff, Aug. Freih. v., 411 ff.
Droste-Vischering, Clemens, Aug. Erzbisch., 415—420
Dryander, Marburg, 173
Dubois Raymond, 373 ff., 380
Duchatel, Peter, 46
Duisburg, Univ., 281—285, 299, 352
Dümmler, Student, Altdorf, 237
Dümmler, Hist., 321, 380 ff.
Dümsel, Innsbruck, 293
Düsseldorf, 282, 285, 400—404
Duncker, Max, 319 ff., 381
Dusch, Alexander von, Heidelberg, 66

E

Eber, Prof., Tübingen, 162
Eberbach, Heinr., 79
Eberbach, Peter, 79
Ebrard, August, 431
Eberhard, Graf v. Württbg., 149 ff.
dess. Gemahlin aus d. Hause Gonzaga, 149
Eberhard II., Herzog v. Württbg., 150
Eberhard, Prof., Ingolst.,
Eberhardt, Halle, 308
Echter Julius, von Mespelbrunn, 244—264
dessen Mutter, 249
Eck, Johannes, 44, 116, 131 ff.
Eckhart, Joh. Georg, 136, 255
Egloffstein, Joh. v., Bisch. v. Würzbg., 243 ff.
Egerthräus, Valentin, 235
Egmont, Graf, 58
Ehrbach, Würzburg, 254
Eichendorff, Josef von, 65
Eichhorn, 218, 260, 356—364, 368—371, 394 ff.
Eichhorn, Minister, 319, 377—425
Eichmann von, Rektor, Duisburg, 283
Eichrodt, Prof., 277
Eisenhart, Joh. Fr., Helmstedt, 229, 231
Eisenmann, Marburg, 173
Ekkehard von St. Gallen, 5

Elberfeld, 424
Eldena, Greifswald, 113 f.
Elfenich, 415
Elisabeth, Erzherzogin, 296
Elisabeth, Charlotte v d. Pfalz, 59 ff.
Ellenberger, Gießen, 271
Elsner, Berthold, Erfurt, 82
Emmerich, 282, 285
Emmert, 439
Engel, Berlin, 352
Englis, Magister, Prag, 21
Engelhardt, Erlangen, 348 f.
Engelthal, Kloster, 235
Ensisheim bei Freiburg, 118, 120
Erasmus v. Rotterdam, 56, 79 f., 117, 124, 152, 281
Erasmus, Student i. Paris, 10
Erb, Prof., Heidelberg, 64
Erdmann, Joh., 318
dessen Sohn Benno, 396
Erdmannsdörffer, 63 ff., 396 f.
Erfurt, Univ., 12, 54, 77—83, 154, 173, 243, 224, 353
Erlangen, Univ., 75, 217, 240 f., 262, 353, 410
Ernestina, 216—224
Ernst der Fromme, Gotha, 216, 252 ff.
Ernst August, König v. Hannover, 325 ff., 369, 418
Ersch, 353
Ernst, Herzog v. Österr., 34 ff.
Ernst, Thomas, Prof., Heidelberg, 158
Erthal, Kurf. Fr. Karl,
Erxleben, Marburg, 179
Estor, Marburg, 178
Eugen, Papst, 100
Ewald, Göttingen, 326 ff.
Eylert, Bischof, 362 ff.
Eylers, Schulrat, 369—371

F

Fabricius, Joh. Ludw., 59
Fabricius, Prof., Kiel
Falconiise, Galeazzo, 39 f.
Michael, 39 f.
Falck, Nik., 291
Falk, preuß. Kultusminister
Falk, Würzburg, 254
Fechenbach, Georg Karl von, Fürstbisch., 257 ff.
Feige, Kanzler, 171 ff.
Ferdinand I., Kaiser, 22 f., 44 f., 117 f., 133, 206 ff.
Ferdinand II., Kaiser, 25, 46, 237, 266 f., 273 f., 293 f.
Ferdinand III., Kaiser, 25 f., 44 f.
Ferdinand, Kurfürst von Köln, 273
Ferdinand Maria, Kurfürst v. Bayern, 135
Ferrara, 55, 100
Ferrari, Innsbruck, 296
Feßmaier, Prof., 140
Feuerbach, Anselm, 140
Feuerborn, 271
Fichte, 179, 192, 218
Finkh, Kaspar, 270
Fischer, Hanibald, 392
Fischer, Kuno, 63
Fitting, Hermann, 320
Flazius, Math., 162 f., 215 ff., 227 ff.
Fleck, W., Greifswald, 110
Flörke, Jurist, 307
Fölen, 254
Follen, Karl, 222 ff., 276
Forster, Georg, 180
Förster, 387
Förster, Ernst, 411
Fournier, Franz, Hist., 10
Fraenkel, August, Wien, 50
Francke, Aug. Herm., 91, 299—320
Frankfurt a. M., 60, 101, 252, 379 f., 422 bis 426
Frankfurt a. O., 167 ff., 299, 353, 384 ff.
Frauenstädt, 370
Franz I., Kaiser, 29, 35, 48
Franz Joseph, Kaiser, 50
Franz, Bischof v. Trient, Kanzler, 35
Franz, Fürstbisch. v. Würzbg., 251 ff.
Freiburg, Univ., 37, 44, 62, 115—122, 149, 246, 249
Freudenthal, 396
Freund, Straßburg, 448
Freyberg, Joh. von, Bischof, 209
Freytag, Gustav, 385 ff., 394
Friedrich I., Barbarossa, Kaiser, 8
Friedrich, Karl, 396
Friedrich II., Kaiser, 8, 11
Friedrich III., Kaiser, 35—38, 40 f., 71, 115, 130
Friedrich Wilhelm I., der Große Kurf., 113, 168, 282
Friedrich I., König v. Preußen, 189, 217, 292
Friedrich Wilh. I., König v. Preußen, 304 ff., 322, 409

Friedrich II., d. Große, 168 f., 178, 189, 192, 217, 306—310, 351 ff., 378, 383, 422, 443
Friedrich Wilhelm II., König, 191, 257, 308—311
Friedrich Wilhelm III., 192 ff., 312 ff., 351 bis 368, 368—394, 399—416
Friedrich Wilhelm IV., 195, 198, 202, 318 ff., 328, 368—373, 416
Friedrich Wilhelm, Kronpr. v. Preuß., 63, 202, 396, 425
Friedrich d. Weise, Kurf. v. Sachsen, 159 bis 167
Friedrich d. Siegreiche, 55
Friedrich II., Kurfürst v. d. Pfalz, 57
Friedrich d. Fromme, Kurfürst v. d. Pfalz, 58
Friedrich V. v. d. Pfalz, 58
Friedrich, König v. Württbg., 155, 327
Friedrich, Markgraf, 150
und Großherz. v. Baden, 150
Friedrich, Großherz. v. Baden, 63—66
Friedrich, Markgraf v. Meißen, 86
Friedrich, Professor, München, 145
Fries, Jena, 222 ff.
Fritzsch, Burschenschafter, Wien, 50
Frorib, Mediziner, 313, 353
Fuater, 438
Fuge, Paul, 125
Fuger, Joh., Prediger, 55
Fürer von Heimendorf, Nürnberg, 237
Fürstner, 308

G

Gambs, Student, Heidelbg., 66
Gans, Eduard, 367
Galilei, 177, 409
Gareis, Karl, 263
Gaß, Breslau, 391
Gaur, S. J., 255
Gautier, Thom., 177
Geffken, 447
Geibel, Emmanuel, 144, 378
Geiler v. Kaisersberg, 116
Geißel, Joh., Duadjutor, 417
Geißler, 254
Gellert, 189, 240
Gelpke, 438
Genf, 438
Gentilis, Scipio, 236, 238
Gentz, 358
Gentzer, Heinrich, 371
Gerbel, Nik., Tübingen, 153
Gerlach, 320
Gervinus, 63, 326
Gesner, 323
Georg, Markgraf v. Bayreuth, 331
Georg I., König v. Hannover, 322
Georg II., v. Hann., 322
dessen Gemahl. Karoline, 322
Georg, Landgraf v. Hessen-Darmstadt, 274
Georg, Joh., Pfalzgraf, 57
Georg, Herz. v. Bayern, 130
Georg, Herz. v. Sachsen, 87 ff.
Gochard, Oberst, 168
Gildemeister
Giesebrecht, Wilh. von, 143
Gießen, Univ., 175, 269—276, 309
Gilbert, 312, 337, 439
Giseus, 238
Gisov, Köln, August, 69
Glandry, 174
Glarianus, 124
Gleim, Dichter, 179
Glück, Chr., Erlangen, Prof., 333, 437
Glück, Bern, 432 ff., 437
Gneisenau, Neidhart von, 190, 314 ff., 386 ff., 401 f., 407 ff.
Gneist, Rudolf, 380 ff.
Goede, 78
Goethe, Wolfgang, 82, 92, 190, 221 ff., 275 f., 308, 402 f., 414 ff., 444 ff., 449, 551
Göhauser, 279, 418, 437, 452
Göll, Konr., Freibg., 117
Görres, 143, 401—407, 416
Göttingen, 75, 157, 181, 217, 230 ff., 288 ff., 317, 322—329, 353—419
Göttinger Sieben, 198, 292, 325—329, 355 bis 359, 369 ff.
Götzenberger, 411
Goldbach, 437
Goldfuß, 341
Goldstein, 88
Gosch, 336
Gotha, 218
Gottfr. v. Straßbg., 15
Gottschall, Rudolf, 200
Gottsched, I. Ch., 91, 93, 240
Govenius, 283
Gouvion, 358
Grabner, 256
Grabert, 386
Grbaneus, 187
Gräfe, Halle, 320
Gräffinger, Wolfgang, 43

Gräßl, Johann, 35
Grasberger, Lorenz, 263
Graßler, 414
Gratius, Ortwin, 72 ff.
Graz, 134
Gregor VII., 145
Gregor, Papst, XII., 183
Gregor XIII., 244
Gregor XV., 258
Gregor XVI., 429
Gries, 66
Griesbach, Jena, 229
Griesheim, 277
Griesinger, 167
Grillparzer, Franz, 46
" , Hermann, 382
Grimm, Jakob, 180, 198, 326 ff., 349, 369 ff., 379 f., 426
Grimm, Wilhelm, 198, 326, 369—372
Groß, I. C., 95
Groß v. Trockau, 332
dessen Gemahlin, 332
Großer, 316
Grothe, Hugo, 448
Grotius, Hugo, 155, 164, 229, 301 f.
„ , Johann, 175 ff.
Grube, 197
Gruner, 47
Grunitz, 446
Grynäus, Simon, 57, 125, 126
Gunder, Vincenzius, 86
Gustav III., König v. Schweden, 174
Gustav Adolf, König v. Schweden, 58, 74, 81, 113, 134, 188, 208, 238, 251 ff., 274
Gutzkow, Karl, 417
Gyphonius, 236

H

Haase, Friedrich, 394—398
Haase, Karl, 343
Haberkorn, 167
Häberlin, Fr. D., 231
Häberlin, Fr., Sohn, 232
Häckel, Ernst, 224, 263 ff.
Hadmar, 285
Hag, 438
Hagen, Adolf, 320
Hagen, Friedrich, 379
Hahn, Heinrich, 229
Hall, 293
Halle, 75, 90, 165, 177 f., 181, 189, 217, 282, 288 f., 299—321, 353 f., 372, 392
Halden, 294
Haller, A. von, 417
Hallerstein, von, 355
Hambacher Fest, 317, 439
Hamburg, 451
Hamelburg, Theod. von, 38
Hanau, 252
Händel, Frau, 361
Hanse, Karl, 343
Hanstein, 353
Hanson, Levet, 296
Hardenberg, Fürst von, 333 ff., 387—391, 356—368, 404
Hartleben, 261
Hardt, Hermann, v. der, 229
Harles, 335, 348 ff., 404 ff.
Harmsdorf von, Kammerger.-Rat, 360
Hasse, 397
Häußer, Ludwig, 63
Hauptmann, Moritz, 96
Hävernick, 198
Hecker, 378
Heeren, 260
Hedinger, 275
Hedemann, 292
Hegel, Karl, 105, 350
„ , Wilhelm, 155, 218—220, 361—368, 412, 452
Hegewisch, Dietrich Heinrich, 290 ff.
Heidelberg, 6, 44 ff., 53—68, 77, 110, 120 ff., 177, 181, 246, 264, 370, 401, 403, 410, 418, 431, 439
Heiden, Theodor, 210
Heidemann, Aug. Wilh., 92 ff., 195
Heilmann, 54
Hein, Marburg, 182
Heine, Heinrich, 223, 406
Heineccius, Joh. Gg., 168, 303
Heinlein, 124
Heinrich II., 77
Heinrich IV., Deutscher Kaiser, 6
Heinrich v. Staffelstein, 21
Heinrich, Herz. v. Sachsen, 57
Heinrich, Bisch. v. Konstanz, 115
Heinrich, Prof., 412
Heister, 231
Heitz, 446
Heyne, 260
Helffenstein von, 119
Helmholtz, 373, 381
Helmstedt, 225—233, 252, 275, 322
Heloise, 9

Hellwig, Christoph
Hellwig, Major
Henke, Helmstedt, 227
Henne, 440
Henning, Leopold von, 364
Henning, Bisch. v. Kamin, 109
Hengstenberg, 406—409
Herborn, 285
Hergesell, 448
Herlem, Cornelius, 206
Hermann, 439
Hermann, Gottfried, 94
Hermelink, 184
Hermes, 394, 411—417
Hernals, 45
Herrenberg, 438
Hersbruck, 235
Hesse, Eobanus, 80, 174
Hesshousen, 227
Hessen-Schaumburg
Ernst, 277 ff.
Hedwig, dess. Gemhln., 277 ff.
Johst Hermann, 277
Elisabeth, 277 ff.
Hertz, Wilh., 448
Hertz, Philologe, Breslau, 397
Hertzberg, 321
Heyse, Paul, 144
Herzog, Karl, 493
Hieronymus, 117
Hieronymus v. Prag, 18 ff.
Hildebrand, Bruno, Marburg, 174
Hildebrand, Joh., 153
Hillern von, 386
Hillebrandt, Alfred, 396
Hinrichs, 318
Hinschius, 381
Hippel, 320
Hitzig, Ferd., 431
Hirschfeld, 377
Hirzel, Melchior, 428—430
Hochstraten, 73
Hofer, 237
Hofmann, 240
Hoffmann, Heidelberg, 66
Hoffmann, I. G., 192
Hoffmann, Halle, 301 ff., 310
Hoffmann v. Fallersleben, 395—400, 406 ff.
Hoffmann, Joh., 86
Hogel, Zacharias, 82
Hohenlohe, Kardinal, 154
Holk, Oberst
Holzhau, 265
Holstein-Gottorp, 287—292
Holzendorf, Herm., 377
Homberg, 171, 178
Homburg, 341
Horst, 187
Hothinger, Joh. Heinr., 59
Hottinger, 428
Hölderlin, Friedr., 53
Hörmann, 347
Hörmann, Klaus, 110
Hoven, 259 ff.
Huber, Therese, 371
Huber, V. A., deren Sohn, 371
Hubmaier, Balth., 131
Hufnagel, 333
Hufeland, 352 ff.
Hugfeld, 320
Hüllemann, 193
Hundeshagen, 439
Humboldt, Alexander, 219, 355, 378
„ , Wilhelm, 219, 308, 321, 326, 336, 355—369, 412
Huper, Martin, 44
Huß, Johannes, 18—20, 38, 55, 77, 83, 86, 452
Hutten, Ulrich, 74, 111, 191, 205, 442
„ , Hans, 153
Hutter, Leonhard, 103
Hutschke, 394

J — I

Jablonski, 169
Jacobi, H. L., 308, 313 ff.
Jakob, Pfarrer in Prag, 22
Jay, Le, S.J., 206 ff.
Ickstatt, I. A., 136—139
Jena, Friedrich von, 168
„ , Gottfried von
Jena, Univ., 95, 154, 201, 215—224, 235, 245, 261, 275, 312
Jenssen, Kiel, 2 ff.
Jêrome, König, 180 ff., 232 f., 312—317, 324 f.
Jessen, Med., Wittenberg, 164
Jessen, Pastor, 288
Jessenius, Joh., 23 ff.
Ignatios v. Loyola, 22, 45, 133
Ihering, 106
Ingolstadt, Univ., 41, 129 ff., 211, 246 (siehe München!)
Innocenz VIII., 101
Innocenz XI., 253

Innsbruck, 293, 298 ff.
Joachim, Friedrich v. Brandenburg, 167
Joachim II., Kurf. v. Brandenburg, 167
Johann der Beständige, Kurfürst v. Sachsen, 161
Johann von Chlun, Prokurator v. Prag, 20
Johann Friedrich, Kurfürst v. Sachsen, 161 ff.
Johann v. Frankf., 55
Johann Georg, Kurf. v. Sachsen, 273
Johann v. Marienwerder, Ordensritter, 16
Johann, Erzherzog, 267
Johann III. v. Jülich-Cleve, 166
Johann v. Mühlheim, Prag, 17
Johann v. Münsterberg, 19
Johann Philipp, Fürstbischof, 255
Johann XXIII., Papst, 19
Johann, Kardinal v. Reinstein, 20
Johann v. Soltau, Prag, 21
Johann Wilh. v. d. Pfalz, 60
Johannes a Lapide, 150
Jonas Justus, 80
Jolly, 143
Jordan, Silvester, 183
Jordan, Wilhelm, 200
Joseph I., Kaiser, 28, 135
Joseph II., Kaiser, 48, 267, 295
Joseph, Bisch. v. Augsburg, 209
Isander, Königsberg, 186
Istrich, Oberlandesgerichtsrat, 317
Julius v. Braunschweig, 225—233
Jungmann, Prof., Altdorf, 240

K

Kaiserslautern, 61
Kalker, Gerhard von, 33, 70
Kalckreuth, Graf von, 356
Kaltenmarkter, Matth., Mag., 41
Kampers, 397, 407
Kamptz, 390 ff. passim
Kandler, Prof., 139
Kanne, 347
Kant, J., 179, 190—193, 197, 212 f., 257 f., 279 f., 334 f., 396
Kanter, Andreas, 72
Kanter, Jakob, 72
Kanthausen, 422
Karl, Erzherzog v. Österreich, 265 ff.
dess. Gemahlin, Marie, 265
Karl d. Große, Kaiser, 4, 43
Karl IV., Kaiser, 12—15, 17, 20 f., 25 f., 31 f., 54, 86, 99
Karl V., Kaiser, 22, 56, 161, 172, 174, 187, 206
Karl VI., Kaiser, 27, 46 f., 295
Karl VII., Kaiser, 136
Karl August v. Weimar, 218—233, 405
Karl, Erzherzog, 120
Karl Friedrich v. Baden, 62, 120, 121
Karl Ludwig, Kurf. v. d. Pfalz, 58 f., 60, 65
Karl Philipp, Kurfürst v. d. Pfalz, 60
Karl Theodor, Kurfürst v. d. Pfalz, 61, 138 f.
Karl X., König v. Schweden, 113
Karl XI., 113
Karl XII., 113, 164
Karlow, 163
Karsten, Matth., 308
Kassel, 175—184, 323 ff., 313 ff.
Kassel, Moritz von, 175, 271 ff., 277
Ludwig, 269
Philipp 175 f.
Elisabeth, Reichsgräfin von, 176
Amalie Eleonore, Landgräfin von, 274
Karl II., 179
Wilhelm IX., 179—183, 269
Kastner, 343 ff., 405—409
Katharina II., Kaiserin, 290
Kaufmann, 397
Kaufmann, Ulrich, 43
Kautsch, 384
Keller, Berlin, 372
Kenewitz, Berthold, 112
Keppler, Joh., 23
Kiel, 107, 157, 287—292
Kielmann v. Kielmannseck, 288
Kietzl, 270
Kilber, 255
Kilian, Sankt, 250, 253
Kinkel, Gottfr., 414—424
Kircher, Att., 250—254
Kirchmeier, 177 f.
Kirchner, 227
Kleemann, Maler, 239
Kleist, Ewald von, 179, 189
Kleist, Heinrich von, 290
Klesel, Michael, 45
Klopstock, 323
Klotz, Halle, 360 ff.
Klöth, Erlangen, 333
Klum, 13
Knapp, G. Th., Halle, 308
Knapp, Straßburg, 448
Knesebeck, 388
Knöringen, Erzbisch., 244

Koch, Erlangen, 346
Koch, Professor, Gießen, 275
Koch, Max, 397
Koch, Straßburg, 443 ff.
Kelden, P., 23
Kölliker, 263
Kollowrat, 236
Kolumbus, Chr., 4
Köln, 12, 44, 54, 69—77, 79, 85, 243, 399 bis 404, 442—451
Königsberg, 185—203, 257, 261, 299, 353, 384
Königsegg, Erzbisch., 400
Königshofen, 257
Königsmann, Nikolaus, Prof., 28
Königsmark, Graf von, schw. Gen., 25
Konrad v. Gellenhausen, 54
Konrad v. Marburg, 89, 145
Konstanz, 100, 119 f., 229
Kopp, 72
Köppen, 348
Kopenhagen, 289 ff., 308, 418
Koreff, 361 ff., 365, 403—407
Kornopack, Professor, 313
Körnowa, Prof., Prag, 29
Korps passim
Kösener Verband der deutschen Korpsstud., passim
Kosthofer, A. K. L., 440
Köstlin I., 320
Kotzebue, 196, 223, 343 ff., 363 ff., 357, 391 f., 406
Krabb, Otto, Rostock, 102, 106
Krafft, Marburg, 173
Krafft, Ulrich, 117
Krakau, 13, 15, 152, 186 f.
Kraus, Chr. I., 191
Kren, Halle, 308
Krenner, 139
Kreuzer, Friedrich, 62, 180
Kreuser, 154
Kreterus, Janua, 163, 271 ff.
Kries, 395
Kroll, Nok, 409
Krötlein, 150
Kreyser, Veit, 345 ff.
Krymann, 130
Kuhlmann, 375
Kußmaul, 448
Kürschner, Konrad, 152
Kuroch, Samuel, 152
Kurtius, Prof., Marburg, 331
Küster, M., 320

L

Laband, 447
Lachmann, Karl, 199, 374 f., 378
Ladenberg, Reg.-Bevollm., 369
Ladislaus, Posthumus, 35, 36
Lakmann, 289
Lammenais Pére, 415
Lamormain, Wilh., S.J., 46
Lamparter, Kanzler, Tübingen, 154
Lampert v. Avignon, Marburg,
Landsberg, 211
Landshut, 393
Landsmannschaft, passim
Lang, Johannes, 79
Lang, Matthäus, 152
Lang, Ritter von, 339
Lange, Dietrich, Greifswald, 110
Lange, Joh. Gottfr., 275
Langenstein, Heinr. von, 33 f., 34, 40
Lannes, General, 192
Lassalle, Ferdinand, 398
Lauchen, Georg, J. von, 163
Lauchstedt, 308 ff.
Laudan, österr. General, 168
Lauingen, 208
Lausanne, 438
Lavater, 428
Laymann, Paul, Dillingen, 210
Le Bellé, 425
Lebus, Ritterschaft, 387
Le Coqu, 359
Ledderhose, 448
Lehrs, Karl, Königsberg, 99
Leibniz, 59, 89, 93, 189, 228, 240, 279, 303, 306 ff.
Leichius, 74
Leipzig, 12, 19, 20, 85—97, 100, 239, 275, 299, 377, 390
Leiser, Augustin, 230
Leist, Justus, 181, 313 ff., 325 ff.
Lenbach, 145
Lengerke, Cäsar, 198
Lenz, Max, 381 f., 451
Leo X., 132, 167
Leo Heinrich, 318 ff., 346
Leopold I., Kaiser, 27, 46, 59, 119, 135, 262
Leopold II., Kaiser, 48 f., 295 f.
Leopold III., Herzog v. Österreich, 32 f.
Leopold von Dessau, 307
Lessing, 61, 92, 93, 190, 240, 308
Leuthold, Heinr., 144

Lexer, Matth., 263
Leyder, 448
Leyden, 308, 381
Lichtenstein, Fürst, 24
Liebig, J., 143, 276, 345, 406
Liliencron, Rochus von, 420
Lilienthal, 190
Lindemann, 199
Lindner, Theod., 321
Lingg, Hermann, 144
Lingen, 284
List, Friedr., 96
Liszt, Franz, 420
Lobkowitz, Albert, 19
Lobkowitz, Boguslav, 22
Lobstein, 444
Locherius, Phil., 115 f., 131 f., 152
Lochmaier, 41
Löwen, von, Wien, 47
Löwen, 206, 225, 281
Löwenberg, 374
Löwinson, 374
Lohbauer, Rudolf, 440
Lonitzer, Joh., 117
Lori, 136
Lotichius, 118, 278
Loyola, s. Ignatius
Luise, Königin v. Preußen, 374
Luden
Luder, Petrus, 78
Ludewig, Joh. Peter, 301—306
Ludovici, Kardinal, 58
Ludwig XIV., 59, 228, 283
Ludwig XV., 137
Ludwig XVIII., 402
Ludwig I., König v. Bayern, 140 ff., 262, 324, 347 ff., 403
Ludwig II., König v. Bayern, 144 ff., 350
Ludwig III., Kurfürst v. d. Pfalz, 56
Ludwig d. Reiche, 129, 130 ff.
Ludwig, Großherzog v. Baden, 121
Ludwig, Landgraf, 270, 273
Lücke, 448
Lüpke, 421
Lützen, 81, 239
Luitpold, Prinzreg. v. Bayern, 142, 350
Luther, Martin, 43, 56 f., 80, 87, 89 f., 117, 126, 131 f., 151, 159—165, 172 ff., 186 f., 215 ff.
Lutz, I. L.
Luxemburg, Simon von, 39

M

Madeburg, 448
Madin, Breslau, 387
Madhin, Frankfurt, 169
Magdeburg, 12, 315, 317
Maierhofer, Kammerpräs., 183
Mailand, 205
Mainz, 16, 41, 55, 81 ff., 136, 366—370, 399 bis 403
Maiselstein, Kaspar von, 38
Malmö, 423
Mansfeld, Agnes, 249
Manteuffel, 448 ff.
Mantua, 134, 149 f.
Manz, Karl, 135
Marbach, Oswald, 352 f.
Marburg, 136, 154, 171—184, 217, 233, 235, 246, 269—274, 304, 313, 421, 439
Margarete, Erzherzogin, 293
Marheineke, 359, 370—374, 419 ff.
Marie Eleonore, Königin v. Schweden, 188
Maria Theresia, Kaiserin, 28, 47, 136
Marcks, Erich, 64, 451
Marsilius von Ingen, 54
Marsilius von Padua, 55
Marx, Karl, 422, 424
Martin V., 38, 100
Martini, Kaiserl. Staatsrat, 48, 295
Martiniz, Kaiserl. Rat, 24
Maßmann, 223, 391
Mascow, Jakob, 93
Massow, Julius von, 352, 384
Maternus, 79
Mathy, Karl, 395
Mathias, Kaiser, 248
Mathias, König v. Ungarn, 40 ff.
Maurenbrecher, 96
Maximilian I., Kaiser, 37, 42 f., 117, 150, 153, 167
Maximilian II., Kaiser, 23, 45, 245, 442,
Maximilian I. von Bayern, 134, 155, 239
Maximilian Emanuel, Kurfürst v. Bayern, 135, 239
Maximilian III., Josef v. Bayern, 136—138, 306
Max I., Josef, König v. Bayern, 61, 138 f., 261 ff., 296 ff., 335—346
Maximilian II., König v. Bayern, 324, 349 ff., 370
Maximilian Franz, Kurfürst, 400
Mayer, 64
Maier, Martin, bayer. Rat, 130

Mayer, Sebastian, 293
Mecheln, 415
Mechthildis, Gräfin v. Württemberg, 149
Mecklenburg, Albrecht V. von, 99 f.
„ , Friedrich, 102
Johann III., 99 f.
Johann Albrecht, 101 f.
Paul Friedrich, 103
Meiners, 323
Meißen, 87
Meißner, August, 29
Meißner, Balth., 164
Melanchthon, Philipp, 23, 56 f., 132, 153 f., 160-165, 168, 171 ff., 186 f., 215 ff., 227 ff., 235 f.
sein Töchterchen, 186
Memel, 5, 336 ff., 344 ff., 353 f.
Memmel, Erlangen, 336—339, 344 ff.
Mendel, Johann, Amberg, 40
Mencke, Joh., 91, 93
Menzel, Wolfgang, 391—396, 406
Menzer, 270, 274, 277 ff.
Merkel, Ph. Fr., 308 ff., 315
Merklin, 156
Merseburg, 87
Merkator, Gerhard, 281
Merks, 64
Mespelbrunn, 45 ff.
Metternich, Fürst, 49, 195 ff., 223 ff., 315 ff., 366 ff., 393 ff., 443
Meuselwitz, Ferd., Erlangen, 346
Meyer, Eduard, 96, 321, 382
Meyer, Konrad Ferdinand, 428 ff.
Meyer, O. E., 397
Meyerfeld, Graf von, 113
Meyern, Freih. von, 332
Meyfart, I. M., 82
Miaskowsky, 397
Michaelis, 168
Mies, Jakob von, 21
Mischer, Fr., 439
Mikyllus, Jakob, 57
Mikolitzsch, 397
Milier de Fleur, Halle, 399
Minden, 416
Minkwitz, Erasmus, 57
Minutoli, Polizeipräs., 376 f.
Mithridates, Wilh. Raimund, Köln, 72
Mittermeier, 140, 235 ff.
Mockel, Johanna, Gemahlin Gottfr. Kinkels, 420 ff.
Möllfeld, 117
Mörs, 283
Mörlin, Königsberg, 187
Mohl, Robert von, Staatsmin., 439
„ , Hugo, dessen Sohn, 439
Mohr, Nikolaus, 254
Mommsen, Theodor, 391 f., 380 ff.
Montpellier, 39
Monard, franz. Gen.-Int., 120
Montez, Lola, 142
Montgelas, M., Graf von, bayer. Min., 258 ff., 335—342, 443
Mooshamm, 140
Moritz v. Kassel, 175
Moritz v. Sachsen, 89, 206, 162
Morone, Kardinal, 281
Moser, 303
Mosheim, I. L., 230—323
Moskau, 324
Moy, 348
Mühenbruch, 318
Mühlberg, 161, 215
Müller, Joh. v., 180, 313—317, 324 f., 352 ff.
Müller, Johannes, 375, 406
Müller, Wolfgang v. Königswinter, 420
München (Ingolstadt, Landshut, München) 129—147, 211, 258, 317, 431, 449
Münchhausen, Gerhard Adolf von, 322
Münster, Sebastian, 57, 125, 153, 176, 284, 451
Münster, 89, 441
Muther, Theodor, 106
Murner, Thomas, 117
Musculus, Andr., 168
Mutianus, 173

N

Napolean I., Kaiser, 83, 94, 139, 180, 194 ff., 219 ff., 233, 312 ff., 324 ff., 334 ff., 341, 354 bis 361, 384—403
Nassau, Moritz von, 58, 282
Nasse, 421
Naukleros, 149 f.
Nathin, Joh., 151
Naumburg, 317
Naunin, 448
Nauwerck, Berlin, 371—375, 379
Neander, 372
Neapel, Univ., 8, 11, 19
Nettelbladt, Daniel, 305
Neuburg, Stift (Heidelberg), 66
Neuenaar, Graf Herm. von, 73
Neumann, 143

Neumann, Fr., 448
Ney, Marschall, 359
Niebuhr, 356—368, 411—416
Niemann, 291
Niemeyer, 308—320, 353
dessen Gemahlin, 312
Niethammer, 339 ff.
Nietzsch, Karl, 372, 416
Nietzsche, Friedr., 64
Nikolaus von Neuß, 69
Nokk, Wilhelm, Minister, 64, 68, 122, 425
Nockenhausen, 136
Nösselt, 309 ff.
Nößler, Georg, 237 ff.
Nördlingen, Schlacht, 58, 208, 253
Nolte, 353
Noorden, 96
Nordhofer, Georg, Freiburg, 116
Notnagel, Christ., 163
Nürnberg, 235—241

O

Oberlin, 444
Occam, Wilh. von, 151
Oken, L., 221, 430
Ökolampadius, Joh., 56, 153
Olevianus, 58
Olave, Martin von, 206
Oldendorp, 172
Oppenheim, 374
Orbanus, 79
Ortenburg, Graf von, 236
Orden der Bartholomiten, 253
Benediktiner, 138, 151, 213, 297
Bernhardiner, 43, 86
deutsche, 15 ff.
Dominikaner, 11, 15, 22, 24, 27, 46, 139
Fideisten, 213
Franziskaner, 11 f., 27, 72 f., 213, 297 f.
Jesuiten, 22—30, 44—48, 60 f., 74 f., 81, 118—120, 132—138, 205—214, 230, 244 bis 256, 265—268, 282 ff., 293—298, 383 bis 387, 400—403, 416, 431 ff.
Illuminaten, 400
Studenten passim
Zisterzienser, 100, 243
Orelli, Joh. K. W. von, 428 ff.
Orleans, Univ., 10
Osiander, 187
Osnabrück, 89
Osten, David von, 208
Öttingen, von, 341 f.
Otho, 177
Otto Heinr., Kurfürst v. d. Pfalz, 57 f.
Otto, Johann, aus Münsterberg, 86
Ouvrier, Rektor, Gießen
Overbeck, 421
Overtür, Franz, 256
Oxford, 16, 69
Oyta, Heinr., von, 33 f., 40

P

Paderborn, 451, 284, 352
Padua, 9, 42, 124, 205
Pappenheim, Gottfried von, 236
Papin, Denis, 177
Papius, 250, 254
Paul III., Papst, 132, 187, 206
Paulsen, Herman, 291
Paulus, Cittadinus, 117
Paulus, Prof., Heidelberg, 62, 218, 251, 370 f., 403
Paraklet, 9
Paris, 6—10, 15 f., 20, 30 f., 33 f., 42, 50, 54 f., 68, 85 ff., 90, 100, 130, 136, 139, 150, 152, 243, 245 f., 313, 401
Parisius, Ludwig, Kaiserl. Oberst, 113
Passau, 33
Passow, 387 ff.
Pechmann, Wilh., Freih. v., bayer. Min., 141
Peucer, 162 ff.
dessen Gemahlin, 162
Pertz, G. H., 381
Perthes, Ph., 420 ff.
Perty, Max, 440
Pernice, Halle
Pernstein, kaiserl. General, 112
Pestalozzi, 428
Pettenkofer, 144
Petrejus, 79
Petrus Hispanus, 6
Petrus Ravennas, 111
dessen Gattin Lukrezia, 111
dessen Sohn Vincentus, 111
Pfaff, 391, 343
Pfannenstiel, 397
Pfefferkorn, Joh., 43, 73
Pfitzer, Gust., 156
Pflug, Königsberg, 201
Pfotenhauer, H. E., 439
Pfuel, General, 375
Philipp Wilh., Kurfürst v. d. Pfalz, 55, 60
Philipp d. Großmütige, 116, 154, 171, 181
Philippi, Rostock, 106, 307

Philomusos, 115
Pompadour, Marquise von, 283 ff.
Phrygio, Paul, 116
Pieterit, 280
Pillau, 188
Pirna, 24
Pisa, 28
Pistor, 167
Pistoris Maternus, 78
Pius II., Papst, 55
Pius IV., 133
Plautsch, Martin, 151
Platen, Ernst, Leipzig, 93
Platen, August, Graf von, 346
Platter, Felix, 125
Plautus, 132
Plenningen, Dietrich, 56
Pleißenburg, 162
Podiebrad, Georg von, 21
Polich, Martin, 159 f., 167 f.
Pommern, 109—114
  Herzog Barnim, 111 ff.
  Bogislaw, 111, 113
  Georg, 111 ff.
  Erich II., 110
  Wratislaw IX., 109
  Wratislaw X., 110
Pont a Mousson, 246, 312
Ponikoni, Tobias von, 123
Pontanus, Jakob, 210
Pörschke, Karl Ludwig, 191
Posadowsky, 366
Poygio, 152
Prag, 12—30, 33 ff., 38—55, 77, 81, 87, 100, 109 ff., 208, 239, 243, 294, 452
Prantl, 145
Preßburg, 296
Pretorius, 168, 236
Preuß, Georg, 397
Ptolemäus, 152
Puchta, 348, 372
Pufendorf, Samuel, 59, 62, 65, 89, 91, 155, 301 ff.
Pultusk, 192.
Pütter, 181, 313 ff.
Pytheas von Massilia, 4

R

Rachel, Samuel, Helmstedt, 229
Radziwill, 366
Rain, 134
Ranke, Leopold von, 143, 182, 206, 237, 367,
Rantzau, Grafen von, 288
  373 f., 396 ff.
Rau, Balthasar, Greifswald, 112
Rau, 343
Rau., W., 439
Raumer, Fr. von, 367, 379, 387—390
  Gemahlin, 348
Raumer, Karl v., 348, 386—394
Raphagelanus, Stanislaus
Rappold, Rappoltstein, 445
Rautenstrauch, Stefan, 120
Rees, 282
Rehfus, Bevollm., 401—415
Reichert, 157
Reidenitz, D., Ch. Königsberg, 191
Reil, J. Ch., 308—320, 352—361
Reimer, 368, 408
Remer, Königsberg
Renaud, A., 439
Reinhold, Jena, 218
Reinwald, 414,
Reitmeier, 54
Resenius, Anton
Rettig, 431
Retze, Franziskus, 35
Reuchlin, Joh., 43, 56, 73 f., 79, 132, 149, 153, 160
Reuß, Maternus, Würzburg, 257
Reuß, Stefan, Konstanz, 43
Reuß, ält. Linie, Fürst Heinrich XIII., 239
  Dyonis, 56
Reuß, Ed., 446
Reußner, 446
Reventlov, Graf von, 288
  „ , Detlef, Kurator, Kiel 290
Reyscher, 421
Reynald von Alna, Zisterzienser, 54
Ribbeck, 352
Richthofen, Karl v., 373
Richter, Jean Paul, 219
Richard Albert, 440
Richardis, Kaiserin, 442
Riedel, Karl, Leipzig, 96
Riedesel, 274
Riegg, Rektor, Freiburg, 120
Riehl, München, 143, 145
Ries, Fr., 440
Rietschel, 419
Ringemann, Matth., 116
Ringseis, München, 348
Rinteln, Univ., 233, 277—280

Ritter, Karl, 367
Richlitz, Gefängnis, 162
Rogge, Walter, 424
Roggenbach, 446
Rohan-Soubise, Prinz Armand von, 447
Rohde, Erwin, 64, 128
Rohm, 343
Romanus Adrian, 250
Romberg, Rektor, S.J., 137
Röpell, Richard, 383—398
Rosenbusch, 448
Rosenkranz, Professor, 199 ff., 202, 370
Rosenthal, 206
Röschlaub, 140
Rößler, Herm., 107
Rothschild, Haus, 223
Rostock, Univ., 45 f., 99—108, 349
Rot, Prediger, 275, 301
Rot, Rostock, 106
Rothe, 420
Roth I., Camerarius, 233
Rothig, K. F., 440
Rot, Ignatz, Ingolstadt
Rotteck, Historiker, Freiburg, 121, 326
Rothenburg, Burggraf von, 237
dessen Sohn, 237
Rothenhan, 348 ff., 386 f.
Rubenow, I. H., Greifswald, 109 ff.
Rubianus, Crotus, 79
Rückert, Fr., 348
Rückert, Heinr., Prof., Breslau, 2 f., 274
Rückert, Leo, 374
Rüdeger, 312
Rudolf, 333.
Rudolf II., Kaiser, 23, 235 ff., 270 ff.
Rudolf IV., Herzog v. Österreich, 31 ff.
Ruge, Arnold, 372
Rupprecht v. d. Pfalz, 18, 28 ff.
Rütimeyer, 334.

S

Saalfeld, 299
Sabinus, Georg, 186 f.
Sabitus, 242
Saccen, 66
Sägeberg, 423
Sailer, Michael, Prof. und Bisch., 139, 211—214, 403
Salerno, 6
Salis, Fr. v., 377
Salis, Joh. Chr., 377
Salo, Petrus, Dillingen, 206 ff.
Salzburg, 33, 297
Sand, Karl Ludwig, 196, 223, 341—344, 364—368, 406 ff.
Saper, 449
Sartorius, Joh., 111
Sassen, 72
Satler, Helmstedt, 277
Saubert, Johann, 228
Savigny, Karl, 140, 180, 327, 356—369, 407 ff.
Scanzoni, 263
Skarpa, 234
Schade, Oskar, 315
Schaßler, 374
Schäfer, Dietrich, 64, 157, 381, 396 ff.
Schafter, August, 438
Schaper, Prof., 237
Scharnhorst, 356—370, 368—371
Schaumann, Gießen, 276
Schaumburg, Ulrich, Graf von,
Scheele, Hermann, Minister, 325
Scheffel, Viktor von, 53, 67
Scheffer-Boichorst, 381, 448
Scheffner, Königsberg, 193 ff., 196
Scheibel, Breslau, 394
Schreiner, Chr., Dollingen, 210
Schellenberg, 135
Schelling, 258—262, 369—372, 346 ff., 403
Karoline, dessen Gemhln., 206
Schenkendorf, Max von, 192
Scherer, Leibarzt, 296
Scherer, Wilhelm, 448
Scheuerl, Chr., 159
Schill, Major, 221, 355, 368
Schiller, Bernhard, 117
Schiller, Fr. von, 68, 82, 190, 218 ff., 308, 336
Schimper, 446
Schindler, Val., 228
Schlefli, 440
Schlegel, Wilh., 218, 369, 404—426
„ , August, 218
Schleiermacher, Fr., 310 ff., 353—368, 370, 406—412
dessen Schwester Nanna, 407
Schlieffen, Martin von, Minister, 178
Schlötzer, Aug., 323
Schlosser, Chr., Heidelberg, 63
Schlosser, Joh. Chr., 369
Schlosser, Frankf., 168
Schmachthagen, Leipzig, 88
Schmalz, Berlin, 353, 390
Schmedding, Geh. Rat, 367

Schmettau, 302
Schmidt, Erich, 381
Schmiedeberg, 448 ff.
Schmitt, K. W., 446
Schmitt, W. A., 373
Schmitt, Ignatz, 256
Schmitt, Gießen, 376
Schmoller, Gustav, 381
Schneckenburger, 438
Schneider, Eulogius, 445
Schneider, 163
Schnell, Königsberg, 187
Schnell, Bern, 436—440
Schnöpf, 173
Schöll, 365
Schön von, Oberpräs. v. Königsberg, 197 ff.
Schönaich von, Leipzig, 93
Schönborn, Fr. Karl, 355 ff.
Schönborn, Graf, Philipp von, 253 ff.
Schönbrunn, 290
Schönlein, 128, 430
Schöpflin, 444 f.
Schott, Breslau, 397
Schott von Königshofen, Kaspar, 254
Schreber, Erlangen, 333
Schreiber, Paul, 152
Schrick, Mich. von, 39
Schröder, Rich., 64
Lukas
Schröder, Mecklbg., Min., 105
Schubert, 200, 344 ff., 348
Schuckmann, Fr. von, 355—368
Schultz, David, 389, Schultes, 140
Schultz, 392
Schultze, 169
Schulze, 308
Schupius, Balthas., 175
Schurfius, 168
Schurk, Erlangen, 348
Schurz, Karl, 423
Schurzfleisch, K. S., 164
Schwanthaler, 349
Schwarz, 320
Schwarz, Straßburg, 449
Schweiker, 194
Schwerin, Graf, Minister, 377 f.
Seckendorf, 341
Seckenheim, 55
Seehofer, Magister, 132
Seibt, Karl Heinrich, 29
Seiler, Erlangen, 333
Seinsheim, Adam, Fr. Graf von, Fürstbischof, 255
Seligenthal, Zisterzienser Abtei, 139
Semmler, 305
Sengerin, Maria Renata, Subpriorin, 255
Sennert, 163
Serarius, Nikolaus, 250
Seyfried, Joh., 255
Siardi, 139
Sickingen, Franz v., 57, 74
Siebenburger, Thomas, 37
Siebenpfeffer, 439 ff.
Siebold, Prof., 143
Siebs, Theodor, 397
Siculus, Sylvius, 43
Sievers, Eduard, 321, 96
Siegmund, Deutscher Kaiser, 20 f.
Siegmund, Kurfürst, 168
Siegmund, König v. Polen, 186, 188
Silchenmüller, S. Chr., Konst. Rat., 33
Silvan, Joh., 58
Simon, Josef, 440
Simon v. Tißnow, 19
Simrock, Karl, 406
Sixtus IV., 149
Slawata, kaiserl. Rat, 24
Slupwechter, 110
Snell, Wilhelm, 436—440
„ , Ludwig, 436—440
Söltl, 143
Sohm, 447
Solger, 358—361, 365
Solingen, 423
Solms-Laubach, Oberpräs., 404—410
Soltow, Prof., 16
Sonitzer, 174
Sonnenfels, Josef von, 47
Sorbonne, 31, 69, 150
Soubise, General, 283 ff.
Spalatin (Spalt), 79, 161
Spee, Fr. Graf von, 254
Spengler, Pfarrer, Freiburg, 118
Sperling, Johann, 163
Speyer
Spiegel, Erzbisch., 415
Spinoza, 59, 90
Sprengel, Kurt, 308, 315
Sprenger, Jakob
Springer, 448
Stabius, Joh., v. Steyer, 42
Stade, Leipzig, 96
Stadion von, 119

Stahl, Straßburg, 446
Stahl, Julius, Prof., 307, 341 ff., 348 ff., 369 ff.
Stapfer, Bern, 178
Staupitz, Hermann von, 151 f., 159 ff.
Staufer, 54
Steffens, 308—321, 386 ff.
Steinbach, Erwin von, 445
Steinbach, Wendelin, 151
Steiner, Dillingen, 209 ff.
Steingass, Bonn, 406, 409
Steinmayer, 448
Steinwehr, 169
Stenbecke, Peter, Rostock, 100
Stenzel, 395
Stettin, 110
Stettler, 437, 439
Stintzing, 303
Stirner, Max, 424
Stockholm, 188
Stößer von Lilienfeld, 301
Stolle, 217
Stolz I., 293
Stoppe, 397
Storch, Peter, 86
Stosch, 169, 238
Stourdza, 392
Strautenbach, Oberst, 272
Straßburg, 56, 441—450
Streitl, Andr., 120
Strobl, Chr. E., 456
Strupp, Johann, 270 ff.
Struve, 35
Studemund, 448
Studer, 439 f. (Bernhard)
Sturm, Georg, 80
Sturm, Jakob, 442
„ , Johann, 442 ff.
Sturm, Wenzel, 23
Süvern, 193, 394
Superville, Geh. Rat, Bayreuth, 332 ff.
Suppan, Michael, 248
Suttod, Dillingen, 206
Switen, Gerhard von, 47 f.
Switen, Gottfried von, dessen Sohn, 48

T

Thaddäus, a. S. Adamo, 400
Thaer, Albr., 352
Thamer, Prof., Marburg, 173 f.
Tharau, 189
Theile, Fr. W., 439
Theimer, Martin, 296
Theodulf, 4
Thibaud, Prof., 62
Thibaut, 218, 221
Thiersch, 346
Thiersch, Heinr., 349
Tholuk, Halle, 318
Thöl, Prof., Rostock, 105
Thomas v. Aquin, 69, 70
Thomas v. Straßburg, Magister, 31
Thomasius, Christian, 90, 91 f., 155, 218, 230, 299 ff.
dessen Gemahlin, 304
Thomasius, Ulr., 152
Thorn, 185
Thule, 4
Thurell, 439
Thürheim, Graf, 343
Thürheim, Friedr. Graf von, 258
Tieck, Ludw., 62
Tiedemann, Prof., 140, 404
Tilly, Tzerklas, Graf von, 24, 58, 134, 175, 238 ff.
Tilsit, 299
Tomann, Würzburg, 261
Toscana, Großherzog von, 261
Touron, Bayreuth, 334
Treitschke, Heinrich von, 63 f., 68, 97, 122, 196, 292, 327, 381 f., 425 f.
Trendelenburg, 439
Tresch, 141
Tribolet, V., 439
Trier, Univ., 14, 41, 214, 421
Trient, 57, 205, 215, 296
Troppau, Kongreß, 365
Troxler, 430 ff., 444
Troyllus, Nik., Prag, 24
Tröltsch, Anton von, 263
Tröltsch, Ernst, 64, 177
Truchseß, Otto von, 205—208
Truchseß, Gebh., 246 ff., 249
Trutvetter, Jodokus, 78
Tscharner, 436 ff.
Tolouse, 152
Turenne, Marschall, 59, 282
Turneysen, Joh. Rudolf, Basel, 127
Tübingen, Univ., 44 ff., 55, 57, 107, 149—158, 246, 261, 264, 390
Twesten, Freiherr von, 356 ff.

U

Uhland, Ludw., 156, 390, 437
Uhlrich, Karl, Student, 363—366

Ulrich, Schweizer, 364 ff.
Ulm, Stadt, 208
Ulrich, Herzog v. Württbg., 150 ff.
dessen Gemahlin, 153
Ulrici, Hermann, 320
Umgelter, Statthalter, Dillingen, 210
Ungewitter, Bundesbevollm., 182
Unterholzer, 387
Urban V., Papst, 31
Urban VI., Papst, 32, 54, 69
Urban, Tierarzt, 378
Uhlrichs, Prof., Würzburg, 263
Ursinus, Heidelberg, 58
Usedom, Insel, 113
Usingen, Augustiner, 78

V

Valentin, G., 439
Varnhagen v. Ense, 369
Varrentrapp, Albrecht, Jurist, 86
Varrentrapp, Konrad, 448
Veit, Königsberg, 188
Velsius, Justinus, 74
Vergenhans, Tübingen, 149, 153
Victor, Superint., 269 ff.
Victoria, Königin v. England, 325
Viktoria, Kronprinzessin von Preußen, 396
Vierordt, Tübingen, 157
Villmar, August, 182
Virchow, 202, 263, 373, 380
Visconti, Nuntius, 209
Vischer, Fr. Theod., 155
Vogt, Fr., 397
Vogt, Ph. Fr., W., 439
Voigt, I. G., 96, 107, 200
Voigtel, 314
Voigtmann, Chirurg (Pseud. Richard Leander)
Vollmar, 440
Volta, 231
Voltaeus, Prof., 273
Voltaire, 61, 240
Voß, Joh. Heinr., 62, 66, 260
Voß, Julius von, 406

W

Wachler, Breslau, 378—382
Wagner, Adolf, 381
Wagner, I., Würzburg, 260
Wagner, Richard, 64 f., 145, 451
Waitz, Georg, 291 f., 381
Waizzenegger, Jurist, 135
Wald, S. G., 192
Waldeier, 448
Waldenser, 111
Waldeyer, Berlin, 381
Waldheim, 307
Walch (Jena), 218
Wallenstein, Albrecht von, Herzog von Friedland, 236—241
Wallesrode, 200
Wallraff, Ferdinand, Rektor, 75
Wallsee, Math. von, 38
Walter, Prof. u. Leibarzt, 137
Wangelin, Heinr. von, Bischof, 100
Wangenheim, Freiherr Karl von, 365
Wangerow, Heidelberg, 62
Wargentrapper, Albert von, 18, 19
Warschau, 189
Wartburgfest, 342, 362 ff., 389 ff.
Wasserschlieben, 395
Wattenbach, Wilh. von, 379, 381
Wachsmut, Leipzig, 96
Weber, Dillingen, 212
Weber, E. A., 446
Weber, G. S., 198
Weber, Karl Maria von, 66, 386
Weber, Wilhelm, Göttingen, 326 ff.
Wedelstedt, 374
Wehrenholz, Samuel, Basel, 126
Weickhart, russ. Rat, 255
Weimar, 60
Weil, Gottfr. von, 34
Weinhold, Karl, 220, 397
Weinlich, Leipzig, 96
Weinsberg, Hermann von, 72
Weinzierl, Innsbruck, 294
Weishaupt, Ingolstadt, 138
Welker, 121, 276, 291 f.
Welker, 405—414
Welsau, Schloß, 54
Wenger, Sixtus, 246
Wendt, Erlangen, 333
Wenzel IV., König v. Böhmen, 17 f., 20, 35 f.
Werenko, Graf von, Kanzler, 215
Werner, Zacharias, 361 u. 403
Wernicke, 397
Werningen, Florentinus, Kanzler, 56 f.
Wessel, Johann, 77
Wessenberg, 214
De Wette, 127, 218, 364—377, 414—417
Wetzel, 106

Widmond, Innsbruck, 293
Wiedeburg, Jena, 217
Wiedler, Heinrich, 440
Wiedemann, Tübingen, 150, 153
Wieger, Fr., 446
Wieland, 275
Wiedmann, Joh., 117
Wien, 15, 19, 21, 28 f., 31—50, 54 f., 77, 130 f., 243, 294, 401
Wiesmar, 290
Wigand, Jena, 216
Wigand, 448
Wigger, Julius, 104 f.
Wiklef (Wyklef), 18 f., 77
Wilda, 177
Wildbrandt, Rostock, 104 f.
Wilhelm I., Deutscher Kaiser, 377—382, 395 bis 398
Wilhelm II., Deutscher Kaiser, 1
Wilhelm, Herz. v. Bayern, 293
Wilhelm, König v. Holland, 11, 399
Wilhelm v. Kassel, 175
Wilhelm, Markgraf v. Meißen, 86
Wilhelm, Ulrich, 321
Willbrandt, Justizrat, 94
Wille, Jakob, 64
Wimpfeling, Jakob, 56 f., 442
Windelband, 448
Windischmann, 415
Windscheid, Bernhard, 106, 143
Winkel, 107
Winkelmann, Eduard, Heidelberg, 64
Winkelmann, Marburg, 270—275
Winpina, Frankf. a. O., 167 f.
Wippermann, Prof., 319 f.
Winrich, O. C., 243
Wittenberg, 22, 45, 56, 80, 87 f., 101, 152, 154, 159—165, 167, 215, 245, 275, 290, 315, 439
Wittgenstein, Graf, 195 f.
Wittgenstein, Fürst, Polizeipräs., 410—411
Wladislaw, König v. Böhmen, 22
Wolf, Chr., 93, 177 f., 217 ff., 279 f., 295, 303 ff.
Wolf, Fr. Aug., 232, 260, 290, 308—363
Wolf, Rud., 440
Wolff, 348
Wolgast, 113
Wolfram v. Eschenbach, 5
Worms, 60
Wouter, Cornelius, 281
Wöllner, Minister, 191, 284, 309
Wrangel, General, 197, 379
Wucherer, 312
Wurmbrandt, Oberst, 208
Wuttke, Leipzig, 96
Wüst, Georg, Leipzig, 88
Würzburg, 136, 213, 235, 243—264, 311

Y

York, General,, 195, 358

Z

Zabenius, Joh., Prag, 24
Zachariä, Joh., Erfurt, 78
Zachariä, Dichter, 91
Zacher, Julius, 320
Zähler, 157
Zähringer, 54
Zapf, Nikolaus, Erfurt, 82
Zarncke, Leipzig, 96
Zasius, Ulrich, 117
Zdenek von Labaum, Prag, 19
Zedlitz von, preuß. Minister, 310
Zeitz, 162
Zell, Ober-Unter, Kloster, 253
Zeller, Eduard, 381, 439
Zeller, Philipp, 305
Zentner, 339—341
Ziegler, Kaspar, 164
Ziegler, Theobald, 448
Zimmer, Prof., Dillingen, 213
Zingel, Rektor, Ingolstadt, 116, 131
Zürich, Univ., 157, 427—433, 435 ff.
Zwingli, Ulrich, 124, 126, 427
Zyro, 438



Gedruckt auf „Dickdruck-Papier“ der Papierfabrik Salach
von der A. Oelschläger'schen Buchdruckerei, Calw
Druck der Tafeln
von der Hoffmann'schen Buchdruckerei, Stuttgart